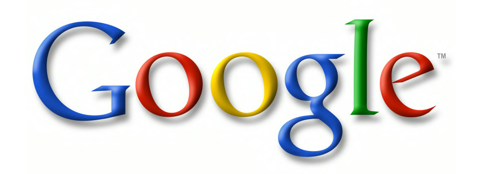




Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Fünfundvierzigster Band.

München,
gedruckt in der königl. Central-Schulbuchdruckerei.

Gelehrte Anzeigen.

Juli bis Dezember

1857.

I.

Philosophisch-philologische Classe.

München,
im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

# Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1. Juli.

Nr. 1. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

1) Die Alexandersage des Orients und des mittelalterlichen Europa's, ein Vortrag gehalten in der XVI. Philologen-Versammlung vom Prof. Cleß von Stuttgart, abgedruckt in den Verhandlungen 1856. S. 113—127.

2) **Pseudo-Callisthenes.** Primum edidit Carolus **Müller**. Accedit Itinerarium Alexandri; Anhang an Arriani Anabasis et Indica. Ed. Fr. Dübner und an Reliqua Arriani, et Scriptorum de Rebus Alexandri M. Fragmenta collegit Carolus Müller. Parisiis Editore Firmin Didot 1846. 8. max.

3) **Fragmenta Historicorum Graecorum.** Collegit, Disposuit, Notis et Prolegomenis Illustravit Carolus **Mullerus**. Volumen Quartum (Priscus). Parisiis Editore Ambrosio Firmin Didot 1851. Pagg. 1856. 8. max.

Folgende mir zuerst aus einem öffentlichen Blatte zugekommene Notiz: „Rede zur 98. Stiftungsfeier der k. Akademie der Wissenschaften zu München am 28. März 1857 von ihrem Vorstand Geheimrath v. Thiersch“ (Allg. Zeitung, Beilage zu Nr. 95. Augsb. 5. April) mußte mich natürlich an alte und neue Verpflichtungen erinnern, die ich diesem Gelehrten-Vereine schulde, und so beschloß ich denn an denselben einige Berichte einzusenden, zuvörderst über eine jüngst erschienene Abhandlung aus dem Gebiete der griechischen Geschichte, sodann über einige noch nicht von mir besprochene Theile der großen C. Müller-Didotschen Fragmenten-Sammlung der griechischen Historiker.

Bei Nr. 1 und 2 werde ich vorerst ein wenig weit ausholen müssen; desto kürzer werde ich mich hernach fassen können. — Ueber den Pseudo-Kallisthenes hatte ich mich schon 1845, in der 2. Ausgabe der „historischen Kunst der Griechen“ S. 383 ff. erklären müssen, wo ich unter Anderm (S. 387) sage: „Dagegen hält Pausanias (VI. 18. 6. p. 436 ed. Schub. et Walz) ein ihm (dem Anaximenes aus Lampsakos) beigelegtes Epos auf Alexander für unächt. Sollte sich in diesem Poem, frage ich, nicht schon einer der Keime der nachher so üppig wuchernden Romanenliteratur über diesen König finden?“ Schon im nächsten Jahre (1846) fand ich darauf diese meine Worte von C. Müller (ad Anaximenis Fragg. p. 34 extr.) wörtlich angeführt, und somit meine Vermuthung von ihm adoptirt; vergl. jetzt meinen Bericht über Nr. 2 in den Wiener Jahrbb. der Lit. 1848, Band 122 S. 21 ff., wo ich die großen Verdienste C. Müllers sowohl um den von ihm zum erstenmal herausgegebenen griechischen Text, seinen Inhalt und alle darauf bezüglichen Fragen nach Gebühr gewürdigt habe. Da sonach gegenwärtig der Inhalt jenes Roman's als fast allgemein bekannt vorausgesetzt werden kann, so begnüge ich mich hier ganz summarisch zu berühren, was ich dort bei der Angabe der Quellen von Alexanders d.

Gr. Geschichte, vier an der Zahl, gesagt habe: also 1) Briefe, 2) Localsagen, 3) Gedichte, 4) Vorträge der Redner und der Philosophen (S. 22—24).

Bei Nr. 2 wird bemerkt: „Localsagen, jüdische, deren Keime im Josephus liegen, und wonach Alexander zum Theil als Verehrer Jehovah's dargestellt wird; besonders jedoch ägyptische. Hatten die Aegyptier schon von ihren Vorfahren den Anstoß empfangen, welche nämlich, um ihres Vaterlandes Unterwerfung sich erträglicher zu machen, dem Kambyses eine ägyptische Mutter andichteten, so gaben ihre Nachkommen dem Alexander einen Aegyptier zum Vater, indem sie erzählten: Nektanebos II., Pharao von Aegypten, sei vor seinen Feinden aus Memphis nach Pella in Macedonien geflohen, und habe dort mit Olympias Alexander den Gr. erzeugt; wodurch ihre Unterwerfung unter Alexander als die unter den Sohn eines legitimen Königs erschien (Pseudo-Callist. cap. I. p. 1 sq. ed. C. Müll.) u. s. w."

Bei Nr. 3. „Dichter. Wir haben bemerkt, daß man schon den Anaximenes Heldengedichte über Alexander beilegte, welche jedoch Pausanias nicht für ächt gelten läßt". — Hiebei kann ich jetzt mit wahrer Befriedigung die Monographie eines unserer, nachher Göttinger, philologischen Seminaristen dem gelehrten Publikum empfehlen.

„H. Useneri Quaestiones Anaximeneae". Gottingae. Dieterich 1856. Pgg. 64. 8., in welcher ungemein fleißig ausgearbeiteten Schrift der Verf. natürlich den wieder erhobenen Streit über die Ars Rhetorica aushebt, und über unseres akademischen Amtsgenossen Edition: Anaximenis Ars Rhetorica quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum. Recensuit et illustravit Leonardus Spengel Monacensis. Turici et Vitoduri 1844. Pgg. 276. 8. sich folgendermaßen äußert (p. 1): „Itaque id unum adiiciam litem quasi diremtam esse, quum Spengelius hanc artem et copia critica instructam emendatamque et praeclaro commentario explanatamque edidisset: quem librum iure appellaveris unum optimumque totius disputationis fructum".

Wenn ich nun gleich mit gleicher Zufriedenheit dem Verfasser bezeugen kann, daß er mit demselben Fleiß und derselben Umsicht die alten und neuen Untersuchungen über das Leben und die übrigen Schriften des Anaximenes benützt habe, kann ich doch hier zum Schluße den Wunsch nicht unterdrücken, daß er aus Anlaß der obigen Stelle des Pausanias in die Erörterung über den Ursprung der griechischen Alexanderromane etwas genauer eingegangen wäre, statt daß er sich (I. p. 8 sqq.) mit der Aeußerung begnügt: „De vita Anaximenis Aristoclis filii Lampsaceni quae memoriae prodita sunt, quum collegerint Rob. Geierus, maxime Alexandri scriptores, et Carolus Müllerus — ea non repetam hoc loco".

Ehe ich nun zum Kallisthenes zurückkehre, kann ich ein Paradoxon nicht unterdrücken, das in der neuesten Zeit ein unverhofftes Glück gemacht hat, so daß selbst der englische Kritiker Colebrooke ihm Gehör gegeben hatte: „qui faisait descendre la Logique d'Aristote des ouvrages brahmaniques par l'intermédiaire de Callisthène, son neveu et le compagnon infortuné d'Alexandre". Man wird sich denken, welch' heftige Widersprüche diese Sätze unter den deutschen, französischen u. a. Gelehrten hervorgerufen haben; worauf ich überhaupt nicht eingehen kann; daher ich mich begnüge, auf mein Buch: „Zur Geschichte der Philologie", 1854, S. 229—231 zu verweisen.

Und so kann ich denn jetzt erst zu Nr. 1 zurückkehren, dem ich alles Obige voraussenden mußte, weil ihm meine Erörterung in der „historischen Kunst der Griechen zweiter Ausgabe" und mein neuester Bericht in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur" entgangen waren, die neueste Schrift über „Anaximenes" noch nicht bekannt sein konnte. Diese Lücken hat jedoch Hr. Cleß mit der ihm zu Gebot stehenden Gelehrsamkeit auf das reichlichste, wie wir gleich sehen werden, ausgefüllt.

Nach einer geistvollen Uebersicht über die lokale Verbreitung der Alexander-Mythen (S. 115 ff.) fährt der Verf. fort (S. 118 ff.):

„Dieser Rundschau über die örtliche Fixirung der Alexandersage möge jetzt sich noch eine kurze Besprechung ihrer schriftlichen Feststellung anschließen!

Hier muß in erster Linie jenes für uns ältesten Alexanderromanes gedacht werden, der den Namen von Kallisthenes, diesem durch Wissenschaft und Unglück berühmten Anverwandten des Aristoteles und Begleiter Alexanders, freilich mit Unrecht, an seiner räthselhaften Stirne trägt; daher seine bekannte Benennung „Pseudokallisthenes". In barbarischem Griechisch abgefaßt und in seiner einfachsten Gestalt vielleicht dem vierten oder fünften Jahrhundert entstammt, wurde er unter verschiedenen Händen allmählich erweitert, zum Sammelplatz aller bisher auf mündlichem und schriftlichem, zwischen Orient und Occident fluctuirenden Sagen über Alexander, und hinwiederum zur Fundgrube für spätere Bearbeitung und Weiterbildung derselben, war aber der mittleren Zeit Europa's bis vor Kurzem nur in ein Paar lateinischen Uebersetzungen oder Bearbeitungen zugänglich. Wie alle ihm nachgeformten Alexanderromane zerfällt er in zwei Theile, deren erster im Ganzen relativ mehr die Grenzen der historischen Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit einhält, wogegen der zweite absonderlich in zahlreich weitschweifigen Briefen uns die Wunder und Mähren sagenhafter Fernen hin und wieder in anmuthiger Gestalt, vielfach aber auch in den fratzenhaftesten Mißgeburten vorführt".

Es folgt die Skizze des Inhalts jenes griechischen Alexanderromanes, den ich hier füglich übergehe; worauf Hr. Cleß fortfährt: „Schon diese Uebersicht mag den Beweis liefern, wie sich aus den Schlacken eines solchen Märchenlabyrinths nur wenige Goldkörner historischer und ethnographischer Erkenntniß gewinnen lassen. Dabei kann man am Ende fast nur Widerwillen gegen die Schöpfungen einer Phantasie empfinden, welche sich häufig an kein Maß bindet, bei der Bildung ihrer Gestalten und Situationen so oft aller Regeln des Wahrscheinlichen und Schönen spottet, und überdies ihre Erzählungen meist ohne allen Schwung und alle Frische, alle Wärme des Interesse's am Helden und an seinen Gefährten im gedehntesten Fabeltone auf's Einförmigste abwindet. Das einzig Achtbare am Produkte ist die dasselbe durchziehende sittlich-religiöse Ansicht, und sein übriger Gehalt beschränkt sich auf sein literar-historisches Verhältniß zu allen späteren Alexanderromanen, in welchen, so verschieden auch die Abflüsse durch Zeit, Glauben, Bildung gefärbt sein mögen, doch die gemeinschaftliche Quelle sich immer wiederum erkennen läßt. Die morgen- und abendländische Literatur bietet hiefür eine Reihe von Belegen dar, und vom Stamme der Ersteren vor Allem der persische Zweig, welcher allein 12 Alexandreiden aufzuweisen hat".

Daß nun Hr. Cleß aus seiner reichen Belesenheit aus beiden Literaturen bis auf die neueste Zeit Alles kritisch gesammelt und benützt hat, braucht schließlich wohl nicht ausdrücklich bemerkt zu werden. Nur über das deutsche Alexanderlied eines Pfaffen Lamprecht kann ich nachtragen, daß schon im Jahre 1828 unser gelehrter Heinr. Schreiber zu Freiburg im Breisgau eine Monographie darüber herausgegeben, welche aber jetzt mit den Aufschlüßen, die Cleß (S. 123) darüber gegeben, verglichen werden muß.

Da Nr. 2 Pseudo-Callisthenes ed. C. Müller sowohl früher in den Wiener Jahrbb. der Liter. B. CXXII. S. 20 ff. als auch zunächst vorher unter Nr. 1 von mir besprochen worden, so gehe ich folgerichtig sofort zu Nr. 3 über und hebe zunächst aus der Praefatio die Belehrung für den Leser über diesen Band des Werkes hervor. Nachdem der Herausgeber bemerkt hat, wie bei dem gegen sein Erwarten fortschreitend anwachsenden Stoffe kaum der dritte Band dieser Sammlung zur Aufnahme der Geschichtschreiber bis auf Constantin d. Gr. ausgereicht habe, die Masse von mehr als 300 Schriftstellern unbekannten Zeitalters nebst den Zusätzen und Registern von ihm habe in diesem vierten Bande zusammengefaßt werden müssen, wie aber der sich selbst nie genugthuende Herr Firmin Didot den zweiten Band dieser Sammlung, die Fragmente des Polybius, des Dionysius und Diodor mit den aus dem Staube des Escorial hervorgegangenen Ergänzungen und den dritten die Bruchstücke des Nicolaus von Damascus, des Dexippus und des Eusebius mit den neuen Ergebnissen einer spanischen Handschrift und einer andern vom Berge Athos bereichert habe, so habe derselbe auch diesen vierten mit einer ganz neuen und nicht versprochenen Zugabe ausgestattet sehen wollen und demgemäß beschlossen, mit dem Sammeln und

Ergänzen der griechischen Historiker nicht bei der Zeit Constantin d. Gr. stehen zu bleiben, sondern dieses Geschäft bis auf den Zeitpunkt fortzusetzen, wo der andere Constantin, Porphyrogeneta, aus so vielen Schriftstellern (ob zum Heil oder Unheil der Literatur, bleibe dahin gestellt) so zahlreiche Auszüge habe machen lassen. Daher sei auch diesen Historikern der sinkenden Gräcität, die in der Geschichte ihrer Zeit den ersten Platz einnehmen, ein besonderes Buch gewidmet worden. Als Anhang endlich seien die Chroniken Johannes des Antiocheners beigefügt worden, eines Schriftstellers, der, da er in der römischen Kaisergeschichte die besten Historiker meist wörtlich ausgeschrieben, viele treffliche Früchte darbiete. Sodann habe der Herausgeber die Fragmente jener Chronik, die vormals Valois, neuerlich Cramer, herausgegeben, aus einer Pariser Handschrift vermehrt und kritisch verbessert.

Da ich vom Anfang der Erscheinung dieser Didot-Müller'schen Sammlung der Fragmenta Historicorum Graecorum (Paris 1851) bis zum Schluße derselben kritische Berichte abgestattet hatte, so wird man erwarten, daß ich auch mit dem vierten Bande nicht im Rückstand verblieben; und so ist es auch, denn nicht nur liegt die Handschrift (seit 1851) druckfertig vor mir; aber da sich dem Abdrucke selbst unerwartete Hindernisse entgegengestellt hatten, so trage ich jetzt, nach so langer Zeit, billig Bedenken, die einzelnen Artikel meiner Recension anjetzt noch dem Publikum vorzulegen, aber eine Probe zu geben, wird man mir auch heute noch wohl gerne gestatten. — Ich aber meines Ortes, fühle mich, so zu sagen zur Schadloshaltung der Leser gedrungen, dem schlechtesten dieser Schreiber, dem Pseudo-Kallisthenes, den besten, den Priscus *) gegenüberzustellen. Und somit gehe ich zu meinem Berichte selbst über. P. 69—110 ed. C. Müller. Priscus Panites. Aus Panion (*Πάνιον*) einer Stadt in Thracien, an der Küste der Propontis unweit Heraklea (Mannert V. S. 189) gebürtig und deswegen bald Θρᾷξ bald *Πανίτης* benannt. Von seinem Leben wissen wir nur, was wir von ihm selbst aus seinen Schriften erfahren: Zuvörderst wie der vornehme Staatsmann Maximinus unter Theodosius II. (a. 448), durch dringende Anliegen bewogen, ihn auf seiner Gesandtschaftsreise an den Attila zu begleiten vermochte, dem Priscus auch die wesentlichsten Dienste dabei leistete, indem es jenem gelang, den erzürnten Hunnenfürsten zu besänftigen, und dem Gesandten Zutritt und Gehör auszuwirken.

*) Lateinische Namen für griechische Personalitäten häufen sich nämlich zunehmend in dieser Kaiserperiode; wie denn erst vor Kurzem Fr. Dübner unter den Anhängen zur Pariser Ausgabe des Plotinus eines griechischen Philosophen Priscianus Zweifel-Lösungen an den Persischen Königs Chosroes aus einem Manuscript von St. Germain herausgegeben hat; ja Plotinus selbst gehört in diese Namenreihe, der sich allein aus diesem 4ten Fragmentenbande noch viele anschließen.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

(Fortsetzung.)

Politica.

M. O. R. d'Home de Courbière, Ueber Verwerthung der Heereskraft zur Zeit des Friedens. Berl. 1856.

M. Richild Grivel, Die Marine beim Angriff der Befestigungen und beim Bombardement der Küstenstädte Sebastopol, Bomarsund, Odessa, Sweaborg, Kinburn. A. d. Französ. übers. von J. Meydam. Berlin 1856.

Allgemeine Militär-Encyklopädie. Lief. 1. Leipz. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 3. Juli.

Nr. 2. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

1) Die Alexandersage des Orients ꝛc.

2) Pseudo-Callisthenes etc.

3) Fragmenta Historicorum Graecorum etc.

(Schluß.)

Diese Berichte des Priscus von den aus Hoch-Asien herabgekommenen Niederlassungen der Hunnen im heutigen Königreich Ungarn, von Attila's Feldlager, von seinem Hofe, von seiner Persönlichkeit, seinem Charakter, seinen Sitten, Umgebungen u. s. w. sind nicht nur ein kostbarer Gewinn für die Völkergeschichte, sondern auch eines der lebendigsten und seelenvollsten Gemälde, welche die spätere griechische Geschichtschreibung aufzuweisen hat, und daher auch von dem berühmten Historiker des Verfalls des römischen Reichs mit Recht auf's fleißigste benützt worden *).

Wenige Jahre später begleitete Priscus denselben Maximinus auf einer Gesandtschaftsreise nach Arabien und Ober-Aegypten (a. 452. vergl. Fragm. 20 und 21). Als Maximinus dort gestorben war, gelang es dem Priscus, auf seiner Rückkehr in Alexandrien zur Unterdrückung eines Volks-Aufstandes beizutragen (Fr. 22). Darauf wählte ihn der Magister Officiorum Euphemus zu seinem Assessor (Fr. 26). — Daß er früher schon auch in Rom als Gesandter oder Gesandtschaftsrath sich aufgehalten, geht aus Fr. 16 hervor. Uebrigens war er ohne Zweifel auch dem Heidenthume treu geblieben *).

Die Schriften des Priscus führt Suidas unter folgenden Titeln auf: *Μελέτας ῥητορικάς, Ἐπιστολάς, Ἱστορίαν Βυζαντιακὴν καὶ τὰ κατὰ Ἀττήλαν* **) *ἐν βιβλίοις ὀκτώ*. Das sind aber nicht zwei Werke, sondern zwei Titel Eines und desselben (wie Niebuhr

*) S. die Fragmente des Priscus in den Excerptt. de Legationibus p. 33 sqq. Paris. und in vorliegender Sammlung Fragm. 8. p. 77 sqq.; vergl. Gibbon Hist. of the decl. and fall of the Rom. emp. ch. XXXIV. p. 32 sqq. ed. Basil., bei Schreiter deutsch VIII; wo es unter Anderm von Attila heißt: „Seine Gesichtszüge trugen das Gepräge seiner Nationalität an sich, und das Gemälde des Attila stellt das eines heutigen Kalmücken dar“, wobei auf Buffon und De Guignes verwiesen wird. Jetzt verweise ich noch auf Saint-Martin Fragg. d'une Histoire des Arsacides I. 12 sqq. II. 287. sqq. mit Felix Layard Notes II. p. 368.

*) S. Niebuhr Praefat. ad Priscum p. XXIX der Bonner Ausg. der Scriptorr. Hist. Byzant., wo Priscus dem Dexippus und andern zeitverwandten Geschichtschreibern beigegeben ist.

**) Hofmann Lex. univers., unter Priscus, übersetzt: „Historiam Attalicam (*Ἀτταλικήν*); das wäre aber eine Geschichte des Stifters des Pergamenischen Reichs Attalos. Der Fehler rührt daher, weil einige Codd. in der Stelle des Suidas *Ἄτταλον* haben, statt *Ἀττήλαν* oder *Ἄττιλαν*, wie Evagrius Hist. ecclesiast. I. 17. II. 16. schreibt.

a. a. bemerkt und Westermann Real = Encyclopädie VI. 55. hätte bemerken sollen); wie denn auch in den Excerptt. de Legat. p. 71 Priscus dieser seiner byzantinischen Geschichte den Titel *Ἱστορία Γοτθικὴ* entweder selbst vorgesetzt hat, oder wie er von einem Abschreiber vorgesetzt worden, aus dem Grunde, weil der erste Theil dieser Geschichtsbücher sich vorzugsweise mit den Gothen oder Scythen und Hunnen beschäftigte *). — Obschon wir den Umfang dieses trefflichen Geschichtswerks nicht bestimmt angeben können, so geht doch aus Niebuhrs Untersuchungen so viel hervor: Priscus, der keiner vor dem Jahr 433 geschehenen Begebenheiten gedenkt, hatte mit diesem Jahre der Thronbesteigung des Attila seine Geschichte begonnen, und dieselbe mit dem 17. Jahre des Leo, d. h. bis zum Jahre 474 fortgesetzt; wo dann der Geschichtschreiber Malchos den Faden der Erzählung wieder aufnahm.

Den Werth des Priscus haben schon Valois und Gibbon hoch angeschlagen, und Niebuhr, a. a. O. S. XXVIII., fällt folgendes Urtheil über ihn: „Priscus ist bei Weitem der beste Historiker des späteren Zeitalters. An Geist, Treue, Weisheit ist er keinem, selbst der besten Zeiten nachzusetzen. Elegant und von ziemlich reiner Schreibart hat er bei Zeitgenossen und Späteren sich mit Recht Beifall und Ruhm erworben". — Um so mehr ist zu beklagen, daß außer dem Wenigen, was Evagrius, Theophanes, Jornandes und Suidas geben, uns nur die constantinischen Excerpte des Titels: „von den Gesandtschaften", etwas längere und zahlreichere Bruchstücke erhalten haben. Aus einem andern Titel „von den Kriegslisten" hat, unter andern Auszügen einiger griechischen Historiker, Minoides Minas, die Hoffnung gemacht, auch zwei Excerpte aus den Geschichten des Priscus mitzutheilen. In Betreff der Sage, in der vaticanischen Bibliothek sei noch eine Handschrift des ganzen Priscus aufbehalten (Vossius de Historicis Graecis p. 310 ed. Westerm.), vermuthet C. Müller (p. 70) wohl mit Recht, daß sie auf einer Verwechselung einer Handschrift der constantinischen Excerpte mit dem ganzen Priscus beruhen möge. Auf die Zeugnisse (Testimonia), die wir schon berührt haben, folgt unter der Aufschrift: „Argumenta" zuerst die Inhaltsangabe von 41 Fragmenten der Geschichten des Priscus, vom Jahr 483 bis 468. Daran reihen sich unter Nr. 42 u. 43 noch zwei Bruchstücke aus des Theophanes Chron. p. 178 ed. Bonn. über den Feldzug des Kaisers Leo nach Afrika gegen Genserich, mit Verweisung auf Tillemont und Gibbon und auf ein anderes unter Nr. 43 aus Evagrius II. 14, in's Jahr 467 oder 468 gehörig und von Niebuhr übersehen, wobei bemerkt wird, daß derselbe Evagrius auch noch den Inhalt einiger Capitel angibt, welche Priscus im später Nachfolgenden abgehandelt hatte.

Friedr. Creuzer.

*) Ueber die Bezeichnung *Σκυθῶν* von sehr verschiedenen asiatischen Völkern im Sprachgebrauche der Byzantiner habe ich mich in einer Anmerkung zu einem griechischen Anonymus (ad Plotin. Vol. II. ed. Oxon. p. 1433 sq.) ausführlich erklärt.

Die Ssabier und der Ssabismus von Dr. Chwolsohn. St. Petersburg 1856. 1. Bd. XXI. u. 825 pgg. 2. Bd. XXXII. u. 920. pg. 800.

Wir hoffen und wünschen, daß das Interesse, das sich für die älteren Reiche des Orients selbst in weiteren Kreisen zu zeigen beginnt, recht bald auch auf einen andern Zeitraum ausgedehnt werden möge, der zwar weit später fällt, an Wichtigkeit aber der älteren Periode gewiß nicht nachsteht, und das Verständniß dieser selbst in vielen Einzelndingen erst eröffnet. Wir meinen den Zeitraum, der mit der Eroberung Alexanders des Großen beginnt und mit der Ausbreitung des Islam abschließt. In allen orientalischen Reichen sind gerade in diesem Zeitraume die wichtigsten culturhistorischen Ereignisse eingetreten; am wenigsten aber möchte die Bedeutung dieser Zeit für den westlichen Theil des Orients ab-

zuleugnen sein, wo der Natur der Dinge nach die fremdländischen Einflüsse am nachhaltigsten wirken mußten. Zwar würde derselbe für ästhetische Studien nur kaum die aufgewandte Mühe verlohnen. Wem es aber Freude macht, der Entwickelung der Völker auch in schwachen Spuren nachzugehen, sie auch in kleinen Thatsachen zu beobachten, dem können wir hier auf diesem Gebiete reiche Resultate und auch manchen hohen Genuß versprechen. Die Literatur dieser Zeit ist uns nur in einzelnen Fragmenten überliefert, die politische wie die Culturgeschichte zeigt uns darum auch diesen fragmentarischen Charakter und wird ihn gewiß selbst dann behalten, wenn die hieher gehörigen Denkmale vollständiger bearbeitet sind. Nach dem Zuge Alexanders entschwindet nämlich die Literatur des Orients auf eine Zeitlang unsern Blicken. Darum vermögen wir auch nicht zu sehen, wie nach und nach die Verschmelzung zweier so verschiedenartiger Factoren wie des Hellenismus und des orientalischen Geistes vor sich gieng. Erst später taucht die Literatur wieder auf, nachdem die Mischung bereits vollzogen ist. Aus ihr nur allein können wir noch ungefähr die Ausgleichung dieses Unterschiedes begreifen, denn begriffen muß er werden, die Thatsache ist zu wichtig, um übersehen zu werden.

Aus dieser Mischung der Ansichten verstehen wir nicht nur den Geist der folgenden Periode besser und vollständiger, als wir es aus ihren Schriften allein können würden, in ihr finden wir auch noch die Elemente der älteren Cultur, die uns nicht mehr zugänglich ist. Doch, auch abgesehen hievon, das Bild des Lebens selbst, wie es sich in jener Zeit in den Ländern Mesopotamiens unsern Blicken entfaltet, ist ein sehr reiches und schönes. Jene Länder waren damals weit glücklicher als jetzt, sie besaßen eine zahlreiche Bevölkerung und waren reichlich bebaut. In den Handelsstädten jener Gegenden treffen die Handelsstraßen der verschiedensten Länder zusammen und im Gefolge des Handels verbreitete sich die Cultur, die hellenische Bildung war dort durch die vielen Colonien ohnehin nahe gerückt und begann nun auf verschiedene Weise ihren mächtigen Einfluß auf die Literatur Syriens zu äußern. Im Osten stand eine der berühmtesten Religionen der alten Welt, die Religion Zarathustas an den Grenzen Mesopotamiens und fand um so leichter Beachtung, da ja ein Theil Mesopotamiens unter persischer Herrschaft stand. In Babylon und in der Umgegend hatten die Juden seit ihrer Zerstreuung sich in großer Anzahl niedergelassen. Selbst Indien war gewissermaßen aus seiner Vereinzelung herausgetreten: mit den indischen Waaren war auch die indische Religion und Cultur am Euphrat und Tigris bekannt geworden. Es bedurfte nur der Empfänglichkeit, um diese verschiedenen Anregungen zu nützen und auch diese war damals in reichem Maaße vorhanden. Die Neigung zu Bildung neuer Sekten mit den verschiedenartigsten Schattirungen der Ansichten ist namentlich in Syrien herrschend gewesen und hat sich erhalten, bis der Islam jene Länder überschwemmte und mit dem Schwerte wenigstens äußerlich eine Einheit herstellte, welche auf dem Wege der freien Forschung so bald noch nicht erzielt worden wäre.

Von diesen verschiedenen Religionsbildungen Syriens sind bis jetzt nur die in den Kreis europäischer Forschung gezogen worden, welche aus äußern Gründen mit den Religionen des Abendlandes in Berührung gekommen waren. Die christlichen Theologen haben die christliche Literatur Syriens nicht unbeachtet gelassen, wiewohl auch da noch manches zu erforschen bleibt, und namentlich der Kirchengeschichte noch manche Bereicherung zukommen dürfte. Eben so wenig konnte man sich dem Studium der syrischen Gnosis entziehen, die so enge mit den Anfängen des Christenthums verwebt ist. Auch die Studien über den babylonischen Talmud wurden im Interesse der jüdischen Theologie emsig betrieben, doch harrt dieses umfangreiche Werk noch immer einer wissenschaftlichen Bearbeitung und zwar im Interesse der Culturgeschichte. Aber die Ueberreste der alten heidnischen Religionen des Landes, die dem Gange der Ereignisse zu widerstreben und das Alte zu bewahren suchten, liegen noch im Dunkeln verborgen. Noch hat uns kein Werk mit der Religion der im östlichen Syrien wohnenden Nabathäer bekannt gemacht, die Religionsschriften der im Süden Chaldäas wohnenden Mendäer liegen zum größten Theile noch

in den Bibliotheken, mit Ausnahme einer einzigen, die aber durchaus nicht nach dem Bedürfniß der Wissenschaft herausgegeben ist.

Das Verdienst, auf diesem Felde den ersten entscheidenden Schritt gethan zu haben, kann dem Verf. des vorliegenden Werkes nicht streitig gemacht werden. Das Buch, zwei starke Bände, fügt den beiden oben genannten Zweigen der syrischen Volksreligionen noch einen neuen hinzu: es behandelt die religiösen und politischen Zustände der heidnischen Bevölkerung in der altberühmten Stadt Harran. Das Material für diesen Gegenstand muß größtentheils aus muhammedanischen Geschichtschreibern zusammengestellt werden, die sich entweder noch selbst von solchen harranischen Heiden unterrichten lassen konnten, oder denen doch Werke zugänglich waren, die von dieser Religion handelten. Dieses Material nun hat Hr. Ch. so vollständig gesammelt, daß nur wenig mehr dafür zu thun sein möchte, es füllt mit den dazu gehörenden Anmerkungen und Excursen den ganzen zweiten Theil des Werkes, doch dies ist nur das geringere von Hrn. Ch's. Verdiensten. Die Hauptsache ist, daß er dieses Material kritisch gesichtet und verarbeitet hat, und zwar mit solcher Umsicht und solchem historischen Takte, daß das Bild, das er uns von den harranischen Zuständen entwirft, in den Hauptsachen unwidersprechlich das richtige ist. Die Unklarheit, welche bisher über dieser Religionsgeschichte lag, ist für immer geschwunden. Es ist dieses Buch eine That, welche allein hinreicht, dem Verf. einen geachteten Namen auf dem Gebiete der orientalischen Religionsgeschichte zu sichern.

Unter den Gründen, welche bisher die Erkenntniß des harranischen Heidenthums unmöglich machten, hat die Unklarheit mindestens einen eben so großen Antheil, als die sehr mangelhafte Kenntniß der Quellen. Es wurde das harranische Heidenthum bis jetzt unter der Rubrik des Sabäismus mit einbegriffen, wohin man Alles das zu stellen pflegte, womit man einen klaren Begriff nicht verbinden konnte. Wer sich die Mühe gibt, die große Masse verschiedener Ansichten zu prüfen, welcher die Gelehrten seit Casaubon und Scaliger über diesen Begriff aufgestellt und die Hr. Ch. im Eingange seines Werkes gesammelt hat, der wird uns vollkommen beistimmen. Die Verwirrung war gleich vom Anfange da, sobald als man den Namen gebrauchte und wurde im Laufe der Zeit noch vergrößert. Die äußere Aehnlichkeit im Klange schien das Recht zu geben, den Namen Sabier mit dem Seba oder Scheba der Bibel zu vergleichen und auf diese Annahme hin, welche die philologische Forschung nimmermehr gutheißen kann, wurden die Sabier für Sternanbeter gehalten und in das südliche Arabien versetzt. Die Sache wurde nicht besser durch andere etymologische Untersuchungen, durch die man zu begründen versuchte, daß das fragliche Wort entweder vom hebr. zaba Heer, oder vom arab. ssabaa (a religione deflexit) abzuleiten sei. Selbst der von den Sabiern selbst oder von den Muhammedanern erdichtete Prophet Sabi erschien und machte seine Rechte auf die nach ihm benannten Sabier geltend. Die Verwirrung wuchs noch, als später die sogenannten Johannisjünger oder Mendäer in Europa bekannt wurden und nun gleichfalls den Namen Sabier führten. Nur Wenige haben versucht, diesen Knäuel von halbwahren oder falschen Vorstellungen durch genaues Quellenstudium zu entwirren, die Wenigsten dachten daran, überhaupt nur die Quellen nachzusehen, man begnügte sich, die von den Vorgängern angezogenen Stellen zu wiederholen. So war es kein Wunder, daß die europäischen Gelehrten zwar die Sabier nicht leicht vergessen, wenn von orientalischer Religionsgeschichte die Rede war, daß aber auch die seltsamsten und widersprechendsten Ansichten bis auf unsere Zeit herab vertreten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 6. Juli.

Nr. 3. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Die Ssabier und der Ssabismus etc.

(Fortsetzung.)

Dieser Verwirrung hat Hr. Ch. durch sein Buch für immer ein Ende gemacht. Mit überzeugendem Scharfsinn weist er nach, daß der Name Sabier weder mit Seba noch mit Scheba identisch sein könne, daß er eben so wenig in zaba wie in ssabaa enthalten sei, sondern vielmehr vom hebr. צבע untertauchen, abgeleitet werden müsse, was nach ostaramäischer Aussprache zu ssaba werden mußte. Von diesem Worte führten nun zunächst die Mendäer den Namen Sabier, d. h. die Eintauchenden, wegen der häufigen religiösen Waschungen, die sie vorzunehmen pflegen. Der Name Sabier war aber nicht derjenige, mit welchem sie sich selbst benannten, nur die umwohnenden Völkerschaften nannten sie so, besonders die Muhammedaner; die von Muhammed im Qorane genannten Sabier sind keine anderen als die Mendäer, auch die Schriftsteller des ersten Jahrhunderts des Islam bezeichnen sonst Niemand damit. Später verändert sich aber die Sache, auch die in Harran wohnenden Heiden nehmen den Namen Sabier an. Die Gründe, welche sie dazu veranlaßten, werden von den muhammedanischen Autoren öfter erwähnt, und auch von Hrn. Ch. mitgetheilt (I. 140 ff. II. 14 flg.). Gegen das Ende der Regierung des Chalifen Mamun, als der Islam in den westlichen Theilen des Chalifen-Reiches schon zur herrschenden Religion geworden war, unternahm derselbe einen Zug gegen das byzantinische Kaiserreich. Als er auf dieser Reise in die Nähe der Stadt Harran kam, bemerkte er mit Erstaunen Männer, deren Tracht von der gewöhnlichen abwich. Sie trugen enge Leibröcke und lang herabwallendes Haar. Er fragte nach dem Wohnorte, dem Glaubensbekenntniß dieser Leute und mußte die Entdeckung machen, daß sie weder Christen, noch Juden, noch Magier wären, kurz keiner von den Religionsgemeinschaften angehörten, welchen im Qorane Duldung versprochen ist. Er setzte ihnen eine Frist, binnen welcher sie zu einer der geduldeten Religionen übertreten sollten, widrigenfalls er sie alle ausrotten werde. Ein großer Theil der Harranier verließ hierauf aus Furcht die Religion seiner Väter, Einige traten zum Islam über, der größere Theil aber zum Christenthume. Nur ein kleiner Theil war entschlossen, lieber Alles zu erdulden, als seinem Glauben zu entsagen, aber sie suchten, ehe sie es zum Aeußersten kommen ließen, noch nach Mitteln, um wie bisher in Frieden leben zu können. Ein moslemischer Rechtsgelehrter ließ sich gegen Bezahlung einer namhaften Summe bereit finden, ihnen ein solches anzugeben. Er rieth ihnen, sich Sabier zu nennen, denn auch diesen sei im Qorane Duldung versprochen, in der Nähe von Harran aber lebte keine Religionspartei, die auf diesen Namen Anspruch machte. Die Auskunft war zunächst unnöthig, denn Mamun starb auf der Reise und konnte seine Drohung nicht ausführen, die Harranier aber befolgten seinen Rath dennoch, und nennen sich seitdem Sabier. Viele von Denen, die zum Christen-

thume übergetreten waren, kehrten zu ihrer früheren Religion zurück, die zum Islam Bekehrten konnten dies nicht wagen, sie ließen aber nur ihre Söhne in der neuen Religion erziehen, die Mädchen blieben noch lange Zeit fortwährend Heiden.

So wäre denn der Name Sabier zwei verschiedenen Religionsparteien gemeinsam, von welchen, genau genommen, eigentlich keine ein Recht auf denselben hat. Die eigentlichen Sabier nennen sich selbst Mendäer und verschmähen den ihnen von Andersgläubigen gegebenen Namen, die harranischen Heiden aber haben ihn mit dem vollen Bewußtsein angenommen, daß er ihnen nicht zukomme. Mit Recht verlangt daher Hr. Ch., daß man sich künftighin dieses so viel gebrauchten Namens enthalte, um eine besondere Religionsgemeinschaft damit zu bezeichnen, am wenigsten aber darf man unter den Sabiern bloße Gestirndiener sehen, denn obwohl beide Classen von Sabiern — Mendäer sowohl als Harranier — dem Cultus der Gestirne einen Platz in ihrem Religionssysteme eingeräumt haben, so bildet er doch nur einen Bestandtheil. Was noch besonders früher dazu beigetragen hat, Unklarheit in die Verhältnisse der Sabier zu bringen, ist der Umstand, daß die späteren Muhammedaner den Namen für Heiden überhaupt gebrauchen. Die Heiden von Harran waren von jeher als verstockte Heiden bekannt und es lag nahe, nachdem sie einmal den Namen Sabier angenommen hatten, mit diesem Namen die Idee des Heidenthums überhaupt zu verbinden.

Nachdem Hr. Ch. auf diese Art festgestellt hat, wer die Sabier eigentlich sind und warum sie diesen Namen führen, wendet er sich zu dem Gegenstande, dessen Behandlung er sich vorgenommen hat. Die älteren Sabier, die Mendäer, sind eigentlich von der Untersuchung ausgeschlossen und werden nur im Allgemeinen erwähnt. Sie scheinen von einem gewissen **Elhasaih**, (*Ἠλχασαΐ* oder *Ἠλξαῖος* bei den Kirchenschriftstellern) im ersten Jahrh. unserer Zeitrechnung entstanden zu sein. Verschiedene Nachrichten weisen darauf hin, daß der Stifter dieser Religion aus Parthien kam oder doch wenigstens dort längere Zeit gelebt hatte. In wie weit die Schriften der Mendäer diesen Satz bestätigen und Einwirkungen der persischen Religion beurkunden, müssen erst künftige Forschungen lehren. Als ein besonderes Verdienst Hrn. Ch's. heben wir aber hervor, daß er wieder auf die wichtigen schon von Hammer (Wiener Jahrbücher Jahrg. 1840) übersetzten Auszüge aus dem Fihrist hinweist, aus denen klar genug hervorgeht, wie der Manichäismus aus dem Mendaismus hervorgegangen ist und daß Mani in seiner Jugend selbst ein Mendäer war. Diese wichtigen Mittheilungen scheinen von Allen, die bis jetzt über Mani und sein System schrieben, übersehen worden zu sein. Möchte nur die gesammte mendäische Literatur bald eine ebenso umsichtige Bearbeitung erfahren, wie sie hier das harranische Heidenthum durch Hrn. Ch. gefunden hat.

Die eigentlichen Untersuchungen unseres Buches betreffen also die harranischen Heiden. Die erste Frage ist wer waren die Harranier? Die Antwort, die Hr. Ch. gibt, ist unzweifelhaft die richtige: es waren syrische Heiden, ihre Religion ist die syrische Religion, sie waren weder eine neue Secte noch eine Secte überhaupt. In der spätern Gestaltung, in der wir diese Religion in unsern Quellen kennen lernen, sind freilich einige hellenistische Elemente beigemischt, wie dies bei den starken hellenischen Colonien in Syrien leicht begreiflich ist, aber diese Zusätze sind doch nur unbedeutend und haben keinenfalls an dem System im Ganzen etwas umgeändert. Spuren dieser heidnischen Harranier finden wir bis in's 11. Jahrh. n. Chr., von da an verschwinden sie aus der Geschichte. Daß sich eine heidnische Bevölkerung inmitten des unduldsamen Islam so lange erhalten konnte, muß billig Wunder nehmen. Aber Hr. Ch. weist überzeugend nach, daß auch andere Religionsgemeinschaften wie die Anhänger Zarathustras, die Jaziden u. A. m. ebenso fortbestanden und zum Theil heute noch fortbestehen. Es bedurfte freilich bald größerer bald geringerer Schmiegsamkeit, in den meisten Fällen aber war der Durst nach Geld bei den moslemischen Herrschern noch stärker als ihr Fanatismus und es scheint, daß namentlich die Harranier diese Lage der Dinge kannten und zu benützen verstanden.

Als den Glanzpunkt des Werkes müssen wir das zehnte Capitel bezeichnen. Es ist dies eine Mono-



graphie der Stadt Harran von ihrem ersten Auftreten in der Weltgeschichte bis zum Verschwinden der Harranier. Diese Stadt Harran liegt bekanntlich im nördlichen Mesopotamien, eine Tagreise von Edessa, dem heutigen Urfa. Zwei kleine Flüsse, der Beich und der Gullab strömen im Westen und im Osten vor der Stadt vorüber. Die Umgegend ist fruchtbar, reich an Feldfrüchten und Weidegründen, das Clima aber sehr wechselnd von größter Hitze bis zu größter Kälte. Chesney, der bekannte englische Reisende, der in Harran mehrere Tage zu verweilen Gelegenheit hatte, versichert uns, der Thermometer steige im Sommer bis auf 100° F., während er im Winter nicht selten 8° unter dem Gefrierpunkte stehe. Zahlreiche Mückenschwärme machen den Aufenthalt in Harran im Sommer äußerst beschwerlich, die Alten schildern auch die außerordentliche Menge von Löwen als eine große Landplage. Diese Nachtheile wurden aber durch die großen Vortheile aufgewogen, welche die Lage der Stadt, namentlich bei den Verhältnissen des Alterthums, bieten mußte. Darum geht auch die Gründung der Stadt weit über unsere Geschichte zurück, die Genesis kennt dieselbe schon zur Zeit Abrahams als eine wichtige Stadt. Ihr Name ist mit den ältesten semitischen Stammessagen so enge verwebt, daß wir annehmen müssen, die ältesten Bewohner derselben seien Semiten gewesen; doch lag die Stadt auch nahe genug an der Grenze des indogermanischen Völkerstammes, um auch indogermanischen Völkerschaften den Eintritt zu gestatten. Es ist auch wahrscheinlich, daß schon frühe namentlich Armenier, die in dem nördlich von Harran gelegenen Taurusgebirge ihre Wohnungen hatten, von dort her eingewandert seien. Die hie und da auftauchende Ansicht aber, daß auch das assyrische Reich von iranischen Dynastien beherrscht worden sei und daß überhaupt die Armenier einen großen Antheil an der assyrischen Cultur gehabt hätten, vermag Ref., sowie jetzt die Sachen liegen, durchaus nicht zu theilen und am wenigsten die assyrischen Namen als einen Beweis dafür anzusehen. Doch, von welchem Stamme auch immer die assyrischen Fürsten gewesen sein mögen, das kann nicht geleugnet werden, daß sie während der Blüthe ihrer Herrschaft einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten des nördlichen Mesopotamiens ausgeübt haben, und daß Harran, seiner Wichtigkeit wegen, besonders davon betroffen wurde. Die Bedeutung Harrans als Handelsplatz, selbst in so alter Zeit, erhellt daraus, daß die Stadt schon bei Ezechiel neben Tyrus genannt wird und diesen hohen Rang bewahrt sie sich auch in spätern Jahrhunderten. Ihre wichtige Lage machte sie zu einem erwünschten Ruhepunkte für die Caravanen, die dort von den verschiedensten Ländern zusammentreffen. Zwei Wege wenden sich von Harran nach Persien, der eine über Adiabene und den Tigris, der andere durch Assyrien. Von Persien aus aber zogen sich die Handelswege weiter, östlich durch Bactrien nach Indien und nördlich bis nach China. Es ist darum höchst wahrscheinlich, daß schon früher die Bewohner Harrans sich an dem indisch-chinesischen Handel betheiligten, wenigstens wird uns die nahe gelegene Stadt Batne (Serug) bestimmt als ein Emporium bezeichnet, wohin Inder und Chinesen ihre Waaren schickten. Wie gesucht die indischen und chinesischen Produkte im Alterthume waren und welchen großen Gewinn der Handel mit denselben abwarf, braucht wohl hier nicht erst erörtert zu werden. Diese Verhältnisse blieben auch ziemlich dieselben, während Harran unter persischer Herrschaft stand, sie erlitten erst eine Aenderung durch den Zug Alexanders des Großen. Zu den Absichten, die Alexander bei seinem Zuge hatte, gehörte auch die Hebung und Sicherung des Handels. Wo ihm die Lage eines Ortes dafür passend schien, da gründete er neue Niederlassungen, wie die zahlreichen Städte beweisen, die in allen von ihm durchzogenen Ländern seinen Namen trugen. Aber auch die älteren Handelsstädte wurden nicht übersehen und seit seiner Regierung finden wir in ihnen einen reichen Zusatz von griechischen Colonisten.

Eine so wichtige Stadt wie Harran konnte von diesen Maßregeln nicht ausgenommen bleiben, und so finden wir denn von dieser Zeit ab die griechischen Colonisten Harrans auch in geistigen Beziehungen einen bedeutenden Einfluß ausüben. Es war indessen die einheimische Bevölkerung immer die Mehrzahl und so konnten die griechischen Colonisten zwar verbessern, aber nicht gänzlich umgestalten, was sich einmal in den Zuständen jener Stadt als feste Norm

gebildet hatte. Als die griechische Herrschaft mit dem Untergange des Seleucidenreiches ihr Ende erreicht hatte, kam Harran zwischen die so oft kämpfenden Reiche der Römer und Parther zu liegen. Es scheint, daß auch in dieser Periode die griechische Partei geistig wie politisch die Oberhand gehabt habe, daraus erklärt sich wohl am besten die überall deutlich durchblickende Vorliebe der Stadt für die Römer, denen sie getreulich Hilfe leistete, wo sie es nur immer mit ihrer Sicherheit vereinigen konnte.

Es ist vornehmlich über diese spätere Zeit, daß die Nachrichten von Harran und dessen Religion uns noch zugänglich sind. Was wir von der früheren Religion wissen, ist zu wenig, um mehr als Hypothesen darauf bauen zu können. Die armenischen Einwanderungen, von denen wir oben sprachen, scheinen so gut als gar keine culturhistorische Einwirkung gehabt zu haben. Die Armenier jener Zeit mögen ein tapferes Volk gewesen sein, aber in geistiger Beziehung standen sie — ihre eigenen Geschichtschreiber bezeugen dies — hinter den übrigen gebildeten Völkern des Alterthums zurück und wendeten sich selbst nur fremder, meist syrischer Bildung zu. Die Herrschaft der Römer war auch für die Culturgeschichte nicht bedeutend, die Herrschaft der griechischen Sprache und Literatur in jenen Gegenden blieb dieselbe und nur sehr Weniges haben die Römer aus eigenen Mitteln hinzugefügt. Einige Notizen zeigen jedoch, daß zur Zeit der römischen Herrschaft schon dieselben Gottheiten in Harran verehrt wurden, die wir auch später bei den Muhammedanern wieder erwähnt finden. Caracalla wird ermordet, als er eben der harranischen Mondgottheit seine Verehrung bezeugen wollte und zwar an einem Tage, der ihr, nach dem Festkalender bei En-Nedîm, besonders geheiligt war. Es war dies der 8. März, wie Herodian richtig angibt. Dieser Mondtempel von Harran war im Alterthume weit berühmt und hat diesen Ruhm auch noch im Mittelalter behalten. Er war befestigt und diente zugleich als Citadelle, erst im 12. Jahrh. scheint er gänzlich in Trümmer zerfallen zu sein, nachdem die Tataren ihn zerstört hatten. — In dieser Zeit jedoch, in der uns die Zustände Harrans bekannter werden, stand das Heidenthum dort nicht mehr allein; das Christenthum, das schon so frühe in Syrien sich zu verbreiten angefangen hat, war im steten Wachsen begriffen. Auch in Harran gab es Christen, schon i. J. 361 finden wir einen Bischof von Harran genannt, doch scheint damals die Gemeinde noch sehr klein gewesen zu sein. Die Bewohner Harrans hingen überhaupt sehr fest an ihrem Heidenthume und sind als versteckte Heiden den Kirchenvätern sehr wohl bekannt. Dies erklärt auch, warum der Kaiser Julian auf seinem Zuge gegen die Perser mit solchem Behagen in dieser Stadt verweilte, sowie auch, daß die Bewohner Harrans bei der Nachricht von seinem Tode in eine solche Wuth geriethen, daß sie in der ersten Aufregung den Unglücksboten steinigten. Auch die Edicte der späteren Kaiser, welche das Heidenthum ganz aufhoben, scheinen in Harran keinen besondern Eindruck gemacht zu haben; man scheint gegen Harran als einer Grenzstadt, wo Unzufriedenheit mit den Verhältnissen leicht gefährlich werden konnte, mit besonderer Milde verfahren zu sein. Das Heidenthum erhielt sich also daselbst, und auch nach der Ausbreitung des Islam über das gesammte Syrien gab es dort immer noch Heiden. Als später die Harranier den Namen Sabier annahmen, lag es bei dem üblen Rufe, den die Bewohner der Stadt als verstockte Heiden hatten, für die Muhammedaner nahe genug, die Sabier überhaupt für Heiden zu halten. Erst seit dieser Zeit finden wir denn auch bei den moslemischen Autoren die Begriffe Sabismus und Heidenthum als gleichbedeutende gebraucht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 8. Juli.

Nr. 4. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Die Ssabier und der Ssabismus etc,

(Schluß.)

Es versteht sich übrigens, daß die Anhänger der harranischen Religion nicht gerade auf die Stadt Harran beschränkt waren. Wie weit sich aber ihr Gebiet über diese Stadt hinaus erstreckte, ist natürlich schwer zu sagen, was sich indeß hierüber noch findet, hat Hr. Ch. im 11. Capitel seines Werkes zusammengefaßt. Aus der späteren Geschichte der Harranier ist für uns nur eine Thatsache von Bedeutung, daß nämlich während der Zeit des Islams eine Spaltung in der Gemeinde der Harranier eintrat und daß in Folge derselben ein Theil der Harranier auswanderte, um in Bagdad eine neue Gemeinde zu bilden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Zurückbleibenden den Theil der Gemeinde bildeten, welcher starr an den alten Satzungen festhielt, während die Auswanderer mehr neuplatonische Ideen in ihre Religion legten. Wenigstens ist Thabit-ben-Qorrah, ein im Mittelalter auch in Europa bekannter Neuplatoniker, an der Spitze der Auswanderer und das Haupt der neuen Gemeinde in Bagdad (872 n. Ch.). Die neue Gemeinde in Bagdad blühte noch lange und zählte die angesehensten Männer zu ihren Mitgliedern, wie denn überhaupt Bildung unter den harranischen Heiden heimisch war. Selbst am Hofe der Chalifen standen einzelne Sabier im hohen Ansehen und ihre religiösen Vorurtheile wurden dort mit Achtung behandelt.

Weniger noch als mit den äußern Verhältnissen der harranischen Heiden sind wir mit ihren inneren Einrichtungen bekannt. Sie bildeten eine geschlossene Gemeinde, mit einem Vorstande an der Spitze, der in geistlichen Dingen die höchste Autorität hatte. Ein Verzeichniß dieser Vorstände findet sich Bd. II, 43 mitgetheilt. In späterer Zeit besaß die Gemeinde einen gemeinschaftlichen Schatz, aus dem sie allgemeine Ausgaben bestritt, ein großer Theil dieses Schatzes wurde ohne Zweifel darauf verwendet, die Duldung von den moslemischen Statthaltern zu erkaufen. Die einzelnen Mitglieder der Gemeinde beschäftigten sich viel mit den Wissenschaften und zwar der Natur der Sache nach vorzüglich mit der griechischen Literatur. Unter den griechischen Philosophen fanden vornehmlich die Neuplatoniker den Beifall der Harranier, viele aber wandten sich auch zur Mathematik, Astronomie und vorzüglich zur Medicin. Die Schriften des Thâbit-ben-Qorrah werden selbst von christlichen Syrern als ein Muster des reinen Styls gepriesen. Eine stattliche Liste solcher Sabier, die sich um die Wissenschaft verdient gemacht haben, gibt das 12. Capitel. Am interessantesten ist uns natürlich die Religion dieser harranischen Heiden; aber gerade darauf ist Hr. Ch., zu unserm Bedauern, nicht näher eingegangen. Mag auch (vgl. I, 510 flg.) das Material nicht umfangreich genug sein, um eine Entwicklung des harranischen Cultus zu versuchen, ohne dabei gar zu vieles durch Vermuthungen zu ergänzen, so hätte es doch noch einen andern

Weg gegeben: nämlich das, was die Quellen bieten, übersichtlich zusammenzustellen, ohne eine wissenschaftliche Anordnung auch nur zu versuchen. Man könnte dann mit einem Blicke übersehen, was noch vorhanden ist und wir zweifeln nicht, daß die Vergleichung mit den übrigen Culten Syriens und der angrenzenden Länder mit der Zeit auch das religiöse System der Harranier deutlich machen werde. Einige Data zur Aufhellung der harranischen Lehre mit Hilfe des späteren Parsencultus können wir schon jetzt geben. Der Parsismus ist zwar in allen ihm eigenthümlichen Lehren und Anschauungen außerordentlich weit von dem syrischen Heidenthume verschieden, aber er hat in späterer Zeit den Gestirncultus der benachbarten Semiten in seinen Hauptzügen in sich aufgenommen. Diese Thatsache, die ich in dem ersten Excurse zu meiner Uebersetzung des Vendidad als bloße Vermuthung hinstellen konnte, vermag ich jetzt, durch mir inzwischen bekannt gewordene Texte, zur Gewißheit zu erheben. Namentlich stimmen diese Texte (die ich sammt Uebersetzung an einem andern Orte mittheilen werde) auf das schönste zu den Nachrichten des Masudi und Dimeschqi, sie zeigen also, wie sehr Hr. Ch. Recht gethan hat, wenn er (II, 647—68) diesen Texten einen hohen Werth zuschreibt. Wenn es nun auch gewiß ist, daß der Cultus der syrischen Semiten nicht ausschließlich Sterndienst war, so darf dieser doch jederzeit, als einer der wichtigsten Bestandtheile, in den Vordergrund gestellt werden. Es haben ja ohnehin Untersuchungen über die Religion der Chaldäer, der alten Araber ꝛc. gleichfalls zu der Ueberzeugung geführt, daß der Gestirndienst ein sehr wichtiges Element aller dieser alten Religionen war. Wie man nun freilich mit diesen Berichten Dimeschqi's die Angaben El-Nedîms vereinigen solle, ist eine jetzt kaum zu beantwortende Frage, weil eben El-Nedîms Berichte zu kurz sind und die Natur der von ihm aufgezählten Götter nicht näher beschrieben wird, der Widerspruch wird kaum so bedeutend sein, als er zu sein scheint. Einige Anklänge an das Parsensystem finden sich übrigens auch bei El-Nedîm. Wie dort finden wir auch hier den Glauben an Höllenstrafe und Wiedervergeltung, und wenn es endlich heißt, Gott strafe bloß während 9000 Zeitperioden, so kann man darin kaum die Weltdauer von 9000 Jahren bei den Parsen verkennen. Der Cultus der harranischen Götter ist aber von dem der Parsen gänzlich verschieden, es ist ganz der blutige, grausame Cultus der ältern semitischen Religionen. Blutige Opfer und selbst Menschenopfer sind noch in der ältesten Zeit in vielfältigem Gebrauche. Nicht blos den bösen, auch den guten Göttern werden Männer und Kinder geopfert und aus den Eingeweiden der Opfer wird nachher geweissagt. Die Harranier hatten auch Mysterien, aber die Beschreibung dessen, was in ihnen vorgieng, ist zu kurz und änigmatisch (II, 45—51), um richtig verstanden werden zu können.

Es mußte den Harraniern natürlich daran liegen, den muhammedanischen Herrschern gegenüber sich als eine Religionsgemeinschaft darzustellen, welche zur Duldung wohl berechtigt wäre. Sie verheimlichten daher alle die Ceremonien und Lehren, von denen sie vermutheten, daß sie Anstoß erregen würden, stellten aber dagegen manches weniger Bedeutende in den Vordergrund und verschmähten selbst Fälschungen nicht, wo es galt, den Muhammedanern Achtung vor ihrer Religion einzuflößen. Es waren namentlich zwei Punkte, die ihnen besonders am Herzen lagen, weil eben die Duldung an sie geknüpft war: die Vorzeigung heiliger Schriften und die Nachweisung göttlicher Propheten. Da die Muhammedaner eine sehr große Anzahl von Propheten vor Muhammed annehmen, von denen sie niemals Schriften gesehen hatten, so brauchten sie nur den einen oder andern wie Noah, Abraham ꝛc. für ihre Zwecke auszuwählen. Noch leichter wurde es ihnen, die kritiklosen Muhammedaner mit heiligen Schriften zu täuschen. Der erste beste neuplatonische Tractat wurde mit einem heiligen Namen versehen und ihnen als heilige Schrift vorgelegt. Auf diese Art kamen Hermes und Agathodämon u. A. m. zu der Ehre, als Propheten zu gelten, sie werden von den Muhammedanern als identisch mit biblischen Personen angesehen und demgemäß oft erwähnt. Ja, man gieng sogar so weit, einen eigenen Propheten Sabi anzugeben, der als Stifter der sabischen Religion gelten sollte.

Am Schluße der Anzeige dieses wichtigen und

lehrreichen Werkes können wir dem gelehrten Publikum bereits eine neue Arbeit Hrn. Ch's. ankündigen, die noch weit wichtiger zu werden verspricht, als die vorliegende. Aus der ohne Zweifel reichen Literatur des alten Babylon hat sich nur ein Werk — in arabischer Uebersetzung — in unsere Zeit herübergerettet. Dies ist das von den früheren Muhammedanern öfter gebrauchte nabathäische Werk über den Ackerbau. Schon vor mehreren Jahren hatte Quatremère davon gesprochen und versichert, daß neuere Städte, wie Ktesiphon rc., darin noch gar nicht genannt würden, von Ninive und Babylon dagegen als noch existirenden Städten die Rede sei. Hr. Ch. bereitet jetzt eine Ausgabe dieses so wichtigen Werkes vor, und die Auszüge, die er in den Nachträgen zu seinem Werke über die Sabier mitgetheilt hat, machen uns den Wunsch rege, daß uns diese Ausgabe recht bald zugänglich werden möge. Eine gänzliche Umgestaltung unserer Kenntnisse über die Religionen des westlichen Orients scheint die nothwendige Folge davon sein zu müssen.

Fr. Spiegel.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

(Fortsetzung.)

Politica.

A. Hilferding, Geschichte der Serben und Bulgaren. A. d. Russ. Abth. 1. Bautzen 1856.

G. Finlay, The history of Greece under Ottoman and Venetian dominion. Lond. 1856.

M. G. Canale, Peplo ottuplo del Mar-Nero, ossia indicazione dei diversi luoghi di quello menzionati nelle otto piu antiche carte geografiche esistenti nell' J. e R. Bibliotheca di Vienna. Genova 1855.

C. Bolliac, Mémoires pour servir à l'histoire de la Roumanie (provinces danubiennes) 1. mém. Topographie de la Roumanie. Par. 1856.

G. v. Stratimirovics, Die Reformen in der Türkei. Wien 1856.

G. A. Maurocordatos, De la réforme et de la fusion des races en Orient. Athenes 1856.

Barker, Lares and Penates: or, Cilicia and its governors. Ed. by W. Ainsworth. Lond. 1853.

G. Struve, Die Union vor dem Richterstuhle des gesunden Menschenverstandes. New-York 1856.

C. Schirren, Die Wandersagen der Neuseeländer und der Mauimythos. Riga 1856.

W. Ellis, Polynesian researches during a residence of nearly 8 years. Vol. 1—4. Lond. 1831—1834.

G. M. Asher, Bibliographical and historical essay on the Dutch books and pamphlets relating to New-Netherland. P. 2. 3. 4. 5.

W. Gibbes, Documentary history of the American revolution, 1764—1776. New York 1855.

J. M. Gilliss, The U. S. naval astronomical expedition to the Southern Hemisphere during the years 1849—1852. Vol. 1. 2. Washingt. 1855.

J. S. C. Abbot, history of Fernando Cortez. Lond. 1856.

A. Nettement, histoire de la conquête d'Alger. Par. 1856.

Ch. Roger, The rise of Canada from barbarism to wealth and civilisation. Vol. I. Quebec 1856.

J. Bruce, Scenes and Sights in the East. Lond. 1856.

J. Armitage, The history of Brazil. Vol. 1. 2. Lond. 1836.

W. Brown, New Zealand and its aborigines. Lond. 1845.

J. A. Hausmeister, Die Judenmission, ein geschichtl. Vortrag bei der evangel. Allianz in Paris. Basel 1856.

K. v. Schlözer, Chasot. Zur Geschichte Friedrichs des Großen und seiner Zeit. Berl. 1856.

G. H. Pertz, Aus Stein's Leben. I. Hälfte 1757—1814. Berlin 1856.

Ch. Knight, William Caxton, the first english printer. Lond. 1844.

Ch. Keferstein, Erinnerungen aus dem Leben eines alten Geognosten und Ethnographen, mit Nachrichten über die Familie Keferstein. Halle 1855.

R. Haym, Wilhelm v. Humboldt, Lebensbild u. Charakteristik. Berl. 1856.

Galleria di Ragusei illustri. Fasc. 1 — 12. Disp. 1 —24. Ragusa 1841 — 42.

Ch. Forster, The life of John Jebb. Vol. 1. 2. Lond. 1836.

Baron de Barante, Notice sur M. le comte Louis de Sainte Hilaire. Par. 1856.

Dr. Leo, Thomas Münzer. Ein Vortrag. Berl. 1856.

J. Straszewicz, Les Polonais et les Polonaises de la révolution du 29. Nov. 1830. Par. 1832.

J. Th. Scherr, Beleuchtung der Streitschrift von Dr. Bluntschli gegen den Direktor des Zürcher'schen Schullehrer-Seminars. Zürich 1837.

Dr. A. Schäfer, Demosthenes und seine Zeit. Bd. 1. 2. Leipz. 1856.

A. F. Rio, Leonard de Vinci et son école. Paris 1855.

H. F. Parker, Discoveries and pioneers of America. New York 1856.

Memoirs of Sophia Dorothea consort of George I. 2. Edit. Vol. 1. 2.

K. J. Löschke, Valentin Trotzendorf nach seinem Leben und Wirken. Breslau 1856.

Johnson, Lives of the british poets. Compl. by W. Hazlitt. Vol 1—4. Lond. 1854.

Der Maler Hans Holbein. Basel 1857.

Die Fortschritte der Naturwissenschaft in biographischen Bildern bearbeitet von mehreren Gelehrten. Heft 1 Nikol. Copernicus. Heft 2 Joh. Keppler. Heft 3 Galileo Galilei. Heft 4 Leop. von Buch. Berlin 1856.

M. v. Eelking, Leben und Wirken des herzogl. braunschweig'schen General-Lieutenants Fr. Ad. Riedesel. Bd. 1. 2. 3. Leipz. 1856.

P. Burke, The public and domestic life of the R. H. Ed. Burke. 2 edit. Lond. 1854.

Dr. A. Bajamonti, Della vitta a degli scritti dell' abbate Dr. Fr. Carrara. Spolato 1854.

G. Arnaud, Shakspeare. Saggio bibliografico-critico. Milano 1856.

Bibliothèque historique ou recueil de matériaux pour servir à l'histoire du temps. T. 1 — 14. Par. 1818—20.

J u s.

D. Ulpiani, E libro regularum singulari excerpta; eiusdem Ulpiani institt. fragmenta, rec. J. Vahlen. Bonn 1856.

Dr. E. Pagenstecher, Die Lehre vom Eigenthum. Abth. 1. Heidelberg 1857.

G. Waitz, Ueber die Anfänge der Vasallität. Göttingen 1856.

C. H. Roth von Schreckenstein, Das Patriziat in den deutschen Städten, besonders Reichsstädten. Tübingen 1856.

Neumann, Die Mieths- und Dienstverhältnisse der ländlichen Wirthschaftsbeamten und Arbeiter aller Art. Berlin 1856.

G. L. v. Maurer, Geschichte der Markenverfassung in Deutschland. Erlangen 1856.

J. F. A. Peyré, Lois des Francs, contenant la loi Salique et la loi Ripuaire. Paris 1828.

C. Hahn, Die preußischen Gesetze und Verfügungen über offene Handelsgesellschaften, Kommanditgesellschaften und Aktiengesellschaften. Berlin 1856.

P. Ritter von Chlumecky, Einige Dorf-Weisthümer (Ban- und Bergteidinge) aus Mähren. Wien 1856.

Dr. Ferd. Bischoff, Oesterreichische Stadtrechte und Privilegien mit Literaturangaben und Anmerkungen. Wien 1857.

Lex Stephani Dusani. Edidit F. Miklosich, Fasc. 1. textum continens. Wien 1856.

Statuti municipali della città di Rovigno (v. J. 1531). Triesta 1851.

Dr. C. G. v. Wächter, Das kgl. Sächsische und das Thüringische Strafrecht. Lief. 1, 2. Stuttgart 1856.

L. Stein, Oesterreich und der Frieden. Wien 1856.

La paix de Paris est-elle une paix solide? Par un ancien diplomate. Bruxelles 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 1.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 10. Juli.

Nr. 5. 1857.

Bulletin der philosoph.-philologischen Classe.

Sitzung vom 3. Mai 1857.

Herr Prof. Dr. **Spengel** beleuchtete in freiem Vortrag, was bezüglich der **Volumina Herculanensia**, namentlich für Herstellung genauer Copien des Textes und kritische Erläuterung derselben bisher geleistet worden ist.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 9. Mai 1857.

1) Herr Prof. Dr. **Harleß** las:

„Ueber moleculäre Vorgänge in der Nervensubstanz".

In dem Nachfolgenden finden sich Schlußfolgerungen aus einer großen Reihe von Untersuchungen mitgetheilt, welche in dem verwichenen Wintersemester bei den praktischen Uebungen auf meiner Abtheilung des physiologischen Instituts gewonnen wurden. Da die hierauf bezüglichen Untersuchungen nur sehr allmählich dem Druck übergeben werden können, und dabei eine mehr zusammenhängende Reihenfolge beabsichtigt wird, vorläufig aber noch Lücken gelassen werden müssen, weil die Thiere, welche vorzüglich zu den Versuchen verwendet werden, die Frösche, eine längere Zeit nach der Begattung sehr viel von ihrer Reizbarkeit verlieren und deshalb den Aufschub einiger Versuchsreihen nothwendig machen, so begnüge ich mich einstweilen mit der Aufstellung einer Anzahl von Sätzen, zu welchen die Versuche an Fröschen zur Zeit ihrer größeren Reizbarkeit geführt haben. In den an die Spitze gestellten habe ich nur die Voraussetzungen bezeichnet, unter welchen die Versuche begonnen wurden, in den darauffolgenden ohne streng systematische Reihenfolge die Schlußfolgerungen aphoristisch und mit Erläuterungen durch bildliche Darstellung einiger Apparate und graphischen Entwürfen der aufgefundenen Gesetze der Classe vorzulegen beabsichtigt.

1.

Die Thatsachen, welche über das Verhalten der astatischen Nadeln gegen abgeleitete elektrische Ströme der Nerven Rechenschaft geben, wenn die Nerven erregt oder nicht erregt, durch constante oder tetanisirende Einflüsse gereizt werden, wenn sie erregbar oder todt sind, so wie die Thatsachen, welche für die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erregung längs einer Nervenbahn bestimmte Zahlenwerthe haben auffinden lassen — beurkunden, daß mit den Lebenserscheinungen der Nerven molekuläre Vorgänge in ihnen verbunden sind, in Folge deren sich die Beziehungen zwischen ihren kleinsten Theilen unter Umständen zu ändern vermögen.

2.

Es ist vorläufig gleichgiltig, welche Vorstellung man sich hievon im Einzelnen macht. So viel ist

gewiß: Diese Aenderungen gehen nicht in unmeßbar kleinen Zeittheilen vor sich, und bedürfen eines gewissen Maßes der Einwirkung, um erzielt werden zu können. Dies setzt einen gewissen Widerstand voraus, welchen die Nervenmolekule leisten. Also eine Beziehung zwischen ihnen außer der Zeit der Erregung, welche sich jedesmal in der ursprünglichen Weise wieder geltend zu machen sucht, wenn die Mittel zu ihrer Aenderung nicht allzu heftig gewirkt hatten.

3.

Diese Mittel heißen, physiologisch gesprochen, Reize, wenn (in den mit den Nerven zusammenhängenden Organen) sich geltend machende Veränderungen durch ihre Application auf die Nerven subjectiv oder objectiv erzeugt werden. Die Wirkung eines Reizes resultirt aus dem Conflikt der Kräfte, welche einerseits im Nerven die ursprünglichen Beziehungen der Molekule zu einander aufrecht zu erhalten streben und denen, welche sie zu ändern suchen.

4.

Die Erhaltung der ersteren ist wesentlich von der Qualität und Quantität der chemischen, die Nerven zusammensetzenden Substanz abhängig, deren histologische Elemente in dieser Beziehung aber einen sehr verschiedenen Werth haben.

5.

Versteht man unter Reizbarkeit den numerischen Ausdruck für das kleinste Maß einer Kraft, welche eben noch den Nerv zwingt, die ursprüngliche Beziehung seiner Molekule so weit aufzugeben, daß die Störung dieses Gleichgewichtes eine Zuckung in dem zugehörigen Muskel erzeugt, so läßt sich deren Werth bis jetzt nur durch Bezeichnung von Stärke und Geschwindigkeit in der Schwankung eines galvanischen Stromes ausdrücken.

6.

Zu vergleichenden Untersuchungen ist die letztere immer constant erhalten worden, und nur die erstere wurde durch einen feuchten Rheostaten verändert. Constanter Widerstand in der Kette und der metallischen Leitung, constante Auflagerungsweise des Nerven auf den immer gleich weit von einander entfernten Platinschaufeln an den Enden der Poldrähte, stets gleicher Schutz vor dem Austrocknen der Muskeln und vor unipolaren Zuckungen macht die Ablesungen an dem engen, feuchten Rheostaten unter Berücksichtigung seiner Dimensionen, und dem specifischen Leitungswiderstand seiner Füllung so wie der Polarisation, wo sie vorkommt, zu einem sehr geeigneten Maßstab für vergleichende Untersuchungen der Reizbarkeit.

7.

Die mittleren Zahlen für die Reizbarkeit der Froschnerven im Winter vor der Begattung und nach der Begattung im Frühjahr verhalten sich wie 28 : 1. Zu vergleichenden Versuchen können deshalb nur Thiere aus der einen oder anderen Periode gewählt werden, und nur solche, welche außerdem unter möglichst gleichen Verhältnissen aufbewahrt und gleich lange in Gefangenschaft gehalten wurden.

8.

Kochsalzlösungen und Zucker- oder Gummilösungen von einem derartigen spezifischen Gewicht, daß sich mit der genauesten Waage nach Stunden keine Gewichtsveränderung wahrnehmen läßt, rufen schon in den ersten Minuten eine auffallend verschiedene und constant zu ändernde Reizbarkeit der in ihnen liegenden Nerven hervor, wenn solche abwechselnd in die eine und dann in die andere eintauchen. Die Reizbarkeit fällt nach kurzem Verweilen der Nerven in der Zuckerlösung und steigt wieder in der Kochsalzlösung. Das läßt sich an ein und demselben Nerven viele Male hinter einander wiederholen und können Nerven bis 130 Minuten unter willkürlich herbeizuführender Oscillation ihre Reizbarkeit erhalten werden, ehe diese den Nullpunkt des Rheostaten erreicht. Gummi- und Zuckerlösungen von dieser Concentration erregen eine Gährung, welche in 24 Stunden erst mit der Waage nachweisbar, schon in den ersten 5 Minuten sich durch das Sinken der Reizbarkeit beurkundet.

9.

Von der höchsten Bedeutung ist für die Nerven ihr Wassergehalt.

Im Mittel beträgt derselbe bei Fröschen 76§. Er kann sehr große Veränderungen erfahren, bis die Reizbarkeit dem Nullpunkt des Rheostaten entspricht: nämlich in extremen Fällen wachsen bis zu 89§ und sinken bis zu 30§.

Wird die Wasseraufnahme der Nerven, der Gang ihrer Quellung, von 5 zu 5 Minuten verfolgt, so zeigt sich bis zur 20. Minute eine sehr rapide Zunahme, welche dann etwas schwächer wird bis gegen die 30. hin, um von da an bis zur 60. sehr allmählich, von der 60. bis 20. Stunde kaum noch merklich fortzugehen. Das Quellungsmaximum ist 96§ aufgenommenen Wassers (in Relation zum Gewicht des frischen Nerven).

10.

Die Reizbarkeit der Nerven erlischt nach und nach auch bei gleichbleibendem Wassergehalt, allein viel später und nach einem anderen Gesetz. Sie nimmt im Mittel bis zur 20. Minute nahe proportional der Zeit ab; von da an aber immer allmählicher, so daß sie ihre größte Verzögerung gegen die 70. Minute zu erreichen beginnt. Erst in der 200. entspricht sie dem Nullpunkt des Rheostaten.

11.

Quellende Nerven dagegen erleiden schon in den ersten 10 Minuten eine Verminderung ihrer Reizkeit um die Hälfte der ursprünglichen Höhe, und den dem Nullpunkt des Rheostaten entsprechenden Werth im Mittel in der 50. Minute. Alle zeigen zwischen der 25. u. 30. Minute die letzte, plötzliche Abnahme der Reizbarkeit, dem Zeitpunkt entsprechend, in welchem die quellenden Nerven aufhören, mit größerer Begierde Wasser aufzunehmen, also schon näher ihrem Sättigungspunkt gekommen sind.

12.

Am auffallendsten ist die Veränderung, welche die Reizbarkeit austrocknender Nerven erfährt. Sie nimmt in der kürzesten Zeit enorm zu, so zwar, daß die Wirkung der Kette einer Flüssigkeitssäule nicht mehr zu hemmen vermag, deren Widerstand dem von 38228 geograph. Meilen Normaldraht (von 1 □ Meil. Querschnitt) gleichkommt. Auf dieser Höhe erhält sich die Reizbarkeit bald länger, bald kürzer, um oft momentan meist in einer halben Minute auf den Nullpunkt der Rheostatenablesung herabzusinken.

13.

Trotzdem, daß quellende Nerven während ihres Aufenthaltes im destillirten Wasser nicht unbeträchtliche Mengen von Substanz durch Diffusion verlieren, behalten sie auch nach 15 — 20 Minuten andauernder Quellung die Fähigkeit, wenn auch etwas langsamer jenen Gipfelpunkt der Reizbarkeit und natürlich aller dazwischen liegenden Stufen zu erlangen. Die in Wasser löslichen Bestandtheile der Nerven sind daher wenigstens innerhalb beträchtlicher Grenzen in Beziehung auf ihre Quantität für sich ohne Einfluß auf das Maß der Reizbarkeit.

14.

Dem Tod der Nerven geht bei gleichbleibendem Wassergehalt eine sehr allmählich sich vermindernde Reizbarkeit, dem der quellenden Nerven eine plötzliche Verminderung, dem der austrocknenden Nerven ein Maximum der Reizbarkeit unmittelbar voraus.

15.

Der Tod der Nerven ist nicht mit Zuckungen der zugehörigen Nerven unbedingt verbunden. Sie fehlen constant, wenn der Nerv im Wasser von 12° abstirbt, fehlen sehr häufig, wenn er austrocknet, kommen vor, wenn der Nerv auf Eis liegt, wobei nach ihrem Aufhören derselbe doch noch Stundenlang reizbar bleiben kann.

16.

Das normale Maß der Reizbarkeit im lebenden Organismus ist außer durch die Erhaltung der Mengenverhältnisse chemischer Bestandtheile, somit also durch den Stoffwechsel in der Nervensubstanz auch durch besondere nervöse Apparate regulirt, deren Abtragung, auch wenn dies gar keine Zuckungen hervorgerufen hatte, von Einfluß auf das Maß der Reizbarkeit in den peripherischen Nerven ist.

17.

Ist das verschiedene Verhalten der Nerven gegen Eintreten und Aufhören galvanischer Ströme, welche sie bald in auf-, bald in absteigender Richtung durchziehen, ein Kriterium für die Modi ihrer Erregbarkeit, so ist zu sagen, daß in dem mit dem lebenden möglichst wenig verletzten Organismus noch zusammenhängenden Nerv an allen Punkten seines Verlaufes der gleiche Modus herrscht. Das hört constant auf in dem Moment, in welchem der Nerv durchschnitten ist. Dann zeigen die einzelnen Stellen des Nerv verschiedene „Stufen der Erregbarkeit“ gegenüber den jeweilig schwächsten Einflüssen, und diese Stellen ändern in gesetzmäßiger Weise allmählich ihren Ort längs des Verlaufes der Nerven.

18.

Auf den Minimalwerth der Stromstärke, welcher zur Erzeugung von Zuckungen nothwendig ist, hat außer vielen ihrer Natur nach wenigstens schon bekannten Umständen das am meisten Einfluß, was unmittelbar vor jedem Reizversuch mit dem Nerv geschehen ist, ferner der Ort, an welchem gereizt wird, endlich mit welchen Theilen sich das oberhalb der gereizten Stelle gelegene Nervenstück noch in Zusammenhang befindet.

19.

Es gibt Umstände, unter welchen in gesetzlicher Weise die Stärke der Zuckung wächst mit der Zunahme der Stromstärke; und solche, in welchem sich jene gleichbleibt, wenn die Stromstärke auch in sehr beträchtlichem Maaße geändert wird. Jenes findet statt, wenn man von den geringsten Graden der Stromstärke zu immer höheren fortschreitet; dieses wenn man umgekehrt verfährt. Ein derartiger Einfluß voraufgehender starker Reize bleibt jedoch nur einen sehr kurzen Zeitraum (1 — 2 Minuten) lang von Entscheidung auf die nachfolgenden Versuche.

20.

Bei einer gewissen Anzahl von Unterbrechungen eines galvanischen Stromes hören die Unterbrechungen auf physiologisch, d. h. Zuckung erregend zu wirken, und der unterbrochene Strom gewinnt die Wirkung eines constanten. Vorläufigen Berechnungen nach haben sich im Mittel 10.000 Unterbrechungen in der Sekunde als erforderlich dazu gezeigt, den Tetanus verschwinden zu machen, welcher bei Verminderung dieser Zahl sofort wieder auftritt.

---

2) Herr Prof. Dr. A. Vogel jun. trug vor:
„Ueber den Farbstoff im Mantel der schwarzen Wegschnecke“.

(Gemeinschaftlich mit Dr. C. Reischauer.)

In der Gattung Limax (Wegschnecke) haben die wegen ihrer oft zierlich geformten und mit bunten Zeichnungen versehenen Gehäuse vielfach von Liebhabern und Sammlern gesuchten Conchylien einen nahen Verwandten, dem dieses äußere elegante Kalkgerüste gänzlich abgeht. Bei ihr findet sich nur eine rudimentäre Andeutung desselben in Gestalt einer kleinen Kalkplatte oder als eine körnige Masse, die als Ahnung eines Skeletts unter den Mantel des Thieres in die weichen Theile eingelegt ist. Da ihnen jener äußere permanente Schmuck mangelt, haben die Vertreter dieser Gattung, obgleich wir ihnen nicht seltener, als den sich ihr unmittelbar anschließenden Helicinen auf allen feuchten Wegen begegnen, auch wohl weniger die Neugierde und Habsucht der Sammler erregt, ja durch ihre Nacktheit und Schleimabsonderung fast eher Widerwillen erweckt. Unter den wissenschaftlichen Forschern ist es wohl nur Draparnaud, welcher dem Gegenstande ein Interesse gewidmet hat, wie es demselben vom Standpunkte der Wissenschaft aus in zoologischer und physiologischer Hinsicht zukömmt.

(Schluß folgt.)

Der Bulletin-Titel liegt bei.

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 13. Juli.

Nr. 6. 1857.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 9. Mai 1857.

2) Hr. Prof. Dr. A. Vogel jun.:

„Ueber den Farbstoff im Mantel der schwarzen Waldschnecke“.

(Schluss.)

Weit häufiger als die durch lebhafte Farben (wie z. B. L. rufus) und Zeichnungen ausgezeichneten Limaxarten, kommen die tiefschwarzgefärbten vor. Gerade diese grössere Gattung ist es, welche wir vorzugsweise auf feuchten Waldwegen antreffen.

Das Ausgezeichnete dieser Mantelfarbe hat uns veranlaßt, zur Ermittlung des Pigmentes nach dessen wesentlichen Eigenschaften einige Versuche anzustellen. Nachdem es uns gelungen, dasselbe auf eine leichte Weise abzuscheiden, legen wir die Resultate unserer vorläufigen Versuche vor, um die Aufmerksamkeit der Chemiker auf diesen eigenthümlichen Farbstoff zu lenken.

Zur Abscheidung des Pigments werden die von den Eingeweiden befreiten und getrockneten Schnecken mit mäßig verdünnter Salpetersäure digerirt, bis dieselben, indem der Farbestoff in Lösung übergeht, die schmutzige Fleischfarbe der eigentlichen Mantelsubstanz angenommen haben. Man gewinnt durch diese Operation eine mißfärbige violette Lösung. Sie wird filtrirt und nach dem Uebersättigen mit Ammoniak fällt sodann der Farbstoff als tiefbrauner Präcipitat nieder; er läßt sich leicht auswaschen und zeigt auf dem Filtrum im feuchten Zustande ein eigenthümliches Schillern.

Das von dem Niederschlage abgelaufene Filtrat ist von tiefgelber Farbe und enthält die Produkte von der Einwirkung der Salpetersäure auf die übrigen Theile der Schnecke und den Farbstoff in kleiner Menge selbst.

Die ausgezeichnetste Reaktion, welche der auf solche Weise abgeschiedene Farbstoff zeigt, ist seine prächtig violette Lösung in Säuren. Er besitzt ein so außerordentliches Färbungsvermögen, daß bei weiterer Sättigung die sauren Lösungen gänzlich schwarz erscheinen.

In der ursprünglichen salpetersauren Lösung vor dem Fällen mit Ammoniak war die violette Farbe natürlich durch die gelbe Farbe der gelösten übrigen Oxydationsprodukte, herrührend von der Einwirkung der Salpetersäure, zum Theil verdeckt.

Nach dem Trocknen stellt das Schneckenschwarz eine spröde Masse mit mattschimmernden Bruchflächen dar, deren Ansehen etwas an den chinesischen Tusch erinnert. Das Schneckenschwarz, Limatrin, ist unlöslich in Wasser, sogar in kochendem, ebenso in Alkohol, in ätherischen und in fetten Oelen; sehr wenig löslich in concentrirter Essigsäure. Seine Lösung in Salpetersäure nimmt mit der Zeit eine carmoisin-

rothe Färbung an, welche mit der Zeit immer schwächer wird.

Aus der Bereitungsart geht hervor, daß der neue Körper noch nicht von allen anorganischen Bestandtheilen befreit sein könne; namentlich bleibt beim Verbrennen eine bedeutende Menge phosphorsauren Kalkes in der Asche zurück.

Je nach den verschiedenen Arten der Schnecken fanden wir in der Färbung einige Abweichungen. Alle verschiedenen Species kamen jedoch in der tiefvioletten Färbung der salpetersauren Lösung überein. Vom tiefsten Schwarz wird der Körper erhalten aus einer nicht zu den gewöhnlicheren gehörenden Art, deren glänzendes Schwarz an L. gagates erinnert; sie zeichnet sich aus durch die rein weiße Fußsohle mit schwarzgrauem breitem Saume, durch ihre langgestreckte Form und ihr kammförmiges Schwanzende. Ob dieselbe als eine Abart der L. gagates oder als selbstständige Species anzusehen ist, muß von den Zoologen entschieden werden. Sie wird häufiger in den Gegenden des nördlichen Deutschlands als in der hiesigen nächsten Umgebung angetroffen. Vielleicht wäre es zweckmäßig, sie als L. a. albipes zu unterscheiden. Von weniger tiefbrauner Farbe und mehr ins Braune spielend, auch nicht so glänzend im Bruch, wird der Körper aus der in der Umgebung Münchens häufig vorkommenden L. empiricorn. u. L. ater erhalten. Es scheint indeß, daß der Körper aus der als L. albipes unterschiedenen Art abgeschieden sich in seinem reinsten Zustande darstelle.

Wir haben bisher wegen der abweichenden Eigenschaften und der möglichen Einwirkung der Salpetersäure auf das Pigment eine Elementar-Analyse der Substanz noch nicht vorgenommen. Dagegen müssen wir noch auf das Vorkommen der Harnsäure in den Excrementen der L. ater aufmerksam machen. Häufig sieht man im Herbste in den Waldungen an den Baumstämmen körnige Massen, die wegen ihrer weißen Farbe schon von weitem von der mißfarbigen Baumrinde sich unterscheidend, in's Auge fallen. Diese weißen Massen charakterisiren sich durch die bekannte Reaktion als Harnsäure. Bei genauerer Beachtung findet man nächst ihnen an den Bäumen Anhäufungen brauner hornartiger Excremente, und wenn nicht schon durch Regen verwaschen, die glänzenden Spuren der Schnecke. In der bedeutenden Absonderung von Harnsäure bei diesen Thieren liegt nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, daß ihnen Schwämme zur ausschließlichen Nahrung dienen.

Wir haben Gelegenheit gehabt, bei einem Exemplar der oben erwähnten Art mit weißer Fußsohle diese Harnsäuresekretion auch in der Gefangenschaft zu beobachten. Wir sahen sie bei einer Nahrung von aufgeweichten Eßschwämmen in Zwischenräumen von 3 bis 4 Tagen den ganzen Winter hindurch Harnsäuremassen neben jenen braunen harnartigen Excrementen von sich geben. Das Gewicht einer jeden Ausleerung betrug durchschnittlich 15 Milligr. trockner Harnsäure. Die Sammlung derselben wird durch den Umstand, daß sie ganz getrennt von den übrigen Excrementen, wenn auch nahezu gleichzeitig mit ihnen ausgeleert wird, sehr erleichtert.

Zu beachten ist endlich noch, daß eine Beimengung von Schleim die charakteristische Reaktion der Harnsäure zu verhindern im Stande ist, so daß sich statt der rothen eine gelbe Färbung zeigt. Aus den im Freien gesammelten Excrementen ist dieser Schleimgehalt gewöhnlich schon durch Regen oder Zersetzung entfernt und die am meisten verwitterten Excremente eignen sich besonders für die direkte Vornahme der Reaktion mit Salpetersäure. Die harnsäurehaltigen Excremente der in Gefangenschaft gehaltenen Schnecken lassen die Reaktion erst nach dem Auswaschen deutlich eintreten.

Bulletin der historischen Classe.

Sitzung vom 16. Mai 1857.

Der Classensecretär Herr Archivdirektor Dr. Rudhart:

„Ueber ein im Privatbesitze befindliches Tagebuch aus dem Jahre 1744 des Kaisers Carl VII. (Carl Albrecht)".

Der Kurfürst von Bayern, Carl Albrecht, wurde am 24. Januar 1742 zum Oberhaupt des deutschen Reiches erwählt, und am 12. Februar desselben Jahres zu Frankfurt am Main gekrönt. Seine kaiserliche Regierung war bekanntlich von sehr kurzer Dauer; denn er hatte nur 3 Jahre weniger 4 Tage regiert. Er starb am 20. Januar 1745 im Alter von 47 Jahren, 5 Monaten und 10 Tagen in München, wohin er am 23. Oktober 1744 an der Spitze seines Heeres zurückgekehrt war. In den verschiedenen Werken, welche die Regierung dieses Kurfürsten und Kaisers geschichtlich darstellen, findet sich keine Spur, daß derselbe ein Tagebuch verfaßt habe. Und doch war dem so! Das mir zur Einsicht mitgetheilte Manuscript ist ein solches von ihm selbst geführtes Journal*). Leider umfaßt es nur eine sehr kurze Zeit, nämlich vom Beginn des Jahres 1744 bis zu Ende Oktobers desselben Jahres! — Es ist in französischer Sprache geschrieben, und enthält nur 53 Blätter in Folio; das übrige anderthalb Finger dicke Papier ist weder paginirt noch foliirt. Das schöne starke Papier ist zu beiden Seiten und unten und oben mit Linien von rother Tinte begränzt. Der Band, in welchem sich das Tagebuch befindet, hat die Form eines Portefeuille, in rothem Saffian mit goldenen Verzierungen und Goldschnitt gebunden. Im Innern ist eine zur Aufbewahrung von Depeschen bestimmte Portefeuille-Tasche aus himmelblauer gewässerter Seide mit schmalem silbergewirktem Rande. Die allem Anscheine nach silberne und vergoldete starke Schließe (Portefeuille-Schloß) ist hinweggerissen und verwerthet worden.

*) Dies bestätigte Herr geh. Rath Baron von Aretin, der aus Correspondenzen des Kaisers im Staatsarchiv die Handschrift desselben alsogleich erkannte.

Daß dieses Portefeuille dem Kaiser selbst gehörte, scheint außer Zweifel. Er hat die Tagesereignisse selbst geschrieben, aber das Geschriebene nachher durchgesehen und etwaige Schreibfehler verbessert. Der Kaiser spricht in der ersten Person der einfachen Zahl von sich. Es ist in dem oben angegebenen Zeitraume vom Januar bis Ende Oktober Alles ihm Merkwürdige verzeichnet. Selbstverständlich war Carl VII. über die auswärtigen Verhältnisse der verschiedenen europäischen Staaten sehr wohl unterrichtet, wie gleich der Anfang seines Tagebuches zu erkennen gibt; den ich hier zugleich als eine Stylprobe mittheile.

Fol. 1. a. „Apres avoir éssuié les hauts et bas de deux années de Suitte, dont sur tout la derniere m'a persecuté par une Suitte de revers, et de cas bien accablant, il me semble devoir *à l'entrée de* 1744 quelque raions d'esperance de pouvoir flechir l'opiniatrèté de la fortune adverse. Mes Alliés commencent à faire de tout coté de tels preparatifs que nous devrions avoir la superiorité, pour peu qu'on veuille se servir des forces qu'on va mettre sur pied, la France aura des armées de 340 mille hommes, l'Espagne en aura 50 mille en Italie, les deux flottes combinées qui doivent s'assembler à Toulon fairont plus de 50 Vaissaux de ligne; remettant mes Trouppes dans l'état complet, ils passeront les 40 (fol. 1 b.) mille moiennant quelques Trouppes auxiliaires, en mesurant toutes les trouppes avec celles des ennemis, en les calculant les unes contre les autres il se trouve que celles de notre Alliance les passent de pres de 200 mille hommes, quelle flatteuse esperance ne nous donne pas une telle superiorité. Mais ce n'est point dans les forces des hommes qu'elle doit principalement consister, c'est dans la Benediction de Dieu, la quelle il ne faut pas cesser d'implorer pour qu'oubliant nos iniquitet (sic) il cesse de nous chatier, et que conoissant la justice de ma cause, il daigne enfin la seconder, et rendre nos armes victorieuses, ou de nous accorder une bonne Paix. etc.

Wirklich begünstigte auch das Waffenglück den Kaiser und seinen mächtigen Verbündeten, den König Friedrich II. von Preußen, der, um das frischgewonnene Schlesien besorgt, mit 100,000 Mann nach Böhmen und Prag vorgerückt war. —

Rührend ist, was er über seinen Einzug in seine Hauptstadt (München) am 23. Oktober 1744, von Augsburg und Nymphenburg herkommend, und über die Gefühle, die ihn und das Volk bei dieser Feier belebten, verzeichnet hat:

Fol. 51. a. „L'entre dans ma Capitale me fut aussy Sensible à moy meme qu' à la foulle du peuple qui y est accoureu les larmes empechoient les cris à retentir, le beau spectacle d'une armée victorieuse qui l'avoit delivré de l'injuste oppression de l'ennemi, la consolation d'y voir leurs Maitre a la Tête qui vient à leurs secours, le triste souvenir du passé, la joye du moment present (fol. 51. b.) les rendit tout interdits, de sorte que les pleurs levrs seritent (servirent) d'interprets et me rendirent temoignage de leurs fidelité, mon coeur emu par l'amour que je sens pour mes fidels sujets me fit pareillement sentir tous les mouvements qu'en une occasion aussy interessante un bon Maitre peut sentir, *à peine pouvois je me defendre de verser des larmes avec eux**); j'avancois enfin sur la place qui étoit couvertte de monde, toutes les fenétres remplies de noblesse, et le clergé deja tout préparé pour chanter le Te Deum au pied de la Colomne de la St. Viérge, j'y mis pied à terre, et le fis intonner, pendant ce Cantique les Drapeaux du Regiment des gardes furent benits, et l'armée continucit à passer, apres le Te Deum je rejoignis la Tête de l'armée, et la con (fol, 52 a.) duisis en passant le pont de l'autre coté de l'Iser, ou je l'ai fais camper, je me rendis ensuitte dans la Residence pour ecoutter les tristes rapports de tout ce que le Pais à souffert par les oppressions des ennemis, en attendant j'ai appris que St. Germain s'étoit rendu Maitre de Rosenheimb, que les ennemis aiant tenté de le reprendre y ont perdu deux cents hommes, qu'ils y ont brulé et qu'une vingtaine de leurs ont été jetés dans le feu ainsi qu'ils lavoit bien merite, l'armée sejourna dans son camp pres de Munic et marcha en deux jours à *Ebersperg*, où je la rejoignis, pour regler les subsistances il falloit encore y sejourner deux jours j'en profitois en detachant le *Prince de Saxe Hildbourghausen*, pour masquer *Wasserbourg*, je suivi le lendemain pour marcher à *Haag* mais comme je voulois scavoir auparavant par moy meme s'il n'etoit pas possible d'emporter *Wasserbourg*, et la redoutte qui couvroit cette ville par un coup de main je mis suis rendu moy meme pour en reconnoitre la position, je n'ai pris que mon escorte avec moy, mais comme je douttois si l'on pouvoit encore faire l'attaque j'ai pris la précaution de faire arretter toute l'infanterie de l'armée ou le chemin de *Haag* et de *Wasserbourg* se separe pour l'avoir à la main en cas qu'on en eut besoing. Mais en arrivant sur le lieu j'ai trouvé la redoutte bien pallisattée et en fort bon État garni avec beaucoup de trouppes et de quelqués pièce de Canons je voulu malgré cela l'attaquer mais le *Marechal de Sekendorff* me representa que cette attaque me coutteroit bien du monde, et que tous ces croattes et autres de ces nations barbares que j'y fairois tuer, ne valoit pas 10 ou 12 grenadiers que cette entreprise me coutteroit, que d'ailleurs cette ville tomberoit bientot d'elle meme aussy tot que les ennemis verroient que l'on y avanceroit par la sappe ce qui nous epargneroit bien du monde, je mai suis rendu à ses representations laissant le soin au Pr. de *Hildbourghausen* de cette expedition, trop lente et pas assez importante pour moy, et je continuois ma route jusqu' à *Haag* ou l'armée a campée.

Dies ist der Schluß des kaiserlichen Tagebuches. Es wäre gewiß zu bedauern, wollte man diese und noch eine große Anzahl von Einzelheiten, welche das Tagebuch enthält, den Freunden der Geschichte vorenthalten. —

*) Ueber diese Festlichkeiten siehe: Lipowsky Fel. Lebens- und Regierungsgeschichte des Kurfürsten Carl Albert, nachmaligen Kaisers Carl VII. München 1830. v. 38. p. 442. — Geschichte und Thaten Kaisers Carl VII. Frankf. und Leipz. 1745 p. 465—466.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 15. Juli.

Nr. 7. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

C. Gustav Carus, über Lebensmagnetismus und über die magische Wirkung überhaupt. Leipzig 1857. X, 306.

Der vielbekannte Zootom und Physiolog und vielseitige Naturforscher hat sich im vorliegenden Buche, einer Erweiterung und Vervollständigung seiner Abhandlung: „Lebensmagnetismus" Magie Bd. 10. der „Gegenwart", auch über ein Gebiet verbreitet, welches von der Mehrzahl der Naturforscher und Aerzte nur ungerne betreten, lieber ganz ignorirt wird. Ueberhaupt ist es in dieser Zeit sehr schwer über Magisches zu schreiben, weil die Menschheit, mehr als sonst dieses Begriffes entwöhnt, großentheils in das Erkennen nur durch Sinne und Verstand und in den Glauben aufgegangen ist, daß alle Wirkungen nur von physisch nachweisbaren Ursachen entspringen und unter die bekannten Gesetze der Physik, Chemie und Physiologie fallen müssen. Und wären auch Manche geneigt, an einen über und inner den gewöhnlichen liegenden Kreis von Thatsachen zu glauben, so verlangen sie doch solche Beweise und eine solche Darstellung für selbe, wie sie nur für die materiellen gegeben werden können, — gerade als wenn man den Nachthimmel, an dem nur Mond und Sterne leuchten, im Lichte des Tages schauen, oder ein Gemälde oder ein Tonwerk in Worte oder Zahlen übersetzen sollte. Finden aber schon auf die gewöhnliche Psychologie Physik und Mathematik kaum Anwendung, um wie viel weniger bei Erscheinungen von im Ganzen ungewöhnlicher Art, die weil sui generis, nach besonderem Maßstab gemessen, in eigenem Lichte beleuchtet sein wollen. Wir können nicht verhehlen, daß für diese Gegenstände, wenn deren Erkenntniß wahrhaft gefördert werden soll, uns besondere Naturen nöthig scheinen, welche in ihrem Wesen gleichsam selbst magischer Art, diesem Kreis der Phänomene congenial sind, wie solches z. B. von Franz v. Baader, Görres, Kerner, Paßavant u. A. behauptet werden darf. Nichtsdestoweniger mag auch dieses Buch des sehr fruchtbaren Hrn. Verf., welches freilich nicht, wie derselbe glaubt, alle magischen Phänomene betrachtet, — Gutes stiften und in seiner Art die Erkenntniß der Wahrheit vorbereiten helfen, schon deßhalb, weil es gewissermaßen die Mitte zwischen der bloß physiologischen und der magischen Ansicht dieser Dinge hält und so auch von Solchen gelesen werden wird, die nicht geneigt sind, von Schriftstellern, wie die vorher genannten, sich hierüber belehren zu lassen. Sie werden hiedurch wenigstens einen Ueberblick über ein Gebiet gewinnen, dessen Realität sogar sie bezweifelten und sollten sie hiedurch auch nur in die Vorhalle der Erkenntniß eingeführt werden, so wird wenigstens bei Manchen von ihnen das Bedürfniß nach tieferem Eindringen geweckt werden.

Gewiße, vom V. bereits oft entwickelte Grundgedanken ziehen sich auch durch dieses sein neuestes Buch und werden fortwährend zur Erklärung der Phänomene herangezogen. In der Seele des Menschen finde ein beständiges Schwanken zwischen dem

Reiche des Bewußten und des „Unbewußten“ statt; je mehr das letztere zurückweiche und beschränkt werde, desto mehr breite sich das erstere aus; auch in der Geschichte sei dieser Kampf sichtbar: mit der höheren Ausbildung des Verstandes und der Wissenschaft ziehe sich das Reich des Wunderbaren, des Magischen immer mehr zusammen, obwohl es nie ganz aufgehoben, nie ganz erklärt werde. Das Individuum sei desto mehr den Weltkräften offen und durch sie bestimmbar, je weniger in ihm klares Welt- und Selbstbewußtsein sich entwickelt habe. — Dieser Begriff des „Unbewußten“, bereits in des V.'s „Psyche“ weitläufig entwickelt, ist insoferne kein scharf gefaßter, als das „Unbewußte“ bald das verhüllte Naturleben und jene Vorgänge im menschlichen Wesen bedeutet, die nicht in das Bewußtsein und unter den Willenseinfluß fallen, bald wieder das bloß Unerkannte in der Natur und im Menschen, dessen Summe die fortschreitende Wissenschaft unaufhörlich verkleinert. Das Unbewußte in der Natur und im Menschen wird „als ein Göttliches“ bezeichnet und wir erfahren, daß es die allgemein bildende und schaffende Kraft sei, welche im Menschen die Entwicklung der zuerst ganz unbewußten Psyche zum bewußten Geist bedingt. Der Mensch sei nicht ein Doppelwesen von Seele und Leib, sondern von Bewußtem und Unbewußtem. Doch kommt der V. später zur Wahrnehmung, daß das Magische und Unbewußte nicht völlig „eines und dasselbe“ seien, sondern „das Unbewußte der Natur- und Seelenwirkungen werde nur dann magisch genannt werden dürfen, wenn dasselbe entweder von selbst oder in Folge eines durch den bewußten Geist eingeleiteten Verfahrens aus seinem einfachen und gewöhnlichen Gange heraustritt und seinen Weg nun in einer ungewöhnlichen und direkter zum Ziel führenden Weise vollendet.“ Wenn weiter unten noch gesagt wird, daß das Magische „das augenblicklich oder doch schnell erreiche, was außerdem nur langsam und allmälig zu erreichen gewesen wäre“, so möchten wir beifügen, daß das Magische auch Dinge erreiche, die auf gewöhnlichem Wege unerreichbar waren. — Später vermischen sich dem V. die Charaktere des Natürlichen und Magischen wieder, indem er behauptet, daß beide nur relativ verschieden und durch unzählige Uebergänge verbunden seien und daß man die Dinge natürlich oder magisch nenne, je nachdem man sie nüchtern, verständig oder poetisch tiefsinnig betrachtet. — Es ist nun freilich richtig, daß auch die gewöhnlichsten natürlichen Erscheinungen ihrem letzten Grunde nach uns verborgen seien, daß wir die Wirkungen des Stoßes, der Schwerkraft, des Magnetes, des Opiums ꝛc. so wenig zu begreifen vermögen, als z. B. die Ahnung und das Fernsehen, — nichts destoweniger wird es gut sein, den Begriff des Magischen präciser und in engerer Bedeutung zu faßen. Beschränkt man denselben auf gewiße Wirkungen geistiger Wesen auf andere dieser Art, so wird man nicht in Versuchung kommen, wie der Herr V., von magischen Wirkungen des Wuthgiftes, der Thierkohle, der Miasmen (S. 138—46), „von einer dämonischen Macht des Opiums auf unser geistiges Leben, zu sprechen, welche vermag, durch ihr eigenes Unbewußtes das Bewußte in uns völlig in's Unbewußte zurück zu drängen.“ Das wahrhaft Magische wird dann freilich nicht durch hohe Temperaturgrade vernichtet. (S. 157—8). Viel eher als die Wirkung jener Stoffe verdient das Prädikat magisch das sogen. Versehen der Schwangern, an welchem unbegreiflicher Weise viele Aerzte fortwährend zweifeln und von welchem der V. (S. 161, wie S. 167—8 vom Malocchio oder bösen Blick) eine ansprechende Erklärung gibt. Vom Versehen ist uns selbst ein merkwürdiger, noch nirgends angeführter Fall bekannt. Es werden auch nicht alle Denker damit einverstanden sein, die Leistungen des Genie's in strengem Sinne magisch zu nennen.

Der V. handelt die nach seiner Definition „magischen“ Phänomene unter 5 Hauptstücken ab: Lebensmagnetismus, Sympathie, magische Bewegungen, magisches Empfinden und Erkennen, Magie des Geistes in Leben, Wissenschaft und Kunst. Zur Erklärung des magnetischen Schlafes wird die Craniologie des V.'s benützt, welcher von den 3 Hauptmassen des Gehirns, die mittlere (Vierhügel), die in den niederen Wirbelthieren und im sehr jungen menschlichen Embryo überwiegt, in eine besondere Beziehung zum „Unbewußten“ bringt. Der

Ursprung der Sehnerven aus dem Mittelhirn gibt Anlaß zur Deutung, daß von hier aus „gleichsam das unbewußte Seelenleben selbst erleuchtet, das Dunkel erhellt, der selbstbewußte Geist endlich soll erschlossen werden.“ Durch das zum Hirn geleitete Licht erfolge das erste Erwachen der Seele; das Schliessen des Auges sei eben darum Zeichen und Bedingung des Schlafes, die Pforte des Lichtes schließt sich, „durch welche das Unbewußte vorübergehend erleuchtet worden war.“ (Hier wird also das Unbewußte früher als ein Göttliches, als die allgemeine bildende und schaffende Kraft, welche die Entwicklung der Psyche zum selbstbewußten Geist bedinge, bezeichnet, — einer poetischen Deutung zu liebe als ein sogar der Erleuchtung durch das äußere Licht Bedürftiges hingestellt). Indem der Mensch, fährt der V. fort, mit dem Schlafe eine höhere bewußte Stellung aufgibt, taucht er wieder ein in das unendliche göttliche Reich des Unbewußten und wird dadurch mehr den Strömungen des Naturganzen hingegeben. Hier schlägt nun der V. die Brücke in das lebensmagnetische Reich, indem an den gewöhnlichen Traum mehrere „ungewöhnliche Traumformen“ sich schließen, welche bis zum Traumwachen und prophetischen Schauen sich steigern. Es gibt Träume mit ganz incohärenten Vorstellungen und andere, in welchen ein „Scheinbild“ des Geistes schon einigermaßen die Vorstellungsreihen beherrscht. In noch anderen Träumen soll nun dieses „Scheinbild unseres Selbst“ bereits die Wechselwirkung mit der Außenwelt beherrschen oder auch von dem großen Verbande der Natur- und Geisteswelt gewisse geheimnißvolle Anschauungen erfaßen, welche gleich einem Wunder in die wache Welt des Geistes hineinklingen, obwohl sie eigentlich das Allernatürlichste d. h. „das eben aus dem Ganzen der Natur unmittelbar Hervorgehende darstellen.“ So entstehen die 3 Stufen des ungeregelten, des geregelten Traumes und des Traumwachens mit Somnambulismus und Clairvoyance. Wir gestehen, daß wir mit diesem „Scheinbild unseres Selbst“ keine klaren Begriffe verbinden können. Es scheint uns vielmehr dieses „Scheinbild“ kein anderes Wesen zu sein als wir selbst, unsere Seele in anderen Beziehungen, in einer bestimmten Modifikation ihres Lebens und ihrer Thätigkeit.

Den schon bekannten Fällen von Somnambulismus, der mit dem wachen Leben plötzlich wechselt und in welchen hierin die Geschäfte des wachen Lebens fortgesetzt werden, wobei aber in letzterem alle Erinnerung aus dem schlafwachen Leben fehlt, fügt der V. einen neuen aus eigener Erfahrung bei. Bei einem S. 69 erwähnten einfachen Bauernmädchen beobachtete derselbe eingetroffene Vorhersagungen von Krankheiten, instinktive Selbstverordnungen und Fälle vollkommenen Sehens in die Ferne. Bei Erörterung der bekannten Streitfrage, ob die Clairvoyance höher stehe als das wache Leben, spricht sich der V. sehr entschieden zu Gunsten des letzteren aus, auch aus dem Grunde, weil durch das erstere die Menschheit nie eine bedeutende Förderung erlangt habe, alle großen Werke des Wissens und der Kunst dem wachen Leben angehörten. Dem weiteren Schauen und Fühlen des Thieres, seiner größeren Kraft setze der menschliche Genius das Teleskop und die Dampfmaschine entgegen u. s. w. (S. 52). Man erlaube uns hiezu die Bemerkung, daß die Vergleichung nicht ganz statthaft scheint. Wie, wenn jene Anlagen, welche in den magnetischen und magischen Erscheinungen hervortreten, solche wären die eigentlich für einen künftigen Zustand bestimmt, eben deshalb sich jetzt nur fragmentarisch, getrübt und alterirt kund geben können? Ihre mehr oder minder gelähmten Thätigkeiten und Wirkungen würden dann sehr unstatthaft mit denen verglichen, die für das irdische Leben bestimmt, sich in diesem in ihrer ganzen Klarheit und Stärke kund zu geben vermögen. Es ist, als wollte man die Leistungen eines embryonischen Wesens mit denen eines von anderer Gattung vergleichen, welches sich in seinem entwickelten Zustande befindet. — Jenen für das irdische Leben bestimmten Kräften, auch den höchsten, sind offenbar ganz bestimmte Schranken gesetzt, die uns nirgends gestatten, dem Ursprung der Dinge nahe zu kommen, die Dinge in ihrer Wesenstiefe wahrhaft zu verstehen; uns wenigstens will es bedünken, daß durch jene Erschreinungen eine gleichsam anticipirende Aus-

sicht auf ein Reich der Dinge geöffnet sei, das, bald nur im Dämmerlichte, bald nur in einzelnen Fulgurationen zur Wahrnehmung kommend, doch so viel erkennen läßt, daß es andere Gesetze und Formen als das irdische hat. Von ihm Aufklärungen für das Reich des Tages, positive Angaben über physikalische, chemische ꝛc. Verhältnisse nach unserer gegenwärtigen Fassung zu erwarten, erscheint eben deshalb unpaßend, obschon in ihm die tiefsten Gründe für das Verständniß auch der irdischen Dinge ruhen mögen.

Beim Magnetisiren erregt nach C. das nervenstärkere Individuum die Innervationsströmung des schwächeren, zieht sie gleichsam nach sich, es findet eine Art Nervenvermählung, Neurogamie statt. Wenn S. 74 behauptet wird, die Krankheiten heile nicht der Mensch mittelst seines bewußten Geistes, sondern das Göttliche, Unbewußte im Menschen, so ist doch nicht zu vergeßen, daß es bestimmte Mittel gegen bestimmte Krankheiten gibt, zum Theil durch Ueberlegung und Versuche gefunden. Die Krankheits- und Genesungserscheinungen bei dem Erkrankten möchten wir im Allgemeinen eher von den mit dem Organismus gegebenen Gesetzen ableiten, als wie der V., „von einem unbewußten göttlichen Walten, welches alle diese Vorgänge leitet und bedingt.“ Weil alles Heilen nur vom Unbewußten ausgehe, will der V. den Magnetismus, welcher von Leben und Seele des Einen direkt auf die des Andern wirkt, das Urheilmittel nennen. Bei einer Patientin des V.'s reichten wenige magnetische Striche, ja manchmal nur Handauflegung hin, heftiges Herzklopfen oder örtliche Schmerzen fast wie durch ein Wunder zu beseitigen. (Referent behandelte 1846 eine Somnambüle, die eine Zeit lang stets um 11 Uhr Vormittags in magnetischen Schlaf verfiel. Wegen eines Geschäftes konnte derselbe eines Tages erst um 11½ eintreffen und fand die Schlafwache in der heftigsten Aufregung, veranlaßt durch einen kurz vorher gekommenen fremden Arzt, einen etwas tumultuarischen Franzosen, der ihre zum Gebet gefalteten Hände auseinander ziehen, magnetische Striche machen, sie allerlei fragen wollte, worüber bei ihr die heftigsten Krämpfe ausbrachen, welche die Verwandten in peinliche Verlegenheit setzten. Es war merkwürdig, wie diese Krämpfe auf wenige magnetische Striche des Ref. wichen; Nachmittags und Abends freilich brachen sie jedoch wieder in furchtbarer Wuth aus und hörten erst am anderen Morgen auf). Mit der Beschränkung lebensmagnetischer Behandlung auf bestimmte Fälle und Verhältnisse, wie sie der V. S. 89 ff. vorschlägt, wird wohl jeder Einsichtige einverstanden sein.

Wie unzureichend das vom V. fortwährend angezogene Unbewußte zur Erklärung magischer Phänomene ist, geht abgesehen von anderen Fällen, die C. selbst beibringt, aus dem von ihm S. 93 aus eigener Erfahrung mitgetheilten hervor. Eine hellsehende Kranke beschrieb das Gefäß in einer Apotheke und dessen Stand, welches das Mittel enthalten, wodurch sie genesen werde, und dieses von ihrem Arzte angewendet, hatte vollkommen guten Erfolg. Natürlich muß in diesem und analogen Fällen angenommen werden, daß die Kranken von der Einrichtung der betreffenden Offizin und von der Wirkung der angegebenen Mittel aus dem wachen Leben stammende Kenntnisse nicht hatten; dann reicht aber auch ein Unbewußtes nicht aus, das ganz Positive, Spezielle zu wissen, sondern es muß auf noch unbekannte Weise den Kranken eine Kunde zukommen oder zwischen ihnen und der Arznei gleichsam eine unmittelbare Anziehung stattfinden, deren Resultat in ihr Bewußtsein fiel. — Zu S. 96 möchte Ref. nur bemerken, daß nach seiner Erfahrung nicht alle Somnambülen magnetisirtes Wasser von nicht magnetisirtem unterscheiden.

(Schluß folgt.)

Der Titel für die mathematisch-physikalische Classe liegt bei.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 17. Juli.

Nr. 8. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

C. Gustav Carus, über Lebensmagnetismus rc.

(Schluß.)

Es ist ein Verdienst des V.'s, wiederholt auf den inneren Zusammenhang aller Dinge der Natur nachdrücklich hinzuweisen, welcher sich unter der Form der Sympathie und Antipathie darstellt, wodurch ferne oder scheinbar völlig incomparable Wesen möglicher Weise aufeinander anziehend oder abstoßend wirken können. Freilich mögen nicht alle angeführten Beispiele richtig sein. Der V. glaubt an Einwirkung der Mondphasen; nach Balfour würden die Krankheiten unter den Tropen noch entschiedener als bei uns durch sie bestimmt; Bandwurmabtreibung glücke weit eher im abnehmenden Monde als zu anderen Zeiten (?). Gar manches ist aber hier psychisch bedingt; behauptet doch C. selbst S. 123 bei Vertreibung hartnäckiger Warzen im abnehmenden Monde, daß vielleicht nur die Phantasie das Bildungsleben so umstimme, „daß dieselben keine Nahrung mehr erhielten und abstürben, so wie er auch den Einfluß der Phantasie beim sogenannten Besprechen, Verschreiben, den Wunderheilungen anerkennt, wenn all dieses auch nicht hierauf allein beruht. — v. Reichenbach's Od will der V. wohl mit Recht nicht als ein eigenthümliches Etwas, sondern eben nur als Wahrnehmung eines sehr gesteigerten Nervenlebens ansehen. Was sehr feinfühlende Menschen mehr wahrnehmen als Andere, müße deshalb nicht etwas qualitativ Anderes sein; für sie ist nur die Wirkungssphäre ausgedehnter, wie denn C. selbst in der Nähe starker Magnete schmerzliche, lähmende Einwirkung erfährt. Anderen könne die Atmosphäre des Magnetes als leuchtender Schein sichtbar werden, ohne daß deshalb ein vom Magnet verschiedenes neues Etwas, ein Od angenommen werden müßte, welches vielmehr durch von aller menschlichen Subjektivität unabhängige physikalische Apparate als ein Wäg- oder doch Meßbares nachzuweisen wäre. Die Bewegungen des Pendels und der Wünschelruthe leitet C. nicht von elektrischer, magnetischer, überhaupt physikalischer Kraft, sondern nur von unbewußten und unwillkührlichen Muskelbewegungen her; der sie bedingende Nerveneinfluß kann aber wieder von bewußten Vorstellungen angeregt werden (wenn z. B. Jemand lebhaft denkt, der Pendel werde rechts herumschwingen, so kann diese Bewegung wirklich erfolgen, ohne daß er sie hervorbringen will) oder von unbewußten, was der V. durch seine und Chevreul's Versuche bestättigt hält. C. gibt jedoch, — sicher mit Recht — zu, daß es Menschen gebe, die Metalle und Wasser in weiter Ferne zu fühlen vermögen und deren durch solche veranlaßte unbewußte Nervenstimmungen dann ohne ihren Willen die Baguelle in Bewegung setzen. (Wir bemerken nebenbei, daß Paramelle's und anderer Franzosen der neuesten Zeit Quellenauffindung bloß auf genauer Terrainbeurtheilung beruht). Beim Sieb- und Schlüsselbrehen ist es nur der Fragende selbst, der die schon im Stillen gedachte Antwort auf die Frage gibt oder auch eine ihm selbst unerwartete Antwort durch sein Unbewußtes erhält. Beim Tischrücken und

Grauwacken-Gebirge einschließlich der Kohlen- und Zechstein-Gruppe). Die Begrenzung der Ablagerungen der 1. Periode ist weder nach unten, noch nach oben mit völliger Schärfe in der Natur gegeben; eben so ist in petrographischer Beziehung wenig allgemein Gültiges über die Gesteine der ersten Periode anzuführen. Thonschiefer, Sandsteine mit kieselig-thonigem Bindemittel und Kalksteine sind die herrschenden Gebirgsarten. Zahlreiche organische Reste sind durch alle Ablagerungen der 1. Periode verbreitet und läßt sich nach Hrn. Verf. ihr allgemeiner paläontologischer Charakter in folgender Weise zusammenfaßen. A. Pflanzen. Die vorherrschende Entwicklung von Pflanzen der acrogenen Cryptogamen aus den Familien der Farrenkräuter, Lycopadiaceen und Equisetaceen, so wie von Pflanzen aus eigenthümlichen mit dem Ende der 1. Periode erlöschenden Familien, nämlich der Sigillarien, Nöggerathien und Asterophylliten, bildet den auffallendsten Charakterzug der Flora der 1. Periode. Die gänzliche Abwesenheit der Dicotyledonen und das fast völlige Fehlen der Monocotyledonen erklärt zum Theil diese geringe Zahl von Pflanzenarten in der 1. Epoche; denn die genannten beiden großen Abtheilungen des Pflanzenreichs machen wenigstens vier Fünftel sämmtlicher Pflanzenarten der gegenwärtigen Schöpfung aus. B. Thiere. Aus der großen Abtheilung der Pflanzenthiere ist ihr Vorkommen nicht sehr bedeutend; unter den Weichthieren bildet die stark vorwiegende Entwicklung der Brachiopoden und Cephalopoden einen der bemerkenswerthesten Züge in dem Charakter des thierischen Lebens der 1. Periode. Von den Gliederthieren zeigen nur allein die Crustaceen eine Art Reichthum in ihrem Vorkommen und sind endlich die Wirbelthiere hier nur durch Fische und Reptilien, wie vielleicht auch durch Vögel vertreten.

Die geographische Verbreitung der Gesteine der 1. Periode erstreckt sich über alle 5 Erdtheile und zeigt sich völlig unabhängig von den gegenwärtigen klimatischen Verhältnissen, indem sie, ohne alle merkbare Aenderung des petrographischen und paläontologischen Verhaltens, vom Aequator bis in die Nähe der Pole reicht. Es vertheilen sich die Gesteine dieser Periode in 4 Hauptgruppen, nämlich in die Silurische, Devonische, Steinkohlen- und Permische Gruppe, von denen jede Hr. Verf. nach ihrer Gliederung, geographischer Verbreitung und organischem Charakter speciell mit Aufzählung ihrer charakteristischen Versteinerungen beschreibt. (S. 1 — 788).

Der 2. Band zerfällt in 3 Theile nach der Bronn'schen (1849 — 50) Ausarbeitung, die Trias-, Oolithen- und Kreide-Gebirge umfassend. Die 2. Periode beginnt mit dem „Trias-Gebirge", früher Salz-Gebirge (Bundsandstein, Muschelkalk- und Keuper-Gruppe). Wie die Bildungen der 1. Periode, so sind die der 2. durch ihre organischen Einschlüsse im Ganzen eben so scharf nach außen gesondert, als sie im Innern unter sich verfließen. Es gibt 3 sehr bezeichnende Organismen-Arten in dieser Periode, welche eine ansehnliche geographische Verbreitung besitzen und durch alle Glieder ihrer Gebilde hindurchreichen, nämlich Calamites arenaceus, Avicula socialis und Myophoria vulgaris u. s. w. Die Flora der 2. Periode hat noch immer einen fast tropischen Charakter; doch ist sie weniger ausschließend litoral, als in der ersten. In der Fauna dieser Periode sind es insbesondere die Cephalopoden- und Reptilien-Reste, welche auf ein heißeres Klima hinzuweisen scheinen. Die übrigen würden diese Annahme nicht verlangen. Der „bunte Sandstein" zeichnet sich durch seinen Pflanzen-Reichthum, aber nur in wenigen Gegenden aus, und so sind auch nur wenige Orte, wo er Reste thierischen Ursprungs in sich einschließt. Der „Muschelkalk" bedarf an und für sich keiner organischen Merkmale zur Unterscheidung von den 2 ihn einschließenden Sandsteinen. Von S. 20 — 124 werden vom Hrn. Verf. abermals speciell die charakteristischen Versteinerungen der 2. Periode beschrieben.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 20. Juli.

Nr. 9. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

H. G. Bronn's Lethaea geognostica ꝛc.

(Schluß.)

Der 3. Periode gehören die „Oolithen-Gebirge" an, (Lias; Oolithen- oder Jura-Bildungen; Wealden- oder Wälder-Formation). — Von Bronn 1850 auf 1851 ausgearbeitet. —

Die Benennung Oolithen-Gebirge bezieht sich auf die Zusammensetzung mehrerer sehr ansehnlicher, kalkiger sowohl als Eisenreicher Glieder dieser Gebirgsperiode aus kleinen kugeligen Konkretionen, welche über große Länderstriche beständig anhält, wenn sie gleich in anderen Gliedern nicht vorkommt, und selbst in den ersten oft auf weite Erstreckung gänzlich fehlt. Dieses Gebirge steht nach Hrn. Vf. durch seine lithologischen Merkmale sowohl, als durch seine organischen Einschlüsse ziemlich abgeschlossen von dem vorhergehenden, wie von dem nachfolgenden. Die innere Gliederung dieses Gebirges ist manchfaltig, und die fast überall vorherrschenden Kalk- und Thon-Bildungen enthalten einen großen Reichthum fossiler Reste, unter welchen jedoch die Pflanzen auf örtliche Ablagerungen beschränkt, weit zurückstehen. Der paläontologische Charakter der Oolithen-Periode besteht hauptsächlich in Folgendem: Die Flora ist fast nur eine Fortsetzung der vorigen; in der Fauna schreiten die in der vorigen Periode begonnenen Veränderungen weiter fort. Von den charakteristischen Versteinerungen der 3. Periode insbesondere handeln die Seiten 39—570.

Die 4. Periode umfaßt die „Kreide-Gebirge" (Neocomien-, Grünsand-, Quader- Kreide-Gebilde; Hils, Tourtia, Scaglia). Bearbeitet von Bronn 1851 auf 1852. — Unter Kreide-Gebirge versteht Hr. Vf. alle Bildungen zwischen den Oolithen und Wealden und den tertiären oder Molasse-Gesteinen, mögen sie nun wirklich die Beschaffenheit der Schreibkreide haben, oder in Kalksteinen, Thonen, Mergeln, Sandsteinen und Sanden bestehen. Ihre geographische Verbreitung ist sehr ausgedehnt.

Folgende Erscheinungen in der Welt der Organismen charakterisiren diese Periode vorzugsweise: I. Die Farne und überhaupt die kryptogamischen Gefäßpflanzen nehmen an Zahl und Manchfaltigkeit ab, daß sie seltene Erscheinungen werden, bieten jedoch in günstiger Oertlichkeit noch 2—3 neue Sippen dar. II. In der Thierwelt sind von Pflanzenthieren die Amorphozoen reicher an Arten und Sippen als in irgend einer andern Periode, eben so von den Weichthieren die Brachiopoden. Von den Wirbelthieren gibt es nur Fische und Reptilien, von den Kerbthieren kommen nur Ringelwürmer und Kruster, keine Landbewohner vor. Die Aufzählung der charakteristischen Versteinerungen der 4. Periode findet auf S. 43—412 abermals erschöpfend statt.

Der 3. Band endlich umfaßt die 5. Periode, die „Molassen-Gebirge" (Terrain de sédiment supérieur Brgn.; — Tertiär-Gebirge; — Nummuliten-, Grobkalk-, Tegel- und Subappenninen-Gebirge). — Nach Bronn's Ausarbeitung, 1852—1856. —

Um eine allgemeine Verständigung anzubahnen darüber, was als diesseits und jenseits der Grenzen

der Tertiär-Periode liegend zu betrachten sei, folge man jenen Kriterien, wie Hr. Vf. meint, welche bereits meistens in Vorschlag oder Anwendung gebracht worden sind. Was die geographische Verbreitung der Molassen-Gebilde im Ganzen betrifft, so sind dieselben in beschränkterer und unterbrochener Erstreckung als die früheren Bildungen von den Meeren der Tertiär-Zeit abgelagert worden, welche durch vorangegangene Bodenhebungen bereits sehr ungleich an Form, Tiefe und Ausdehnung von Kontinenten und Inseln durchschnitten waren; aber diese Absätze haben, im Gegensatze zu denen der Trias und der Oolithe, in allen Welttheilen und fast in allen größeren Ländern stattgefunden, indem nicht nur die Meere, sondern auch Seen, Sümpfe, Flüße und Quellen, von welchen allen man in früherer Zeit so wenige Spuren findet, mitten in den bereits aufgetauchten Ländern sich an diesen Bildungen betheiligen konnten. Auch waren die einmal abgesetzten Gebirgsmassen in bei Weitem geringerem Grade einer Wiederzerstörung ausgesetzt, einer geringeren Anzahl späterer mechanischer und metamorphischer Bewegungen und Veränderungen unterworfen, als die älteren. Die geographische Verbreitung der Arten im Ganzen genommen, scheint aber nicht mehr so groß als in älteren Formationen zu sein; von einzelnen ergeben sich jedoch, wie auch in jetziger Schöpfung, viele sehr auffallende Beispiele sehr ausgedehnter Heimathkreise. In den organischen Reichen der Molasse-Periode findet man nach Hrn. Verf. folgende charakteristische Erscheinungen.

I. Im Ganzen nimmt die Anzahl der Arten, Sippen, Familien, Ordnungen und Klassen fortwährend zu, obwohl auch einige Familien und Ordnungen da und dort verschwunden sind; die Schöpfung wird manchfaltiger. II. In der Pflanzenwelt, welche zahlreicher und manchfaltiger als bisher vertreten ist, dauern zwar die früheren Familien mit Ausnahme der schon vor der Trias und den Oolithen für immer ausgegangenen Asterophylliten, Sigillarien, Stigmarien und Psaronien fort, und erscheinen die übrigen kryptogamen Monokotyledonen nur noch als Seltenheit. Die Molasse-Periode ist die Zeit der angiospermen Dikotyledonen. III. Im Thierreiche begegnet man ebenfalls einer größeren Anzahl von Sippen und Arten, als in irgend einer der vorangehenden Perioden; auch die Anzahl der Familien, Ordnungen und Klassen ist größer als früher; die Zahl der Arten beträgt in der Molassen-Periode bereits 7000. Das unmittelbare und allmählige Anschließen dieser Periode an unsere jetzige, durch eine immer größere Anzahl nahestehender und endlich identischer Sippen und Arten, die allgemeine Verbreitung der Säugthiere, Vögel, Batrachier und Knochenfische, das Auftreten der Süßwasserfische und Binnenkonchylien, die große Anzahl der Polygastrica, das allgemeine Auftreten kronenblüthiger Pflanzen und besonders der Gamopetalen sind die hauptsächlichsten organischen Charaktere der Molasse-Periode. Die vielen charakteristischen, auf die Molasse-Periode beschränkten und theils ganz ausgestorbenen oder nur zuweilen noch mit einer anderweitigen Art versehenen Sippen betragen, die Pflanzen inbegriffen, mehre Hunderte. Im speciellen Abschnitte dieses Theiles, S. 94—1130, hat Hr. Vf. versucht, die wichtigsten dieser Sippen und Arten näher zu charakterisiren, wie er auch diejenigen Sippen noch mit aufgenommen hat, welche erst in neueren Schriften charakterisirt und veröffentlicht wurden.

Die 124 in verschiedenen Zeichnungsmanieren auf schwarzem Grunde ausgeführten Tafelabbildungen sind in jeder Beziehung vorzüglich zu nennen und wird ihre Brauchbarkeit durch eine beigegebene, genaue und ausführliche Erklärung noch sehr erhöht. Die Zahl der ganz neu angefertigten Tafeln beträgt 77 für diese neue, 3. Auflage, während die ersten 47 Tafeln der beiden früheren Ausgaben der Jahre 1837 und 39 unverändert beibehalten worden sind. Die Bogenzahl des 6theiligen, vollständigen Textwerkes beträgt 202, jene nicht in Rechnung gebracht, welche die Abbildungen erläutern.

Dr. Anton Besnard.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

(Fortsetzung.)

Jus.

G. F. v. Jenssen-Tusch, Der Sundzoll und das Auftreten Nordamerika's wider Dänemark. Frankfurt 1856.

L. Debraux, Le traité de Paris du 30. Mars, étudié dans ses causes et ses effets. Paris 1856.

Städte-Ordnung für die Provinz Westphalen vom 19. März 1856. Arnsberg 1856.

F. Roellner, Das monarchische Princip und die deutschen Staatsverfassungen der neueren Zeit. Braunschweig 1856.

C. W. v. Lancizolle, Die Bedeutung der römisch-deutschen Kaiserwürde nach den Rechtsanschauungen des Mittelalters. Berlin 1856.

J. Held, System des Verfassungsrechtes der monarchischen Staaten Deutschlands mit besonderer Rücksicht auf den Constitutionalismus. Thl. 1. Würzburg 1856.

Dr. R. Osterloh, Lehrbuch des gemeinen, deutschen ordentlichen Civilprozesses. Bd. 1. Leipzig 1856.

von Lepel, Der Großherzoglich Hessische Staatsrath, seine Organisation, Competenz, Procedur und Rechtsprechung. Darmstadt 1856.

Dr. A. W. Heffter, Civil-Prozeß oder das gerichtliche Verfahren bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten im Gebiete des Allgemeinen Landrechts für die Preußischen Staaten. Berlin 1856.

H. A. Fecht, Das Executionsverfahren in Württemberg. Stuttgart. 1856.

A. de Boselli, Beiträge aus der Praxis zur Beurtheilung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in bürgerlichen Rechtssachen. Frankfurt 1856.

Medicina.

Nachlese in und außer mir. — Aus den Papieren des Verfassers der Selbstbekenntnisse oder Vierzig Jahre aus dem Leben eines oftgenannten Arztes. Leipzig 1856.

Dr. B. Stilling, Beiträge zur Natur- und Heilkunde. Heft 1. Anatomische und mikroskopische Untersuchungen über den feineren Bau der Nerven-Primitivfaser und der Nervenzelle. Frankf. 1856.

Dr. J. Fr. Hecker, Geschichte der Heilkunde. Bd. 1. 2. Berlin 1822—1829.

Dr. A. Winther, Untersuchung über den Bau der Hornhaut und des Flügelfelles. Giessen 1856.

Dr. B. Stilling, Neue Untersuchungen über den Bau des Rückenmarks. Nebst einem Atlas von 24 Tafeln anatomischer Abbildungen in groß Folioformat. Frankf. 1856.

Dr. J. Müller, Handbuch der Physiologie des Menschen. 4te verb. Aufl. Bd. 1. 2. Coblenz 1840—44.

Dr. C. L. Merkel, Anatomie und Physiologie des menschl. Stimm- und Sprach-Organs (Anthropophonik). 1. Hälfte. Leipz. 1857.

H. Luschka, Die Brustorgane der Menschen in ihrer Lage. Tübing 1857.

Dr. A. Förster, Lehrbuch der pathologischen Anatomie. 4. Aufl.. Jena 1856.

Dr. J. Engel, Specielle pathologische Anatomie. Wien 1856.

Dr. W. His, Beiträge zur normalen und pathologischen Histologie der Cornea. Basel 1856.

F. C. Donders, Physiologie des Menschen. Deutsche Originalausgabe, übers. von F. W. Theile. Bd. 1. Leipz. 1856.

Dr. Th. Billroth, Untersuchungen über die Entwicklung der Blutgefäße. Berl. 1856.

Dr. A. Kortüm, Die Lebenskraft. Ein Beitrag zur medizinischen Biologie. Berl. 1856.

Dr. C. Ch. Hüter, Die Lehre von der Luft im menschlichen Eie. Marburg 1856.

Fr. Bratsch, Zur Anatomie des Rückenmarkes. Erlangen 1855.

Dr. Th. Plagge, Der Tod auf Märschen in der Hitze. Worms 1856.

A. Mühry, Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten, oder Grundzüge der Nosogeographie. Th. 1. 2. Leipzig 1856.

Dr. Fr. Günsburg, Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. Bd. 2. Klinik der Kreislaufs- und Athmungsorgane. Breslau 1856.

Dr. A. Bednar, Lehrbuch der Kinderkrankheiten. Wien 1856.

Dr. P. J. Philipp, Die Kenntniß von den Krankheiten des Herzens im 18. Jahrhundert. Berlin 1856.

Kupfer und japanische Seltenheiten und Produkte der europäischen Manufaktur müßten auch erst nach seinem, so verschiedenen Geschmacke und zu ihm anständigen Preisen geschaffen werden. Würde doch der Handel mit China selbst nur unerheblich sein, wenn dieses nicht seinen Thee, der der angelsächsischen Raçe zu einem so starken Bedürfnisse geworden ist, und seine Seide zu bieten hätte, England seinerseits es aber mit Opium, Baumwolle und seinen billigen Baumwollenfabrikaten versehen könnte. Indeß die Eröffnung Japan's ist einmal geschehen; es wird nach und nach aus seiner isolirten Stellung mehr und mehr in den allgemeinen Weltverkehr mit hineingezogen werden und die Japaner, die schon durch die Holländer mit europäischen Wissenschaften und Künsten bekannt geworden sind, haben bereits, mehr als jede andere asiatische Nation, Sinn und Interesse dafür gezeigt. Die Hauptsache ist, daß die von Europa nach O. und W. ausgegangene Cultur auf der anderen Seite des Erdballes sich zuerst berührt. Der stille Ocean wird sich beleben, wie der atlantische. Das kalifornische Gold war der Anlaß mit dazu. Die Nordamerikaner wollen den Strom des Weltverkehrs durch ihr Gebiet lenken. Zu dem Ende sollen Eisenbahnen über den Isthmus und eine Canalverbindung geschaffen werden. Ihre Wallfischfänger durchfahren schon die Nordgewässer. Man treibt einen gewinnreichen Handel mit China und führt fleißige Arme nach Californien. Aber von St. Franzisko bis Schang-hai sind 6475 Seemeilen. Segelschiffe bedürften einiger Häfen, Proviant und frisches Wasser einzunehmen. Dampfschiffe, die 30 Tage fahren, können nicht den nöthigen Kohlenvorrath mitführen. Bisher hatten sie nur einen Ruhepunkt, die Sandwich-Inseln, 2093 Seem. von St. Franzisko. Daher waren ihnen jenseits für die Dampfschiffe einige Häfen und Kohlendepots nöthig. Auch die vielen Schiffbrüchigen und Proviantbedürftigen bedurften des Schutzes. So war Nordamerika gerade zunächst veranlaßt, diese Eröffnung Japan's zu erstreben. Und der Ruhm, Japan eröffnet zu haben, gebührt ohne Zweifel den Vereinigten Staaten von Nordamerika und dem ausgezeichneten Commodore Perry, dem diese bedeutende Mission anvertraut war. Es ist ganz eitel, wenn die Holländer, die Jahrhunderte über das Monopol des Japanischen Handels, ohne erheblichen Nutzen für sich, eifersüchtig und kleinlich in Anspruch genommen haben, sich jetzt einen erheblichen Antheil an dem Ruhm aneignen möchten, und Philipp Fr. v. Siebold namentlich in der „Urkundl. Darstellung der Bestrebungen von Niederland und Rußland zur Eröffnung Japan's für die Schiff-Fahrt und den Seehandel aller Nationen. Bonn 1854. 4." und P. J. C. H. Bley „die Politik der Niederlande in ihren Beziehungen zu Japan. Oldenburg 1855. 8." — Niederland Verdienste dabei vindiciren wollten. Der erste wird von Hawks Seite 77—94, vielleicht etwas zu weitläufig und scharf deßhalb zurecht gewiesen. Allerdings hatte der König von Holland schon 1844 einen Brief an den Kaiser von Japan geschrieben, um Milderung der isolirenden Politik. Die Antwort war aber durchaus abschlägig und nach Hawks S. 84 wollten die Holländer später die Japaner veranlassen, nur auf Grundlage ihres Entwurfes Verträge mit fremden Nationen abzuschließen. In das Detail der Verhandlungen Perry's mit den Japanern und den von ihm abgeschlossenen Traktat wollen wir hier nicht weiter eingehen. Das Wesentliche ist aus den Zeitungen genugsam bekannt. Die genauesten Nachrichten darüber findet man bei Hawk's. Aber hervorheben müssen wir die auszeichnende Art, womit der Commodore seine schwierige Mission durch Verbindung von kräftigem Auftreten mit Humanität zur großen Ehre dieses ersten diplomatischen Versuches des jungen Freistaates im fernen Osten ausführte. (S. Heine I, Seite 237. II, 26 u. 80). Zur großen Schmach Europa's und christlicher Nationen haben die europäischen Mächte in Asien nur zu lange zum Theil mehr wie Räuber, Banditen und Intriganten sich gezeigt, bald hündisch kriechend*), allen den die Europäer so zurückstoßenden orientalischen Ceremonien bloß eines elenden Vortheils halber sich unterwerfend, bald mit Gewaltthätigkeit und rohem Uebermuthe auftretend**), dabei eine gegen

1) Man lese bei Thunberg nur die unwürdige Behandlung die die Holländer so lange sich gefallen ließen.

2) Wir erinnern nur an den Russen Resanoff, der

die andere auf die elendeste Weise intriguirend und die andere, zuletzt aber alle europäischen Nationen in den Augen der Fremden herabsetzend und so verächtlich machend. Von all dem nichts bei dem feinen Amerikaner; frank und frei tritt er auf, männlich und kräftig. Die vaterländische Sitte wahrend, sich nichts vergebend, dabei aber human und rücksichtsvoll und nicht nur ohne Blutvergießen, sondern ohne alle Kränkung oder Insulte wird das Ziel erreicht. Dies ist gewiß ehrenhaft und mag der europäischen Diplomatie, wo sie dessen noch fähig ist, zum Muster dienen und ihr zeigen, daß der kürzeste Weg zwischen zwei gegebenen Punkten immer die gerade Linie ist, und die diplomatischen Feinheiten, Umwege und Ränke eher vom Ziele ab-, als dahin führen. Die Engländer hatten im letzten Kriege gegen China schon die rechte Art ausfindig gemacht, wie man mit diesen Nationen zu verhandeln habe.

Was den wissenschaftlichen Gewinn aus diesen Werken betrifft, so ist er nur gering. Es war nicht nur auf eine wissenschaftliche Unternehmung nicht abgesehen, sondern Commodore Perry hatte die Betheiligung von Gelehrten an der Expedition entschieden abgelehnt und nur mit Mühe erlangte Taylor in Schang-hai, daß er noch zugelassen wurde. (Hawks S. 175.) In seiner Art hatte der Commodore gewiß recht, da bei dem mißtrauischen Volke der Japaner das Herumstreifen von Gelehrten in Japan, Land und Leute kennen zu lernen, den Erfolg der Hauptunternehmung leicht auf's Höchste gefährdet hätte. So weit der Hauptzweck es gestattete, regte er die Thätigkeit der gebildeten Officiere seines Geschwaders an, und begünstigte es, wenn sie auch der Wissenschaft zu dienen suchten. Doch verbot er alle Mittheilungen zum Drucke vom Borde des Schiffes nach Auswärts und selbst den brieflichen Verkehr mit ihren Angehörigen über die Bewegung des Geschwaders und die Resultate der Expedition. Alle

1804 auf den S. Kurilen die Dörfer verbrannte, die Einwohner mordete, wofür Golownin 1811 eine lange Gefangenschaft in Japan erdulden mußte.

von ihnen aufgesetzten Noten und Journale, sowie auch die entworfenen Zeichnungen nahm er als Eigenthum der Regierung in Anspruch; sie sollten im Marine-Departement deponirt und später den Verfassern auf ihr Ansuchen, soweit die Regierung es für angemessen hielt, zurückgegeben werden. Aus diesen ihm zur Disposition gestellten Materiale hat Hawks, der an der Unternehmung selbst nicht Theil hatte, sein Werk zusammengestellt und mit 11 Karten und 80 Holzschnitten und Stahlstichen ausgestattet. Neben obiger Ausgabe in Großoctav gibt es noch eine Prachtausgabe in Quart mit 89 Lithographien und 76 Holzschnitten, die freilich nicht alle nothwendig noch besonders belehrend sind, wie gleich Seite 95, wo das Aufhissen des Sternenbanners oder Seite 102, wo eine Schiffspredigt unnützer Weise abgebildet wird. Taylor, Spalding und Heine haben ihre Aufzeichnungen noch besonders herausgegeben.

Heine's Werk ist im Wesentlichen nichts, als ein Wiederabdruck seiner bekannten Briefe in den Beilagen zu der Allgemeinen Zeitung 1855 mit einigen Zugaben, wie der Uebersetzung der offiziellen Aktenstücke S. 289 bis 375. Der Druck ist sehr splendid und 5 schöne Zeichnungen nach der Natur im Tondruck vom Verfasser schmücken sie. Er hat diese vollständiger, besonders in Folio herausgegeben; Graphic Scenes in the Japan Expedition. Comprising ten Plates and an illustrated Title-page, printed in colours and tints. New-York by Sarony. Diese und ein wohlfeiler Abdruck der Briefe aus der Allgemeinen Zeitung, wenn er überall nöthig wäre, würden sein Buch sehr entbehrlich machen. Es ist nämlich im Ganzen eine sehr leichte Arbeit. Auf der Fahrt werden Madeira, St. Helena, die Kapstadt, Mauritius, Zeilon, Singapore, Hong-kong, Canton, Macao, Schang-hai auf der Hinreise nach Japan; die Sandwichsinseln, San Francisco, Valparaiso, die Magelhansstraße, Port Famine und Rio de Janeiro auf der Rückreise berührt und jedem ein Kapitel gewidmet. Wenn nun auch einzelne gute Schilderungen dieser verschiedenen Gegenden, besonders was das Landschaftliche betrifft, vorkommen, ist das Ganze doch zu unbedeutend nnd unerheblich, oft nur mit einzelnen, pikanten Jagd- oder anderen persön-

lichen Abenteuern gewürzt, als daß es mehr als ein flüchtiges Interesse erregen könnte. Hawks hat daher mit Recht dergleichen Schilderungen auf der Rückreise ganz übergangen, die auf der Hinreise nur kurz berührt. Sollen bei einer Reise um die Erde, wie man es nennt, solche kurze Besuche nur von einigem wissenschaftlichen Nutzen sein, so müssen sie von wissenschaftlichen Männern ausgehen, die mit den betreffenden Ländern und der darauf bezüglichen Literatur vollständig bekannt sind, nicht von bloßen Dilettanten, wie unser Maler Heine ist. Es finden sich an Orten, wie den genannten oft wissenschaftliche Männer, die Resultate vieler Studien oft Jahre lang gesammelt haben und gerne mittheilen, die muß man aufsuchen, oder wenigstens eine möglichst vollständige Reihe von Lokal-, Zeit- und anderen Schriften, wie z. B. die Singapore Chronicle oder eine Sammlung der englischen Zeitungen in China, des Ceylon- u. Schanghai-Almanac u. dgl., die man in Europa nicht hat, und die viel schätzbares Material enthalten, mitbringen; dann kann man selbst nach kurzem Aufenthalte wissenschaftlich Werthvolles mittheilen, wenn die gehörigen Kenntnisse damit verbunden sind. Diese fehlen aber Heine sichtlich, da er sich überall verplempert, wo er über die Beschreibung von sichtbaren Gegenständen hinausgeht. Beispielshalber erwähnen wir nur einiger Stellen über China und Japan; so, wenn er I. S. 96 sagt, kein Hafen könne günstiger gewählt sein, als Hong-kong — es ist bekannt, daß die nackte Insel sich zum Handelsplatze gar nicht eignet; — wenn er S. 118 in dem hohen Zinsfuße China's das Zeugniß eines blühenden Handels sieht, — da es gerade die Unentwickeltheit des Geldwesens zeigt. Vom Rechenbrette (Suan-pan), das er I, 125 beschreiben will, hat er offenbar selbst keine klare Anschauung; wir verweisen der Kürze halber auf die Beschreibung in den Arbeiten der russischen Mission, auch in Erman's Archiv. 1855, B. 14, S. 486 sqq. Auch die Erzielung der Zwergbäumchen (S. 133) ist nicht ganz so, vielmehr aus Ablegern. Die Pagoden sollen nach S. 148 „Wacht- oder Signalthürme sein, für eine religiöse Bestimmung spräche kein einziges Merkmal". Man weiß aber längst, daß sie den Stupas, Topen oder Dagops der Inder entsprechen und Reliquien-Behälter von Buddha und Bodhisatwas ursprünglich enthalten. Eben so falsch ist, wenn er S. 162 behauptet, die meisten chin. Schauspiele enthielten Scenen aus der Zeit der Eroberung China's durch die Mandschu; wenn Bazin's Arbeiten ihm bekannt gewesen wären, würde er richtiger darüber geurtheilt haben. B. II, S. 41 und folg. will er Japanische (Chinesische) Visitenkarten mittheilen, sie werden aber unglücklicher Weise verkehrt, das Unterste zu Oberst abgedruckt. Auf 50 — 200 Millionen Einwohner (II, S. 251) ist wohl die Bevölkerung Japan's nirgends sonst angegeben. Wie man erfindet, um witzig zu sein, davon gibt I, S. 119 ein Beispiel, wo ein chines. Wirth auf die Frage, ob das Fleisch von dem „quack quack" (einer Ente) komme, geantwortet haben soll; „No — wau — wau" (von einem Hunde). Es ist dabei nur übel, daß die Chinesen die Naturlaute der Thiere, nicht wie der Deutsche aufgefaßt haben.

Doch übergehen wir diese Beiwerke. Auf genauere Nachrichten dürfen wir nur von Japan, den Lieu-, Kieu- und Bonin-Inseln rechnen, erhalten aber nur über die beiden letzteren erhebliche neue Nachrichten, namentlich bei Hawk's. Ueber Japan wird am wenigsten Neues mitgetheilt; sehr begreiflich, da sie kaum ein paar Tage während der Unterhandlungen das Land betraten. Nur die beiden Häfen, die den Fremden durch den Traktat eröffnet wurden, Simoda und Hakodade und die Verhältnisse und Menschen dort, werden etwas näher geschildert, obwohl wir später von William's, der die Expedition als japanischer Dolmetscher mitmachte, noch genauere Nachrichten über den ersteren erhalten haben; der letztere war schon durch Golownin etwas bekannt geworden.

(Schluß folgt.)

Der Titel für die historische Classe liegt bei.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 24. Juli.

Nr. 11. 1857.

Historische Classe.

1) Narrative of the Expedition of an American etc.

2) Reise um die Erde rc. rc.

(Schluß.)

Simoda liegt 34° 39′ 49″ N. Br. 138° 57′ 50″ O. Br. von Gr. Die Bevölkerung wird sehr verschieden angegeben, von Heine auf 2000 E., von Spalding auf 20,000 E., von Hildreth auf 8000 E. Hakodade, auf Jeso 41° 42′ 22″ N. Br., 140° 47′ 45″ O. Br. von Gr., liegt also 7° nördlicher. Heine rechnet nur 6000 E., Spalding 16 — 20,000 E. Man sieht wie wenig sicher diese statistischen Angaben noch sind. Die allgemeine Nachricht über Japan in der Einleitung von Hawks S. 3 — 94 „und die Skizze von Heine" Japan und seiner Bewohner B. II. S. 249 = 289 mögen für Leser, die von Japan noch gar nichts wußten, nicht ohne Nutzen sein, jedoch einen wissenschaftlichen Werth haben sie nicht. Es sind auch neuerdings mehrere Werke über Japan erschienen, die, wenn auch durchaus nicht befriedigend, doch eine bessere Kunde gewähren. Fraißinet's Werk: Le Japon histoire et description, Paris. 2 Bände. 8. ist in diesen Blättern früher angezeigt. Dahin gehören auch: Charl. Mac Farlane's Japan. London, 1852. 8. die Manners and Customs of the Japanese. London 1852. 8. und das Neueste von R. Hildreth: „Japan as it was and is. Boston 1855. 8."; letzteres mehr geschichtlich. Erschöpfend und von wissenschaftlichem Werthe ist kein einziges.

Die Lieu-kieu Inseln, südlich von Japan, kamen erst in neuerer Zeit zur nähern Kunde Europa's durch B. Hall's Account of a voyage of discovery to the west coast of Corea and the great Loo-Choo island. London 1818 und J. M. Leod's Narrative of a voyage in the Alceste to the Yellow Sea etc. London 1817. Beide waren Begleiter von Lord Amherst auf seiner Gesandtschaftsreise nach China. B. Hall namentlich verbreitete vielfach irrige Nachrichten über diese Inselgruppe, als ob er da ein unschuldiges Naturvolk gefunden, das weder Strafen noch Geld kenne. Wenige wußten damals, daß wir schon durch den Jesuiten P. Gaubil die Uebersetzung einer chinesischen Beschreibung der Insel vom Dr. Su-pao-kuang. Pecking 1719 hatten. (Lettres édif. R. 28, N. E. T. 23 pag. 182 — 246). Später erschienen diese bis 1808 fortgesetzt in Peking. Klaproth Mém. Relat. à l'Asie T. 2. p. 157 — 190 theilte auch Nachrichten aus chinesischen Quellen über sie mit und japanische von geringerem Belange in seiner Uebersetznng des San-kokf tsu ran to sets. Paris 1832. 8. Später haben mehre Reisende und Missionäre sie berührt, namentlich Belcher. (Narr. of the voyage of the Samarang. 1845, mit dem Arzte Adams; dann Wells Williams 1837. Chinese Repository T. 6). Vergleiche auch P. Parker Journal of an Expedition from Singapore to Japan with a visit to Loochos, revised by A. Reed. London 1838.

Durch Belcher wurden einige Gruppen, wie die Meja-Co-Sima-Gruppe (Pa-tschang-Schan u. s. w.) erst näher bekannt. Einige Nachrichten gab der katholische Missionär Letardu Annal. de la propag. de la foi T. 21 p. 236. Ein getaufter Jude Dr. Bettelheim, durch eine englische Missionsgesellschaft unterstützt, hatte sich 1846 auf der großen Insel wider Willen der Einwohner 9 Jahre niedergelassen, die Sprache der Insulaner erlernt, und hat über diese Insel mancherlei Nachrichten gegeben. Siehe: The Seventh Report of the Loochoo Mission Society for 1851 — 1852. p. 236. Der Schang-hai-Almanac von 1855 gab endlich noch den Bericht eines christlichen Chinesen, der 1853 länger auf den Lieu-Kieu-Inseln verweilte und im folgenden Februar am Borde der „Supply" nach Schang-hai zurückkehrte. So, sieht man, haben wir neuerdings mannigfaltige Nachricht über diese Inseln erhalten. Diese werden nun von den Genossen Perry's bei Hawks Cap. 7, 8, 9, 11, 15, 17 und 24 und bei Heine Cap. 12, 13, 15, 20, 27 ergänzt, doch eigentlich nur, was die Hauptinsel und namentlich die Residenz Scheu-li und die Hafenstadt Napa betrifft. Ueber das Volk und dessen Sitten geben sie uns manche hübsche Nachrichten, doch bleibt manches, namentlich das Verhältniß der Inseln zu Japan und China, auch so noch unklar.

Die Bonin-Inseln, chines. Wu-jin d. i. ohne Menschen, wurden durch die Nachrichten der Chinesen, die A. Rémusat (N. Mel. as. T. I.) 1817 mittheilte, zuerst den Europäern näher bekannt. Die Japaner sollen schon 1675 eine Karte von diesen Inseln aufgenommen haben. S. Siebolds Nippon Heft 17—20. S. 96 folg. Bei den Holländern kommen sie 1771 bis 1778 unter dem Namen „Wöst-Eiland" vor. Da die Nachrichten der Chinesen aber mit dem was die Seefahrer fanden, nicht übereinstimmten, wurde ihre Existenz bezweifelt, bis Beechey (Narrative of a voyage to the Pacific B. 2) 26° 30′ — 27° 44′ 35″ und 142° 5′ 15″ O. L. von Gr. eine Gruppe entdeckte; auch Lutke besuchte sie und Kittlitz, sein Begleiter, in seinen Vegetationsansichten Taf. 14—16 und Dr. Merkens im Bullet. de l'Acad. de St. Petersb. Ser. II. Nro 24. haben über die Vegetationsverhältnisse interessante Nachrichten gegeben, wie auch J. F. L. Schröder: Berigten en Verhandelingen over onderwerpen der Zeevartskunde T. 1. St. I. noch einige. Zu diesen Nachrichten kommen nun die von Hawks (Cap. 10. p. 226 fg. und 331 fg.) und bei Heine Cap. 14. Wüste, wie sie waren, hatten sie den Japanern als Verbannungsort gedient, bis 1831 ein englischer Matrose Savory mit mehreren Kameraden, die von ihrem Schiffe desertirt waren, sich dort verbargen und à la Robinson Crusoe ansiedelten. Die ersten Ansiedler bis auf Savory gingen wieder weg; es kamen aber später andere, sie nahmen sich Frauen von den Sandwich-Inseln und unsere Reisenden fanden an 40 — 50 Menschen auf den größten Inseln wohnhaft. Sie haben sich eine eigene Constitution gegeben, die Hawks p. 332 mittheilt. Port Lloyd wurde schon 1827 von einem englischen Schiffe besucht, wie die Inseln schon früher von Wallfischfängern im nördlichen stillen Ocean. Belcher 1838 nahm nautische Messungen vor. Da beide Insel-Gruppen bei der Eröffnung Japan's für den Handel als Stationspunkte wichtig werden können, schien es nicht unzweckmäßig, diese literarischen Notizen, die natürlich Heine wie Hawks gleich unbekannt sind, hier mitzutheilen. Für Leser von solchen Büchern, wie das Heine'sche, sind sie freilich nicht.

Dr. Plath.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Zweites Quartal. Januar — März 1857.

(Fortsetzung.)

Anthropologia.

F. J. Proschko, Der Förster in Kirnberg oder die Hexenlinde. Linz 1855.

Phantasien und Glossen aus dem Tagebuche eines conservativen Pädagogen. St. Gallen 1856.

H. Kletke, Neue Reisebilder. Skizzen aus der Natur und dem Menschenleben. Berlin 1855.

Dr. A. Schröder, die Religion in unsern Gymnasien, und das Jugend- und Familienleben unserer Zeit. Götting 1856.

Fr. Körner, Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipz. 1856.

M. Lange, Lehrbuch des Schachspiels. Halle 1856.

Dr. A. C. Neumann, Lehrbuch der Leibesübung des Menschen in Bezug auf Heilorganik, Turnen und Diätetik. Bd. 1. Berl. 1856.

Theologia.

Fr. Bock, die liturgischen Gewänder des Mittelalters; Entstehung und Entwickelung derselben in Rücksicht auf Stoff, Textur, Farbe, Dessins, Schnitt, Form und rituelle Bedeutung. Bd. I. Lief. 1. Bonn 1856.

J. F. Bachmann, Zur Geschichte der Berliner Gesangbücher. Berlin 1856.

C. Place, An enquiry into the nature and original of the fifty-fifth Canon. Lond. 1718.

Dr. Ferd. Probst, Exequien. Tübingen 1856.

A. de Broglie, L'église et l'empire romain au IV. siècle. P. 1. 2. Par. 1856.

H. Newcomb, A cyclopedia of missions. New York 1855.

H. Kritzler, Die Heldenzeiten des Christenthums. Bd. 1. Der Kampf mit dem Heidenthum. Leipz. 1856.

Ed. Le Blant, Inscriptions chrètiennes de la Gaule antérieures au VIII. siècle. Ouvrage couronné. Livr. 1. 2. Paris 1856.

J. Mozzoni, Tavole cronologiche critiche della storia della chiesa universale. Secolo II. Venezia 1856.

Newman, Callista, a sketch of the 3. century. Lond. 1856.

De Potter, Résumé de l'histoire du Christianisme depuis Jésus jusqu'à nos jours. T. 1. 2. Bruxell. 1856.

W. Kraft, Die Kirchengeschichte der germanischen Völker. Bd. 1. Abth. 1. Berl. 1854.

Versuch einer urkundlichen Darstellung des reichsfreien Stiftes Engelberg St. Benedikten-Ordens in der Schweiz. 12. u. 13. Jahrhundert. Luzern 1846.

T. Dandolo, Monachismo e leggende. Vol. 1. 2. Milano 1856.

Recherches historiques sur l'esprit primitif et sur les anciens colleges de l'ordre de S. Benoit. P. 1, 2. Par. 1787.

F. W. Schulze, Der Irvingismus. Ein Vortrag. Berl. 1856.

G. Döring, Versuch einer Geschichte und Beschreibung d. evangel. Hauptkirche zu St. Marien in Elbing. Elbing 1846.

M. Th. de Bussière, Histoire de l'établissement du protestantisme à Strasbourg et en Alsace, d'après des documents inédits. Par. 1856.

Handlingar till sverges reformations-och kyrkohistoria under Konung Gustaf I. Bd. 1. 2. Stockholm 1841—42.

C. J. H. Fick, Die Märtyrer d. evangelisch-lutherischen Kirche. Bd, 1. 2. Heft 1. Philadelphia 1856.

Dr. D. Schenkel, Die Reformatoren und die Reformation, im Zusammenhnnge mit den der evangel. Kirche durch die Reformation gestellten Aufgaben. Wiesbaden 1856.

Drei Schriften Johann Marbach's zur Geschichte der Reformation in der churfürstl. Pfalz, mit einer historischen Einleitung herausgegeben von C. Schmidt. Straßburg 1856.

Frz. Lerse, Geschichte der Reformation der ehemaligen Reichsstadt Colmar und ihrer Folgen bis 1632. Basel 1856.

Dr. H. Hahn, Die Reise des heil. Willibald nach Palästina. Eine historisch-geographische Abhandlung. Berlin 1856.

J. v. Zingerle, Die Oswaldlegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie. Stuttg. 1856.

Dr. C. F. Roßhirt, Canonisches Recht. Lief. 1. 2. Schaffhausen 1856.

Fr. Roth, Ueber die sententia ex informata conscientia im Strafverfahren gegen Kleriker. Landau 1856.

W. Molitor, Ueber kanonisches Gerichtsverfahren gegen Kleriker. Mainz 1856.

Erlaß des königl. kaiserl. Ministers für Kultus und Unterricht an die Hochwürdigen evangelischen Superintendenzen beider Bekenntnisse in Ungarn. Pesth 1856.

Th. Oughton, Ordo Judiciorum; sive methodus procedendi in negotiis et litibus in foro ecclesiastico-civili Britannico et Hibernico. Lond. 1728.

A. Schmeling, Die Kirchenzucht nach Schrift und Kirchenlehre. Berlin 1856.

Dr. Longard I., Die Secularisation des Kirchengutes in Deutschland durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß vom 25. Febr. 1853. Coblenz 1856.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

Manuscripte.

Kurzgefaßte Beschreibung der Grafschaft Tyrol. Mit Belegen. Th. 1.

Malefiz Urthel zu Nürnberg vollstreckt von Ao. 1311 — 1710.

Landt Libell., avlf Jähriges Tyrolisches, sambt beigebundtenen Matriculn der Landtäflen de annis 1596, 1640 und 1663. Sämmtl. Cod. chartac. in fol.

Chronik von Regensburg.

Salzburgische Bergwerks-Ordnung von 1538.

Stölzlen, Ulmische Chronik bis zum Jahre 1555. Sämmtl. Cod. chart. in 4.

Historia.

Bibliotheca geographica. Verzeichniß der seit der Mitte vorigen Jahrhunderts bis zu Ende des Jahres 1856 in Deutschland erschienenen Werke über Geographie und Reisen mit Einschluß der Landkarten, Pläne u. Ansichten. Herausg. v. W. Engelmann. 1. Hälfte. Leipzig 1856.

E. Taitbout de Marigny, Atlas géographico-historique de la mer noire et de la mer d'Azov. Avec 77 cartes, plans et vues. Odessa 1850.

Alf. Frhr. v. Wolzogen, Reise nach Spanien. Leipz. 1857.

Men and times of the revolution; or memoirs of Elkanah Watson, including his journals of travels in Europe and America, from the year 1777 to 1842. Ed. by his Son, Winslow C. Watson. 2. edit. New York 1856.

Sonklar Edler v. Innstädten, Reiseskizzen aus den Alpen und Karpathen. Wien 1857.

A. H. Rhind, Egypt, its climate, character and resources as a winter resort. Edinb. 1856.

W. Kennett Loftus, Travels and researches in Chaldaea and Susiana. Lond. 1856.

W. Knighton, Tropische Skizzen oder Erinnerungen eines indischen Journalisten. Deutsch von M. B. Lindau. Dresden 1856.

E. Carrey, L'Amazone. Huit jours sous l'équateur. Par. 1856.

W. Vischer, Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland. Basel 1857.

J. A. St.-John, Egypt and Nubia. Lond. 1845.

J. A. H. C. Ratzeburg, Vier Abschnitte aus einer Reise um die Erde. Berl. 1856.

F. L. Mitchell, Three expeditions into the interior of Eastern Australia. Vol. 1. 2. Lond. 1838.

A. Marjoribanks, Travels in New Zealand. Lond. 1845.

W. H. Leigh, Reconnoitering voyages and travels, with adventures in the New colonies of South Australia. Lond. 1839.

S. S. Hill, Travels in the Sandwich and Society Islands. Lond. 1856.

— —, The Tiara and the Turban. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

J. J. Gurney, A winter in the West-Indies. 3. ed. Lond. 1841.

J. G. Worms, Ostindische und persische Reisen. Frankf. 1745.

G. Thompson, Reizen en ontmoetingen in het zuiden van Africa. Deel 1. 2. Groning. 1828.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 27. Juli.

Nr. 12. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Franz v. Baaders sämmtliche Werke, herausgegeben von Prof. Dr. Franz Hoffmann. Fünfter und sechster Band. Auch unter dem Titel: Desselben gesammelte Schriften zur Societätsphilosophie. Erster Band. S. LXXIV. 408. Zweiter Band. S. XVI. 360. Leipzig bei Herrmann Bethmann. 1854.

Franz v. Baaders Werke. Siebenter, achter, neunter und zehnter Band. Auch unter dem Titel: Desselben gesammelte Schriften zur Religionsphilosophie. Erster Band. S. XLVIII. 416. Zweiter Band S. XXIV. 368. Dritter Band S. XXXVI. 416. Vierter Band S. LXXVI. 352. Leipzig 1854. 1855.

Franz v. Baaders Werke. Dreizehnter Band. Auch unter dem Titel: Desselben Vorlesungen und Erläuterungen zu Jakob Böhme's Lehre. 392. Leipzig 1855.

Mit den nun erschienenen fünften bis zehnten Bande von Baader's sämmtlichen Werkrn liegen uns jetzt alle bereits schon gedruckte Schriften desselben, mit sehr reichhaltigen Zusätzen aus seinem Nachlaß versehen, vollendet vor. Von den noch ungedruckten Schriften sind drei Bände schon früher an's Licht getreten; es fehlen also zum Abschluß des ganzen Unternehmens nur noch zwei Bände, der zwölfte nämlich, welcher die Erläuterungen zu St. Martin und Aphorismen, und der fünfzehnte, der Baader's Briefwechsel sammt seiner Biographie enthalten wird. Letzterer befindet sich, wie wir vernehmen, bereits unter der Presse, und der zwölfte wird gleichfalls nicht lange mehr auf sich warten lassen. An diese Notiz sind wir im Stande, noch eine den Freunden der Philosophie gewiß sehr erfreuliche Nachricht anzuknüpfen, diese nämlich, daß Prof. Anton Lutterbeck in Giessen damit beschäftigt ist, ein ausführliches Materienregister über Baader's sämmtliche Werke anzufertigen und dasselbe gleich nach Vollendung des zuletzt erscheinenden zwölften Bandes als Supplementband zur Gesammtausgabe an's Licht treten lassen wird. So schwierig und mühevoll diese Arbeit ist und sein muß, als ein ebenso willkommenes Mittel zur näheren Orientirung in Baader's Gedankensystem wird dieselbe zu betrachten sein.

Wie der zuerst erschienene eilfte, dann der vierzehnte, so sind die ersten vier Bände, welche die Erkenntnißlehre, die Metaphysik oder Fundamentallehre, die Naturphilosophie, sowie die Anthropologie Baader's in sich fassen, in diesen Blättern (Jahrgang 1851, S. 785—816 und Jahrg. 1854, Nr. 24—27) bereits näher eingehend besprochen worden. Jetzt haben wir uns zunächst den im fünften und sechsten Bande vereinigten Schriften und Aufsätzen, welche zur Societätsphilosophie gehören, zuzuwenden. Die Einleitungen zu diesen beiden Bänden aus Prof. Hoffmann's Feder enthalten theils eine Beleuchtung der neuesten Urtheile über Baader's Lehre, theils An-

deutungen über den Geist der Baader'schen Ethik besonders im Verhältniß zu jener von Kant und Herbart. Die Substanz der zwei Bände selbst aber bilden nicht bloß diejenigen Arbeiten Baader's, welche die Ethik und Politik zu ihrem Hauptgegenstande haben, sondern auch diejenigen, welche in das Gebiet der Staatswirthschaft sowie der Technik einschlagen und in denen sich der philosophische Geist unsers Autors ebenfalls nicht verkennen läßt.

Unter jenen Schriften und Aufsätzen, welche sich zunächst auf die Ethik beziehen, sind hervorzuheben: die akademische Rede „über die Begründung der Ethik durch die Physik" vom J. 1813, nebst einem „erläuternden Zusatz zu einer Recension" dieser Rede vom J. 1814, dann die „Recension von Bonald's Recherches philosophiques sur les premiers objets des connaissances morales" vom J. 1818, die „Recension von de la Mennais' Essai sur l'indifférence en matière de Religion" vom J. 1826, dann mehrere „Aphorismen aus Baader's Tagebuch", „über ein Wort der heiligen Theresia" u. s. w. Näheres über Baader's Ethik werden wir dem Berichte über die Religionsphilosophie einzufügen haben; die Grundgedanken aber derselben, auf welche zugleich die Politik gebaut ist, ergeben sich wie von selbst aus den schon früher erörterten Disciplinen. Was von diesen bereits dargethan worden, das gilt natürlich auch von der Ethik: es trägt diese ebenfalls durchaus einen religiösen, über alle Engherzigkeit erhabenen und im höchsten Maße liberalen Charakter an sich.

Wie Baader die Autonomie des menschlichen Denkens nicht gelten lassen will, so verwirft er auch die Autonomie des Menschen auf dem ethischen Gebiete im Sinne von Fichte, der das Wollen von seinem bewußtlosen Triebe völlig loszuschälen, die sittliche Intelligenz rein als sich selbst setzend zu fassen gedachte. Auch die Kantische Lehre, welche in der Natur nur ein Hinderniß des sittlichen Strebens finden wollte, konnte er nicht gutheißen. Nur hinsichtlich der irdischen, dem Wesen des Geistes wenigstens theilweise widersprechenden Natur kann und will er dies eingeräumt wissen. Ferner kann er im Gesetz und dessen Nöthigung, wie ja auch der Apostel sagt, dem Gerechten sei kein Gesetz gegeben, sondern dem Ungerechten, nimmermehr das höchste Gut des Menschen erkennen. Das Gesetz, bemerkt Baader, werde doch nur jenem Willen fühlbar, welcher bereits aus dem Willen der Einheit der Liebe herausgetreten ist, wenn auch dieser Austritt oder dieses Sichherausssetzen aus der Einheit und das Entgegenstreben gegen dieselbe noch nicht bis zur That gediehen sein möchte. Endlich kann Baader auch mit denjenigen nicht einverstanden sein, welche in der Anerkennung des Gesetzes doch den Gesetzgeber selbst läugnen. Nicht einem Gesetze als solchem kann und soll sich der Mensch ergeben, sondern dem in sich selbst absolut vollendeten Leben, in welchem er die Wurzel seines eigenen Lebens und Daseins findet. Was nicht an und für sich ist, sagt er in diesem Sinne, das kann nur dadurch sein, daß es für ein Anderes ist; für was aber ein solches ist, von dem ist es auch; und wenn die Creatur nicht von sich, sondern von ihrem Schöpfer ist und lebt, so kann sie auch nicht für sich, sondern nur für ihren Schöpfer leben.

Bei dieser gänzlichen Ergebung an Gott, ohne welche der Mensch des wahrhaften Lebens nothwendig entbehren müßte, kann nun aber nicht die Rede davon sein, daß er neben Gott noch etwas liebe; ebenso ist aber auch die Liebe zu Gott nicht im Gegensatze zur Liebe der Geschöpfe aufzufassen. Es ist eine falsche und Mißverständnisse veranlassende Vorstellung mehrerer Asceten, bemerkt Baader, wenn sie uns die Liebe Gottes, des Schöpfers, als im Gegensatze gegen die Liebe der Geschöpfe vorstellen, so daß etwa Gott als das eine Objekt neben den Geschöpfen, als den andern Objekten zu betrachten wäre; die Religion heißt uns vielmehr ausdrücklich die Geschöpfe im Schöpfer lieben und nicht außer Ihm oder gar gegen Ihn. Eben hieraus ergibt sich aber auch die Hoheit der eigentlichen, ethischen Liebe, und daß ihre Definition bei weitem jene Kant's überragen müsse, welcher meinte, daß die Liebe eines Gegenstandes in der Ueberzeugung von dem Vortheil gegründet sei, den derselbe uns verspricht. Wäre die Liebe, sagt desfalls Baader, nichts Anderes und Besseres, als ein bloßer Tausch der Selbstheit zwischen den Liebenden, so würden diese die Bande ihres engen

Seins ebenfalls — nur vertauschen und nichts bei diesem Tausche gewinnen, also auch nicht in eine weitere freiere Existenzweise sich erhoben finden. Dieses wechselseitige Erhobensein aus ihnen selbst als gleichsam eine Ekstasis ist nur durch ihr gemeinschaftliches Eingegangensein in ein drittes Höheres, in Gott, der die Liebe ist, begreiflich.

Während der Egoismus einerseits in Hoffahrt über die von Gott gesetzten Gränzen aufwärts strebt, und anderseits im materiellen Gelüsten unter eben diese Gränzen heruntersinkt, so sind dagegen in der Liebe die beiden Gegensätze der Hoheit, Majestät und der Milde, Demuth untrennbar vereinigt. Dies bewähret sich beim endlichen Geist oder Gemüthe, sofern dieses in der Mitte steht zwischen einem Niedrigern, was es sich, und einem Höheren, dem es sich subjiciren soll. Dieses Höhere ist Gott, jenes Niedrigere aber die Natur, zunächst der Leib mit seinen mannigfaltigen Kräften und Trieben. Oeffnet der Mensch für Gott und seine Liebe, die sich zu ihm herablassen will, sein Herz, so hebt ihn diese zu sich selbst empor, breitet sich aber zugleich horizontal als Nächstenliebe über unsers Gleichen aus. Dabei steigt sie jedoch auch abwärts bis zur Natur, um diese ebenfalls zu erheben, zu segnen, zu veredeln. Cultus, Humanität und Cultur, sagt Baader tiefsinnig und treffend, haben eine und dieselbe Quelle; sie entstehen und bestehen zusammen. Die Cultur der Erde (Natur) hat keinen andern Zweck, als die durch die Sünde und den ihr folgenden Fluch eingetretene Entfremdung der Erde wenigstens theilweise wieder aufzuheben und durch Herstellung des ursprünglichen Verhältnisses der Natur zum Menschen in einer, wenn schon meistens nur schwachen Copie, wiederherzustellen.

Die Kenntniß der Politik oder Staatslehre Baader's ergibt sich besonders aus den Abhandlungen „über das durch die französische Revolution herbeigeführte Bedürfniß einer neuen und innigern Verbindung der Religion mit der Politik“ und aus der Abhandlung „über die Zeitschrift Avenir und ihre Principien“, dann aus dem „Sendschreiben über ein Gebrechen der neuen Constitutionen“, alle drei vom J. 1831, ferner aus der Abhandlung „über das Revolutioniren des positiven Rechtsbestandes“ vom J. 1832, aus dem Aufsatz „über den Evolutionismus und Revolutionismus“ vom J. 1834, aus den „Bemerkungen über die Schrift: Paroles d'un croyant“, 1834, aus der Schrift „über das dermalige Mißverhältniß der Vermögenslosen oder Proletarier zu den Vermögen besitzenden Classen der Societät“, 1835 u. s. w., besonders auch aus den „societätsphilosophischen Aphorismen“. Es kann wohl, sagt Baader, eine Gesellschaft bestehen, ohne daß die Autorität in ihr effektiv hervortrete, wenn diese schon in ihr ruhet. Es sind desfalls drei Stadien der Gesellschaft zu unterscheiden, deren erstes die natürliche bezeichnet, in welcher eben nur die Liebe herrscht: Die Theokratie im engeren Sinne, wie sie uns schon in der Ethik entgegengetreten ist. Sobald aber die Liebe verletzt wird oder mangelt und das Gesetz spricht, da gestaltet sich die Gesellschaft zur Civilgesellschaft, wie das bei den Juden im Regiment der Richter der Fall war. Endlich, wenn auch das Gesetz übertreten wird, tritt die Autorität als Macht und zwar geschieden hervor, und die Gesellschaft nimmt hiemit die Form der politischen im engern Sinn des Wortes an. Der Zweck dieser letztern bestehet aber in nichts anderem, als, die natürliche Gesellschaft, in welcher die Liebe herrscht, soweit noch Ueberreste von ihr vorhanden sein mögen, zu sichern, und sofern sie verloren gegangen, sie zu restauriren.

Obgleich sich aber die Autorität hier als Macht kund gibt, so kann doch der Staat nimmermehr auf bloßer Gewalt ruhen, als welche weder ein Recht zu befehlen, noch eine Pflicht zu gehorchen begründet. Dies, bemerkt Baader, hat Rousseau ganz wohl dargethan. Die Gewalt erhält die Ordnung in der physischen Welt, weil sie immer nach Gesetzen und der (göttlichen) Inteligenz folgend wirkt, wer aber lediglich auf eine solche physische Kraft oder äußern Zwang die Societät basiren wollte, der würde den Menschen selbst unter das Thier herabwürdigen, sofern der Instinkt, welchem dieses folgt, bereits über jenem äußern Zwange steht. Das erkannte aber Rousseau nicht, daß er uns durch seinen gesellschaftlichen Vertrag auf einem Umweg doch wieder zu demselben Zwang als Grund der Societät zurückführt.

Es ist ja klar, daß der Wille des Menschen, der für ihn selbst nicht verbindend sein soll, dies noch minder für Andere sein könne, und daß der einzelne Mensch so wenig durch einen andern Menschen wollen, als durch ihn denken und thun kann, folglich bei einem solchen Urvertrag doch keine Cession des Willens, sondern nur die der eigenen Gewalt stattfände. Jedenfalls würde auch eine Delegirung aller einzelnen physischen oder Zwangskräfte doch nur ein Aggregat und keine wahrhafte Concentration derselben geben, weil ihr das einende, nicht physische, sondern moralische Prinzip fehlte. Diesem Mangel sollte nun zwar durch Hinweisung auf die Selbstsucht und das wohlverstandene Privatinteresse abgeholfen werden. Der hier in Anspruch genommene Grundsatz: Liebe dich über Alles, Gott aber und den Nächsten um deiner selbst willen, ist jedoch schlechthin antisocialer Natur, und wenn es für niemand eine Pflicht gegen jemand gibt und der Eigennutz die einzige Regel und das Prinzip des Willens und der Gesellschaft ist, so wird diese zum Kampfplatz aller selbstsüchtigen Interessen, und in diesem anarchischen Streite vermag der Staat sich selbst nur zur Noth eine Zeitlang und zwar bloß durch einen Bund mit einzelnen Privatinteressen gegen die übrigen zu erhalten, d. h. nur durch Unterjochung und Knechtschaft eines Theiles der Gesellschaft selbst.

Daß faktisch im menschlichen Gemüthe nur allzusehr die Selbstsucht und ein Widerstreben gegen die Unterwerfung unter eine höhere Autorität obwalte, das kann Baader natürlich nicht in Abrede stellen; eben hierin findet er aber gerade einen indirekten Beweis für den göttlichen Ursprung der Societät. In der That, sagt er, bedarf es keiner geringeren als einer göttlichen Assistenz, um sich den Ursprung und den Bestand des Staates begreiflich zu machen. Es zeigt sich dies deutlich genug, wenn man jenen Abgrund antisocialer und anorgischer wilder Mächte erwägt, welche fast in jeder Menschenbrust dem Bestande und der Ordnung der Societät feindlich und zerstörend entgegenstreben. Gewiß sind es nicht menschliche, sondern göttliche Kräfte, welche täglich und stündlich so zahllos viele verbrecherische antisociale Gedanken nicht zum vollendeten Willensentschluß, und von so vielen wirklich ausgebildeten Gedanken noch ungleich wenigere zur Ausführung kommen lassen.

Viele, wo nicht die größere Zahl der Anhänger des Liberalismus unserer Zeit sind es übrigens, wie Baader treffend bemerkt, nicht aus Schlechtigkeit der Gesinnung, sondern aus Mangel an Einsicht und aus Unverstand, indem sie nämlich glauben, daß man schlechterdings ein Liberaler sein müsse, um nur kein Serviler, und ebenso ein Ungläubiger, um kein Abergläubiger zu sein, und daß es kein anderes Mittel gebe, von dem servilen Dienst der illegitimen Autorität sich frei zu halten, als die wenigstens vorerst innerliche Lossagung von aller Autorität. Jenem falschen Liberalismus wie dem Servilismus zu entgehen und den Boden der wahren Freiheit in der Societät zu gewinnen, gibt es nun kein anderes Mittel, als den Ursprung sowie den Grund des Bestandes derselben da zu suchen, wo er allein zu finden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 29. Juli.

Nr. 13. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Franz v. Baaders sämmtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Kein Mensch kann von sich selbst das Recht haben, seines Gleichen zu befehlen und keiner die Pflicht, seines Gleichen zu gehorchen. So vermochten denn auch die Menschen nicht von selbst, sich zur Gesellschaft zu constituiren; nur ihre Gemeinschaft mit Gott konnte und kann diese begründen: alle Gewalt ist von Gott. Gerade dadurch aber bleiben der Regent und die Regierten von einander frei und gegen einander sicher, daß sie beide einem und demselben, nicht wieder menschlichen, sondern göttlichen Gesetz sich unterwerfen, oder daß sie einem und demselben Gott dienen *).

Diese Lehre Baader's von dem göttlichen Rechte der obrigkeitlichen Gewalt unterscheidet sich aber ganz wesentlich von jener despotischen, welche den Regenten einfach zum Centrum, die Regierten aber zur Peripherie macht und hiemit diese, weil die Peripherie das Besitzthum des Centrums ist, als seinen Besitz und sein Eigenthum erklärt. Der Regent repräsentirt nämlich wohl die Einheit der Nation, nicht aber das Prinzip derselben, und man muß darum nicht bloß vom Regenten, sondern auch von allen Gliedern des Socialorganismus anerkennen, daß sie von Gottes Gnaden da sind. Die Lehre der Absolutisten, daß das Volk aus des Regenten Gnaden bestehe, ist gerade so falsch, als die Behauptung der Jakobiner, daß der Regent aus des Volkes Gnaden bestehe. Beide, Regent und Volk haben sich vielmehr in und vor Gott zusammen in Pflicht genommen und gegeben. Wenn sonach der Regent mit gutem Grunde das volle Recht der Sicherheit, Unverletzbarkeit und Freiheit vom Volke verlangt, so hat das Volk dasselbe Recht vom Regenten zu

*) Prof. Imanuel Hermann Fichte sagt S. 451 des ersten Theiles seiner Ethik, Leipzig 1850, Baader habe nicht ausgeführt, in welcher Weise er sich „jenes höhere Erste oder Dritte", welches über dem Regenten und dem Volk stehe, in wirksamer objectiver Existenz gedacht habe. Begreiflich, meint er, könne es nur werden, wenn es als Staatsgrundgesetz, als Verfassung u. dgl. gedacht werde. Unrichtig ist diese Annahme des Prof. Fichte nicht. Wenn aber Baader als jenes Erste oder Dritte zunächst Gott bezeichnet, so wird nicht außer Acht gelassen werden dürfen, daß der göttliche Wille, bevor er in einem Staatsgrundgesetze, welches doch gar vielfacher Modifikationen auf gesetzlichem Wege immerhin unterworfen bleibt, formulirt erscheinen mag, vor allem im Geist und Gemüth des Regenten, unter dem Einfluß der Regierten, welchem sich der Regent möglichst offen halten soll, mithin in den rechtlichen Ideen sich offenbare. Noch erlauben wir uns hier zu bemerken, daß sich Baader, wenn er der Volksvertretung nur den Charakter der Mitberathung einräumt, hiezu durch die bestimmtesten Gründe genöthigt sieht, welche gleich nachher, wenn auch nur mit kurzen Worten, dargelegt werden sollen.



verlangen, und es geht ebenso wenig an, das Recht des Regenten, unter dem Vorwand der Volksfreiheit, schmälern zu wollen, als das Recht des Volkes unter dem Vorwand der Prärogative der Krone. So ist denn auch der Regent wohl verpflichtet, dem Einfluße der Nation bei seinen Entschließungen sich möglichst offen zu erhalten; fehlerhaft aber wäre es, wenn man die Kammern, statt zu berathenden Organen, vielmehr zu Beschließern des Gesetzes erheben wollte, welches der Regent nur auszuführen habe, indem er hiedurch aus dem Regenten nur der einzig Regierte im Staate werden würde.

Zur wahren Sicherung der Freiheit des Regenten von den Regierten, wie des Regierten von dem Regenten bedarf es aber der Corporationen. Wenn nämlich die Aktion der obersten Macht unvermittelt auf das Individuum fällt, so wirkt sie nothwendig erdrückend oder despotisch auf dasselbe, nicht aber, wenn dieses Individuum dieselbe Aktion, als Glied einer Corporation, somit vermittelt, erfährt. Ebenso vermag auch die Empörung nicht durch die bestehenden Organe, sondern nur durch Auflösung derselben in unorganische Massen sich zu äußern. Als besonders nachtheilige Folgen des Mangels der Corporationen hat man noch weiter folgende zu bezeichnen. Einmal vervielfältigen sich die Regierungsfunktionen in's Unendliche, wenn die Regierung nicht mehr mit dem Stand, sondern mit den Individuen unmittelbar verkehrt *). Ferner verliert hiedurch die Regierung, wie die Nation, die Ressource des Credits und leidet in demselben Verhältniß am Geldmangel, indem ja doch nur der ständische und corporative Credit der wahre ist, nicht der ephemere, individuelle. Endlich geht auch mit der Schwächung oder dem Untergang des corporativen Principes die Ehre unter. Ein Individuum kann nur unter dem Schutze und unter der Idee seines Standes von der Regierung respektirt werden. So erlosch z. B. mit dem Innungsgeiste selbst das point d'honneur beim Handwerker und machte der niedrigen Triebfeder des Eigennutzes Platz.

Wenn man indessen, warnt hiebei Baader, die Nothwendigkeit von Corporationen zugibt und sich davon überzeugt hat, daß man dem Eingehen und Zerfall derselben in neueren Zeiten allerdings zum Theil den Verfall und die Unordnungen in der Societät beizumessen habe, so ist doch heut zu Tage in Betreff der Wahl und der Gestaltung solcher Corporationen wohl zu beherzigen, daß nichts übereilt und daß besonders nicht so leicht zu jenen veralteten Orden gegriffen werde, welche für eine frühere Zeit und deren Bedürfniß wohlberechnet und zweckmäßig waren, in der letzten Zeit aber als abgelebt oder ausgeartet untergegangen sind. Unser Zeitalter muß sich seine Institute selbst schaffen, ist es anders der Wiedergeburt werth. Ein Vorschlag, den Baader in einer eigenen oben angegebenen Schrift dargelegt hat, daß nämlich der Proletarier seiner bisherigen Vogelfreiheit, Schutz- und Hilflosigkeit, welcher gegenüber bloße Wohlthätigkeits- oder Polizeianstalten nur als Palliative erscheinen, durch eine Rechtsanstalt entzogen werden sollte, verdienet unstreitig die sorgfältigste Prüfung. Er müsse, meint Baader, in der Repräsentation des Landes vertreten sein, nicht so, daß sein Repräsentant für ihn an der Legislation Antheil nehme, sondern so, daß er für ihn die Advokatie übernehme. Diese Rolle werde am passendsten dem Priester übertragen, der dadurch aus der Situation des bloßen Seelsorgers mehr in die Stelle des alten Diakonates käme und hiemit Gelegenheit hätte, den Priesterhaß zu mindern, der bei den Meisten Religionshaß sei.

Zu ihrem wahrhaften Fortbestande bedarf die Societät jedenfalls einer fortwährenden Evolution. Wer im Gegensatze hievon eine absolute Unveränderlichkeit des jedesmaligen positiven Rechtsbestandes der Societät behaupten wollte, würde sich ebenso unvernünftig oder ungerecht und schlecht zeigen, als jener, der einen andern als rechtlichen Uebergang von einem Rechtsbestand in den andern verlangte. Wie nämlich der Rechtsbestand jeden Rechtsfortgang bedingt, so bezweckt dieser hinwieder jenen. So geht ja auch im Organismus jede Bewegung vom Unbeweglichen

*) Eben hierauf stützen sich auch die kürzlich in der deutschen Vierteljahrschrift gemachten und von da in die Augsb. Allgem. Zeitung vom 6.—13. Febr. d. J. übergegangenen Vorschläge hinsichtlich der Lösung der Besoldungsfrage.

aus, und bezweckt wieder dieses, weil nur das Unbewegte das Bewegende oder Krafterthеilende ist. Das Zeitleben jedes Organismus und also auch des Staates ist selber nur ein beständiges Sichausgleichen und Sichvertragen der Vergangenheit mit der Zukunft, sowie dieser mit jener durch die Gegenwart und in ihr, und die Funktion des Vitalprinzipes ist eben keine andere, als die Continuität der Evolution des Lebens gegen jene doppelte revolutionirende Hemmung zu schirmen und frei zu halten, von welchen die eine das Werdende zurück- und abzuhalten, die andere das Gewordene zurückzustoßen oder zu tilgen strebt. Nur jenes Volk lebt beständig ganz und besonnen in seiner Gegenwart, welches beständig seine Vergangenheit zusammenhaltend, diese seiner Zukunft entgegenführt, beide miteinander vereinend, indem doch nur in dieser Vereinung oder Concretheit das Alte sich verjünget und das Neue erstarkt.

Es ist wohl von selbst klar, daß die Politik Baader's, deren Hauptmomente hiemit angegeben sind, völlig auf seiner Lehre vom Verhältniß der Natur zum Geiste, des Realen zum Idealen beruhe, wovon dieses vorzugsweise durch den Fürsten, jenes durch das Volk repräsentirt wird, und ebenso auf seiner Lehre vom Verhältniß der Zeit zur Ewigkeit, wovon erstere der letztern mehr und mehr entgegengeführt werden muß, falls sie wahrhafte Realität besitzen soll. Nicht bloß aber auf dem Felde der Ethik und Politik erscheint Baader groß, auch in der Staatswirthschaftslehre hat er Beachtenswerthes geleistet, wie besonders aus den im zweiten Band der societätsphilosophischen Schriften enthaltenen Aufsätzen „über das sogenannte Freiheits- oder das passive Staatswirthschaftssystem“ vom J. 1802, „über eine merkwürdige Stelle aus Büsch's Abhandlung vom Geldlauf“, ebenfalls 1802 verfaßt, aus dem Sendschreiben „über die Einführung der Eisenbahnen in Deutschland“ vom J. 1836 2c. hervorgeht. Er hat hier fast alle Hauptgrundsätze desjenigen Systems der Staatswirthschaftslehre anticipirt, welche in der neuern Zeit mit so siegreicher Macht und so segensreichem Erfolge von dem geistvollen Friedrich List vertreten und den jetzigen Verhältnissen gemäß weiter gebildet worden sind. In dem nämlichen Bande finden sich auch noch mehrere Aufsätze Baader's technischen Inhalts, in Betreff deren daran erinnert werden muß, daß unser Autor, obwohl während seines langen Lebens vorzugsweise dem philosophischen Forschen zugewendet, doch auch eine ganze Reihe von Jahren mit Vorliebe dem praktischen Berufe des Bergmanns sich hingab, und ferner, als Besitzer eines Glashüttenwerkes zu Lambach im bayerischen Walde, eine wichtige Verbesserung der Glaserzeugungskunst zu erzielen wußte, worüber hier näherer Bericht erstattet wird. Indem wir jedoch alle diese Momente der genauern Erwägung der Männer von Fach anheimstellen, gehen wir sofort noch auf den Hauptinhalt des siebenten, achten, neunten und zehnten, dann des seinem Wesen nach völlig an diese sich anreihenden dreizehnten Bandes, d. h. zu den religionsphilosophischen Schriften Baaders über, welche Disciplin mit ganz besonderer Vorliebe von ihm behandelt worden ist, und in welcher sich die Tiefe seines Geistes im hellsten, glänzendsten Lichte beurkundet. Der siebente, achte und neunte Band sind von Professor Hoffmann mit Abhandlungen, in welchen die noch immer herrschenden Vorurtheile gegen die Lehre Baader's die entsprechende Würdigung finden, und mit einer Widerlegung der absoluten und der bedingten Atomistik, der dreizehnte aber von dessen Herausgeber mit einer Kritik der neueren Auffassungen von Jakob Böhme's Lehre eingeleitet.

Die umfassendste religionsphilosophische Schrift Baader's und diejenige, mit welcher am füglichsten das Studium seiner Philosophie zu beginnen sein möchte, sind die den achten Band ganz und den größern Theil des neunten bildenden „Vorlesungen über speculative Dogmatik.“ An diese reihen sich von den umfangreicheren Schriften die „Revision der Philosopheme der Hegel'schen Schule in Bezug auf das Christenthum, nebst zehn Thesen aus einer religiösen Philosophie“, die drei Sendschreiben an Prof. Görres „vom Segen und Fluch der Creatur“, welche in gewisser Beziehung methodischer gehalten sind, als irgend eine der späteren Arbeiten unsers Autors, die „Vorlesungen über eine zukünftige Theorie des Opfers und des Cultus“, die Schrift „über den Begriff des gut oder positiv und des nicht gut

oder negativ gewordenen endlichen Geistes“ u. s. w. Von den kleineren Abhandlungen und Aufsätzen religionsphilosophischen Inhalts nennen wir nur die Schriften „über das Leben Jesu von Strauß“, sowie „über die Vernünftigkeit der Fundamentaldoktrinen des Christenthums“, den Aufsatz „über den biblischen Begriff von Geist und Wasser in Bezug auf jenen des Ternar“, die „Bemerkungen über das zweite Capitel der Genesis, besonders in Bezug auf das durch den Fall des Menschen eingetretene Geschlechtsverhältniß“, den Aufsatz „über eine Aeußerung Hegel's über die Eucharistie“, den Lehrvortrag „über die sichtbare und unsichtbare Kirche“ u. s. w. Ferner gehören hierher einige Recensionen, wie z. B. die über Prof. Döllinger's Schrift: „Die Eucharistie in den drei ersten Jahrhunderten“; endlich noch eine ganze Reihe „religionsphilosophischer Aphorismen“.

Je reichhaltiger die in allen diesen Schriften und Aufsätzen niedergelegten religionsphilosophischen Erörterungen sind, um so schwerer muß es natürlich sein, dieselben summarisch zu bezeichnen; ebendarum sehen wir uns im Falle, nur die allerbedeutendsten, die eigentlich entscheidenden Momente hervorzuheben. Dahin gehört nun freilich vor allem die Idee — des Absoluten, wie die neuern Philosophen Gott oder den vollkommenen Geist zu nennen pflegen, welche Idee, so gewiß sie vom endlichen Geiste des Menschen nicht erst ersonnen sein kann, die Gewähr ihrer Realität schon in sich selbst trägt. Von dieser Idee nun, wie sie uns Baader darstellt, darf kühn behauptet werden, daß sie uns in größerer Fülle nirgends, und mit gleicher Bestimmtheit bei keinem andern Philosophen begegnet. Baader geht hiebei, da der Mensch zum Bilde Gottes erschaffen ist und, als der Idee Gottes fähig, hiezu erschaffen sein muß, vom anthropologischen Standpunkte aus, erkennt also Alles, was im Menschen sich findet, in seiner Art, d. h. in höchster Lauterkeit und Vollkommenheit, auch in Gott an. So muß er es denn freilich rügen, wenn einige Philosophen lediglich mit der Behauptung von der Identität des Wissens und Seins die Lehre vom Geist, auch vom göttlichen Geist erläutern wollen, die Identität des Wollens und Seins aber, sowie jene des Handelns und Seins außer Acht lassen, während der Geist in Wahrheit doch nur als wissend, wollend und handelnd — ist.

Von allem übrigen in diesem Sinn Seienden unterscheidet sich jedoch Gott darin, daß Er von keinem Andern, Frühern oder Höhern gewußt, gewollt und gewirkt ist. Hat hienach Gott keinen Anfang außer sich, so folgt hieraus doch nicht, daß er gar keinen Anfang, daß er nicht einen Anfang aus und in sich selber habe. So gewiß Gottes Wesen nicht ein todtes, starres sein kann, so gewiß muß es als ewiges Sein und ewiges Werden zugleich, mithin als ein ewig fortgehender Prozeß im Sinn der Physiker gefaßt werden, worauf ja auch der Ausdruck der alten Theologen hindeutet, daß Gott zugleich actus purissimus und substantia perfectissima sei. Hat man aber als Symbol dieses ewigen Seins und Werdens die Kreisbewegung gebraucht, so bemerkt freilich Baader, daß, während in der zeitlichen Kreisbewegung die bloße Möglichkeit und die Wirklichkeit, Anfang und Ende einander ablösen, hier in der ewigen Kreisbewegung Ruhe in der Bewegung und Bewegung in der Ruhe stattfinde, die Wirklichkeit fort und fort das Vermögen und das Vermögen fort und fort die Wirklichkeit setze, dem Verlangen beständig nnd ohne Abbruch die Erfüllung begegne und die Erfüllung stets und stetig das Verlangen anfache.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 31. Juli.

Nr. 14. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Franz v. Baaders sämmtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dies gilt nun schon von Gott als erkennendem Wesen: Gott erzeugt die Erkenntniß seiner selbst ewig in sich selber; nicht also, daß er sie schlechthin erst zu suchen hätte, doch aber so, daß er sie ewig zu finden hat und auch ewig in Freiheit sich aneignet. Eine Scheidung und Unterscheidung muß allerdings in Gott angenommen werden, wenn wir ihn in der That als — sich selbst erkennendes Wesen denken sollen. Wie der absolute Geist sich selbst und Anderes nur dadurch weiß, daß er ist, und wie er Anderes nicht wissen würde, wenn er sich selbst nicht wüßte, so würde er auch sich selbst nicht wissen, wenn er nichts Anderes wüßte, gesetzt auch, daß dieses Andere bloß potentiell in ihm wäre. Der ewige Wille oder das absolute Subjekt will also und muß wohl sich selbst ein Objekt als Mittel seiner Selbsterkenntniß gegenüberstellen wollen. Dies kann aber nicht unmittelbar geschehen, indem ja hiedurch der absolute Wille seine Freiheit verlieren, in dem Objekte sich gleichsam verfangen würde. Wie das Auge nur in einem andern Auge, so kann das absolute Subjekt zunächst nur in einem andern Subjekte, der Vater zunächst nur im Sohne sich finden, der, während uns im Vater das Verlangen nach der Materie wie nach der Form der Erkenntniß begegnet, als der wirkliche Träger der Form derselben sich darstellt. Der Sohn, das Centralbild des Vaters, ist aber doch nur der erste unvermitelte Ausbruch aus Gottes Natur; es ist sein Urstand kein Vorsatz, sondern bloß eine Geburt, und ebenso ist auch die in ihm als dem Träger der Form der göttlichen Selbsterkenntniß gegebene Anschauung nur eine unmittelbare, unfreie, passive. Es handelt sich aber um eine freie, aktive, durch Denken vermittelte Anschauung, und diese ist nur durch ein drittes, vom Vater durch den Sohn gesetztes, also von beiden ausgehendes göttliches Subjekt, den heiligen Geist möglich. Dieser, der heilige Geist, stellt nicht nur jener Form der göttlichen Erkenntniß, gleichsam dem Himmel derselben, die Materie oder gleichsam deren Erde d. h. ein göttliches Objekt oder jenen Spiegel entgegen, welcher das Abbild der göttlichen Herrlichkeit potentiell in sich enthält, sondern gestaltet diesen auch durch freithätige Einführung der im Sohn liegenden Form oder Idea zum wirklichen Spiegelbilde der drei göttlichen Subjekte.

Es erschließet sich also das absolute göttliche Centrum oder die noch ungeformte Monas, durch Vermittlung der göttlichen Trias in eine von eben dieser produzirte und von ihr gefaßte, mithin in ihre Mitte genommene Peripherie, als geformte Monas oder Offenbarung der ewigen Herrlichkeit; diese aber, als ihrer Natur nach passiv geht in das Centrum zurück, um aus diesem neuerdings wieder ausgeführt zu werden, so daß sich der göttliche Lebensprozeß als ein ewiger, stets sich erneuernder darstellt.



„Im Begriff des Ternars, sagt Baader selbst, sind drei Wirker und drei Wirkungen oder Gewirkte zu unterscheiden. Der Vater, als die in die erste Selbstfassung oder Gründung gehende Freiheit, selber ungewirkt, wirkt in sich den Sohn, das Wort, als die die Enthülltheit des Vaters bedingende erste Einhüllung oder Fassung, als ersten Gewirkten und zweiten Wirker, welcher als Eine Kraft, in welcher der Vater sich auf einmal zusammen nimmt, die Vielheit oder Allheit der Kräfte wirkt, und mit und in welchem, da diese Einhüllung oder Selbstfassung keine Einsperrung ist, der Vater den Geist wirkt, als zweiten Gewirkten und dritten Wirker. Der Geist nämlich sammt dem Vater und Sohn wirkt die Idea oder Sophia als Entfaltung oder Formation der Kräfte, als drittes Gewirktes, aber nicht weiter Wirkendes, indem diese Idea als Ebenbild des Ternars nicht selber wieder wirkend oder Person ist, sowie der Vater nur wirkend und nicht gewirkt ist. Wie der erste Eingang des Vaters in den Sohn keinen Ausgang vor sich hat, so hat der dritte Ausgang, in die Sophia, keinen neuen Eingang zur Folge. Die Idea, auch Jungfrau genannt, ist gegen Gott als den Ternar willen- und selbstlos, und eben hieraus wird die Rückkehr, das Auf- und Insichwiedergekehrtsein oder die Immanenz des Prozesses begreiflich. Es geschieht oder bestehet aber dieses dritte Gewirkte oder diese vierte Wirkung in den ausgehauchten Kräften, als in der göttlichen Beschaulichkeit, Idea und Weisheit, in welcher sich der Ternar augenscheinlich oder evident wird, und der mit den Kräften, welche in der Einen Kraft, dem Sohn oder Wort gewirkt werden und mit dem in diesen Kräften ausgehenden Geist als separator und formator als einer Einigen Kraft mit sich selber spielt, indem er sich in Formungen einführt; gleich als wollte er ein Bild dieser Gebärung der Dreiheit in einen besondern Willen und in ein besonderes Leben einführen als eine Fürmodelung der Einigen Dreiheit. Dies eingemodelte Bild ist die Lust der göttlichen Beschaulichkeit; man versteht aber darunter doch nicht ein creatürlich faßliches Bild einer Umschriebenheit, weil die Bildung in sich unendlich, die Formung unermeßlich und immerwährend ist, sondern die göttliche Imagination als den ersten tiefsten Grund der Magie, aus welcher sowohl die uncreatürliche Inswesenführung Gottes selber ihren Urstand nimmt, als die hievon unterschiedene creatürliche Inswesenführung".

Die bis dahin dargestellte Thätigkeit Gottes als lediglich erkennenden Wesens ist aber doch nur eine ideelle oder stille, magische, noch nicht eine reelle, wesentliche. Letztere findet, wie unser Baader in den letzten seiner hier mitgetheilten Worte andeutet, gerade in ersterer ihren Urstand, und sie kann bei Gott nicht mangeln. Wenn es überhaupt keinen Geist gibt, der nicht zugleich quodammodo Leib wäre, indem ja Leib und Geist Correlata sind, so muß dies um so mehr von dem vollkommenen Geist gelten. Der vom Wesen abgeschiedene, somit unleibhafte wie unlebhafte Geist, sagt Baader, wäre kein wirklicher Geist, sondern nur der unmächtige, kraftlose Schatten und Schemen eines Geistes. Der schlechte gespenstische, den Leib läugnende Spiritualismus, welchem schon der alte Cerinthus huldigte, hat aber freilich, fährt Baader weiter fort, bei unsern dermaligen Neologen und Rationalisten seine breiteste Breite gefunden, und mit ihm finden wir mehr oder minder die ganze neuere Theologie noch behaftet. Anstatt einzusehen, daß der wahrhaftige, lebendige und vollendete Geist Alles hat und ist, was der Leib hat und ist, und dessen Natur, Wesen und Kräfte nur auf höhere Weise in sich befasset, wie denn Paulus von einem vergeistigten Leibe spricht, hat man sich einen Geist eingebildet, der nichts von dem Allen hat und ist, was der Leib oder die Natur hat. Man hat nicht eingesehen, daß der leibfreie Geist alle Sinnenkräfte des Leibes in ihrer höchsten Freiheit, Concentration und Einheit besitzt und daß es demgemäß eine unsinnige Lehre ist, wenn man, wie unsere Rationalisten, von einem unsinnlichen Geist als einem sinnenlosen spricht, folglich die von der irdischen Materialisation freie und eben hiemit integrirte Sinnlichkeit und Sinnigkeit dem Geiste abspricht.

So muß denn also nebst dem ideellen, magischen auch ein wesentlicher, reeller Lebensproceß in Gott stattfinden, dessen Folge eben Gottes Leiblich-

keit ist, und vermöge dessen sein geistiges Wesen gerade in eigentlicher Kraftfülle und Majestät sich geltend machen kann. Gott setzt zu diesem Behufe seine ewige Natur aus sich selbst heraus, und diese, so gewiß sie an und für sich Leben und Energie ist und in ihrer Eigenheit verbleiben will, muß sich zunächst im Gegensatze, ja im Widerspruch zum geistigen Leben Gottes darstellen. Dissonanz bildet die Unterlage zur vollesten Consonanz; so gewiß aber letztere hier als eine ewige zu denken ist, kann erstere nicht als solche heraustreten. Sie bleibt vielmehr, ohne jedoch vernichtet zu sein, im Grunde und erscheint selbst nur als Consonanz. Zur Verklärung gelangt aber die Natur nicht durch sich selbst: für sich ist und bleibt sie nur — Erde, und wird über sich selbst nur durch die Idee, als den Himmel des göttlichen Lebens, erhoben. „Das sich zur Selbstmanifestation als Selbsterfülltheit sammelnde und anstrengende Leben, sagt Baader, entäußert sich vorerst und schließt sich in eine strenge, ängstliche Substanz ein. Diese aber wird durch jenes Leben, indem es sie zur verzehrenden Feuermacht steigert und verselbstständigt, wieder aufgehoben, oder es läßt vielmehr das Leben die Substanz in Wahrheit gar nicht zum Wesen aufkommen. Das Leben, indem es das erste Finsterwesen verzehrt, hindert den Anbau des Leibes des Todes und setzt und gebiert statt dessen in sich die selbes wahrhaft erfüllende oder vollendende Licht- und Lebenswesenheit, doch nicht so, als ob dieses Tiefste, die Erde, das alleinig Gebärende dieser lebendigen Substanz wäre, sondern so, daß dasselbe nur mit und unter dem Abspekt des Höchsten, des Himmels, somit in der wechselseitigen Aufhebung und Conjunktion beider, diese lebendige Mitte hervorbringt".

Indem das göttliche Leben in seiner Herrlichkeit sich offenbaren will, und zu diesem Ende die Macht der Natur aus sich hervortreten läßt, erscheint diese, wie Baader in den eben angeführten Worten andeutet, zunächst in strenger Zusammenziehung, als eine starre Substanz und gleichsam unwillig, den Dienst zu leisten, zu welchem sie bestimmt ist. Soll sie nun aber doch von dieser Härte und Strenge ablassen, so geht sie, bei ihrer Eigenwilligkeit, im geraden Gegensatze hievon, auch weiterhin jenem Dienste sich versagend, in eine ungebändigte Bewegung, in eine ungemessene Expansion über. Jene strenge Zusammenfassung wird aber hiemit doch nicht vernichtet, sondern wirket fort, und hieraus ergibt sich nun eine wilde unruhige Cirkularbewegung, jenes ängstliche Geburtsrad, welches im ernsten geistigen Produktionsprozesse wohl jedermann in sich empfindet. Sobald sich jedoch dieses Princip der Negativität, diese verzehrende Feuermacht auf's äußerste gesteigert hat, bis zur höchsten Spitze gediehen ist, dann erfolget ein Umschlag, und wenn sich bis dahin die ewige Natur der Offenbarung der göttlichen Herrlichkeit widersetzte, so gelangt sie nun zur Unterwerfung. Diese erreicht sie jedoch nicht lediglich aus sich und durch sich selber, sondern in Kraft, oder, wie Baader sich ausdrückt, unter dem Abspekt des Himmels oder der göttlichen Herrlichkeit, welche die ewige Freiheit in sie einstrahlen lässet. Die Natur sehnt sich nach der Freiheit, um von ihrem innern Widerspruch und ihrer Angst erlöst zu werden; die ewige Freiheit aber sehnet sich nach der ewigen Natur, um in ihrer Herrlichkeit offenbar zu werden. Jener strengen Zusammenziehung gegenüber erfolget also nun eine milde, sanfte Contraktion, jener wilden Ausbreitung gegenüber eine ebenfalls der göttlichen Idee entsprechende freundliche Expansion, und, im Zusammengehen dieser beiden, an der Stelle jener gewaltsamen Feuergährung der in unendlicher Klarheit strahlende göttliche Lichtleib.

So wie er hier dargestellt worden, findet der wesentliche, reelle Prozeß in Gott wirklich nicht statt; es lassen sich aber eben die Momente desselben bloß in der Succession und ebenso nur in der Abstraktion von ihrem Zusammen- und Ineinanderwirken zum Verständniß bringen. Wollte man diese Momente darum gänzlich fallen lassen, so würde man das Leben Gottes nicht in seiner Fülle erfassen. Es ist aber auch der ideelle oder magische Prozeß der Zeit nach nicht früher als der wesentliche oder reelle zu denken; gleichwohl muß er von diesem unterschieden und ihm vorangestellt werden, indem man Gott sonst

nicht in seiner Freiheit erkennen, sondern in die Natur verschlungen sich vorstellen würde. Im letztern Prozesse vollendet sich Gott nach seiner ideellen Seite, im erstern nach der reellen. Wenn aber diese beiden Prozesse, wie gezeigt worden, von dem göttlichen Willen ausgehen, so vollendet sich dieser selbst gerade in seinem Wollen. Im ideellen Prozesse gliedert sich ja schon der allgemeine göttliche Wille in drei besondere Willen; diese sind jedoch zunächst noch bloß magischer, geistiger Art: es ist diese Gliederung nur eine potentielle. Effektiv oder eigentlich aktuell wird das göttliche Geistesleben nur durch seinen Eingang in die Natur und durch deren Subjektion oder ihre Formation zur ewigen Leiblichkeit, als seinem reellen Abbilde; ebenhiemit gestalten sich auch jene drei Willen zu den drei göttlichen Persönlichkeiten. Auch dieser dritte göttliche Lebensprozeß, welcher als Grund und Ziel der beiden andern zu betrachten ist, und vermöge dessen diese beiden in lebendige und wesentliche Einheit zusammengehen, läßt sich nicht schlechthin objektiv oder wie er an und für sich selber ist, d. h. in seiner absoluten Concretheit und Simultaneität, sondern nur successiv und abstractiv darlegen, indem ja nur eine Person nach der andern in ihrer Eigenthümlichkeit erkannt werden kann, jede aber doch nur durch die anderen ist und sein kann, und in der Abstraktion von diesen noch nicht ist und nicht sein kann, was sie sein soll und ist. Der Vater z. B. ist der Vater offenbar nur durch den Sohn und als solcher auch ein mildes freundliches Licht. In der That erscheint er aber also doch nur im neuen Testamente vermöge seiner Offenbarung im Sohne, während er sich im alten Testamente vorzugsweise nur als ein verzehrendes Feuer und als einen eifrigen Gott zu erkennen gibt. Ebenso faßt das Verhältniß beider zu einander auch unser Baader.

Der Vater, in der Abstraktion vom Sohn und vom heil. Geiste ist allerdings als Feuerleben zu betrachten, und zwar theils schon im ideellen Prozesse, sofern er hier im Suchen seiner selbst als der wahrhaften Freiheit begriffen ist, als welche er sich im Sohn und im heil. Geist findet. Eben so aber auch im reellen Prozesse, vermöge dessen er sich selbst nicht als bloßes magisches, erkennendes, sondern als wirkendes Geistesleben, als Persönlichkeit, zu setzen begehret. Eben hiezu ist aber erforderlich, daß er die in den Tiefen seines Wesens liegende ewige Natur in ihrer Feuermacht sich geltend machen lasse. Da diese Feuermacht ewig überwunden werden und gerade in und mit dieser Ueberwindung die Macht der göttlichen Persönlichkeit sich manifestiren soll, so muß sie auch als ewig bestehend angenommen werden. Der Wille des Vaters zielt aber nicht auf das strenge Feuerleben als solches, sondern vielmehr auf seine Offenbarung im Licht und in der Liebe, und so will er denn die Existenz des Sohnes, als des Trägers der Idea, und dieser entfaltet sich nun in seiner Herrlichkeit gerade im Gegensatz zur stürmischen Gewalt des Feuerlebens der göttlichen Natur. Im Sohn erkennt der Vater denjenigen, durch welchen die Befriedigung seines Verlangens, seine Versöhnung — möglich werden soll, und ist ihm in Liebe zugethan, wie auch der Sohn diesem Dienste des Vaters in Freude sich hingibt. Er will gern das Licht und die Macht der Idee aus den finstern Wolken des göttlichen Naturlebens hervortreten und in jenes unruhige Feuer sich einsenken lassen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 3. August.

Nr. 15. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Franz v. Baaders sämmtliche Werke rc.

(Schluß.)

Da jedoch die Idee als solche und deren Träger von der ewigen Natur frei bleiben und für sich selbst bestehen soll, so bedarf es noch einer dritten Persönlichkeit, welche vom Vater durch den Sohn gesetzt wird, des heiligen Geistes, durch welchen in Kraft des Sohnes die Versöhnung wirklich vollbracht, die göttliche Natur beruhigt und zum göttlichen Lichtleibe gestaltet und hiemit die Offenbarung der ewigen Herrlichkeit zum Ziele geführt wird. Wie der Vater und der Sohn in lauterster Liebe einander zugewendet sind, so will auch der heilige Geist nur die Verklärung dieser beiden göttlichen Persönlichkeiten, breitet aber gerade vermöge dieser seiner Wirksamkeit sich selbst in seiner unendlichen Kraft und Freiheit aus. Eben hiedurch werden zugleich jene sieben Kräfte, welche den sieben verschiedenen Gestalten der ewigen Natur zu Grunde liegen und mittelst deren sich die einzelnen Organe des göttlichen Lichtleibes bilden, in solchem Maße gesteigert, daß sie zu jenen sieben geheimnißvollen unerschaffenen Geistern gedeihen, von welchen in der Offenbarung Johannis die Rede ist. —

Bei Vergleichung dieser nun in ihren Grundzügen vollständig dargelegten Gotteslehre Baader's mit jener anderer Philosophen muß dieselbe wohl in sehr glänzendem Lichte erscheinen. Sie unterscheidet sich ganz wesentlich von dem abstrakten Theismus, der Gott als lebloses Sein und todte Ruhe erfaßt, der eben hienach die Mittel, die Schöpfung zu erklären, nicht besitzen kann, überhaupt alle wesentlichen Probleme der Philosophie ungelöst lassen muß, und gegen den sich Schelling, wie Baader freudig anerkennt, in seinem „Denkmale der Schrift Jacobi's von den göttlichen Dingen“ mit so großem Nachdruck erklärt hat. Nur was in diesem Theismus als positive Wahrheit enthalten ist, wie namentlich die absolute Persönlichkeit Gottes, weiß er festzuhalten. So steht denn auch seine Lehre unendlich hoch über dem Pantheismus, der zwar von einer ewigen Natur weiß, die göttliche Persönlichkeit aber als solche läugnet, d. h. die Gottheit als ein wesenloses Centrum sich denkt, das nur in der Welt als seiner Peripherie zu etwas werde, am Ende auch allenfalls noch zu sich selber komme. Der wahre Gott, sagt Baader, kann nicht an die Welt gebunden, sondern muß von ihr schlechterdings frei, muß wirksam und wirkend sein auch ohne allen Bezug auf creatürliche Wirklichkeit, mithin schon in sich selber als Centrum und Peripherie, und in deren Concretheit zugleich bestehend, gedacht werden. Nur unter dieser Voraussetzung ist die Schöpfung, Bewahrung und Vollendung der Welt aus reiner göttlicher Liebe möglich. So gewiß nun aber diese reine, lautere Liebe, die eben nur bei absoluter Vollkommenheit möglich ist, die Grundlehre aller Religion bildet, so muß man jede Gotteslehre für falsch oder unbefriedigend erklären, welche den Begriff der göttlichen Allgenugsamkeit noch irgendwie beeinträchtigt. Dahin scheint denn auch Schelling's neueres philo-

sophisches System noch gerechnet werden zu müssen, in welchem zwar die Ewigkeit des göttlichen Selbstbewußtseins Anerkennung findet, die Ausgestaltung aber der noch in einander verschlungenen Geistesgestalten zur Dreipersönlichkeit erst in Folge des gesammten Weltprozesses sich ergeben, die ursprüngliche Tautousie derselben nur unter Vermittlung einer Heterousie zu ihrer Homousie in zeitlich sich ablösenden Momenten erfolgen soll. Hat sich Schelling nicht in seinen letzten Lebensjahren über diese Vorstellungsweise noch erhoben, was, seinem literarischen Nachlaß zufolge, so weit derselbe bis jetzt an's Licht getreten, nicht für wahrscheinlich zu erachten ist, dann wird man zuversichtlich behaupten dürfen, daß in Hinsicht auf Hoheit, Fülle und Reinheit seiner Gotteslehre kein neuerer Philosoph mit unserm Baader sich messen dürfe.

Diese Fülle der Baader'schen Gotteslehre ist eine so große, daß sich in ihr alle weitern Lehrpunkte der Religionsphilosophie schon mit großer Bestimmtheit vorgebildet finden und wir uns eben darum über letztere an kurzen Andeutungen können genügen lassen. Wenn nach Schelling's neuerm Systeme die göttlichen Ideen und die göttliche Natur nicht zunächst als die Grundlage der ewigen Leiblichkeit Gottes, sondern ohne weiters und geradezu — der geschöpflichen Welt erscheinen, so erkennt Baader vielmehr an, daß in der ewigen Natur, vermöge ihrer Unerschöpflichkeit, auch die Möglichkeit eines von Gott verschiedenen Seins, der Welt nämlich liege, und unterscheidet er auch die Weltidee von der die Form der göttlichen Leiblichkeit in sich schließenden göttlichen Idee.

Zum Behuf der wirklichen Hervorbringung der Welt müssen Vater, Sohn und heil. Geist in ähnlicher Weise convergiren, wie bei Gestaltung der göttlichen Leiblichkeit. Was aber in Gott zu einer unauflöslichen Einheit verbunden erscheint, das sollte in der Welt in eine reiche Vielheit und Mannigfaltigkeit auseinandertreten, zuletzt aber doch wieder in eine Einheit zusammengehen. Die nichtintelligenten Creaturen oder die Naturwesen und die intelligenten Creaturen oder die Engel, wovon erstere der göttlichen Leiblichkeit, letztere dem Geistesleben Gottes entsprechen, finden ihren Einheitspunkt im Menschen, der das göttliche Abbild nach seiner ganzen Fülle in sich darstellen soll. Das Haupt der Menschheit aber ist der Gottmensch, durch welchen sie und durch sie und mit ihr alle übrigen Geschöpfe wesentlich mit Gott vereinigt und so zur höchsten Stufe der Seligkeit erhoben werden sollen.

Die Möglichkeit der Sünde ist mit der Unterschiedenheit der intelligenten Creatur von Gott und in der Aehnlichkeit ebenderselben mit Gott von selbst gegeben. Vermöge der erstern kömmt nämlich der Creatur eine gewisse Selbstständigkeit zu, vermöge der letztern aber waltet in ihr ein Zug zu Gott hin. Will sie sich nun nicht Gott, der ihr das Dasein aus Liebe geschenkt hat, in Liebe wieder hingeben, sondern lediglich in sich und für sich selbst bestehen, eigenmächtig der in ihr ruhenden Kräfte sich bedienen und darum die in der Schöpfung überwundene Feuermacht wieder heraustreten lassen, so ist sie eben hiemit der Sünde verfallen. Eine solche Entzündung erfolgte zunächst in der Engelwelt und aus ihr ergab sich die Verwüstung eines Theiles der Naturwelt. Aus dieser Zerrüttung wollte Gott die Naturwelt zu Ordnung und Schönheit wieder zurückbringen; während nun aber in der Urschöpfung die in der Formation seiner ewigen Leiblichkeit nachgewiesenen Momente in eine Einheit verschlungen waren, so traten sie bei dieser Restauration in den sechs Perioden der sogenannten Mosaischen Schöpfungsgeschichte, weil hier der Gegensatz einer geschöpflichen Intelligenz zu überwinden war, zeitlich auseinander. Durch die Wiederherstellung der Natur, an welche sich die Schöpfung des Menschen anreihte, war an die Stelle der Zeit nun wieder die Ewigkeit getreten; der Mensch aber wußte sich in dieser nicht zu halten, indem er der Versuchung des abgefallenen Engels, welcher gegenüber er in die positive Einheit mit Gott und in die ewige Kindschaft eingehen sollte, erlag, und seinen Willen mit dem Willen jenes abtrünnigen Geistes erfüllte.

Ohne Dazwischenkunft der göttlichen Liebe hätte der Mensch vor dem absoluten Verluste seiner Freiheit und vor dem Versinken in die Abgründe des ewigen Todes und in das wild auflodernde Feuer

der vermöge der Sünde entfesselten Naturmächte nicht bewahrt werden können. Gleichwie aber in Gott selbst der Sohn als ewiger Mittler erscheinet und durch ihn die ewige Ueberwindung der göttlichen Natur herbeigeführt wird, so ist es auch der Sohn, durch welchen die Versöhnung Gottes mit der Welt und der Welt mit Gott bewerkstelligt werden sollte. Wenn dem Vater an sich, bei seiner Heiligkeit, die Sünde der Welt ein Gräuel sein muß, so hält er sich im Sohne das Bild ihrer zukünftigen Wiederherstellung vor, und wird ihm ebenhiemit jener Gräuel erträglich. Da in der negativen Ewigkeit eine Bewegung, folglich auch eine Umkehr schlechthin nicht mehr möglich ist, so sollte der Mensch nun in das zeitlich räumlich materielle Dasein eingeführt und hiemit zunächst vor dem absoluten Verderben bewahrt werden.

Ist schon hierin eine Art der Erlösung nicht zu verkennen, so handelt sich's bei der Erlösung im eigentlichen Sinn des Wortes um die Befreiung auch aus den Banden des irdischen Lebens und um die Wiedereröffnung des Zugangs zum Himmel. Die Wiedervereinigung des Menschen mit Gott war aber nur durch Gott selbst, nur durch die Vermittlung des Gottmenschen möglich und kann von diesem freilich nicht ohne Leiden vollführt werden. Dieses sein Leiden beginnt mit dem Abfall selbst und zieht sich durch den ganzen Verlauf der Geschichte und aller der Verkehrtheiten, welche diese in sich faßt, hindurch. In seiner Herablassung zu der gesunkenen Menschheit gibt ihr der Sohn die in der Sünde verlorene Freiheit durch den mittelst des Geistes in ihr wiedererweckten Zug nach Oben zurück. Vermöge eben dieses Zuges strebt die Menschheit der durch Christum in Wahrheit zu erreichenden Versöhnung mit Gott, besonders in den Opfern, bei welchen die Naturdinge ihrer Materialität im Feuer entledigt und hiemit die in ihnen gebundenen edlern Kräfte frei wurden, entgegen. Durch dies Alles aber ward allmälig bei der Menschheit die Stätte zubereitet, wo der Sohn Gottes selbst persönlich sich mit ihr verbinden konnte.

Die wesentliche, leibhafte Erscheinung des Sohnes Gottes unter den Menschen war darum unerläßlich, weil nur durch ihn als Menschen die Versöhnung Gottes mit der Menschheit, so wie die wesentliche Wiedervereinigung der Menschheit mit Gott begründet werden konnte. Nur als wirklicher, wahrhafter Mensch konnte der Sohn in die Versuchung eingehen, und, indem er diese bestand, den vom Menschen übertretenen göttlichen Willen erfüllen; ebenso auch nur als Mensch die Schmerzen des leiblichen und geistigen Todes auf sich nehmen und also in absoluter Liebe der Menschheit sich hingebend, dieser die Macht verleihen, wieder auch ihm selbst absolut sich hinzugeben und hiemit geistig und leiblich an seiner Erhöhung und Verherrlichung Antheil zu gewinnen.

Gleichwie aber in Gott selbst die Versöhnung des Vaters durch den Sohn nur ermöglicht, und erst durch den heiligen Geist verwirklicht wird, so kommt auch die vom Sohne begründete Zurückführung der Menschheit nur in Kraft des heiligen Geistes zu Stande. Der heilige Geist ist es ja, durch welchen mittelst des Wortes und der Sakramente die Keime eines neuen geistigen und leiblichen Daseins in den Menschen gelegt und auch eben diese Keime zu seiner Zeit, in der Auferstehung nämlich, zur vollesten Entfaltung und Ausbreitung gelangen sollen. Kann diese Vollendung nur denjenigen zu Theil werden, welche sich Christo willig ergeben wollten, so folgt, daß diejenigen, welche ihm beharrlich widerstrebten, der Höllenqual anheimfallen müssen, die gerade gleichzeitig mit der Erhöhung des übrigen Universums zu himmlischer Herrlichkeit in ihrer ganzen Furchtbarkeit hervortritt. Gnade kann diesen Widerspänstigen nicht widerfahren, sondern nur Recht; der Grad aber oder das Maß der von ihnen zu erduldenden Pein steht im genauen Verhältniß zu jenem der Widerspänstigkeit ihres Willens gegen den göttlichen Willen, und vor diesem muß sich wohl am Ende der Wille einer jeglichen Creatur beugen.

Möge man über diesen letzten Gedanken Baader's, welcher offenbar die Abläugnung endloser, fort und fort sich erneuernder Höllenstrafen in sich schließt, die er jedoch nur hypothetisch ausspricht, denken, wie man wolle, das wird man nach der hier freilich nur in ihren allgemeinsten Grundzügen

gegebenen Ueberſicht ſeiner Religionsphiloſophie nicht in Abrede ſtellen können, daß dieſelbe wirklich auf der Höhe des Chriſtenthums ſteht und dabei dem denkenden Geiſte wahrhafte Befriedigung gewährt. Kann dies aber keiner andern Religionsphiloſophie der Neuzeit mit Grund nachgerühmt werden, und gibt ſich der gleiche Tiefſinn, welchen Baader hier beurkundet, auch in ſeiner Erkenntnißlehre, in ſeiner Metaphyſik, Naturphiloſophie, Anthropologie und Societätsphiloſophie zu erkennen, ſo wird man es wohl natürlich finden, wenn wir ſchließlich noch den lebhaften Wunſch ausſprechen, es möchte den Werken unſers Denkers eine allgemeinere Beachtung zugewendet werden, als bisher der Fall war. Wir möchten angelegentlichſt hiezu einladen, wenn auch die Syſtematiſirung der einzelnen Effulgurationen des Baader'ſchen Geiſtes noch längere Zeit auf ſich warten laſſen ſollte.

Der Mangel aller äußern Syſtematik in den Schriften unſers Autors, ſo ſehr er auf der einen Seite zu beklagen ſein mag, gewährt doch auf der andern Seite ſehr bedeutende Vortheile. Nicht nur treten uns, da Baader ſeine an ſich ſo außerordentliche Geiſteskraft ausſchließlich auf die Projection ſeiner Ideen verwendete, dieſe letztern in um ſo größerer Friſche und Urſprünglichkeit entgegen, ſondern es wird nun auch, um ſich ihrer zu bemächtigen, eine um ſo ernſtere Zuſammenfaßung unſerer eigenen Geiſteskraft in Anſpruch genommen. Alle ſchwachſinnige, blinde Nachbeterei bleibt alſo hier ſchlechthin abgewehrt: nur durch eine Art von Wiederholung der innern Arbeit des Autors vermag man zu deſſen Ideen in Wahrheit vorzudringen. Werden übrigens mit der Zeit noch ſo ſchätzbare, noch ſo umfaſſende Darſtellungen der Lehre Baader's an's Licht treten, — alle jene Gedankenkeime, welche ſeine Werke bei dem ihnen eigenthümlichen Charakter der Unmittelbarkeit in ſo reichem Maße, in wahrhaft unerſchöpflicher Fülle in ſich bergen, werden hier doch nimmermehr zur Entfaltung gebracht werden, und ſo werden denn ſeine Werke ſelbſt, durch jene Darſtellungen, doch niemals wirklich erſetzt werden, mithin ihren Werth und ihre Bedeutung niemals verlieren.

Dr. Julius Hamberger.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortſetzung.)

Encyclopaedia.

M. Poujoulat, Littérature contemporaine. Par. 1856.

J. Heemskerk, Voor dragten over den eigendom van voortbrengselen van den geest. Haarlem 1856.

J. Delalain, Legislation française et belge de la propriété litteraire et artistique. Par. 1854.

H. Cocheris, Philobiblion. Excellent traité par l'amour des livres; par Rich. de Bury. Trad. pour la première fois en français. Par. 1857.

H. T. Tuckermann, Charakterbilder engliſcher Dichter. A. d. Engl. überſ. v. E. Müller. Marburg 1857.

E. Schmidt-Weißenfels, Frankreichs moderne Literatur ſeit der Reſtauration. Bd. 1. 2. Berlin 1856.

Ch. de Rémusat, Critiques et études littéraires ou passé et présent. Nouvelle édition, revue et considérablement augmentée. Vol. 1. 2. Par. 1856.

C. Molbech, Historisk - biographiske Samlinger, og bidrag til den danske Sprog-og Literatur historie i aeldre og nyere Tid. Kiobenhavn 1851.

Dr. J. B. Meyer, Voltaire und Rouſſeau in ihrer ſocialen Bedeutung. Berlin 1856.

Dr. G. Eilers, Meine Wanderung durch's Leben und Ein Beitrag zur innern Geſchichte der erſten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Th. 1. Leipz. 1856.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 5. August.

Nr. 16. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Griechische Metrik nach den einzelnen Strophengattungen und metrischen Stilarten von A. Roßbach und R. Westphal. Leipzig. Teubner, 1856. S. XLIII. und 563. (Metrik der griechischen Dramatiker und Lyriker. 3. Th.)

Zu der vor zwei Jahren erschienenen griechischen Rhythmik der genannten Herren Professoren folgt nun hier als dritter Theil der Metrik die Darstellung der einzelnen griechischen Metra, während der noch fehlende Theil, der ursprünglich die griechische Orchestik und Harmonik enthalten sollte, sich nun, wie die Vorrede angibt, zu einer Geschichte der musischen und metrischen Kunst der Griechen erweitert hat, und und als solche den zweiten Theil des ganzen Werkes bilden soll. Die wissenschaftliche Einheit mag diese Anordnung der Theile rechtfertigen, für das sächliche Verständniß würde wohl eher der dritte Theil als Grundlage für den zweiten dienen, denn er schließt sich unmittelbar an den ersten an, indem er die dort festgestellten rhythmischen Gesetze nun in den einzelnen Bildungen der Metrik nachweist und weiter begründet, und diese dadurch zu einem wohlgegliederten und in sich abgeschlossenen System erweitert. Soweit nun hier bloß die in der Rhythmik nachgewiesenen Normen zur Anwendung kommen, wäre eine wiederholte Besprechung in diesen Blättern (vgl. 1855 I, 12. 13.) nicht gerechtfertigt; aber wie schon der erste Theil die Grenzen der alten Rhythmik überschritten und Grundlinien einer Theorie der Strophenbildung gegeben hat, so sind auch hier die Verfasser (sie treten ohne alle Andeutung einer geschehenen Theilung der Arbeit vor das Publikum) noch viel weniger bei der Darstellung des einzelnen stehen geblieben, sondern haben vor allem die Regeln und Gesetze der metrischen Composition nachzuweisen gesucht. Und hierin sehen wir das eigenthümlichste Verdienst des vorliegenden Werkes. Es ist bekannt, wie die alten Metriker mit Ausnahme geringer Ansätze zu weitergehender Behandlung ausschließlich bei der Betrachtung des einzelnen Verses stehen blieben; auch die neuere Lehre blieb bei ihrer Begründung durch Hermann bei dieser Behandlungsweise stehen, und nur Böckh unternahm es, wenigstens die Pindarischen Strophen nach ihrer metrischen Eigenthümlichkeit auf bestimmte Normen zurückzuführen. Weitere Versuche, natürlich abgesehen von den kleineren monostrophischen Bildungen, wurden nicht gemacht. Ein gewisses Gefühl auch für die metrischen Schönheiten der alten Chorgesänge machte sich natürlich von selbst geltend, aber die Gesetze, die vorhanden sein mußten, da bei aller Verschiedenheit unter den einzelnen Dichtern doch immer die gleichen Grundzüge durchblickten, blieben unbekannt, ja wurden kaum gesucht, und erst den Verfassern ist es gelungen, diese Aufgabe sich zu stellen und auf das befriedigendste zu lösen. Sie haben dieses Ziel erreicht, indem sie das künstlerische Gesetz der Einheit auch auf diese Erzeugnisse einer, wie ja von allen anerkannt ist, vollendeten Kunst anwendeten; und indem sie von dem Ganzen der Strophe aus die Theile derselben, die einzelnen Reihen

und Verse betrachteten, zeigten sich Gesetze, die nicht bloß die mannigfaltigen Arten metrischer Darstellung unter einander genau unterscheiden, sondern auch in derselben Art eine im Laufe der Zeit fortgehende Entwicklung oder Wandlung und ein schließliches Sinken, wie in allen Zweigen der Kunst, erkennen und nachweisen lassen. Die Resultate, die sich gerade in dieser Hinsicht ergeben, sind überraschend, und wenn auch bei der Dürftigkeit der Reste, die uns gerade von den Lyrikern erhalten sind, manche Annahme nothwendig problematisch bleiben muß, und auch bei den Tragikern, abgesehen von der immerhin geringen Anzahl der geretteten Stücke, schon die Unsicherheit der Zeitfolge derselben Behutsamkeit in den Schlüssen, wie auch die Verfasser wohl anerkennen, nöthig macht*), so halten wir doch die Ergebnisse der Untersuchung im Ganzen für gesichert. Denn das ist ja gerade das bewundernswürdige der griechischen Kunst in allen ihren Zweigen, daß sie bei aller Freiheit geistigen Schaffens doch wie mit innerer Nothwendigkeit nach festen allgemeingiltigen Gesetzen sich entwickelte, die in jedem Kunstwerk, wenn auch mit mehr oder minderer Vollendung ausgeprägt sind, so daß fast wie bei Naturprodukten das ex ungue leonem bei ihnen zur Anwendung kommen kann; und so zweifeln wir nicht, daß gerade auf diesem Weg sich die noch so strittige Frage nach der Chronologie der einzelnen Dramen ihrer Lösung wesentlich werde näher führen lassen. Noch eine zweite Bemerkung drängt sich vor Allem auf, das ist die große Einfachheit der Mittel, aus der der große Reichthum metrischer Bildungen hervorgebracht wird; denn für die Betrachtung im Ganzen kommt das päonische Geschlecht so selten zur Anwendung, daß es fast zur verschwindenden Größe wird, und als eigentliches Material für die Metrik nur die Füße des gleichen und doppelten Geschlechtes theils besonders für sich, theils verbunden und gemischt miteinander übrig bleiben. Das Hauptmittel aber, um in den gleichmäßigen Fluß der Rhythmen kräftigeres Leben und manigfaltige Abwechslung zu bringen, ist die Syncope, d. h. der Ausfall einer Thesis zwischen zwei Arsen. Die durchgreifende Bedeutung derselben, die Böckh Nem Pind. 80 wieder verworfen hatte, haben die Verfasser schon in der Rhythmik nachgewiesen: die Anwendung, die sie in diesem Theil gefunden, bestätigt die früheren Behauptungen, und so werden wir die antispastische, choriambische Messung und das andere derart wohl als entfernt aus der Metrik betrachten dürfen. Doch ist diese Beseitigung altüberlieferter Meinungen nicht auf gewaltsame Weise geschehen, im Gegentheil muß es als ein für die Wissenschaft selbst kaum minder wichtiges Verdienst der vorliegenden Arbeit hervorgehoben werden, daß auch das System der alten Metriker hier zum erstenmal zu gehöriger Aufklärung und Anerkennung gekommen ist, wie uns der erste Band das Verständniß der alten Rhythmik eröffnet hatte, wobei wir insbesondere das im §. 40 und 48 über die μέτρα μικτὰ und ἀσυνάρτητα Gesagte im Auge haben.

Die Anordnung des Stoffes ist, abweichend von der sonst beliebten aber im Anschluß an die geschichtliche Entwicklung, die, daß zuerst das dactylisch-anapästische Geschlecht abgehandelt wird, dann das trochäisch-jambische, endlich die aus beiden gemischten Maße zur Sprache kommen, das päonische Geschlecht mit den Dochmien aber sich als Anhang anfügt; zuerst immer die stichischen Verse, dann die künstlicheren lyrischen Formen, und dabei ist ein zweifacher Gesichtspunkt festgehalten: einmal wird jedes Maß in seiner allmählichen Entwicklung verfolgt, wobei insbesondere die metrischen Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dichter zur Sprache kommen, zweitens aber werden nach den Fingerzeigen, die sich allerdings aus dem Alterthum erhalten haben, wenn

*) Wie leicht man es daran fehlen lassen kann, zeige ein kleines Beispiel aus dem Rhein. Mus. 11, 1, 180. Dort ist in einer Abhandlung über die Tmesis nachgewiesen, daß sie sich bei Aeschylus verhältnißmäßig weit seltener finde als bei Sophocles. Nun ist allerdings, wenn man bloß die Zahl der Dramen beachtet, die Anzahl der Fälle bei Sophocles größer; denn bei ihm sind es 20, bei Aeschylus 15; zieht man aber, wie billig, auch die Größe der Stücke mit in Rechnung, so zeigt sich, die Seiten nach Dindorf gezählt, die Proportion 90 : 126 = 15 : 20, die für Sophocles noch eine zu kleine Verhältnißzahl, 20 für 21, ergibt.

gleich die noch vorhandenen Metriker weiter keine Rücksicht darauf nahmen, die verschiedenen Stilarten des *γένος διασταλτικὸν, ἡσυχαστικὸν, συσταλτικὸν* in den einzelnen Metris nachgewiesen und durchgreifende Unterschiede in deren Gebrauch für die verschiedenen Dichtungsarten aufgestellt. Dieser Theil der Arbeit, für den von andern nur sehr wenig vorgearbeitet war, beschäftigt sich der Natur der Sache nach zumeist mit den tragischen Chören; von größeren Compositionen sind uns ja außer den Pindarischen Epinikien, die nur einen kleinen Theil des Reichthums metrischer Formen an die Hand geben, so ziemlich nichts erhalten; zum Glück sind aber gerade die Chorgesänge der Tragiker durch den scharf ausgeprägten Charakter des jedesmaligen Ethos ganz besonders geeignet, die verschiedenen Stilarten und Formen lyrischer Darstellung unterscheiden und kennen zu lernen. Namentlich Aeschylus ist es, dessen Dramen die reichste Ausbeute für die metrische Untersuchung gewähren. Das Vorwiegen des Chors, der nicht nur viel häufiger und länger das Wort führt, sondern auch viel entschiedener in die wechselnden Stimmungen der Handlung mit hineingezogen wird, bot die äußere Veranlassung, zugleich läßt der tiefe Ernst und die mehr alterthümliche Strenge dieses Dichters die Besonderheiten der einzelnen Maße reiner hervortreten, während Sophocles die ruhigere Haltung, die der Chor überhaupt bei ihm behauptet, auch in der beschränkteren Mannigfaltigkeit der Metra zeigt, in diesen aber auch seinerseits eine vollendete Meisterschaft entwickelt. Einigen Ersatz dafür bieten die Monodien, die in dem Maß vorwiegen, als die Bedeutung des Chors zurücktritt; man vergleiche z. B. den Philoct. oder Oedipus Colon. des Sophocles mit dessen Antigone; eine Richtung, die, wie die Verf. bemerken, sich bereits im Prometheus geltend zu machen anfängt. Hier ist denn der Punkt, wo die Metrik anfängt, sich in den Dienst der Musik zu begeben, und so ist uns vor allen der Gesang des Phry. Orest. 1369—1507 immer als ein besonders auffallendes Beispiel einer Bravourscene vorgekommen.

Während aber so in den Tragikern die metrische Kunst allmählich ihrem Verfall entgegengieng, zeigt sie sich in Aristophanes noch einmal in ihrer höchsten Vollendung; mit bewunderswürdiger Virtuosität handhabt er alle Formen, und so besteht ein wesentlicher Reiz seiner Lieder gerade in dem absichtlichen Benützen älterer Formen, die ihm natürlich zu seinen komischen Zwecken durch den Contrast auf's vortrefflichste dienen können, worin in seiner Weise auch Platen seinem Beispiele zu folgen suchte. Die Scholiasten geben nicht wenig Andeutungen darüber, aber erst den eindringenden Vergleichungen der Verf. ist es gelungen, ein ausreichendes Verständniß derselben zu gewinnen, und so für manche uns sonst verlorne Formen der alten Kunst entsprechende Beispiele nachzuweisen. Eigen übrigens, daß eben in der Zeit des Sinkens der metrischen Kunst die Rhythmik sich gleichsam in die Prosa flüchtete; denn während dort der Rhythmus in immer freieren Formen sich auflöste, bildet er hier in Isocrates Schule die Normen rednerischer Darstellung, und das Gesetz dipodischer, selten tripodischer Messung beherrscht mit ermüdender Eintönigkeit dessen Elaborate. Unrichtig aber scheint es mir, wenn die Verf. in der Anführung bei Cic. de orat. 3, 186: aut paria esse debent posteriora superioribus, extrema primis, aut, quod etiam melius et jucundius, longiora, aus dem Schluß eine Hinweisung auf epodische Strophenbildungen finden; denn hier ist von einer Responsion von Gliedern die Rede, während die *ἐπῳδικὰ* ohne entsprechendes Vorderglied gleichsam einen Ueberfluß des Metrums vorstellen. Ich sehe vielmehr in jenen Worten gerade im Gegensatz gegen den poetischen Rhythmus das Grundgesetz des prosaischen angedeutet, der es liebt (melius et jucundius est) von einem kürzeren leichteren Anfang an sich auszudehnen und in volleren Sätzen abzuschließen, während in der Poesie ein Nachlassen der Kraft ein Kleinerwerden der Reihen das vorherrschende ist, entweder einfach, wie in den meisten kleineren Strophen und den so beliebten Schlußpriapeen, oder so, daß ein nochmaliges Aufraffen stattfindet, wofür ich als häufigstes Beispiel den Paroimiacus mit vorhergehendem Monometer anführe.

Wenden wir uns nun zum einzelnen, so ist das über Daktylen und Anapästen im allgemeinen, namentlich ihre Verbindung zu Reihen gesagte, aus

der Rhythmik herübergenommen. Zu weit gehen unseres Erachtens hier die Verf., indem sie die Monopodie ganz verwerfen, und sagen: dergleichen Einzelfüße bestehen meist in bewegten Ausrufungen und wurden als solche wahrscheinlich beim Vortrag länger ausgehalten und dadurch zu einer Dipodie ausgedehnt. An und für sich ist eine Monopodie allerdings unrhythmisch; denn wie ein Fuß aus Arsis und Thesis besteht, so braucht auch die kleinste Reihe zwei Arsen, um wirklich rhythmisch zu sein; aber warum sollte nicht gerade an den bezeichneten Stellen ungewöhnlicher Bewegung statt der schwereren Dehnung eine längere Pause angenommen werden? In der Rhythmik hatten die Verf. solche angenommen, in der Anwendung in diesem Theil ist uns keine vorgekommen aber eben für solche Stellen scheint sie zu passen; wir wollen ein Beispiel anführen, ein jambisches, für die S. 136 dasselbe behauptet wird, Pers 116: dort wollen die Verf. die zweimal widerholte Interjectio *ὀὰ* als gedehnten Spondeus, also als Dipodie messen. Vergleicht man andere Stellen, z. B. Eum. 916, wo eine solche Messung indicirt ist, so zeigt sich, wie unpassend gerade hier und gerade eine solche Interjection gedehnt würde; vielmehr möchte hier, wenn überhaupt rhythmische Responsion angenommen werden will, ein *χρόνος κενὸς τρίσημος*, oder wenn, wie in der Rhythmik behauptet wird, keine Fußpausen vorkommen sollten, ein *χρόνος παρεκτεταμένος* mit *πρόσθεσις*. Gleicherweise scheint uns die Dehnung auch bei den catalectischen Anapästen für den melischen Vortrag nicht mit Recht als allein giltig hingestellt (S. 7); wenigstens würden wir gerade für den häufigsten Vers dieser Art, den Paroimiacus keine solche annehmen. Gerade die rasch nachschlagende Thesis gibt den Marschrhythmen etwas markirt kräftiges, wie wir es am bezeichnendsten beim Trommelschlag hören, während die gedehnte vorletzte Länge entschieden schleppend ist. Ebenso spricht die Analogie der dactylischen Tripodien dagegen, desselben Maßes war der Paroimiacus ohne Anairesis, und ebenfalls zu Embaterien verwendet (S. 85), sowie des Enoplios, der ebenso stichisch gebraucht wurde (S. 86). Für die rhythmische Theorie ist diese Ausstellung allerdings wenig erheblich, wohl aber für die metrische Praxis, und so will ich noch einen andern Punkt derart hierher ziehen, die Betonung des Skazon. Die Verf. sehen (S. 143) in der characterischen vorletzten Länge eine irrationale Thesis, richtiger wohl nimmt sie Böckh met. Pind. 60 als Arsis; es ist der Vers dann freilich arrhythmisch, aber das ist ja eben sein Wesen, daß er aus der Reihe der eigentlich poetischen Metra heraustritt. So erklärt sich auch die Unauflösbarkeit der fünften Arsis als einer gedehnten Länge; so sind auch moderne Hinkjamben, z. B. Rückerts, in dieser Weise rhythmisirt.

In der Darstellung des Hexameter hat uns die Besprechung der Cäsuren nicht ganz befriedigt; wir hätten es für hochgemäßer gehalten, wenn der auch von Böckh aus Arist. Qu. 1, 72 (*ἡ γὰρ εἰς ὅμοια μέρη διαίρεσις, μᾶλλον ἢ τομὴ καλεῖται*) herübergenommene Unterschied zwischen Cäsur und Diaresis beibehalten worden wäre. Die letztere trennt die Reihen, die erstere umgekehrt verbindet sie, und gerade dadurch ihre Hauptbedeutung für den Hexameter. Das genauere über die verschiedenen Cäsuren war bekannt, beifügen könnten wir nur, daß ein kleines Vorwiegen der *τομὴ κατὰ τρίτον τροχαῖον* schon in Il. *α* zu bemerken ist, entschiedener bei den Elegikern von Callinus an, während bei Pseudophocylides fast ausschließlich die *πενθημιμερής* sich findet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 7. August.

Nr. 17. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Griechische Metrik nach den einzelnen Strophengattungen und metrischen Stilarten ꝛc.

(Fortsetzung.)

Richtig heben die Verf. weiter hervor, wie durch die Hauptcäsur im dritten Fuß die folgende Arsis als Anfang der zweiten Reihe des Verses hervorgehoben wird, während Böckh S. 99 die vorhergehende dadurch stärker markirt werden läßt, aber dann ist es unthunlich, die Cäsur im vierten Fuß als die zweite Normalcäsur hinzustellen, wie die Verf. S. 16 thun, indem sie annehmen, die Hauptarsis des vierten Fußes werde dadurch auch von der nachfolgenden abgesondert und noch mehr hervorgehoben; es würde vielmehr die Bewegung des Verses unangenehm unterbrochen werden. Die Sprache selbst, die dichterische zumal, welche die längeren mehr abstrakten Wortbildungen nicht liebt, bringt es mit sich, daß selten ein Wort durch mehrere Füße sich hinzieht, so müssen also häufig Cäsuren, d. h. Wortenden in zwei Füßen einander folgen, aber eine Cäsur im rhythmischen Sinn, d. h. ein wirklicher Einschnitt und Abschnitt des Verses ist im vierten Fuß nur dann anzunehmen, wenn im dritten keine ist, vielmehr entspricht ihr eine solche im zweiten Fuß. Der häufigste Fall dieser Art ist bei der bukolischen Cäsur, bei welcher die Verf. ebenfalls, aber nur in den melischen Partien der Bukoliker, eine Dreitheilung des Verses, d. h. eine dipodisch-kyklische Messung annehmen; die Diäresis statt der Cäsur deutet dann gerade diese seltnere Verstheilung an. Ganz durchgedrungen ist die kyklische Messung bei den Lesbiern und Anakreon, wo Daktylen noch neben den beliebteren Logaöden hergehen, wie diese mit der sogenannten äolischen Basis und acatalectischem Schluß. Eine wesentlich andere Art aber bilden die daktylischen, vorwiegend tetrapodischen Formen, die die Verf. aus Plut. de mus. 7 nachweisen, nämlich die dactylischen Chorlieder des Alcman, Stesichorus und Ibycus, die später von den Tragikern, vor allem Aeschylus nachgebildet wurden. Es ist diese Art als der zweite Ast anzusehen, der sich von dem Stamm des heroischen Hexameters abzweigte, die oben erwähnten leichten Daktylen der Aeolier, die sich in den Logaöden fortsetzten, und dieses ernstere *κατὰ δάκτυλον εἶδος*, das sich in der Nomendichtung zuerst entwickelte, und dann durch die genannten Lyriker zu den sogenannten dorischen Strophen fortbildete, die bei Pindar und Simonides ausschließlich im Gebrauch waren. Ein Unterschied der Behandlung zeigt sich nur darin, daß die Lyriker häufig Anapästen beimischten, die Tragiker aber trochäische und jambische Reihen anfügten. Der Character dieser Strophen ist überall ein ernst tragischer, theils mehr episch, theils mehr hieratisch gefärbter; wir führen von den behandelten Beispielen nur an Agam. Parod. Pers. 854 sq.; Sophocles liefert nur ein Beispiel Oed. Rex Parod. Als die letzten Ausläufer der daktylischen Bildung werden endlich die Klagmonodien bezeichnet, die seit Ol. 90 zuerst von Euripides, dann auch von Sophocles (Philoc. Oed. Col.) eben zum Behuf künstlicher Bühnenmusik zuerst antistrophisch, dann alloiostrophisch angewendet wurden; die Grund-

form sind auch hier acatalectische Tetrapodien, meist systematisch verbunden. Kyklische Messung verwerfen die Verf. (S. 70); ich wäre geneigt, sie hier wie bei den äolischen Daktylen anzunehmen, für alle übrigen Formen aber die rein daktylische Messung festzuhalten.

Was die Anapäste betrifft, so weisen die Verf. eine eigenthümliche Verwendung des Tetrameter bei Aristophanes nach (S. 89); dieser gebraucht sie nämlich in Epeisodien in regelmäßiger Verbindung mit einem Chorlied und einem schließenden System, antistrophisch wiederholt, zu lebhaften Wortgefechten, so daß sie als der letzte Nachtrieb der alten Kampfrhythmen, der Enoplien, angesehen werden können. Noch mehr tritt die Reminiscenz an die alten Marschlieder in den Systemen hervor, mit denen die Tragiker das Auftreten so wie den Abgang der Schauspieler begleiten. Am ausgebildetsten ist dieser Gebrauch bei Aeschylus; Abgangsanapäste namentlich finden sich bei Sophocles und Euripides nur noch, aber regelmäßig, am Schluß des Stückes. Daß übrigens auch hierin Euripides sich mehr dem Gebrauch des Aeschylus anschloß, Sophocles dagegen nur in der Antigone ein ähnliches Verfahren beobachtet, habe ich an einem andern Orte nachgewiesen, wornach S. 103 zu berichtigen wäre. Die Komödie hat anapästische Systeme nur als Schluß von Scenen, von Perioden anapästischer Tetrameter, und als Nachahmung der Tragödie, z. B. Thesm. 39, 276. Av. 209. Par. 974. Weiter werden, wie die Daktylen so auch die Anapästen zu Klaggesängen verwendet, entweder als antistrophischer Threnos oder als alloiostrophisches Monodikon. Ihr Gebrauch ist von dem ältesten Stück, den Persern, an gleich beliebt, doch auch hier finden wir die ungebundneren Formen bei Sophocles und Euripides vorherrschend. Endlich wird bei Aristophanes noch eine antistrophisch gebrauchte Art von Anapästen nachgewiesen, die der Komödie eigenthümlich zu sein scheint, und in besonders komischen Situationen ihre Anwendung findet; vgl. Lys. 276. Av. 327. Thes. 667.

Die trochäischen Maße geben weniger Stoff zu neuen Bemerkungen; genauer festgestellt ist der Gebrauch des Tetrameter bei den Tragikern, wonach er in der mittleren Tragödie bis Ol. 90, 91 (diesen Zeitpunkt nehmen die Verf. an statt Ol. 89 bei Hermann) fast gar nicht, desto häufiger in den späteren Stücken, wie in dem ältesten, den Persern, gebraucht wurde. Der Komödie eigenthümlich sind trochäische Systeme, die namentlich in den späteren Stücken des Aristophanes sich mit einer gewissen behaglichen Ruhe entwickeln. Bedeutender ist, was über den Bau der trochäischen Strophen der Tragödie beigebracht wird; diese bestehen aus reinen Trochäen, haben häufig Syncope und lieben längere Reihen, wodurch dieß Maß den Charakter eines erhabenen oft gewaltsamen Pathos erhält, und als solches von Aeschylus mit besonderer Vorliebe angewendet wird, seltner und mit kürzeren Formen von Euripides, von Sophocles gar nicht. Nicht selten finden sich unter den Reihen auch Tripodien und Pentapodien mit spondeischem An- oder Auslaut; in diesen Spondeen sehen die Verf. jetzt abweichend von der in der Rhythmik angenommenen Messung gedehnte Füße, beim Anlaut immer, im Auslaut wenigstens da, wo die rhythmische Responsion es zu verlangen scheint. Unter dieser Einschränkung soll zwar gegen diese Messung nichts eingewendet werden, doch ist es nicht zu verkennen, daß die Verf. eine zu weit gehende Vorliebe für dieselbe zeigen, denn es ist gewiß nicht zu billigen, wenn sogar Pherecrateen als Schluß solcher Strophen tetrapodisch gemessen werden dürfen. Ganz ähnlich ist, um es hier zu erwähnen, die Messung des Trimeter catalecticus, den die Verf. ebenfalls mit gedehnter Penultima als Hexapodie lesen; als Regel glauben wir sie nicht annehmen zu dürfen und zwar aus folgendem Grund: wie S. 141 bemerkt ist, ist in diesen Versen die Mittelzeitigkeit der letzten Thesis, der antepenultima, ausgeschlossen; würde eine Dipodie folgen, so ließe sich dies nicht erklären, da in den sogenannten Antispasten vor dreizeiliger erster Arsis eine irrationale Silbe, wenn auch selten, vorkommt, wie auch S. 222 angenommen scheint, während es sich bei pentapodischer Messung von selbst versteht.

Der Gebrauch der Jamben in der Tragödie und Komödie wird scharf unterschieden; dieser sind jambische Systeme, ganz den anapästischen entspre-

chend gebaut, eigenthümlich, jene verwendet Jamben vorherschend zu Chorgesängen, eine Form, der an Häufigkeit des Gebrauchs nur die dactylotrochäischen Strophen gleichkommen, die sich eben so bei Pindar finden; die Stelle der jambischen Strophen dagegen vertreten bei ihm die sogenannten dorischen. Wie in den trochäischen Strophen ist auch in den jambischen rationale Thesis und häufige Syncope Regel; letztere wird namentlich vermittelnd zwischen Hermann's und Böckh's Ansicht bei den sogenannten Antispasten zur Erklärung beigezogen, indem sie (S. 220 ff.) als doppelt syncopirte Jamben sicherlich mit Recht angesehen werden. Gewöhnlich bilden einzelne Reihen Verse; Beimischung andrer Metra ist erlaubt, aber nur von Sophocles häufig angewendet, ja fast regelmäßig, so daß seine mit Logaöden gemischten Jamben fast eine eigene Art bilden. Aeschylus hat auch hier den kraftvollen pathetischen Character dieses Metrums am reinsten bewahrt. Euripides schließt sich den von ihm eingeführten Formen an, doch handhabt er sie mit minderer Kraft und Reichthum der Erfindung. Eine ihm eigenthümliche Form aber ist die Verbindung jambischer und trochäischer Reihen, die in seinen späteren Stücken, bei Sophocles nur im Oedip. Colon. vorkommen. Auch hier zeigt sich dasselbe Bestreben, in manigfaltigeren Maßen der überhandnehmenden musikalischen Mimesis Raum zu verschaffen, weßhalb sie auch in alloiostrophischen Monodien am häufigsten angewendet werden.

Von einfachen Metris ist nun noch das jonische übrig. Die rhythmische Theorie desselben wurde von den Verf. schon in der Rhythmik gegeben; hervorzuheben wäre hier nur, daß sie, ihrer Ableitung desselben aus zwei Ithyphallicis mit anapästischer Anacrusis entsprechend die anaclastische Form für die ursprüngliche halten. Die Reihen sind durchgehends Dipodien oder Tripodien, weßhalb die Verf. auch die Horazische Ode: Miserarum est in vier Strophen von je zwei Dipodien und zwei Tripodien abtheilen. Die Tragödie braucht sie entweder, dem Ursprung getreu, als Dionysoslieder oder als Maß für resignirte weichmüthige Chorgesänge, gleichsam der zweiten Seite des Dionysoscultus entsprechend, wenigstens Aeschylus, Sophocles und Euripides bieten nur ein Beispiel der Art, Oed. Rex 483 und Nicet. Parod.; nirgends aber sind es längere Partien. Syncope der zweiten Länge kommt auch hier nicht selten vor. Die Jonici a majore dagegen blieben auf mehr niedrige Formen der Poesie beschränkt.

Wir kommen nun zu den zusammengesetzten dactylisch-trochäischen Versen, bei denen sich die historisch-rhythmische Behandlung der Verse selbst nach Vorarbeiten wie die Böckh's und auch Geppert's über die Glyconeen als besonders fruchtbar an bedeutenden Resultaten erweist. Daß sie die verwickelte und nach unsern Begriffen ganz absonderliche Theorie der alten Metriker erklärt und von ihrem Standpunkt aus gerechtfertigt haben, wurde schon oben erwähnt; wir müssen darüber auf das Buch selbst verweisen und uns begnügen, hier nur die Eintheilung der Verf. selbst zu geben. Ihre Entwicklung ist folgende: So verschieden auch der Character des dactylischen und diplasischen Geschlechtes ist, so sehen wir doch schon von Archilochus, dem Schöpfer der jambo-trochäischen Kunstform, den weiteren großen Fortschritt gethan, die Verbindung der beiden Genera zum Ausdruck der mannigfaltig bewegten lyrischen Stimmungen zu benützen. Hier werden nun zwei Arten oder richtiger Stufen der Verbindung unterschieden: die erste, bei Archilochus noch ausschließlich angewendete setzt Reihen (bei Archilochus sind es nach S. 356 richtiger Verse zu nennen) der verschiednen Rhythmengeschlechter zusammen; die zweite, von Alcman an, verbindet Füße der verschiedenen Genera in derselben Reihe, und so entstehen zwei Hauptklassen zusammengesetzter Metra: asynartetische Daktylotrochäen, und gemischte, am kürzesten Logaöden genannte, dieselben Klassen, die auch die Alten, wenn gleich mit etwas anderem Umfang, aufgestellt und Hermann Epit. §. 455 ähnlich definirt hatte. Die Verf. setzen beide in Verbindung mit kyklischer Messung der Daktylen S. 350; ob die erstere mit Recht, möchte ich bezweifeln. Man darf nicht ohne weiteres den jambischen Rhythmus den eigentlich orchestischen nennen; das war er im Alterthum sicherlich so wenig als er es jetzt ist, und so sehen wir die normale daktylische Messung nicht blos

in den Elegien, sondern auch in der diotylischen Chorlyrik festgehalten; es läßt sich sogar nicht erklären, warum von Anfang an in der Zusammensetzung das diplasische Geschlecht allein das rhythmisch bestimmende sein soll, und warum Archilochus, ein so eminentes metrisches Genie, sich nur auf die erste Art beschränkt hat. Die Sache möchte sich vielmehr so verhalten: Archilochus hält den Unterschied der Metra noch entschieden fest, und so kommt es bei ihm, wie S. 354 Anm. bemerkt ist, noch zu keiner wirklichen Verschmelzung der Reihen, es sind eigentlich nur Verse der verschiednen Geschlechter, die aneinander gerückt sind. Nach ihm erfolgte dann die wirkliche Vereinigung und zwar in der doppelten von den Verf. angegebenen Weise, doch mit dem Unterschied, daß in den Daktylotrochäen das daktylische Grundmaß das bestimmende blieb, in den Logaöden aber jambische, resp. kyklische Messung durchdrang. Ich habe hier die frühere Annahme der Verf. (Rhythm. §. 30), daß der dorischen Strophe der daktylische Rhythmus zu Grund liege, festgehalten; der einzige Grund, aus dem sie jetzt dieselbe verwerfen (S. 400 ff.), ist das Vorkommen von Herapodien, z. B. des Stesichoreion, was rhythmisch unzuläßig ist; ich sehe nicht ein, warum gerade hier eine Theilung in zwei Reihen nicht stattfinden sollte; gleich im ersten Fall der Art, Pind. Ol. 3 macht eine solche das Strophenschema S 417 consequenter und vollkommener, auch bliebe es in diesem Fall unerklärlich, warum logaödische Bildungen, selbst in alloiometrischen Reihen, so grundsätzlich fern gehalten werden.

Der Gebrauch der zusammengesetzten Metra ist übrigens allen τρόποις gemeinschaftlich, dem hesychastischen, diastaltischen, systaltischen, während die Daktylen-Anapästen vorwiegend dem ersteren, die Jamben-Trochäen den beiden letzteren angehörten; und zwar sind die Daktylotrochäen des systaltischen Tropos ausgebildet in der älteren Lyrik und den Hyporchemen, die des hesychastischen in den dorischen Strophen; der tragische Tropos hat erst seit Euripides sich dieser Form bedient. Die Logaöden sind metrisch weniger verschieden, desto entschiedener in der strophischen Behandlung; es kommen hier in Betracht erstens die kurzen Formen der äolischen Lyriker, dann die äolischen Strophen Pindars, endlich die tragischen, das vorherschende Maß der Chorgesänge, wie denn überhaupt dieß Metrum mehr und mehr sich ausdehnt und zuletzt gleichsam das Universalmetrum wird. Die älteste Art der Asynarteten, Daktyloithyphallen, ist nur in wenig Beispielen erhalten, in der eigenthümlichen Ode Pind. Ol. 5, Androm. 117, Ran. 675, Aves 1313. Auch die hyporchematischen Daktylotrochäen sind nur noch in einigen Nachbildungen der Komödie erhalten, namentlich liefert der Schluß der Lysistrata ein treffliches Beispiel, so wie Euripides in den Bacchen 576. Einen ganz andern Charakter haben dagegen die im hesychastischen Tropos gehaltenen Daktylo-Epitriten, die sogenannten dorischen Strophen, das Hauptmaß der chorischen Lyrik. Es hat bekanntlich durch Böckh eine eindringende grundlegende Behandlung erfahren, doch mit alleiniger Bezugnahme auf Pindar. Die Verf. haben durch weitere Verfolgung der Sache die Gesetze desselben noch genauer nachgewiesen, die Verschiedenheit bei den einzelnen Dichtern in's Auge gefaßt und, anschließend an das in der Rhythmik entwickelte auch die Gesetze der Composition des weiteren dargelegt. Ueber letzteres wird unten noch einiges bemerkt werden, hier sei nur kurz erwähnt, wie die Verf. einen Ursprung in der äolodischen Namendichtung suchen, aus der es Stesichorus überkommen, Pindar aber sei der eigentliche Vollender dieses seiner ganzen Kunst und Geistesrichtung so vollkommen entsprechenden Maßes.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 10. August.

Nr. 18. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Griechische Metrik nach den einzelnen Strophengattungen und metrischen Stilarten ꝛc.

(Schluß.)

Der weicheren Natur des Simonides scheine es weniger entsprochen zu haben, während Bacchylides sich ganz in Pindar's Formen bewege. Den Namen dorische Strophen verwerfen sie, weil derselbe nachweislich auch anderen Tonarten zukomme. Den Tragikern ist dieses Maß eigentlich fremd; Aeschylus braucht es nur im Prometheus, dem Stück, das überhaupt am meisten der Manier der übrigen Tragiker folgt. Entweder dient es zum Ausdruck ruhiger Betrachtung sittlicher Grundsätze am Anfang eines Chorgesangs oder als päanisches Choricon innerhalb eines Epeisodions O. T. 806, Eur. El. 859; endlich hat es auch die Komödie zu ihren Zwecken benützt, so Eccles. 571. Eine eigene Stilart für den tragischen Tropos bildete sich erst durch Euripides, theils reine Daktylotrochäen, theils noch mit Epitriten gemischt, vgl. Androm. 135 und 790; von Aeschylus nur Prom. 159, 425, von Sophocles El. 153. Oed. R. 167. Trach. 497.

Ueber die Logaöden sind die Verf. im ganzen kürzer; der übersichtliche Bau der äolischen Strophen bei aller Manigfaltigkeit der Bildung, die auch unter den Händen neuerer Dichter diesen Maßen ihren unvergleichlichen Reiz bewahrt, macht eine genauere Analyse unnöthig; nur über die alcäische Strophe, resp. die Messung der ersten Verse, haben sie sich S. 509 Anm. genauer ausgesprochen, über die allerdings schon Hermann und Böckh von einander abweichender Ansicht waren. Ich will einen Augenblick dabei verweilen, weil ich weder durch Böckh's Analyse und Verdammungsurtheil (metr. Pind. 73) noch durch die Gründe der Verf. mich überzeugen konnte, daß die ersten Verse der Strophe arsisch, d. h. tripodisch schließen. Das Gewicht der letzteren verkenne ich keineswegs, aber wenn ich die rhythmischen Verhältnisse der Strophe, wie sie Böckh entwickelt, verfolge, so führen sie meines Erachtens entschieden zur entgegengesetzten Messung. Betrachten wir zur Vergleichung die sapphische Strophe, so besteht sie aus einem dreimal wiederholten Vers mit einem kurzen Schlußgliede; jene, obwohl nur durch die Umsetzung der Anacrusis an den Schluß von den alcäischen verschieden, sind aus zwei und drei Füßen zusammengesetzt, so daß die stichische Wiederholung desselben Verses durch die Verschiedenheit des Rhythmus in jedem einzelnen ausgeglichen wird, und der kurze Schlußvers die beliebte Vierzahl der Strophenverse herstellt. Die alcäische Strophe ist durchaus zweigliederig gebaut: in zwei Verspaaren zuerst zwei gleiche, dann zwei ungleiche, von denen der erste die vordere trochäische, der zweite die hintere dactylische Hälfte der Hauptverse wiederholt, doch so, daß der Schlußvers als Gegenstück gegen jene zugleich trochäisch ausläuft, beide Vershälften aber ebenfalls dipodisch; wie könnten nun bei dieser alles bestimmenden Zweigliedrigkeit in den ersten Versen logaödi-

für Tripodien angenommen werden? auch würde die schließende Arsis mit der folgenden Anacrusis ganz das eilfsilbige Sapphicum bilden, dessen weicher Fluß so entschieden mit dem männlich-kräftigen Charakter der alkäischen Strophe contrastirt. Zum Vergleiche möge noch die bekannte Harmodius-Skolienstrophe dienen. Sie ist gegliedert wie die alcäische, nach zwei gleichen Versen zwei verschiedene, die ebenfalls die Rhythmen der ersten wiederholen; hier ist nun, da die ersten Verse aus zwei und drei Füßen bestehen, der dritte Vers tetrapodisch, d. h. zweimal dipodisch, der vierte aber zweimal tripodisch, gerade wie es in der alcäischen Strophe auch der Fall ist.

Auch in der chorischen Lyrik waren die Logaöden ein sehr häufiges mehr erregten Stimmungen entsprechendes Maß. Die Verf. unterscheiden eine doppelte Form, eine leichtere, mehr daktylische, bei Alcman, Ibycus, Simonides; eine feurigere energischere bei Pindar und Bacchylides. Bei den Tragikern wurden sie in dem Maß vorherschend, als die Stellung des Chors mehr und mehr eine untergeordnete wurde; so sind sie bei Aeschylus am seltensten, fast nur zu Klagliedern gebraucht; bei Sophocles und Euripides dagegen so häufig, daß von einer bestimmten ethischen Bedeutung derselben kaum mehr die Rede sein kann; der Meister ist hier Sophocles; Euripides zeigt sich selbständig nur in den monodischen Bildungen. Entsprechend ist auch die eurhythmische Composition einfacher, was schon der häufige Gebrauch stichischer und systematischer Verse andeutet. Die Komödie bietet nichts eigenthümliches.

Der Anhang endlich bespricht kurz die Päonen und Dochmien. Jene, das eigentliche Hyporchemenmaß, haben nur in der Komödie Eingang gefunden; häufiger ist der Dochmius. Die Verf. erklären ihn aus den alten Rhythmikern als πους ὀκτασημος im λόγος ἐπιμερής, als 5, 3, so daß er im ῥυθμὸς μεταβάλλεν ist, aus einem Bacchius und Jambus bestehend, was die Irrationalität der beiden Kürzen allein erklärt. Der Gebrauch derselben in Monodien, wo die Leidenschaft auf's höchste gesteigert ist, ist bekannt; hier finden denn auch Bacchien ihre Stelle.

Es erübrigt uns jetzt nur noch, einige Worte beizufügen über den eurhythmischen Strophenbau, dessen Nachweis in den verschiedenen Gattungen ein Hauptbestreben der Verf. war, denn sie haben mit Ausnahme der logaödischen, von allen erhaltenen Strophen der Lyriker und Dramatiker die rhythmischen Schemata mitgetheilt, ohne Text nur bei Pindar. Die Principien, von denen sie dabei ausgegangen, haben sie schon in der Rhythmik auseinander gesetzt und an einigen significanten Beispielen erläutert. Die Anwendung, die sie denselben in diesem Theile ihres Werkes gegeben, ist allerdings eine im ganzen vollkommen gelungene Probe, und wenn auch die Zeichnungen manchmal etwas kraus durcheinander laufen, so findet man doch bald heraus, wie sich die Theile gliedern und übersichtlich zusammenfaßen. Im einzelnen bleibt natürlich dem subjectiven Gefühl, ja auch kritischem Ermessen noch ein großer Spielraum, und so kann es wohl nicht an Stellen fehlen, wo eine andere Eintheilung sich noch mehr zu empfehlen scheinen mag, wie z. B. S. 59 die Parodos-Strophe Agam. 104. Die Gliederung der Strophe und Epode ist sehr schön hergestellt, die zweite Hälfte der Strophe aber würde ich nach Hermann's Versabtheilung eintheilen in 2, 4, 3, 4, 2, die zwei letzten Verse dann als Epodikon. Wir erhalten dadurch nicht nur eine vollkommene Responsion der Verse, sondern auch das rhythmische Schema wird dadurch ganz entsprechend dem der Epode; und da derselbe Refrain sich dreimal wiederholt, so ist es wohl unerläßlich, ihn auch rhythmisch gleich zu markiren und in der Weise, die die Epode verlangt, auch in der Strophe abzusondern. Doch von solchen Ausstellungen sehe ich hier ab, dagegen glaube ich einige Bedenken aussprechen zu müssen über Punkte, die sich auf die Grundsätze der rhythmischen Theorie und Praxis beziehen. Sie treffen, genau betrachtet, alle den einen Punkt, den ich früher schon berührt, nämlich die Geringachtung des Verses gegenüber der Reihe, denn streng nach dem Verf. genommen, kommt demselben gar keine rhythmische Bedeutung zu; wie sie denn auch kein Bedenken tragen, nicht bloß am Anfang und Schluß der Strophe, sondern auch in der Mitte eine Reihe als Epodikon auszuscheiden. Zwar hatten sie schon

in der Rhythmik S. 222 f. selbst auf die Absichtlichkeit in der Wahl der Verslänge bei Aeschylus Eum. 221 f. aufmerksam gemacht, und an weiteren Beispielen würde es nicht fehlen, vgl. z. B. die schöne Responsion der Verse Pax 175 S. 454, auch S. XXIX und sonst finden sich einzelne dahin zielende Andeutungen, aber an nicht wenig Stellen vermißt man in der vorgeschlagenen Rhythmisirung die Rücksicht darauf, die manchmal noch eine gefälligere Eurhythmie hervorgebracht hätte, wie in dem obigen Beispiel aus Agam. Parod. Dazu kommt an anderen Stellen ein vollkommenes Ignoriren der metrischen Eigenthümlichkeit einzelner in gleicher Weise ja sogar stichisch wiederholter Verse. Die Verf. heben es am Schluß der Vorrede besonders hervor, daß die metrische Kunst der Alten für uns ganz aus sich selbst verständlich sein müsse; dann wird aber der metrische Charakter des Verses über der rhythmischen Responsion nicht ganz außer Acht gelassen werden dürfen, und auch das ist nicht selten der Fall. So ist S. 422 Pyth. 1 das Epodikon genau entsprechend dem Anfang der dritten Periode, deßhalb mit der letzten Reihe zu verbinden, mit der es auch einen Vers bildet (4. 2, 2. 3, 3. 4 oder 4. 4. 3. 4. 4.); so entsprechen sich S. 426 Nem. 1 die vier Tetrapodien je zwei und zwei unter einander. S. 446 Aj. 172. ließe sich die Eurhythmie allenfalls noch künstlicher herstellen, wenn man die dritte Tripodie als Schluß der ersten und zugleich als Anfang der zweiten Periode bezeichnete, aber die Versabtheilung und metrische Gleichheit gibt eine andere Ordnung an die Hand, nämlich 4. 3, 6, 3, 6, 3. 5, 5, 5. 4. Die drei ganz gleichen Pentapodien dürfen unmöglich so eurhythmisch zertrennt werden, wie es geschehen ist. Auch S. 453 Eccl. 571 führt die genaue Responsion der Verse auf eine etwas andere Beurtheilung der Strophe; sie gliedert sich nach Versen bezeichnet, einfacher so aabcccbaa. Endlich würde ich größere Behutsamkeit anrathen bei der Annahme von Dehnung thetisch auslautender Reihen. S. 60 ist dadurch Oed. R. 154 in seiner wesentlichen Stellung verkannt worden, und mit ihm die Eurhythmie der Strophe selbst, die einfach folgende ist: 6. 4, 6. 3. 4, 6. 6., sie ist dann ganz ähnlich der Heracl. 608 S. 61, 2, nur daß diese epodisch ist, jene mesodisch. Ebenda findet sich auch die schon besprochene Dehnung des Paroimiacus; hier läßt sich nichts zwingendes dagegen einwenden, wohl aber S. 65 Nub. 257 v. 12. Die Eurhythmie der ersten Periode ist gut nachgewiesen, ich füge nur bei, daß auch hier die Verse sich entsprechen, sobald v. 8 wie 1 und 2 abgetheilt wird; die folgende Tripodie kann als Epodikon betrachtet werden, jedenfalls aber entspricht sie dem schließenden Paroimiacus, der dann freilich auch tripodisch zu messen ist. In El. S. 62 ist der bei Sophocles fast stehende Anfangspriapeus nicht ganz in seinem Recht, wenn der Pherecrateus mit *οἰμωγὰν* correspondiren soll; dieß Wort beginnt vielmehr den bewegteren Theil, und wenn es gedehnt wird, entspricht es passender dem Anfangsvers der Electra, wodurch beide Strophen einen ganz ähnlichen Bau annehmen. So ist S. 241 Eum. 550 im Schlußvers ebenfalls ein Priapeus zertrennt; ohne Dehnung bekommen wir folgendes Bild: 2. 7. 5. 6. 6. 5. 7. ähnlich S. 279 mehrmals. S. 261 Med. Parod. sind sogar in einer Strophe die ganz gleichen dactylischen Tripodien bald so, bald tetrapodisch gemessen. Doch ich führe keine weiteren Beispiele an, da ich nur die Punkte angeben wollte, die meines Erachtens noch einer weiteren Berücksichtigung bedürfen. Den Werth der eurhythmischen Theorie sollen diese Bedenken in keiner Weise schmälern, vielmehr will ich zum Schluß nochmals meine unumwundene Anerkennung des von den Herrn Verfassern geleisteten aussprechen.

S. Pfaff.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Encyclopaedia.

J. Frhr. v. Eichendorff, Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands. Th. 1. 2. Paderborn 1857.

Ch. des Guerrois Essais sur le dixneuvième siecle. Par. 1856.

Th. H. Erslew, Almindeligt Forfatter-Lexicon for Kongeriget Danmark med tilhorende Bilande fra 1814 til 1840. Bd. 1 — 4. Supplement Hefte 1. 2. 3. Kjobenhavn 1841—1853.

E. Arnd, Geschichte der französischen Nationalliteratur von der Renaissance bis zur französ. Revolution. Bd. 1. 2. Berl. 1856.

T. Pendola, Il collegio Tolomei di Siena, e serie dei convittori dalla sua fondazione a tutto Giugno 1852. Siena 1852.

N. Giuliani, Prospetto della storia della letteratura italiana. Genova 1855.

J. W. Etheridge, Jerusalem and Tiberias; Sora and Cordova. Lond. 1856.

Ch. Babbage, Reflections on the decline of science in England. Lond. 1830.

C. Ugoni, Della letteratura italiana nella seconda metà del Secolo XVIII. Opera postuma. Vol. 1. 2. Milano 1856.

P. J. M. Prat, Maldonat et l'université de Paris au XVI. siecle. Par. 1856.

J. B. Bourgeat, Etudes sur Vincent de Beauvais. Par. 1856.

J. W. Loebell, Die Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Göthe's Tode. Bd. 1. Braunschweig 1856.

P. C. van der Meersch, Recherches sur la vie et les travaux des imprimeurs Belges et Néerlandais. T. I. Gand 1856.

J. O. Halliwell, A collection of letters illustrating the progress of science in England from the reign of queen Elizabeth to that of Charles II. Lond. 1841.

Ofversigt af Finska vetenskaps-Societetens Forhandlingar. I—III. Helsingfors 1853—1856.

L. Panciatichi, Scritti varj, raccolti da Cesare Guasti. Firenze 1856.

Oeuvres de l'Empereur Napoléon III. T. 1—4. Paris 1854—1856.

S. Bettinelli, Opere edite e inedite in prosa ed in versi. 2da edizione. T. 1—24. Venezia 1799 —1801.

Conte Carl. Castone, Opere. T. 1—8. Como 1815 —1820.

Dr. L. Wienbarg Quadriga. Altona 1840.

M. Carriere, Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk. 2. Aufl. Leipz. 1856.

A. L. A. Fée, Voyage autour de ma bibliothèque. Littérature et philosophie. Par. 1856.

Philologia.

K. W. L. Heyse, System der Sprachwissenschaft. Nach dessen Tode herausg. von Dr. H. Steinthal. Berl. 1856.

M. Müller, Suggestions for the assistance of officers in learning the languages of the seat of war in the East. Lond. 1854.

Dr. C. H. Vosen, Kurze Anleitung zum Erlernen der hebräischen Sprache. 3. Aufl. Freiburg 1856.

J. B. De Rossi, Synopsis institutionum Hebraicarum. Parmae 1807.

— —, Lexicon Hebraicum selectum. Parmae 1805.

— —, Perbrevis anthologia hebraica complectens sapientiae laudes et excerpta historiae Josephi. Parmae 1807.

E. B. Eastwick, A concise grammar of the Hindústání language. Lond. 1847.

Dr. P. P. Boorda van Eysinga, Algemeen Nederduitsch-Malaisch Woordenboek en de Hof-Volks- en Lage Taal. Gravenhage 1855.

H. H. Wilson, A dictionary Sanskrit and English extended and improved by the 2. ed. . by Goldstücker. Livr. 1. Lond. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 12. August.

Nr. 19. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Die bei Caius Julius Cäsar vorkommenden keltischen Namen in ihrer Echtheit festgestellt und erläutert von Christian Wilhelm Glück. München 1857. Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Die keltische Etymologie war bisher bekanntlich ein etwas verrufenes Gebiet. Je fester die Regeln, je unumstößlicher die Gesetze auf dem Felde der romanischen und germanischen Sprache sich gestalteten, desto lockender schien die Freiheit und die Schrankenlosigkeit im keltischen Bereiche, auf welchem, wie viele Beispiele zeigten, Großes und Ueberraschendes selbst jenen herzustellen nicht unmöglich war, die von der Sache nicht das Mindeste verstanden. Statt aller ermüdenden und langwierigen Studien über ursprüngliche Gestalt der Wurzel, über Lautgesetze, Dialekte, Verhältniß der neuern Sprache zu der alten u. s. w. war für den Keltisten eigentlich nur die Kenntniß des Alphabetes nothwendig und er konnte als Namendeuter schon in demselben Augenblicke auftreten, wo er von einer Hof- oder Universitäts-Bibliothek ein kymrisches oder gaelisches Wörterbuch nach Hause getragen und aufgeschlagen hatte. Es war ganz im Geiste dieser Richtung, daß man im Deutschen eine Entwicklung der Sprache und verschiedene Stufen derselben ebenso wenig annahm, als im Keltischen, und während man also voraussetzte, daß irgend ein Dictionary nicht allein den jetzigen Sprachschatz darstelle, sondern auch jenen, der vor 2000 Jahren gewesen, so nahm man anderseits auch an, daß die jetzigen deutschen Namen, wie sie sich auf der Landkarte finden, auch schon zu Cäsar's Zeiten gelebt und ebenso geklungen haben, wie sie jetzo klingen.

Ein spärlicher und noch so flüchtiger Einblick in irgend ein Urkundenbuch, z. B. die Monumenta Boica, würde zwar die Forscher leichtlich überzeugt haben, daß auch in sprachlichen Dingen vor Zeiten nicht Alles so gewesen wie heut zu Tage, allein ein solches Bemühen war, wie gesagt, auf diesem Felde ganz gegen die Uebung, da nach allgemeinem Glauben die Wissenschaft der keltischen Namendeutung eine ganz voraussetzungslose, mit keinerlei Vorstudien verbundene sein sollte, sohin auch jedes tiefere Eingehen in die Sache den Scharfblick des Keltomanen nur umschleiern, seinen Deutungs-Muth nur schwächen zu können schien. Bei der Leichtigkeit des Zutritts wuchs, wie nicht zu verwundern, die Zahl der Adepten alle Jahre, und so war der Keltismus die freie Pürsche, wo ohne Jagdkarte jeder auf Etymologien ausgehen konnte und wo Alles mitthat, der Hof- oder geheime Rath, der ordentliche Professor, der Privatdocent, der Landadvokat, der Oberschreiber und der Dorfschulmeister.

Dürfte man sich aber nicht wundern über diese seltsame Grille süddeutscher und namentlich bayerisch-österreichischer Schriftgelehrter, über ihre romantische Sehnsucht nach Abstammung und Herkunft von einem Volke, an das in Deutschland keine Sage und kein

Lied erinnert, das überhaupt bis auf ein paar Millionen Irländer ganz verkommen ist — über diese Liebäugelei mit einer Raçe, die sich gar nicht um die Bojoaren kümmert, deren Sprache diese nicht verstehen und mit der ihnen auch nichts gemein ist, außer etwa, wenn man die Lichtseiten betrachtet, daß sie gleich ihr am alten Glauben festgehalten, und wenn man die Schattenseiten in's Auge faßt, eine blühende, wie böse Leute sagen, fast zu reichliche Criminalstatistik, da der übermüthige Bewohner unserer Hochebene ebenso gern rauft und sticht, als der heitere Insaße der liebenswürdigen Grafschaft Tipperary. Drum war aber wohl auch nicht zu befürchten, daß der Keltismus je tiefere Wurzeln bei uns schlage, und so kamen uns die Schöpfungen dieser Schule fast vor, wie ein Alpenglühen, das oft schnell vergeht. „Die freie Subjectivität der schönen Seele", die sich an keine Regel binden will, kommt in der historisch-linguistischen Forschung so wenig mehr fort, als im Romane, und wie in diesem auf der „Grammatik der Tugend", so wird in jener auch täglich mehr auf der Grammatik der Sprache bestanden — eine Anforderung, mit der sich eigentlich dieser ganze Keltismus allmählich von selbst auflösen mußte.

Nun fiel aber überdies mitten in diese Fröhlichkeit, wie ein unheimliches Meteor, die **Grammatica celtica** von Zeuß hinein — ein Werk, das freilich seinen ganzen Mann verlangt und deutlich zeigt, wie unendlich schwierig jene Sprache ist, aus der heraus man nur so tändelnd deuten wollte.

In lateinischem Vortrag, der ohnedem zu dem Stoff sich etwas widerspenstig stellt, wird da in der trockensten Weise Buch geführt über die Geschichte jedes keltischen Lautes in jedem keltischen Dialecte zurück bis auf die ältesten Denkmäler, sofort auch Declination und Conjugation, überhaupt die ganze Grammatik in einer reizlosen, die Phantasie sehr wenig ansprechenden Manier auseinander gelegt und so aus alten Glossen und zerstreuten Textesbruchstücken das Gerüst der keltischen Sprachlehre zum erstenmale erbaut. Diese Offenbarung ist aber, wir wiederholen es, sehr griesgrämig und abstoßend und statt das freudige Leben im keltischen Forschungsrevier zu erhöhen, dürfte sie wahrscheinlich zur Folge haben, daß eine gute Anzahl der thatkräftigsten Keltomanen bald die Flucht ergreifen und zu andern wissenschaftlichen Geschäften übergehen wird.

Hatte aber weiland Vater-Zeuß zu Bamberg an den jungen Göttern, die auf seinem keltischen Olymp so manches Jahr ihr muthwillig Spiel getrieben; selber nie ein besonderes Vergnügen gehabt, so können wir Ueberlebenden doch desto mehr von jenen erwarten, die sich mit Fleiß und Ausdauer durch sein schwieriges Werk hindurcharbeiten, die Keltologie nunmehr auf Zeußischer Basis betreiben und in diesem Geiste fortbauen. Wer sieht nicht, daß sich damit für die alte Völkerkunde eine neue Aera aufthut, wer hofft nicht, daß sich auch für die deutsche Urgeschichte ein neues Licht ergeben und wer möchte endlich bestreiten, daß der deutsche Gelehrte und das wißbegierige Publikum, an dem noch immer kein Mangel, alle Ergebnisse, die ihm „in der guten Art der deutschen Gelehrsamkeit" geboten werden, mit unbefangener Freude aufnehmen wird *). Ein solcher Forscher, der auf jener Basis steht, und soviel wir wissen, nicht blos Schüler, sondern auch Freund des verstorbenen Verfassers, ist aber Hr. Chr. W. Glück, dem wir die Schrift über die keltischen Namen bei Julius Cäsar verdanken. Es ist da zum erstenmale der Versuch gemacht, ob und wie sich jene, bisher unverständlichen und unerklärbaren Namen mit den Mitteln der neuesten Wissenschaft etwa deuten lassen. In den meisten Fällen scheint der Versuch gelungen, in einigen wenigen mußte er fehlschlagen, da die Elemente, welche einzelnen Namen zu Grunde liegen, nach ihrer Bedeutung nicht mehr zu bestimmen sind.

Die Glück'schen Deutungen der Reihe nach

*) Der Name Germani wird bekanntlich schon lange aus dem Keltischen geleitet, als eine Bezeichnung, die nicht die Deutschen sich selbst, sondern ihre Nachbarn, die Gallier, ihnen gegeben und die Römer von diesen übernommen hätten. Der Name ist schon mehrfach gedeutet worden; die neueste Erklärung ist von Zeuß (Gramm. celtica S. 735) und nach dieser bedeutet das Wort auch wirklich nicht mehr als „Nachbar".

durchzugehen, wäre unsererseits ebenso wenig am Platze, als ihnen unbedingt Recht zu geben — wir wollen nur an einigen Beispielen zeigen, wie der Verf. zu Werke geht und wie seine Deutungen an das Licht treten. Nehmen wir zuerst ein paar jener vielsylbigen Namen, die stark in's Gewicht fallen und in denen selbst der Laie eine bedeutsame Zusammensetzung wittern muß.

Der Name Conconnetodumnus z. B. erklärt sich auf folgende Weise:

Conconnetodumnus ist aus conconneto und dumnus, das erste Wort aber aus der Partikel con und conneto zusammengesetzt. Die Partikel con, lateinisch cum, erscheint häufig in keltischen Namen; conn, con bedeutet sensus, und hievon ist das Adjectiv connite abgeleitet. Conconnet will also soviel sagen als consentiens, concors. Dumnus, dubnus ist das jetzige kymrische dwfn, profundus, scheint aber nach mehreren Beispielen in der Zusammensetzung lediglich die Bedeutung verstärkt zu haben. Conconnetodumnus wäre daher so viel als valde concors.

Catamantaloedis ist aus cata und mantaloedis zusammengesetzt. Cata ist die kymrische Partikel cet, eine in der Zusammensetzung erscheinende Form der Präposition cant, lateinisch cum. Mantaloedis ist eine Ableitung von mantala, die Wage. Cetmantaul bedeutet im Kymrischen aequilibrium, und catamantaloedis möchte daher so viel sein als aequabilis (billig, gerecht?).

Einige andere, uns näher liegende Namen wollen wir auch noch besprechen. Cambodunum, jetzt bekanntlich Kempten, bedeutet arx curva (dunum = arx); Labara, die Laber, kömmt vom kymrischen labar, sonorus, loquax; Danuvius ist von danu abgeleitet, welches fortis, audax bedeutet, und es mag der Strom sohin den Namen von seinem starken Laufe haben. Dubra, jetzt Tauber, heißt einfach Wasser.

Da wir uns in früherer Zeit mit der rhätischen Ethnologie beschäftigt und über den behaupteten Zusammenhang der Rhätier mit den Kelten mancherlei gelesen, dieser Hypothese auch die Aufstellung, daß die Rhätier Stammgenossen der Etrusker seien, entgegengesetzt haben, so war unser Augenmerk nebenbei auch darauf gerichtet, ob sich aus dieser Schrift des Herrn Glück vielleicht für die eine oder die andere der beiden Ansichten Beweismittel ziehen ließen. Obgleich wir nun nichts gefunden, was direct einschlüge, so sind wir doch in der Ansicht, daß die Rhätier nicht dem keltischen Stamme angehört haben, eher bestärkt worden, und zwar gerade durch den Anblick dieser vielen in Reih und Glied gestellten keltischen Namen. Wenn man einerseits die einfachen, alle Möglichkeit einer Zusammensetzung ausschließenden rhätischen Namen wie Telfs (Telves), Sils (Sulles), Vels, Tulfers, Volers, Uderns, Velturns u. s. w., wenn man den ganzen Habitus dieser Namen, die sich deutlich aus einem einfachen Stamme heraus durch Ansatz verschiedener Consonanten gebildet, mit den oft mehrfach zusammengesetzten, langathmigen, mitunter sogar etwas ungethümen keltischen Namen wie Andecumborius, Abrextubogius, Catamantaloedis, Dinomogetimarus, Epomanduodurum, Venaxomodurum vergleicht, so kömmt man doch ohne Luftsprünge zu der gewiß probabeln Behauptung, daß die Sprache, aus der jene Namen entstanden, nicht auch die sein kann, in welcher letztere wurzeln. Es wird auch schwerlich widerlegt werden, wenn wir behaupten, daß in ganz Rhätien nicht ein einziger Name sich finde, der sich jenen keltischen vergleichen ließe, was deutlich zu verstehen gibt, daß die Rhätier, sollten sie auch nicht Etrusker sein, doch sicherlich auch keine Kelten sind. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Glück gelegentlich auf diese Frage näher einließe. Er hat zwar an einzelnen Stellen seines Werkes, dem Herkommen folgend, auch die Vennonetes und Sarunetes vorbeigehend zu den keltischen Stämmen gezogen, hiemit uns aber eben so wenig überzeugt, als uns früher in diesem Betreffe Vater Zeuß überzeugen konnte.

Daß die bisherigen Arbeiten auf dem keltischen Felde viel Schutt aufgeworfen und daß daher Herr Glück viel aufzuräumen findet, ist von selbst verständlich. Doch möchte die eiserne Strenge, die er gegen seine Vormänner übt, vielleicht nicht allenthalben behagen. Ehe die Grammatica celtica von

Zeuß erschien, war die Unwissenheit auf diesem Felde, so zu sagen, eine ignorantia invincibilis und ein Generalpardon für alle keltischen Sünder der vorhergegangenen Zeiten dürfte dem humanen Geiste unsers Jahrhunderts wohl am meisten entsprechen. Herr Glück eifert jedoch nicht nur gegen Forscher wie Mone, über dessen ausschweifende Meinungen ein hartes aber wohlverdientes Gericht ergeht, sondern auch gegen Männer, die auf andern Gebieten sich Verdienste erworben, welche die Erklärung der keltischen Namen bei Cäsar gewiß nicht aufwiegt. Es fehlt hier die selbst dem Gegner wohlthuende Urbanität, welche sich auch in solchen Fällen anwenden läßt und deren Anwendung um so mehr zu empfehlen ist, als sonst der Unbefangene leicht auf den Gedanken kommen könnte, daß die keltischen Studien wohl gelehrt aber nicht verträglich machen.

Abgesehen davon glauben wir aber, daß alle jene, welche in dieser Richtung forschen, die Glück'sche Schrift nicht ohne mannigfache Belehrung gewonnen zu haben, aus der Hand legen werden.

Nur in dieser Weise behandelt, werden uns keltische Etymologien künftighin als annehmbar und zulässig gelten — alles andere ist überwundener Standpunkt.

Dr. Ludw. Steub.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Philologia.

A. de Wilde, Nederduitsch-Maleischen Soendasch Woordenbock, uitg. door T. Roorda. Amsterd. 1841.

Jona ben Gannach, Sefer Harikma. Grammaire hébraïque. Traduite de l'arabe en hébreu par Jehuda Ibn Tabbon. Publiée par B. Goldberg. Frankf. 1856.

J. J. de Hollander, Handleiding tot de kennis der Maleische Taal en letterkunde. Breda 1845.

A. Regnier, Traité de la formation des mots dans la langue Grecque etc. Paris 1855.

C. H. Th. Reinhold, Noctes Pelasgicae sive symbolae ad cognoscendas dialectos Graeciae Pelasgicas. Athenis 1855.

E. Mätzner, Französische Grammatik mit besond. Berücksichtigung des Lateinischen. Berlin 1856.

G. A. J. Hécart, Dictionnaire Rouchi-français. 3. éd. Valenciennes 1834.

C. Wiens, Ueber den Ursprung des Futurs und der Condicionale im Spanischen und Portugiesischen. 2. Ausg. Münster 1839.

A. Roca y Corda, Diccionario manual de la lengua Catalana y Castellana. Barcelona 1806.

Mignard, Histoire de l'idiome Bourguignon et de sa littérature propre. Dijon 1856.

Grammatica de la lengua Castellana compuesta por la real Academia Española. 5. ed. Madrid 1821.

F. Genin, Récréations philologiques ou Recueil de notes pour servir à l'histoire des mots de la langue française. T. I. II. Par. 1856.

Th. Vernaleken, Formenlehre der deutschen Sprache. Wien 1856.

A. Buttmann, Die deutschen Ortsnamen. Berlin 1856.

J. Sinclair, Observations on the Scotish dialect. Lond. 1782.

Dr. M. de Vries, Proeve van middelnederlandsche taalzuivering. Haarlem 1856.

A. Moonen, Nederduitsche spraekkunst. Amsterd. 1740.

A. F. Dalin, Ordbok öf ver Svenska spraket. Delen 1. 2. Stockholm 1850 — 55.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 14. August.

Nr. 20. 1857.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 13. Juni 1857.

1) Herr Prof. Dr. Vogel jun. hielt folgende Vorträge:

a) Ueber die Einwirkung des basisch-essigsauren Bleioxydes auf Lignin.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß sich die concentrirte Lösung des basisch-essigsauren Bleioxydes nicht filtriren läßt und man sich daher bei der Bereitung desselben, wie es auch die meisten Vorschriften namentlich anführen, durch decantiren helfen muß, um den Bleiessig von dem Niederschlage des gleichzeitig gebildeten überbasisch-essigsaurem und zum Theil kohlensauren Salzes zu trennen. Wenn die trübe Flüssigkeit den Niederschlag suspendirt enthält, so wird man leicht diese Erscheinung aus der Verstopfung der Poren des Filtrum durch den aufgeschwemmten Präcipitat zu erklären geneigt sein und die Widersetzlichkeit der Flüssikeit gegen die Filtration würde in solcher Weise durchaus nicht vereinzelt dastehen. Diese Ursache wird aber nicht mehr ausreichend erscheinen, wenn man die Beobachtung macht, daß selbst der vollkommen klar vom Sedimente abgegossene Bleiessig, wenn er nicht schon verdünnt worden, sich energisch der Filtration widersetzt *).

Hier muß der Grund offenbar in etwas Anderem, als der einfachen mechanischen Verstopfung der Poren zu suchen sein und es drängt sich unwillkürlich die Frage auf, ob bei diesem so in die Augen fallenden Vorgange nicht eine chemische Action im Spiele sei. Erinnert man sich daran, daß das mit Bleiessig übergossene Filtrum bedeutend aufschwellt und sein Ansehen augenscheinlich ändert, so berechtigen diese Beobachtungen zu der Vermuthung einer wirklichen Verbindung der Ligninfaser (Cellulose) mit Bleioxyd.

Um in dieser Frage zu einer bestimmten Ansicht zu gelangen, habe ich einige Versuche angestellt, die auf's entschiedenste für jene Vermuthung sprechen und außerdem noch die große Neigung des Lignins — eines im Uebrigen so indifferenten Körpers —, sich mit Bleioxyd zu verbinden, in auffallender Weise constatiren.

Weißes Filtrirpapier wurde in einem gut verschlossenen Glase während der Dauer von zwei Monaten bei mäßiger Digestionswärme unter Bleiessig aufbewahrt. Es fand während dieser Zeit ein sehr bedeutendes Aufquellen statt, so daß das Papier endlich nur noch ein äußerst lockeres Gewebe der veränderten Ligninfaser darstellte. Diese breiartige Masse wurde nun zunächst mit kaltem, dann mit siedendem Wasser ausgewaschen und zwar so lange, bis Schwefelwasserstoff in dem Waschwasser durchaus keine Spur

*) Die Lösung von 1 Thl. Salz in 1½ Thl. Wasser filtrirt sich leicht. Gmelin's Handbuch 4te Aufl. B. IV. S. 644.

von Blei mehr anzeigte. Nach dieser Behandlung schwärzte sich jedoch das Residuum noch bedeutend durch Schwefelwasserstoff; es mußte also eine Verbindung mit Bleioxyd eingetreten sein.

Die Bleibestimmung war nach der Berzelius-schen Methode der Zersetzung durch einfaches Erhitzen der getrockneten Verbindung und nachfolgender Behandlung mit Essigsäure leicht auszuführen und lieferte folgende Zahlen:

Substanz 160
Metallisches Blei und Bleioxyd 50 } = 53 Bleioxyd.
Metallisches Blei . . . . 35 }

Berechnet man hieraus die Zusammensetzung der Verbindung nach Aequivalenten, so ergibt sich, daß der gefundene Bleioxydgehalt mit dem einfachen Verhältnisse, wo 3 Aeq. Bleioxyd auf 2 Aeq. Lignin kommen, übereinstimmt, so daß sich die Zusammensetzung folgenderweise herausstellt:

		In 100 Thln. berechnet	gefunden
$2 C_{24} H_{21} O_{21}$	666	66,55	—
$3 Pb O$ . . .	335	33,45	33,1

Ich habe für das Lignin die Formel

$$C_{24} H_{21} O_{21}$$

beibehalten, da sie noch jüngst durch die ausgedehnten Analysen Poumarede's und Figuier's*) namentlich auch für Filtrirpapier bestätigt wurde.

Bei der angegebenen Berechnung wird vorausgesetzt, daß keine weitere Zersetzung des Lignin's durch Bleiessig stattgefunden habe; dazu ist man auch wohl berechtigt, indem sich in dem Filtrat keine wesentliche Menge solcher von einer derartigen Zersetzung herrührender Bestandtheile fand, welche nach dem Ausfällen des überschüssigen Bleioxyds durch Schwefelwasserstoffgas neben der Essigsäure hätten zurückbleiben müssen.

Nach meinen analytischen Bestimmungen scheint also schon bei einfacher Digestion der Ligninfaser mit Bleiessig sich eine wirkliche chemische Verbindung derselben mit Bleioxyd zu bilden. Die dabei stattfindende beträchtliche Anschwellung hebt sodann die Permeabilität des Filtrums auf und bei dem trüben Liquidum, das überbasisches Salz suspendirt enthält, gewinnt eben durch die ursprüngliche Verstopfung der Poren der Bleiessig Zeit, die Papierfaser zu verändern, so daß aus der Vereinigung beider Umstände bald eine vollständige Stagnation im Filtrum resultirt.

Ich will jedoch hiebei nicht unerwähnt lassen, daß eine so anhaltende Digestion von zwei Monaten, wie oben angegeben, durchaus nicht erforderlich ist, um die außerordentliche Einwirkung des Bleiessigs auf die Papierfaser vor Augen zu führen; ich beabsichtigte durch dieselbe nur eine vollständige Sättigung des Lignin's mit Bleioxyd. Schon die Digestion von 48 Stunden eines Filtrirpapierstreifens in einer engen Röhre von gleicher Länge des Papierstreifens mit mäßig verdünntem Bleiessig reicht hin, denselben vollständig seines Zusammenhanges zu berauben, so daß er zu einem losen fadigen Gewebe zusammenfällt.

Uebrigens reiht sich diese Verbindung natürlich den gleichfalls unlöslichen und durch ähnliches Verfahren erhaltenen Bleiverbindungen der verwandten Gebilde, wie Zucker, Gummi, Dextrin rc. an. Bei Filtrationen von Bleilösungen, wobei das Blei quantitativ bestimmt werden soll, wäre jedoch unter betreffenden Umständen auf dieses Verhältniß zur Vermeidung möglicher Fehler Gewicht zu legen.

---

b) Ueber Phosphorsäurehydrat.

Man weiß, daß die a Phosphorsäure (einbasische, Metaphosphorsäure) durch Aufnahme von Wasser nach einiger Zeit in c Phosphorsäure (dreibasische) übergeht. Es muß also von dem Wasser, welches ursprünglich nur zur Lösung der a Phosphorsäure diente, ein Theil in einen anderen Zustand, in die chemische Form des basischen Wassers übergeführt werden. Die a u. b Phosphorsäure unterscheiden sich bekanntlich von der c Phosphorsäure dadurch, daß

*) Journ. de Pharm. 3. Série. Tom. XII, p. 81.

die Salze der erstern beiden durch salpetersaures Silberoxyd weiß, die der letztern durch salpetersaures Silberoxyd gelb gefällt werden. In dieser Reaktion besitzen wir daher ein sicheres Mittel, um den Uebergang der a u. b Phosphorsäure in c Phosphorsäure nachzuweisen.

Löst man die durch Verbrennen des Phosphors entstandenen weißen Flocken, die a Phosphorsäure, welche also durch salpetersaures Silberoxydammoniak weiß gefällt wird, in Wasser auf und läßt die Lösung stehen, so wird sie nach mehreren Monaten nicht mehr weiß, sondern gelb gefällt. Der Vorgang der Wasseraufnahme kann durch folgendes Schema ausgedrückt werden:

$$a\ PO_5 + x\ aq.$$
$$3\,HO,\ c\ PO_5 + (x\ aq. - 3\,HO).$$

Gewöhnlich wenn das Wasser eine chemische Verbindung eingeht, tritt eine Verdichtung, eine Raumverminderung ein, wie dies bei der Vereinigung des Alkohols mit Wasser und an anderen Beispielen deutlich beobachtet werden kann.

Diese Betrachtung rechtfertigt die Voraussetzung, daß bei dem Uebergange der a Phosphorsäure in c Phosphorsäure eine ähnliche Zusammenziehung stattfinden müsse. Die Entscheidung der Frage, ob das basische Wasser in dem Hydrate der c Phosphorsäure eine andere Dichtigkeit, als das Lösungswasser angenommen, wäre auf analytischem Wege wohl schwer zu erzielen, indem die quantitative Bestimmung der Phosphorsäure in Flüssigkeiten von genau gleichen specifischen Gewichten ein äußerst complicirter Versuch werden müßte.

Um über die etwa stattfindende Verdichtung bei der allmäligen Umwandlung des Proto- in das Terhydrat der Phosphorsäure eine bestimmte Aufklärung zu erhalten, habe ich einen einfacheren Weg gewählt.

Die Lösung der a Phosphorsäure in Wasser wurde in ein längeres Glasrohr mit ausgezogenem Halse gebracht, das Rohr oben zugeschmolzen und der Stand der Flüssigkeit bei einer Temperatur von 17,5° C durch einen Feilstrich an dem ausgezogenen Halse markirt.

Da wegen des hermetischen Schlusses weder von der Phosphorsäure, noch von dem Wasser etwas austreten konnte, so mußte sich nach ungefähr 6 Monaten, wenn der Uebergang der a u. b Phosphorsäure in c Phosphorsäure vollendet, die hiebei eintretende Verdichtung zu erkennen geben.

Am 19. Januar 1856 wurden drei dergleichen Röhren mit einer concentrirten a Phosphorsäurelösung gefüllt und oben zugeschmolzen. Nach Verlauf von 6 Monaten hatte sich bei keiner derselben, nachdem sie auf die ursprüngliche Temperatur von 17,5° C. gebracht waren, eine Volumverminderung gezeigt.

Eine der Röhren, an welcher wie an den übrigen auch nicht die mindeste Volumverminderung bemerkbar war, wurde zerbrochen, um ihren Inhalt zu untersuchen. Er ergab durch salpetersaures Silberoxydammoniak einen gelben Niederschlag, die Umwandlnng der a Phosphorsäure in c Phosphorsäure war also ohne Volumverminderung vor sich gegangen.

Diese Versuche wurden in der Folge noch mehrmals wiederholt und führten stets zu demselben Resultat.

Es ergeben sich hieraus nachstehende Folgerungen:

1) das Wasser erleidet keine Contraktion, indem es bei der Umwandlung der a Phosphorsäure in c Phosphorsäure aus dem Zustande des Lösungswassers in den des basischen Wassers übergeht.

2) Das Volumen der c Phosphorsäure ist genau dasselbe, als das der a Phosphorsäure, man müßte sonst etwa annehmen wollen, daß die Verdichtung des Wassers der einen Säure durch eine Ausdehnung des der anderen genau aufgehoben würde, was höchst unwahrscheinlich ist.

---

c) Zur chemischen Kenntniß des Kaffee's.

In den Angaben über die Bestandtheile der Kaffeebohne, namentlich über das Verhältniß der gerösteten zur ungerösteten Substanz, finden sich einige

auffallende Abweichungen. Nach Payen lösen sich z. B. vom gebrannten Kaffee 37 Proc., nach Cadet 12½ Proc. im Wasser auf. Dies war die Veranlassung, daß ich sowohl über die Löslichkeit des gebrannten und ungebrannten Kaffee's in Wasser, als auch über die Aschenbestandtheile und den Wassergehalt der Kaffeebohnen einige Versuche anstellte, deren Resultate ich im Folgenden mittheile.

Alle hier zu beschreibenden Versuche sind mit derselben Sorte von Kaffee vorgenommen worden, indem natürlich die qualitativen Verhältnisse der einzelnen Bestandtheile nach den verschiedenen Sorten wesentlich von einander abweichen müssen.

Ungeröstete Kaffeebohnen, gepulvert, zeigten bei 100° C. im Luftstrom getrocknet, einen Wassergehalt von 6,5 Proc.

Die frischgerösteten und gemahlenen Kaffeebohnen, nachdem das Kaffeepulver in einem offenen Gefäße während 24 Stunden an der Luft gestanden, ergaben einen Wassergehalt von 5 Proc.

Die Aschenbestimmungen, welche im Platintiegel vorgenommen wurden, gaben folgende Resultate:

Ungebrannter Kaffee in 100 Thln.

	I.	II.
Asche	3,5	3,39

Frischgebrannter Kaffee in 100 Thln.

	I.	II.
Asche	4,14	4,0

Kaffeesatz vollkommen mit kochendem Wasser extrahirt in 100 Thln.

	I.	II.
Asche	1,21	1,30

Kaffeesatz einmal mit kochendem Wasser extrahirt in 100 Thln.

	I.	II.
Asche	1,8	2,0.

Die Aschenbestandtheile des gebrannten und unbrannten Kaffee's, je nachdem derselbe mit Wasser vollständig oder theilweise extrahirt worden, weichen in ihrer chemischen Zusammensetzung wesentlich von einander ab.

Die Asche des ungebrannten Kaffee's enthält 80 Proc. in Wasser lösliche Bestandtheile, die Asche des frischgebrannten 75,22 Proc.; die Asche des einmal mit kochendem Wasser ausgezogenen gebrannten Kaffee's 14,34 Proc., die Asche des mit kochendem Wasser vollkommen extrahirten gebrannten Kaffee's 11,26 Proc. in Wasser lösliche Bestandtheile.

Ungebrannte gepulverte Kaffeebohnen geben, mit kochendem Wasser extrahirt, 25 Proc. lösliche Bestandtheile ab, gerösteter Kaffee 39 Proc. Die Löslichkeit in Wasser wird somit durch das Rösten bedeutend vermehrt.

Zur erleichterten vergleichenden Uebersicht finden sich die gefundenen Zahlen in folgender Tabelle zusammengestellt:

	Asche in 100 Thln.	in Wasser unlöslich	in Wasser löslich	Wässeriges Extract in 100 Thln.
I. Ungebrannter Kaffee	3, 5	0, 9	2, 6=80 Proc.	25
II. Gebrannter Kaffee	4,14	1,04	3,10=75 „	39
III. Kaffeesatz, einmal extrahirt	1, 8	1,55	0,25=14,34 „	—
IV. Kaffeesatz, vollständig extrahirt	1,20	1,07	0,13=11,26 „	—

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 17. August.

Nr. 21. 1857.

Bulletin der mathematisch-physikal. Classe.

Sitzung vom 13. Juni 1857.

1) Hr. Prof. Dr. Vogel jun.:

c) Zur chemischen Kenntniß des Kaffee's.

(Schluß.)

Das Verhältniß der im Wasser löslichen Aschenbestandtheile zu den unlöslichen ergibt sich, auf die kleinsten Werthe reducirt, aus folgender Zusammenstellung:

	Lösliche Bestandtheile.		Unlösl. Bestandtheile.	
I. Ungebrannter Kaffee . .	80	:	20	= 4 : 1
II. Gebrannter Kaffee . .	75	:	25	= 3 : 1
III. Kaffeesatz, einmal extrahirt	14	:	85	= 1 : 6
IV. Kaffeesatz, vollst. extrahirt	11	:	88	= 1 : 9

Aus diesen Analysen ersieht man, daß durch den Genuß des Kaffee's eine beträchtliche Menge in Wasser löslicher Salze dem Organismus zugeführt werde.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Düngung mit Kaffeesatz auf die Entwicklung des Epheu's auffallend günstig wirkt. Besonders scheinen die Epheublätter durch diese Art der Düngung an Umfang zu gewinnen. Eine allgemein quantitative Bestimmung der in Wasser und Salzsäure löslichen Aschenbestandtheile des Kaffeesatzes und der Epheublätter schien in diesem Falle genügend, da eine specielle Aschenanalyse zu der Vergleichung beider Substanzen keinen weiteren Anhaltspunkt liefern würde.

	Kaffeesatzasche		Epheuasche
	in 100 Thln.		
In Wasser lösliche Bestandtheile	14,34	. . .	23,26
„ Salzsäure „ „	77,06	. . .	74,50
„ „ unlösl. Rückstand	8,6	. . .	2,3

Aus dem Vergleiche erkennt man, daß die beiden Aschen in ihrer Zusammensetzung allerdings einander ziemlich nahestehen; ich will aber nach dieser vorläufigen Analyse nicht entscheiden, ob die thatsächliche Einwirkung auf die üppige Vegetation des Epheu's den unorganischen Bestandtheilen des Kaffeesatzes allein zugeschrieben werden könne.

Endlich habe ich noch die fetten Bestandtheile, welche nach Payen zu 10 bis 13 Proc. im Kaffee enthalten sind, dargestellt. Feingepulverter und gesiebter ungerösteter Kaffee wurde 14 Tage lang im Wasserbade mit Benzol ausgezogen. Nach dem Verdampfen des Benzols bleibt eine ölige Flüssigkeit von gelblicher Farbe und charakteristischem Kaffeegeschmack zurück. Sie hinterläßt auf Papier einen Fettfleck. Durch Benzol werden aus dem Kaffee 18,2 Proc. lösliche Substanzen aufgenommen. Ich bemerke noch, daß aus dem concentrirten Benzolauszuge beim langsamen Verdampfen des Benzols sich Krystalle ausgeschieden hatten. Durch Auspressen zwischen Filtrirpapier von der öligen Flüssigkeit getrennt und durch Abwaschen mit Aether gereinigt,

sind es vollkommen weiße Nadeln, mit krystallinischem Gefüge sublimirbar. Sie verhalten sich wie reines Kaffein und es unterliegt somit keinem Zweifel, daß sich das Benzol zur Darstellung des Kaffeins anwenden lasse. Auch aus dem gebrannten Kaffee nimmt Benzol ein etwas tiefer gefärbtes Oel auf; in dem Benzolauszuge des gebrannten Kaffee's ist die beschriebene Krystallbildung unbedeutender, als sie bei der Behandlung des ungerösteten Kaffee's wahrgenommen wurde.

---

2) Herr Prof. Dr. Wagner las:

„Beiträge zur Kenntniß der Flugsaurier aus den lithographischen Schiefern in Bayern".

Durch den Ankauf der Petrefakten-Sammlung des Herrn Landarztes Häberlein in Pappenheim sind uns dahier ansehnliche Zugänge auch aus der Familie der Pterodactylinen zu Theil geworden, um so werthvoller, als die hiesige Sammlung von den langschwänzigen, unter dem Gattungsnamen Rhamphorhynchus begriffenen Arten nichts weiter als den Schädel von Pterodactylus Münsteri und eine Gypsabformung von dem kleinern Pterodactylus longicaudus aufzuweisen hatte. Die neue Acquisition hat jetzt diesem Mangel abgeholfen, indem sie auf sechs Platten Ueberreste von langschwänzigen, dem Formenkreise von Rhamphorhynchus Münsteri und Rh. Gemmingi angehörigen Arten lieferte, während sie außerdem noch von kurzschwänzigen drei Platten zubrachte. Ueber diese kostbaren Erwerbungen erlaube ich mir einige Bemerkungen mitzutheilen, die sich jedoch zur Zeit nur auf die kurzschwänzigen Arten und auf eine neue Spezies, die wahrscheinlich den langschwänzigen zuzutheilen sein wird, beschränken sollen.

1. Pterodactylus (Ornithocephalus) propinquus n. sp.

Auf einer Steinplatte mit ihrer Deckplatte, welche letztere ihr früherer Besitzer gleich seitwärts an die erstere so anfügte, daß beide jetzt eine einzige Tafel ausmachen, ist das Skelett eines Pterodactylus abgelagert, aber freilich in einem sehr zertrümmerten und öfters durch die leidigen Kalkspath-Bildungen undeutlich gemachten Zustande, so daß eine vollständige Kenntniß an diesem Exemplare nicht zu gewinnen ist.

Am Schädel ist das Vorderende des Oberkopfes abgebrochen und das Hinterhaupt seiner Knochenmasse größtentheils verlustig gegangen, doch läßt sich wenigstens aus den Eindrücken, die beide Stücke im Gesteine hinterlassen haben, die Gesammtlänge des Schädels mit ziemlicher Sicherheit bestimmen; sie mag ohngefähr 5″ betragen haben. Der Unterkiefer dagegen ist vollständig erhalten und mißt 4″ 3‴. In den allgemeinen Umrissen zeigt dieser Schädel, der sich im Profile darstellt, viele Aehnlichkeit mit dem des Ornithocephalus ramphastinus, nur daß jener weit kleiner und insbesondere schmächtiger ist.

Sehr auffallend zur ansehnlichen Schädellänge ist die geringe Größe der Zähne, von denen die größten nur 1½ Linie über den Kieferrand vorragen. Sie sind gerade und kegelförmig mit etwas angeschwollener Basis und nehmen kaum ⅓ der Kieferlänge ein; der hintere Raum ist ganz zahnlos. Im Unterkiefer sind 11 bis 12 solcher Zähne enthalten gewesen.

Der Hals ist ziemlich kurz und mißt nach der Krümmung 3″. Die 5 letzten Halswirbel sind, obwohl der Kalkspath, mit Ausnahme des untersten, ihre Knochenmasse ganz verdrängt hat, doch noch von einander unterscheidbar; die beiden ersten sind aber völlig zerstört. Die ersten Rückenwirbel sind noch gut conservirt, bald aber werden sie undeutlich und von dem ganzen untern Theil der Wirbelsäule, sowie von dem Becken, ist keine Spur mehr wahrnehmbar. Gleichwohl hege ich nicht den mindesten Zweifel, daß vorliegendes Exemplar zu den kurzschwänzigen Arten gehört, denn wäre der Schwanz lang gewesen, so müßten sich von ihm ansehnliche Ueberreste auf einer der beiden Platten, die weit über die Hüftgegend sich hinab erstrecken, erhalten haben.

Die Knochen der Gliedmassen sind theils sehr zerstreut, theils stark beschädigt, so daß ich nur von denjenigen Erwähnung machen will, über die sich etwas Bestimmtes aussagen läßt. Der Oberarmknochen ist ziemlich schlank, zumal da er sich von seiner schmalen Seite zeigt; er ist am obern Ende tief ausgebuchtet und mißt nach der Längsachse 1″ 8¼‴. Mit ihm lenkt der Vorderarm ein, der deutlich seine beiden Knochen darbietet und eine Länge von fast 3″ erreicht. Einen dritten Knochen, der in der Nähe liegt, muß ich für den großen Mittelhandknochen halten, doch ist er an beiden Enden so defekt, daß sich über ihn nur so viel sagen läßt, daß seine Länge jedenfalls die Hälfte von der des Vorderarms übertrifft. Ganz unverkennbar sind die beiden letzten Phalangen des Flugfingers, die sich noch in ihrem natürlichen Zusammenhange befinden; die vorletzte mißt 1″ 11‴, die letzte 1″ 7‴. Eine isolirte Phalanx ist nach ihrer Größe entweder für das erste oder zweite Glied des Flugfingers zu erklären und hat eine Länge von 2″ 5‴. Ein schlanker Knochen, der, weil sich an seinem obern Ende noch ein weit dünnerer anfügt, für nichts anderes als den Unterschenkel gehalten werden kann, ist 2″ 7‴ lang. Nicht weit entfernt von dessen unterem Ende erkennt man auch Knochen, die von den Zehen herrühren.

Schon Hr. Häberlein machte mich auf den Umstand aufmerksam, daß an den beiden Letzten, noch im Zusammenhange stehenden Phalangen des Flugfingers ein auf dem Gesteine deutlich markirter und schwarz gefärbter Eindruck einen Ueberrest der Flughaut anzeigen dürfte. Derselbe beginnt etwas unterhalb des obern Endes des letzten Fingergliedes, breitet sich mit einem bogenförmigen Einschnitte auswärts aus, umsäumt die ganze Außenseite des vorletzten Gliedes und läßt noch Spuren von diesen Phalangen aus gegen den Rumpf hin wahrnehmen. Dieser schwarze Eindruck könnte allerdings von der Flughaut verursacht sein.

Zuletzt ist die Frage zu beantworten, in welchen verwandtschaftlichen Beziehungen dieses Exemplar zu den übrigen bisher beschriebenen stehe. Eine genaue Vergleichung ergibt, daß es mit keiner der auf hinreichend vollständigen Individuen begründeten Arten, auch nicht mit dem neuerdings von Quenstedt aufgestellten Pterodactylus suevicus, in Uebereinstimmung zu bringen ist. Unter den stark defekten Exemplaren, auf welche ebenfalls Arten begründet wurden, läßt sich nur der Pterodactylus medius Münst. herbeiziehen, allein von diesem ist nichts weiter als der Oberarmknochen und der Unterschenkel zur Vergleichung mit vorliegendem Exemplare zu benützen, die beide bei jenem sich etwas länger als bei diesem ergeben. Aber auch abgesehen von eben erwähnter Differenz sind an und für sich zwei Knochen, die noch dazu verschiedenen Extremitäten angehören, völlig unzureichend, um darnach eine spezifische Identität bestimmen zu können.

2. Pterodactylus (Ornithocephalus) vulturinus n. sp.

Auf einer Schieferplatte von Daiting liegen mit einem Unterkiefer mehrere Knochen aus der vordern Extremität eines Flugsauriers beisammen, die ihrer Größe wegen nur mit dem Pterodactylus grandis Cuv. in Vergleichung gebracht werden können.

Der Unterkiefer zeigt zwar seine beiden Aeste, aber in einem sehr defekten Zustande, zugleich ist er umgewendet, so daß er mit seinem Zahnrande und den Zähnen in's Gestein eingesenkt ist und daher nur seine unteren Ränder wahrnehmen läßt. Diese Lage des Kiefers hat zur Folge, daß von den Zähnen bloß die abgebrochenen Wurzelenden hervortreten, die hohl sind; sowohl aus diesen als aus etlichen nebenbei liegenden Kronen geht hervor, daß die Zähne überaus kurz und kegelförmig sind. Der Unterkiefer, der in seiner ganzen Länge erhalten zu sein scheint, mißt etwas über 6″; die Kinnsymphyse ist auf eine Erstreckung von 1″ 10‴ wahrnehmbar, und bald hinter ihr scheinen die Zähne aufzuhören.

Auf derselben Platte liegen auch die hauptsächlichsten Knochen der einen vordern Extremität vor, wenn gleich nicht durchgängig in einem vollkommen befriedigenden Zustande. Oberarm, Vorderarm, Handwurzel und der große Mittelhandknochen befinden sich noch im natürlichen Zusammenhange; etwas abgerückt vom untern Ende des letzteren liegen die drei

vordern Glieder des Flugfingers, ebenfalls noch in ihrer ursprünglichen Verbindung.

Der Oberarmknochen hat längs der Mitte den größten Theil seiner Knochenmasse verloren und ist auch an beiden Enden mehr oder minder beschädigt. Sein oberes Ende breitet sich zu beiden Seiten flügelartig aus und ist am obern Rande tief ausgeschnitten. Längs der Mitte hat er eine Länge von ohngefähr 3'' 1''', längs seiner Außenseite von 3'' 6'''.

Der Vorderarm hat noch mehr an Knochenmasse eingebüßt, doch zeigt er gegen das obere Ende deutlich seine Zusammensetzung aus zwei besonderen Knochen. Seine Länge mag beiläufig 4'' 3''' ausmachen.

Von den Handwurzelknochen sind die, welche unmittelbar am Vorderarme einlenken, ganz zerstört; dagegen findet sich von ihnen, der ganzen Breite des obern Kopfes vom großen Mittelhandknochen angeheftet, ein rechtseitiger Eindruck, völlig dem ähnlich, der sich auch bei dem Ornithocephalus ramphastinus eingestellt hat.

In sehr guter Erhaltung findet sich der große Mittelhandknochen von der beträchtlichen Länge von 5'' 10'''. Er zeigt sich mehr von seiner schmalen Seite und daher ist es ein glücklicher Umstand, daß von gleichem Fundorte noch ein solcher Knochen auf einer andern Platte vollständig vorliegt und seine breite hintere Fläche zur Ansicht darbietet. Gedachter Knochen ist am obern Ende ziemlich breit, verschmälert sich von da an abwärts immer mehr, und zieht sich unmittelbar von dem untern Ende am stärksten zusammen. Letzterer schwillt wieder erheblich an und bildet zwei, durch eine weite Aushöhlung geschiedene Gelenkfortsätze; über diesem Ausschnitt liegt eine tiefe Grube zur Aufnahme des ellenbogenartigen Fortsatzes am ersten Gliede des Flugfingers. Das zweite Exemplar vom großen Mittel-Handknochen ist 5'' 11½''' lang; seine Breite am obern Ende beträgt 10''', am untern 7½'''.

Zwei starke Knochengräthen in der Nähe des Mittelhandknochens erinnern an ein ähnliches Vorkommniß bei dem hier aufbewahrten Exemplare des Pterodactylus grandis.

Die erste Phalanx des Flugfingers ist ein langer, mäßig starker Knochen, der besonders dadurch ausgezeichnet ist, daß am obern Ende die Hinterhälfte als ein ellenbogenartiger Knorren vorspringt, zu dessen Aufnahme der untere Gelenkkopf des Mittelhandknochens mit der vorhin erwähnten Grube versehen ist. Quenstedt gibt diesen Knorren bei seinem Pterodactylus suevicus für einen besondern Knochen aus, was jedoch nicht der Fall ist. Erstlich zeigt unser vorliegendes Exemplar, ferner ein anderes von Pt. Münsteri Goldf., sowie der Pt. banthensis entschieden das Gegentheil an; dann aber würde auch der Zweck, dem Flügel bei ausgestreckter Lage durch Einfügung des ellenbogenartigen Fortsatzes der ersten Phalanx in die Grube des Mittelhandknochens eine feste Unterstützung zu gewähren, ganz verloren gehen, wenn gedachter Knochen nicht ein bloßer Fortsatz des Hauptknochens, sondern ein von demselben gesondertes Knöchelchen wäre. Es kommt beim Pterodactylus an der Gelenkung der ersten Phalanx des Flugfingers mit dem großen Mittelhandknochen dieselbe Einrichtung vor, wie sie am menschlichen Skelette zwischen Ellenbogenbein und Humerus besteht. Die erste Phalanx mißt längs der Mitte des Knochens 7''; am äußern Rande mit dem ellenbogenartigen Knorren 7'' 4'''.

Die zweite Phalanx des Flugfingers ist von gewöhnlicher Beschaffenheit und hat eine Länge von 5''. Die dritte Phalanx ist an ihrem untern Ende zugleich mit der Platte abgebrochen; der von ihr erhaltene Rest mißt 2'' 3'''.

(Schluß folgt.)



Bulletin der kgl. Akademie d. W. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 19. August.

Nr. 22. 1857.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 13. Juni 1857.

2) Hr. Prof. A. Wagner:

„Beiträge zur Kenntniß der Flugsaurier ꝛc.“

(Schluß.)

Es lassen sich, wie erwähnt, diese Ueberreste ihrer Größe wegen nur mit denen des Pterodactylus grandis in Vergleich nehmen, von welchem 2 Platten mit Knochen von Extremitäten existiren: die eine in Karlsruhe, durch Sömmerring publizirt, die andere hier und durch mich beschrieben. Von der hiesigen Platte läßt sich zur Vergleichung mit der neuen Erwerbung der Vorderarm und der Oberarmknochen benützen, von der durch Sömmering abgebildeten die zweite und dritte Phalanx des Flugfingers und außerdem noch der Vorderarm. Zwar will Quenstedt den letzteren nicht als solchen gelten lassen; er meint: „schon die untere Rolle spricht dagegen, nach ihr müßte es der Mittelhandknochen des großen Flugfingers sein“. Allein schon diese untere Rolle reicht aus, um die Richtigkeit von Sömmerring's und Cuvier's Deutung dieses Knochens als Vorderarm außer allen Zweifel zu setzen. Wäre er nämlich, wie Quenstedt meint, der Mittelhandknochen, so könnte sein unteres Ende nicht fast so breit als sein oberes Ende sein, sondern es müßte beträchtlich schmäler ausfallen. Dann aber zeigt auch in der Sömmerring'schen Abbildung der tiefe Schlitz am untern Ende noch die Trennung in zwei besondere Knochen an, wobei nicht zu vergessen ist, daß der von Sömmerring gedeutete Knochen, mit Ausnahme des obern Kopfes, bloß aus einem Eindrucke besteht. Endlich ergeben die Größenverhältnisse, daß der fragliche Knochen nicht Mittelhandknochen sein kann, sondern wirklich Vorderarm ist*).

Wie sich die Maaße der gleichnamigen Knochen bei Pterodactylus grandis und Pt. vulturinus zu einander verhalten, zeigt beifolgende Tabelle.

	Pt. vulturinus		Pt. grandis		
Oberarm	3''	6'''	5''	0'''	ohngefähr
Vorderarm	4	3	7	0	
Großer Mittelhandknochen	5	10			
1. Phalanx des Flugfingers	7	4			
2. „ „ „	5	0	7	3	
3. „ „ „	2	3+...	4	2	

*) Auch den Unterschenkel vom Pterodactylus secundarius möchte Quenstedt nicht für das halten, wofür er ausgegeben wird, sondern viel eher für die erste Phalanx des Flugfingers. Von dieser Deutung hätte ihn indeß schon die Erwägung abhalten sollen, daß es an einem Flugsaurier-Skelette keinen einfachen Knochen gibt, an dessen oberem Ende drei Gelenkhöcker in einer Reihe nebeneinander zu liegen kämen. Schon diese Dreiheit zeigt mit aller Bestimmtheit zwei gesonderte Knochen an, wie es auch das Original unverkennbar ausweist und überdies die schöne Abbildung, welche Theodori vom Unterschenkel des Pt. banthensis lieferte, es bestätigt.

Aus diesen Maaßangaben geht hervor, daß **Pterodactylus grandis** ein weit größeres Thier als unser **Pt. vulturinus** darstellt. Ob diese bedeutende Verschiedenheit in der Größe auf Rechnung des Altersstandes oder auf Artendifferenz zu bringen ist, läßt sich mit keiner Sicherheit beurtheilen, ich habe es daher für räthlich erachtet, die neue Acquisition mit einem besondern Namen zu bezeichnen. In Bezug auf die Größe behauptet dieser **Pt. vulturinus** den zweiten Platz unter den in den lithographischen Schiefern abgelagerten Arten von Flugsauriern.

Wenn man mich zuletzt fragt, ob diese großen Pterodactylen den kurzschwänzigen oder langschwänzigen Arten zuzutheilen sein möchten, so nehme ich keinen Anstand, sie den letzteren zuzuweisen und zwar aus zwei Gründen. Erstlich hat schon Hr. v. Meyer darauf aufmerksam gemacht, daß alle mit langen Mittelhandknochen versehene Arten kurzschwänzig sind, während umgekehrt die Pterodactylen mit kurzen Mittelhandknochen einen langen Schwanz tragen. Dieses Unterscheidungskennzeichen finde ich bestätigt an allen Exemplaren, die mir aus den lithographischen Schiefern vorliegen oder sonst aus Beschreibungen bekannt sind, es gilt auch für die aus dem Lias herrührenden Individuen. Dann habe ich auch bei allen langschwänzigen Arten gefunden, daß sie mit sehr langen gekrümmten Zähnen, die fast auf die ganze Länge der Kiefer vertheilt sind, bewaffnet sind, während die Zähne der kurzschwänzigen Arten kurz, gerade oder doch nur schwach gekrümmt sind und einen langen Raum im Hintertheile der Kiefer frei lassen. Nach beiden Merkmalen gehört demnach der **Pterodactylus vulturinus** zu den kurzschwänzigen Arten, und in gleiche Kategorie gehört dann auch der **Pt. grandis** *).

*) Aus diesen beiden Gründen wird es mir sehr wahrscheinlich, daß auch der **Pt. crassirostris**, von dem der Schwanz nicht bekannt ist, der aber gleichwohl gewöhnlich der kurzschwänzigen Abtheilung zugetheilt wird, nicht dieser, sondern der langschwänzigen angehört, d. h. ein ächter **Rhamphorhynchus** ist. Der **Pt. ramphastinus** dagegen, von dem auch der Schwanz fehlt, ist mit den kurzschwänzigen Arten zusammenzustellen.

3. Pterodactylus (Rhamphorhynchus?) hirundinaceus n. sp.

Von dieser Art liegt weiter nichts vor als die eine vordere Extremität und zwar in einer Doppelplatte, wovon die eine fast die ganze Knochenmasse aufbewahrt hat, während die andere den Eindruck derselben im Gesteine in der schärfsten Weise aufzeigt. Obwohl alles Uebrige vom Skelette gänzlich fehlt, so ist doch diese Platte eines der werthvollsten Stücke unter den vielen, die in der hiesigen Sammlung von Flugsaurier-Ueberresten aufbewahrt werden, indem nicht bloß alle vorhandenen Knochen im Zusammenhange geblieben sind, sondern auch, mit Ausnahme der kleinen Knöchelchen der Handwurzel, im bestmöglichen Zustande sich conservirt haben, so daß kein anderes Exemplar sich zur genauen Kenntniß der Struktur der vordern Extremität besser eignet als vorliegendes. Zugleich bietet es durch seine schlanken Formen ein sehr gefälliges Ansehen dar.

Der Oberarmknochen, der von der Seite gesehen wird, ist schlank und kurz, und breitet sich an seinem obern Ende in zwei starke, am obern Rande durch eine tiefe Ausbuchtung ausgeschiedene Flügel aus. Seine Länge beträgt längs der Mitte des Knochens 1″ 1½‴, seine Breite am obern Ende 7½‴.

Der Vorderarm, dessen beide Knochen nach der ganzen Länge geschieden sind, ist sehr schmächtig und mißt 2″ 1‴.

Von den Handwurzelknöchelchen findet sich nur eine unbestimmte Spur.

Ein sehr kurzer und dabei verhältnißmäßig starker Knochen ist der für den langen Flugfinger bestimmte Mittelhandknochen; er ist bloß 8‴ lang. An seiner Außenseite liegen nebeneinander die andern 3 kurzen, schmächtigen, für die bekrallten Finger bestimmten Mittelhandknochen.

Von einer außerordentlichen Länge und Schmächtigkeit ist der innere Finger oder der Flugfinger mit

seinen 4 Phalangen; im Ganzen ist er 12″ lang. Die 3 ersten Glieder verkürzen und verschmächtigen sich allmälig; das letzte Glied ist dagegen etwas länger als das vorletzte und bildet eine dünne, mit seinem untern Ende etwas auswärts gebogene Gräthe. Die einzelnen Glieder des Flugfingers zeigen folgende Längenmaaße:

1ste Phalanx	3″	3‴
2te „	3	1
3te „	2	10½
4te „	2	11½

An die 3 kleinen Mittelhandknochen setzen sich die 3 kleinen bekrallten Finger an: der innere (einschließlich des Krallengliedes) mit 4, der mittlere mit 3 und der äußere mit 2 Gliedern. Die Kralle des mittlern von diesen Fingern, welche vollständig vorliegt, ist eine starke Sichelkralle.

Die Längenverhältnisse, welche die Knochen dieser Extremität zeigen, weichen in so hohem Grade von denen allen andern bisher bekannten Arten ab, daß sie jedenfalls zur Aufstellung einer besondern Species berechtigen. Nach der Kürze ihres Mittelhandknochens zu schließen, gehört sie zur Abtheilung der langschwänzigen Formen; ich habe sie als Pterodactylus (Rhamphorhynchus) hirundinaceus bezeichnet.

Abbildungen mit ausführlicheren Beschreibungen dieser 2 Arten werden später nachfolgen, wo ich dann auch auf eine genaue Charakteristik der andern, zur Abtheilung Rhamphorhynchus gehörigen Arten, von denen jetzt dahier prachtvolle Exemplare vorliegen, eingehen werde.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

April und Mai 1857.

(Schluß.)

Von dem Herrn Dr. B. J. Römer Büchner in Frankfurt a. M.:

a) Die Entwicklung der Stadtverfassung und die Bürgervereine der Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1855. 8.

b) Beiträge zur Geschichte der Stadt Frankfurt a. M. und ihres Gebietes von der ersten geschichtlichen Kenntniß bis zum X. Jahrhundert. Frankf. a. M. 1853. 8.

c) Die Siegel der Stadt Frankfurt a. M. Frankf. a. M. 1853. 8.

d) Die Wahl- und Krönungskirche der deutschen Kaiser zu Bartholomäi in Frankfurt a. M. Frankf. a. M. 1857. 8.

Juni 1857.

Von der Pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie in Speyer:

Neues Handbuch für Pharmacie und verwandte Fächer. Band VII. Heft III u. IV. März u. April. Speyer 1857. 8.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. Vol. IX. 2. 3. 4. Nr. XXXIV. — XXXVI. London. 8.

Von der Geological Society in London:

a) Transactions II. Serie. Vol. VII. Lond. 1856. 4.

b) Quarterly Journal. Vol. XIII. Part. I. Nr. 49. Febr. 1857. London 8.

Von der Societät der Wissenschaften in Göttingen:

a) Göttingische Gelehrte Anzeigen. 1. — 3. Bd. Auf das Jahr 1856. Göttingen. 8.

b) Nachrichten von der Georg-Augusts-Universität und der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen v. J. 1856. Nr. 1—18. Göttingen 1856. 8.

Von der k. preuß. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. März und April 1857. Berlin 1857. 8.

Von dem historisch-medizinischen Verein in Heidelberg:

Verhandlungen. Heidelberg 1856. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft Graubündtens in Chur:

Jahresbericht. Neue Folge. I. II. Jahrgang. Chur 1857. 8.

Vom Museum d' histoire naturelle in Paris.

Archives. Tom. VIII. Liv. III. IV. Tom. IX. Liv. I. III. Paris 1856. 4.

Von dem naturforschenden Verein in Bamberg:

Ueber das Wirken und Bestehen des naturforschenden Vereines. I. II. Bericht. Bamberg 1854. 4.

Von der historisch-statistischen Sektion der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde in Brünn:

Schriften der historisch-statistischen Sektion. V. VII. VIII. IX. Brünn 1853—57.

Von der physikalischen Gesellschaft in Berlin:

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1853—54. IX. u. X. Jahrgang. Berlin 1857. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal. New Series. No. CCLIX. (No. 7. 1856.) Calcutta 1856. 8.

Von dem naturhistorischen Verein der preußischen Rheinlande u. Westphalens in Bonn:

Verhandlungen. 13. Jahrg. 4. Heft. 14. Jahrg. 1. Heft. Bonn 1856—57. 8.

Von der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien:

Mittheilungen. I. Jahrgang 1857. Heft I. Wien 1857. 8

Von dem historischen Verein in Bamberg:

LXX. Bericht über das Wirken des historischen Vereins. Bamberg 1856.

Von dem voigtländischen Alterthumsverein in Gera:

29. bis 31. Jahresbericht (1852. 53 u. 55.). Gera 8.

Von der deutsch-morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. 11. Bd. II. Heft. Leipzig 1857. 8.

Von der Società italiana delle scienze in Modena:

Memorie di Matematica e di Fisica Tom. XXV. Parte seconda. Modena 1855. 4.

Vom Herrn C. v. Littrow in Wien:

Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. III. Folge. VI. Band. Jahrg. 1856. Wien 1857. 8.

Vom Herrn Cav. Salvatore Fenicia in Neapel:

Cenno sul vortice di Carridde. Napoli 1857. 8.

Vom Herrn Geffken in Hamburg:

Die Hamburgischen niedersächsischen Gesangbücher des 16. Jahrhunderts. Hamburg 1857. 8.

Vom Herrn M. de Caumont in Paris:

a) Annuaire des cinq departements de l'ancienne Normandie publié par l'association normande. 23. année 1857. Caen, Paris. 8.
b) Congrès archéologique de France. Paris 1856. 8.
c) Le castellum Gallo-Romain de Larçay près de Tours. Paris 1856. 8.
d) Note sur les murs Gallo-Romains de Dax. Paris 1857. 8.

Vom Herrn Brunius in Leyden:

Poëmata. Lundunae 1857. 8.

Von den Herren Böhm und Karlinski in Prag:

Magnetisch-meteorologische Beobachtungen in Prag. XVI. Jahrg. Vom 1. Jan. — 31. Dezbr. 1855. Prag 1857. 4.

Vom Herrn Carl Lanz in Wien:

Monumenta Habsburgica. Aktenstücke und Briefe zur Geschichte Kaisers Karl V. I. Bd. Wien 1853. 8.

Vom Herrn Jordan in Paris:

Nouveau mémoire sur la question relative aux aegilops triticoides et speltaeformes. Paris 1857. 8.

Vom Herrn Ferrari in Turin:

Calcul decidouzinal. Turin 1857. 4.

Vom Herrn Prantl in München:

a) Neueste Sammlung ausgewählter griechischer und römischer Classiker. 48. Lieferung. Plato's ausgewählte Werke. 4. Bd. d. Staat. Stuttg. 1857. 8.
b) Aristoteles, vier Bücher über das Himmelsgebäude und zwei Bücher über das Entstehen und Vergehen. Leipzig 1857. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 21. August.

Nr. 23. 1857.

Bulletin der philosoph.-philologischen Classe.

Sitzung vom 4. Juli 1857.

Herr Prof. Spiegel in Erlangen hat folgende Abhandlung eingesandt:

„Ueber den Vajarkart".

Unter dem Titel Daftar Vajarkart Dini d. i. das Buch der gesetzlichen Entscheidungen, ist im J. 1848 in Bombay ein Buch gedruckt worden, das bis jetzt in Europa kaum dem Namen nach bekannt geworden ist, in Indien dagegen bei den dort seßhaften Parsengemeinden eine nicht unwichtige Rolle spielt. Es ist dieses Buch in der Huzvâreschsprache geschrieben und will von niemand Geringerem verfaßt sein als von Madiomâh, dem Brudersohne des Pourusâçpa, des Vaters von Zoroaster. Es wurde nach ausdrücklichen Angaben des Verfassers in unmittelbarer Nähe des persischen Propheten geschrieben, unter der Regierung des Königs Gustâçp, der zuerst den mazdayaçnischen Glauben annahm und verbreitete. Es ist natürlich, daß ein Buch von solchem Alter und von einem solchen Verfasser, wenn es anders ächt ist, für eine der vorzüglichsten Stützen der zarathustrischen Religion gelten mußte und wir finden auch in der That, daß ein Theil der Parsen einen hohen Werth auf dasselbe legt. In dem bekannten Streite mit dem englischen Missionär J. Wilson wird demselben der Vajarkart als einer der unzweifelhaftesten Beweise entgegengehalten, welche für das Alter des Parsismus sprechen. Freilich ist es bedenklich, daß sich gleich von Seite der Parsen selbst Widerspruch gegen diesen Beweis erhob. Der parsische Herausgeber eines Bombayer Blattes, Cabuk genannt, protestirte laut gegen die Autorität des Buches. „Das Buch, sagt er, ist weder von Madiomâh verfaßt, noch in der Zeit des Königs Gustâçp, aber es ist gewiß, daß es erst nach der Zeit des Königs Yezdegert geschrieben wurde. Viele Handschriften dieses Buches, die aus Persien stammen, finden sich bei den Mobeds und Desturs, aber aus dem Material des Buches geht offenbar hervor, daß es nicht zur Zeit Gustâçps geschrieben sein kann. Das Pehlevi (Huzvâresch), in dem es geschrieben ist, widerspricht den Regeln; daraus folgt, daß das Buch erst nach Alexander dem Großen gefertigt wurde, zu einer Zeit, als die Araber bereits unsere Bibliotheken zerstört hatten. Bedenken erregt, daß Dinge darin erzählt werden, die erst nach Yezdegert sich ereignet haben — wenn nun das Buch zur Zeit Gustâçp's geschrieben wurde, wie können Ereignisse darin verzeichnet sein, die erst 1200 Jahre später stattfanden"? So lautete das Urtheil dieses Parsen und auch der gelehrte Molla Firuz schloß sich ihm an. Der Vorkämpfer für die Aechtheit des Buches war Edal Daru und sein geachteter Name bewog eine beträchtliche Anzahl von Parsen, sich auf seine Seite zu stellen. Wilson forderte schon im Jahre 1843 den Druck dieses Werkes, sowie die Anfertigung einer Uebersetzung, damit man sich vom Werthe oder Unwerthe desselben überzeugen könnte.

Dieser Aufforderung Wilsons wurde nun Folge

gegeben und das Buch im J. 1848 mit nicht unschönen Huzvâreschlettern zu Bombay gedruckt. Aber nur wenige Exemplare sind bis heute in die Hände des Publikums gekommen, denn die Desturs, denen man das Buch vor der Veröffentlichung mittheilte, sprachen sich nicht nur gleichfalls ungünstig über den Text des Buches aus, sondern behaupteten auch, die in demselben enthaltenen Avestastellen seien unächt, fehlerhaft und überhaupt das Ganze nur von Edal Daru gefälscht, um einigen von ihm vorgetragenen Lehren Gewicht zu verschaffen. Diesen Zweifeln gegenüber hielt man es für gerathen, mit der Ausgabe des Buches noch so lange zu zögern, bis auch eine Uebersetzung desselben in die Guzaratisprache vollendet sein würde; diese ist bis heute noch nicht erschienen, wiewohl nun, Privatnachrichten zu Folge, der Druck derselben begonnen sein soll.

Durch die Güte des Destur Peshtonjee Byramji in Bombay habe ich ein Exemplar dieses seltenen Werkes erhalten mit der Aufforderung, dasselbe zu lesen und meine Ansicht über dasselbe mitzutheilen. Ich will also hier versuchen, die Resultate meiner Untersuchungen in möglichster Kürze darzulegen. Zuerst ist es gewiß, daß der gedruckte Vajarkart in keiner Beziehung steht zu einem andern Parsentractate, der sich handschriftlich auf der k. Bibliothek zu Paris befindet (jetzt Cod. XVI. suppl. d'Anquetil) [1]. Dieser ist ein ganz kleines, in neupersischer Sprache geschriebenes Buch, das Anweisungen für verschiedene liturgische Gegenstände enthält, z. B. die Daruns-feier, das Einsammeln des Haoma u. A. m. Der Umfang des neuern Vajarkart ist weit größer, sein Inhalt mannigfaltiger. Ueber die angebliche Entstehung gibt uns das Buch selbst ausführliche Nachricht. Die Handschrift, nach der die Ausgabe gemacht ist, wurde im J. 1123 nach Yezdegert vollendet (etwa 1755 u. Z.), der Abschreiber fügt aber dann noch folgende Notiz bei (p. 190):

„Diese Handschrift des Vajarkart stammt aus einer Handschrift her, die am Tage des Ized Vât, im Monate Ardibihischt im J. 609 nach Yezdegert von Destur Dâdpirâi-ben-Schâpur-ben-Mihryâr aus Kerman geschrieben und niedergelegt wurde. Einige rechtschaffene, dem guten Glauben zugethane Personen aus Indien kamen nach den Städten Erâns und haben dieses Buch mit sich genommen und in die Bibliothek Mody (in Bombay) niedergelegt, von da habe ich (Mobed Naurozi Rustamji Behrâmji) dasselbe copirt“.

In diesen Angaben liegt nicht eben etwas Verdächtiges: die Handschriften des Vajarkart würden, wenn diese Mittheilungen wahr sind, ungefähr bis in's 13. Jahrh. n. Chr. zurückgehen und das Buch handschriftlich ebenso gut bezeugt sein, wie der Vendidad Yaçna etc., von denen bis jetzt auch noch keine Handschriften aufgefunden worden sind, welche höher hinaufreichten. Mißlicher wäre es freilich, den Maidiomâh als den Verfasser des Buches anzunehmen, aber wir gestehen ja gerne zu, daß auch nicht Alles im Avesta von Zarathustra herrührt, was ihm zugeschrieben wird: so könnten wir also auch vom Vajarkart annehmen, daß er ein älteres Buch sei, obwohl nicht dem Verfasser angehörig, dem es gewöhnlich zugeschrieben wird. Wenn wir darum das Buch für unächt erklären, so wird dies aus inneren Gründen geschehen müssen und diese sind denn auch im reichlichen Maaße vorhanden.

Was den ersten Vorwurf betrifft, der dem Buche gemacht worden ist, nämlich daß dasselbe nicht in reinem Huzvâresch geschrieben sei, so ist derselbe vollkommen begründet. Das Buch ist voll eigenthümlicher Constructionen und Worte, die sich in keinem der ältern Werke finden, aber theils aus der mangelhaften Kenntniß zu erklären sind, welche der Verfasser des Buches vom Huzvâreschdialecte hatte, theils auch den Einwirkungen neuerer Sprachen zugeschrieben werden müssen. Hieher gehört vor Allem der

1) Wilson (The Parsi religion unfolded p. 432) sagt zwar: I have had only a casual inspection of the work, granted to me through his grandson by Edal Daru, in the presence of Mr. Westergaard; but we have found it to be identical with the Vadjerguerd briefly described by Anquetil du Perron. Hieraus geht hervor, daß den beiden Gelehrten das hier in Frage stehende Buch gar nicht gezeigt worden ist.

eigenthümliche Gebrauch der Partikel אמת, die in allen besseren Werken in der Bedeutung als, da, wenn gebräuchlich ist, hier in diesem Buche aber durchgängig als Relativum gilt. Eine andere Nachlässigkeit, die gleichfalls durch das ganze Buch geht, ist die, daß das i der Isâfet und é der Einheit nicht geschieden werden, während doch für beide verschiedene Zeichen ausgeprägt sind, durch welche beide Formen strenge geschieden werden (cf. meine Huzv. Grammatik §§. 48. 50.). So steht z. B. p. 33, 7 vatargî (eine Brücke) statt vatargé, ibid., 3 v. u. tûnâi (ein Stier) statt tûnâé, yomi (eines Tages) statt yomé (cf. p. 45, 4) und so immer. Diese Unterscheidung des é, ô von î, û — des Ja-i. maarûf vom Ja-i-majhûl — hat sich die persische Sprache bis vor wenig Jahrhunderten zu erhalten gewußt, wie dies aus den Dichtern zur Genüge hervorgeht. Erst in ganz neuer Zeit ist eine Entartung eingetreten und é mit î, ô mit û zusammengefallen. Dieser neueren Zeit muß also unser Buch auch angehören: der Verf. desselben scheint den in den älteren Sprachen des eränischen Stammes so wichtigen Unterschied von é und î nicht mehr gefühlt zu haben. Daß auch die Plurale auf ihâ (cf. darüber Gr. §. 45. Anm.) schon vorhanden sind, versteht sich von selbst. Das Verbum zeigt nicht minder eine starke Hinneigung zu neupersischen Formen, die dem Huzvâresch noch unbekannt sind. Das sogenannte Präteritum absolutum, für welches das Huzvâresch sein Participialperfectum setzt (Gr. §. 114.), findet sich im Vajarkart schon ganz in neupersischer Weise, so z. B. die im Huzvâresch unerhörten Formen וניתים i. e. کزیدشم p. 36, 6; 40, 1 etc. מתים wir kennen = آمدیم u. s. w. Das Futurum wird mit בואננתנן i. e. = خواستن gebildet, wie es allerdings neuere Grammatiker vorschreiben (cf. meine Gr. p. 194), wofür es aber schwer sein möchte, Beispiele aus guten Schriften zu finden. — Die Partikel ראי heißt im Huzvâresch wegen (Gr. §§. 51. A. 2, 161.), aber im Vajarkart steht sie ganz wie im Neupersischen zur Bezeichnung des Dativs und Accusativs: p. 49, ult. heißt es: D. h. שפירדינאנן ראי שאית אחר מן אכאסש דר., es ist möglich, nachdem man den Gläubigen Kunde davon gegeben hat. 61, 7: מנדום י זך שפירתר מנן בנא זדי אתאש גאס יהבנאנד איע אתאש ורהראם ראי die Sache ist sehr gut, die man dem Feuerhause schenkt, nämlich dem Feuer Behram. 56, 6. פרורית פנן דושארמש זך פוסר ראי er zieht diesen Sohn im Liebe auf. Auch der semitische Theil der Sprache zeigt ähnliche Unregelmäßigkeiten. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Wörter mit der Endung מן im Plural erscheinen, z. B נסאמנאנן die Frauen (p. 30, ult.) und selbst im רומנאנן unser. Es sind Wörter eingepfuscht, die nicht der aramäischen, sondern der arabischen Sprache entnommen sind. So gleich auf der zweiten Seite כמר i. e. قمر Mond, בילא (p. 201 ult. und sonst) i. e. نیر vielleicht auch נורא, نور Licht (p. 38 und sonst, weil es meines Wissens und in den älteren Schriften nicht vorkommt. Auch חובסש Kerker (p. 45 und sonst) ziehe ich hieher, denn obwohl die Wurzel חבש auch aramäisch ist, so weist uns doch der schließende ס auf das Arabische hin. Als ein Zeichen der spätern Zeit scheint mir auch gelten zu müssen, daß der angebliche Verfasser des Buches, wenn er von sich selbst spricht, sich den armen nennt (حقیر = نیاز von ניאגאומנד). Diese Sitte ist allerdings in arabischen Schriften ganz gewöhnlich, es ist mir aber nicht bekannt, daß sie der vorislamischen Zeit angehörte. Ein Beispiel: p. 39, 7: אנאכשו דוראסרוב גיגון זרתוהשת פנן ראת 30 מיתיומאה הנמנם המפונסכש כנת שנתמת מן רותמן דנמן ניאגאומנר מנן Als Zertuscht in das Alter von dreißig Jahren gekommen war, unterredete er sich wegen der Bedrückung Durâçoub's mit mir, dem armen Maidiomâh".

Wenn nun alle diese sprachlichen Kennzeichen das Alter des Vajarkart sehr zweifelhaft machen, und der Vorwurf der Desturs, daß das Buch in

einem eigenthümlichen von den bessern Mustern abweichendem Style geschrieben sei, vollkommen gerechtfertigt erscheint, so ist auch der zweite Vorwurf nicht minder gegründet, daß die dem Buche einverleibten Stellen in altbaktrischer Sprache höchst eigenthümlich und wahrscheinlich apokryph sind. Zum Theile wollen sie dem Hâdokht, einer verloren gegangenen Schrift, entnommen sein, oft aber werden sie auch bloß schlechthin als „Avesta", d. i. Schriftstelle, citirt. Es würde kaum möglich sein, den Text derselben zu übersetzen, so sehr sind sie mit Fehlern überladen, wäre nicht überall eine verständliche Uebersetzung in's Huzvâresch beigegeben. Wahrscheinlich hat sich der Verfasser darauf verlassen, daß seine Leser bloß diese Uebersetzung lesen, die Zugabe des Grundtextes aber als bloßen Zierrat betrachten würden. Mehrere dieser Texte enthalten Gesetzesvorschriften analog denen des Vendîdâd und wären interessant genug, wenn sie nur ächt wären. Folgende Beispiele werden aber das eben ausgesprochene Urtheil vollkommen bestätigen.

P. 23 heißt es: „Eins ist dies: Wenn in der mit Körper begabten Welt Jemand stirbt, so kommt sein Vermögen in solchen Theilen seiner Frau und seinen Kindern zu, wie es aus dem Avesta Hadokht offenbar ist. 1. âat yêzi avi hê aguhê açtvañti çpitama zarathustra. 2. naraňm vâ nâirinaňm vâ pairi irithyât 3. cvat aêtaêshaňm yâoghuyanaňm avaretanaňm mâethanaňmca vaçtranaňmca paiti raêcyât 4. avatha hê qatô puthrem aghat aêvô baghem haca avaretanaňm niçrinuyât âat yêzi hvaňm nâirika bavaiti aêvô baghem paiti nidadhâiti yêzi dughdhraňm heñti maêmem baghem frajaçat 5. âat yêzica hê narô iriçta hva hizva ukhdhem vâcem nizdaçta narô daghrem paiti dyaêta viçpanaňm vacaňm ukhdbanaňmca avi yaňm açtvitîm gaethaňm harethrem frabarât 6. yêzi nôit harethrem baraiti anâperetha haca skyaothna 7. avat yat hê narô iriçta aputhrâi aghat upa hê puthrem fradadhât çpitama zarathustra yahmat haca puthrô hom urvânem cinvat peretûm vîdhârayat — Diese Stelle soll nun heißen: 1. Wenn in der mit Körper begabten Welt, o heiliger Zarathustra 2. Männer oder Frauen sterben sollten 3. Wie viel von diesen Gütern, Dingen, Häusern, Kleidern soll er hinterlassen (jedem Einzelnen)? 4. Also soll er dem, der sein Sohn ist einen Theil von seinen Gütern übergeben; derjenigen, welche seine Frau ist [1]), soll er einen Theil geben; wenn Töchter da sind, so soll ihnen ein halber Theil zukommen. 5. Wenn der verstorbene Mann mit eigener Zunge eine Rede bei seinem Nachbar (oder Verwandten), einem verständigen Manne, niedergelegt hat, so soll dieser alle Worte und Reden in der mit Köcper begabten Welt als Richtschnur vortragen. 6. Wenn er sie nicht als Richtschnur vorträgt, so ist es eine unsühnbare Sünde. 7. So auch wenn jener verstorbene Mann kinderlos war, so soll man ihm einen Sohn geben, o heiliger Zarathustra, damit er durch diesen Sohn seine Seele über die Brüder Cinvat bringe". Ein ähnlicher Text steht p. 145, 146. Es heißt dort: Eins ist das: in der Dakhmas müssen für die Leichname der Männer und Jünglinge die Furchen besonders gezogen sein nach Maßgabe der Höhe eines Mannes oder Jünglings. Dies geht aus folgender Avestastelle hervor: avi hê aîtare dakhmanaňm yat iriçtanaňm kasinaňm â zerebere zaghem kerenuyât, d. i. „Innerhalb der Dakhmas soll man die Furchen nach der Höhe eines Mannes machen". Mit den andern angeführten Avestastellen ist es um nichts besser bestellt und durchaus keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Stellen ächten, uns verlorenen Büchern entnommen seien.

---

1) Nach der Glosse zu der Stelle ist nur die Frau gemeint, welche Schah Zan heißt. Cf. Kleuker III. 229.

(Schluß folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 24. August.

Nr. 24. 1857.

Bulletin der philosoph.-philologischen Classe.

Sitzung vom 4. Juli 1857.

Herr Prof. Spiegel in Erlangen hat folgende Abhandlung eingesandt:

„Ueber den Vajarkart".

(Schluss.)

Wir werden nach diesen Erörterungen kaum noch zweifelhaft sein können, daß das Buch ein unächtes sei, das erst in ziemlich später Zeit geschrieben worden ist. Der Inhalt ist im Allgemeinen auch sehr kleinlich und dreht sich meist um liturgische und gesetzliche Minutien, wie sie kaum in den Rivâiets vorkommen. Wenn nun die parsischen Gegner des Buches noch weiter gehen, und annehmen, das Buch sei sogar von Edal Daru selbst, also erst in den letzten Jahren gefälscht worden, so wagen wir dies weder zu bejahen noch zu verneinen. Wir sind in Europa viel zu wenig mit den speciellen Ansichten der jetzigen Parsendesturs vertraut, als daß wir es unternehmen könnten, eine solche Streitfrage zu entscheiden. Jedenfalls aber ist die praktische Bedeutung des Buches gefallen, als einen mit Zarathustra gleichzeitigen Bericht wird es wohl Niemand nehmen wollen. Für uns Europäer indeß bietet das Buch auch so wie es ist ein manchfaches Interesse. Nicht alles was darin enthalten ist darf als Neuerung betrachtet werden, in vielen Punkten gibt dasselbe recht dankenswerthe Aufklärungen über die spätere Parsenlehre. Ein leitender Grundgedanke zieht sich durch dieses Buch so wenig als durch den Minokhired oder andere neuere Tractate, die verschiedensten Materien werden neben einander behandelt, nur der Zufall scheint in der Anordnung gewaltet zu haben. Ich halte mich darum auch nicht für gebunden, bei den folgenden Auszügen auf die Reihenfolge besondere Rücksicht zu nehmen.

Die interessanteste Seite des Buches bilden natürlich nicht die Lehren, die mit der orthodoxen Parsenlehre übereinstimmen, sondern die Abweichungen. Die meisten von ihnen finden sich im ersten Theile des Buches. Es scheint fast, als ob der Verfasser des Vajarkart an der gewöhnlichen Lehre der Parsen von den beiden Grundprincipien Anstoß genommen und dafür eine Einheitslehre habe einführen wollen, ähnlich dem starren Monotheismus der Muhammedaner. Darum weicht denn freilich auch seine Ansicht von dem Verhältnisse Ormazd's und Ahriman's sehr von der herrschenden Lehre ab, wie dies die folgende Stelle, die p. 11 unsers Buches sich findet, beweisen wird. „Es wird gefragt: Wie und auf welche Weise ist der schlechte Ahriman zum Vorschein gekommen, war er bei der Grundschöpfung ein Geschöpf Ormazd's oder ist er von selbst entstanden? Es sei gesagt: der schlechte Ahriman war bei der Grundschöpfung ein Geschöpf Ormazd's; er ist machtlos, der Finsterniß angehörig und hat keinen Theil am Verstande. Wie und auf welche Weise, mit welchen Mitteln und mit welcher Weisheit hätte er also durch sich selbst zum Vorscheine kommen und

Geschöpfe schaffen sollen?“ — Wenn nun aber Ahriman von Ormazd geschaffen ist, so entsteht die sehr natürliche Frage, aus welchem Grunde denn derselbe ein so böses Wesen geschaffen habe? Auch dafür weiß unser Autor Auskunft, es heißt bei ihm (p. 11): „Wenn man fragt, weßwegen und aus welcher Ursache hat er den Ahriman geschaffen, so sei gesagt: deswegen, wenn der Herr Ormazd den Ahriman nicht geschaffen hätte, wer hätte denn in der Hölle die Seelen der Schlechten bestrafen sollen? Alle Strafe aber, welche Ahriman in der Hölle über die Seelen verhängt, die verhängt er nach dem Befehle Ormazd's; wenn er aus Zorn deren mehr verhängt, so kommt die Keule Huvakht an das Haupt des schlechten Ahriman und schlägt seinen Schädel, er kann also nicht zu viel strafen. Darum muß man aus dem Verstande sicher wissen, daß Ahriman ein Knecht und Geschöpf Ormazd's ist.“

Diese Betrachtungsweise ist, wie Jedermann selbst sieht, sehr oberflächlich und namentlich den Grundanschauungen des Parsismus ganz entgegen. Bei diesem Thatbestande muß aber selbstverständlich auch die Schöpfungslehre eine andere werden, und in der That trägt denn auch der Vajarkart (p. 4) eine neue vor. „Es ist also nothwendig, daß der Schöpfer Ormazd alle Geschöpfe geschaffen habe, die nützlichen, wie Vieh und Zugthiere, die schädlichen, wie den Löwen, den Wolf, die Schlange; deswegen müssen die Menschen wissen, daß die einen Dinge gut, die andern böse, die einen nützlich, die andern schädlich, denn wenn sie nicht nützlich oder schädlich wären, wie sollte man es wissen? [1]) Daher muß man einen Schöpfer der Schöpfung anerkennen, Ahriman aber ist sein Knecht. Da alle diese schlechten Dinge der Finsterniß, Dunkelheit, dem Gestanke und dem Schaden zugethan sind, so haben sie die Kennzeichen des Ahriman und heißen deswegen im Avesta die Geschöpfe Ahriman's; das Leuchtende, Angenehme, Nützliche und Gute aber soll von Ormazd ausgehen. Man muß wissen und mit tiefer Weisheit darauf achten, daß Alles von Ormazd geschaffen und Ahriman das Geschöpf Ormazd's ist. Man muß gläubig Ormazd als den Einzigen anerkennen, das Zeugniß dafür ist im Yaçna (XIX. 3.) offenbar [1]).“ Wenn nun aber Alles von Ormazd geschaffen ist, so kann es nicht Wunder nehmen, daß man auch in den bösen Geschöpfen gute Eigenschaften entdeckt. Darum heißt es dann auch weiter (p. 6): „Eine zweite Nothwendigkeit ist die: jedes Ding in der Schöpfung, welches Ormazd geschaffen hat, wenn es offenbar schädlich ist und Schaden bringt [2]) wie die große Schlange, welche die Menschen beißt, so daß sie gleich sterben, in ihrem Kopfe einen Stein hat, der Leben gibt und die Menschen vom Schlangenbisse heilt. Daher weiß jeder Mensch, der an der Weisheit einigen Theil hat, daß kein Ding, das Ormazd geschaffen, in der Schöpfung ohne Nutzen ist.“

Es würde rein unbegreiflich sein, wie ein Parse es wagen kann, solchen Darlegungen gegenüber wie sie z. B. das erste Kapitel des Vendîdâd oder des Bundehesch enthält, dergleichen ganz unbegründete Lehren vorzutragen, wüßten wir nicht, daß unter den Parsen die Sitte sehr überhand genommen hat, das Avesta nach sufischer Art typisch auszulegen. Proben von solchen typischen Auslegungen hat uns J. Wilson in seinem bekannten Buche: the Parsi religion unfolded etc. mitgetheilt. Auf diese Weise ist es denn möglich, jeden beliebigen Sinn in das Avesta zu legen, also auch den vorliegenden. Die von den parsischen Mystikern so sehr in den Vordergrund gestellte Einheitslehre wünschte unser Verfasser auch im Parsismus wieder zu finden und er

1) Der Sinn dieser nicht ganz deutlich ausgedrückten Worte soll wohl der folgende sein: Wir beurtheilen das Nützliche und Schädliche nur nach den Wirkungen, da aber auf unsere Wahrnehmung dieser Wirkungen kein sicherer Schluß gebaut werden kann, so ist der Beweis auch nicht vollgültig.

1) Die Stelle besagt, daß Ormazd, wie vor den andern Dingen, so auch vor den Daevas und Khrafçtras existirt habe. Das nöthigt aber noch nicht, wie der Verf. meint, zu der Annahme, daß die letzten von Ormazd geschaffen seien.

2) Unvollständig, es fehlt der Nachsatz etwa: so hat es doch auch seinen Nutzen.

hätte ohne Zweifel auf alle Avestastellen, die man seiner Ansicht entgegen gehalten hätte, mit typischen Auslegungen geantwortet. Auf p. 92 seines Werkes stellt dann auch der Verf. die Pflicht Ormazd als den alleinigen Herrscher anzuerkennen, als die erste eines Parsen auf.

Nicht in allen Dingen ist jedoch der Verfasser des Vajarkart gleich heterodox, in gar Manchem stimmt er genau mit den Ansichten der neueren orthodoxen Parsen überein. So z. B. in den Bruchstücken der Zarathustrasage, die hier mitgetheilt werden. Eine bestimmte Absicht ist aber natürlich auch mit dieser Mittheilung verbunden, es soll nämlich der Legende wie sie von den neuern Parsen vorgetragen wird, dadurch ein besonderes Gewicht verliehen werden, daß sie hier durch die Mittheilung eines angeblichen Augenzeugen bekräftigt wird. Nur den Grund der getroffenen Auswahl vermag ich nicht recht einzusehen. Es beginnt die Erzählung p. 26 mit dem gewöhnlichen Stammbaume der Familie Zarathustra's, wie er sich auch im Bundehesch und in den Yeschts findet. Zum Eingange heißt es: „Eins ist das, daß ich in der Zeit, als der reine Zarathustra aus der Mutter geboren wurde, in das Alter von 23 Jahren gekommen war und in Bezug auf Wissen, Kenntnisse, Weisheit aller Art von dem weisen Hêrbeds einen Theil erlangt hatte, und daß ich diesen Glanz und Majestät und Vollendung Zertuscht's, welche unter den Leuten von Erân und an anderen Orten während der Regierung Kai-Vîstâçp's in Bezug auf sein Prophetenthum wahrgenommen wurde, mit Augen gesehen und niedergeschrieben habe.“ Die wunderbaren Legenden aus der Zarathustrasage, welche hier mitgetheilt werden, findet man alle in dem neupersischen Zartust-nâma wieder, von welchem Eastwick in dem oben genannten Buche J. Wilson's eine englische Uebersetzung geliefert hat. Zuerst wird der Traum der Mutter Zartuscht's erzählt (bei Eastwick p. 480), dann die Wunder bei der Geburt des Propheten (ib. 483) die Errettung Zartuscht's aus dem Feuer (p. 484), von den Füßen der Ochsen (p. 485), von den Füßen der Pferde (ibid.) von den Wölfen (p. 486). Es folgt dann die Beschreibung der großen Weisheit, welche Zarathustra bereits in seinem fünfzehnten Jahre erreicht hatte, die dadurch entstandene Verzweiflung der Dêvs und des Tyrannen Durânçerûn, der bei den Parsen für den vorzüglichsten Gegner Zarthustra's gilt. Die Reise nach Erân (Eastw. p. 490, 491 flg.) unternimmt Zarathustra nach unserem Buche in Gemeinschaft mit Madiomah und sämmtlichen Verwandten. Von den noch übrigen Legenden findet sich bloß noch Zarathustra's Zusammentreffen mit Vîstâçpa (ib. p. 498 flg.), das Wunder mit dem Pferde (p. 504) und das Ankommen der verschiedenen Feuer (p. 510).

Diese Auszüge aus der Zarathustralegende bieten somit gar kein eigentlich neues Material; ebenso wenig ist das bei irgend einem andern Gegenstande der Fall, den der Vajarkart berührt, aber die oft sehr in's Kleinliche gehenden Erörterungen sind darum doch oft belehrend, ihrem Stile und Inhalte nach aber den Rivâiets der Parsen sehr ähnlich. Ich hebe hier nur auf's Gerathwohl einige kleinere Abschnitte noch aus, sie werden hinreichen den Ideenkreis zu bezeichnen, in welchem sich das Buch gewöhnlich bewegt. Nach p. 56 heißt es: „Eins ist das: wenn einem Gläubigen durch Vermischung mit einer ungläubigen Frau ein Sohn geboren wird, so liegt es dem Vater ob, diesen Sohn in Liebe zu erziehen und nach dem siebenten Jahre zum Gläubigen an dem mazdayaçnischen Gesetze machen und . . . . und Kosti umhängen und diesem Sohne von seinem Vermögen einen Theil geben. Wenn der Vater keinen andern Sohn in der Welt hat, so kann er durch diesen Sohn, wenn er anders gläubig ist, die Brücke überschreiten“ [1]). — Ein anderer Abschnitt (p. 90) handelt über den Einfluß der Gestirne. „Eins ist das: durch diesen Vajar-kart wird klar, daß alle Unfälle, Schmerzen, Krankheiten, Schaden, das in die Enge Kommen und alle Opposition durch den Kreislauf der Gestirne in die Welt kommen. Um nun diesen Schmerz und diese Opposition zurückzuhalten, muß man viele Yaçnas und Vendidâds im Namen Ormazd's opfern. Es

1) Nämlich die Brücke Cinvat, welche die Seelen überschreiten müssen, um in den Himmel zu gelangen.

heißt zuerst das Koschmünen des Ormazd und der sieben Amschaspands, des heiligen Zartuscht, des Wassers, des Tistar, des Richters Mithra und des Serosch, bis drei Tage um sind; dann ist den Froh-ars (Fervers) dem Bahrâm, dem siegreichen, dem guten Vogel, dem Izad Vât (dem Winde), dem Himmel, Zemiad, dem Hom, dem Förderer, dem Sosiosch und dem himmlischen Heiligen der Vendîdad mit Zaothra zu opfern.

Ueber die schlechten Nachreden äußert sich derselbe p. 94 folgendermaßen: „Eins ist das: wenn ein Mann aus schlechter Gesinnung gegen die Richter und Desturs des Gesetzes schlechte Reden oder Schimpfworte ausspricht, so ist das eine große Sünde, die der Missethäter selbst nicht sühnen kann[1]), sondern zur Sühne dieser Sünde muß er vor den Richtern und Desturs des Gesetzes bereuen und versprechen, nicht nochmals solche schlechte Reden zu führen, sondern in Rechtschaffenheit zu verharren. Ist er reich, so darf man nach Maaßgabe seines Vermögens ihn um Geld strafen. Begeht er diese Sünde nochmals, so soll er einen Tag lang eingesperrt werden und es sind 10 Çraoshocaranas zu schlagen[2]) und er muß vor den Richtern den Patet verrichten[3]). Thut er es zum dritten Male, so muß er 15 Çraoshocaranas schlagen und kann 2 Tage lang eingesperrt werden[4]), er muß vor den Mazdayaçnas bereuen, indem er spricht: ich will diese Sünde nicht wieder thun, und in Rechtschaffenheit beharren.“ — Ueber die Verrichtung des Yaçna heißt es p. 130: „Eines ist das, daß man sehr mit Geist und Verstand dahin arbeiten muß, daß beim Yaçna alle Zubereitung nach dem Maaße der sieben Amschaspands (sei). Man muß wissen: von den Dingen Ormazd's[1]) ist der Atarevakhso (Feuerpriester) und der Zaota (der recitirende Priester), von denen Bahmans das Fleisch von lebenden Wesen und das Haar[2]), von denen des Ardibihischt das rothe brennende Feuer, von denen des Schahrévar alle metallenen Gegenstände wie der Mörser, die Tasse, der Becher, der Hombehälter und Zaothra. Von Çpandomat, der Erde, ist der Arvis-gâh, der Feuerbehälter, der Mörser in dem man zubereitet[3]); von Haurvat und Ameretat, das gute Wasser, der Draona[4]), das Holz, der Wohlgeruch; daher muß jeder Reiniger, welcher den Yaçna mit Zaothra und Hom vollbringt, alle Amschaspands so wie die himmlischen und irdischen Yazatas[5]) nach ihrer Art wohl zufrieden stellen, denn ohne alle Zubereitung gibt es auch kein Recitiren des Yaçna und Ormazd und die Amschaspands sind nicht zufrieden.

Durch diese Auszüge wird, wie ich hoffe, das Wesen dieses Buches klar geworden sein, die erläuterten Textesstellen aber bei der Seltenheit der Huzvâreschtexte, von den Freunden der persischen Literatur nicht ohne Interesse gelesen werden.

Fr. Spiegel.

---

1) אפדוארין sind ursprünglich Sünden die gar nicht gesühnt werden können. Aber bereits im Vendidâd finden wir nachträgliche Bestimmungen durch die diese Sünden gleichfalls sühnbar gemacht werden.

2) d. h. nach meiner Ansicht, er soll eine Anzahl schädlicher Thiere schlagen, wie ich dieß in den Zusätzen zu meiner Uebersetzung des Vendidâd p. 294 ausführlicher besprochen habe.

3) Unter Patet (paitita) werden die Beichtformeln verstanden.

4) פאחשא das neuere پاتشاه steht im Huzvâresch adjectivisch: könnend, vermögend.

---

1) Sinn: Jeder der Amschaspands liefert irgend ein Ding das zur Verrichtung des Yaçna nöthig ist. Bei den Vorbereitungen darf man also nichts dergleichen übersehen, weil man sonst in Gefahr geräth das Opfer ungültig zu machen.

2) In die Schaale, in welcher der Homsaft gepreßt wird, muß stets das Haar eines Pferdes oder einer Kuh gelegt werden, nach unserem Buche muß es ein weißes sein.

3) Der Feuerbehälter ist jetzt gewöhnlich von Metall, steht aber auf einem steinernen Untersatze (Adosht). Im Avesta selbst werden häufig auch steinere Mörser genannt.

4) Draona ist ein kleines Brod, gewöhnlich Darun genannt, das beim Opfer gebraucht wird.

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 26. August.

Nr. 25. 1857.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 11. Juli 1857.

1) Herr Prof. Kuhn legte vor:

Bemerkungen zu den meteorologischen Beobachtungen des Herrn Professor Dr. Roth, auf seiner dermaligen Reise im Oriente.

Herr Prof. Dr. Roth hat mir bei seiner Abreise im November 1856 den Auftrag ertheilt, seine während seiner Forschungsreisen im Oriente gesammelten meteorologischen Beobachtungen, die er zeitweise an die königliche Akademie der Wissenschaften senden wird, zu reduziren und zur weiteren Verarbeitung vorzubereiten.

Ich freue mich, die erste Reihe dieser interessanten Aufzeichnungen der hochverehrlichen Classe hiemit vorlegen zu können.

Die nachfolgende Tabelle enthält diese erste Reihe, die sich auf Temperatur, Luftdruck, Wind und Bewölkung erstreckt.

Die Temperaturangaben wurden sämmtlich in Graden des 80theiligen Thermometers und der Luftdruck in Pariser Linien des alten französischen Fußmaßes ausgedrückt.

Bei der Bezeichnung der Windstärke, sowie der Bewölkung wurde die bekannte Lamont'sche Schätzungsscala benützt, und es ist so diejenige Uebersicht in der Tabelle hergestellt, wodurch die Beobachtungen jeder wissenschaftlichen Benützung zugänglich gemacht sind.

Zu seinen Barometer-Beobachtungen benützt Hr. Prof. Roth zwei Fortin'sche Gefäßbarometer (Nr. 3 und 4) aus der Werkstätte des Hrn. Greiner zu Berlin. Das Barometer Nr. 3 (dessen Angaben in der Tabelle mit a bezeichnet sind) ist sein Stationsbarometer, das Barometer Nr. 4 (dessen Angaben in der Tabelle mit b am Anfange bezeichnet sind) wird von ihm als Reisebarometer benützt.*)

Was die Angaben dieser Barometer betrifft, so weichen diese, wie man sieht, bei einzelnen Beobachtungen um nicht Unbedeutendes von einander ab, indem die Differenz der Angaben beider Instrumente 0,7 einer Linie erreichen kann, eine Größe, welche die barometrischen Höhen um mehr als 50 Pariser Fuß fehlerhaft zu machen geeignet ist.

Im Mittel ist die Differenz der Angaben beider Instrumente, nämlich:

$$\text{Fort. Nr. 3} - \text{Fort. Nr. 4} = +\,0{,}15'''$$

Um beide Instrumente mit einander vergleichen und ihre Aenderungen während der Reise ermitteln zu können, wurden vor der Abreise des Hrn. Prof. Roth vom 15. bis 19. November 1856 mehrfache Vergleichungen dieser Instrumente mit einem stationären Gefäßbarometer (Greiner Nr. 94) im physikalischen Cabinete des kgl. Cadeten-Corps vorgenommen. Bezeichnet man die Angaben des letztgenannten Instrumentes mit G, jene des Fort. Nr. 3 mit F_3, die von Fort. Nr. 4 mit F_4, so erhält man die folgenden Differenzen aus den vorgenommenen Beobachtungen:

*) Spätere Nachrichten über Prof. Roth's Beobachtungen brachten die Mittheilung, daß durch die Unvorsichtigkeit eines Trägers das Bar. Nr. 3 momentan unbrauchbar geworden ist.

G — F_4	G — F_3	F_3 — F_4	G — F_4	G — F_3	F_3 — F_4
'''			'''	'''	'''
+ 0,38	—	—	0,41	0,23	0,18
0,57	—	—	0,50	0,44	0,06
0,32	—	—	0,53	0,41	0,13
0,60	—	—	0,50	0,40	0,10
0,56	—	—	0,78	0,59	0 19
0,34	—	—	0,52	0,40	0,12
0,46	—	—	0,58	0,53	0,05
0,52	—	—	0,67	0,60	0,07
0,25	—	—	0,71	0,55	0,16
0,60	''' + 0,48	''' + 0,12	0,62	0,46	0,16
			0,62	0,52	0,10
		Mittel:	''' + 0,55;	''' + 0,47;	''' + 0,12

Aus vielen Vergleichungen, die seit mehr als 5 Jahren vorgenommen worden sind, ergab sich, daß die Angaben des Barometers (Greiner Nr. 94) im physikalischen Cabinete des Cadeten-Corps zu München um 0,16 Par. Linien höher sind, als die des Normalbarometers der königl. Sternwarte zu Bogenhausen. Um also die Barometerbeobachtungen der vorliegenden Tabelle benützen zu können, hat man an die Angaben des Fort. Barometers Nr. 3 die Correction +0,'''31, an jene des Fort. Nr. 4 die Correction +0,'''39 anzubringen, wenn man dieselben mit Beobachtungen vergleichen will, die mit denen des Normalbarometers der kgl. Sternwarte zu Bogenhausen harmoniren.

Die Differenz der Angaben der beiden Fortin'schen Barometer weicht im Mittel von der früher gefundenen Zahl (+0,'''12) um nicht viel ab, man darf daher annehmen, daß bis jetzt das Fort. Bar. Nr. 4 während der Reise noch keine wesentlichen Aenderungen erlitten habe. — Diese Abweichungen, welche mit der Zeit jedenfalls zunehmen werden, haben ihren Grund in mehreren nicht unwesentlichen Umständen.

An der Oberfläche der Quecksilbersäule von Fort. Nr. 4 ist nämlich eine dünne Oxydschichte schon am 15. November wahrnehmbar gewesen, die nicht bloß eine Depression des Barometerstandes und eine Veränderung der Kuppe zur Folge hatte, sondern auch bei starken Aenderungen des Luftdruckes die Länge der Quecksilbersäule fehlerhaft macht, bei zunehmendem Barometerstande zu tiefe, bei abnehmendem Luftdrucke aber zu hohe Angaben liefert. — Ferner zeigte sich bei den früheren Untersuchungen, daß der Eispunkt am Thermometer des Barometers Nr. 4 um etwa 0,°8 R. zu hoch, also die Temperaturangaben dieses Thermometers oberhalb des Nullpunktes um etwa 0,°8 R. zu niedrig sind; endlich ist das Thermometergefäß nicht im Quecksilber des Barometergefäßes, sondern an der Hülle des Barometers angebracht, und gibt daher die Temperatur der Quecksilbersäule im Barometer nicht genau an.

Alle diese und noch manche andere Umstände werden später, sobald eine größere Reihe von Beobachtungen eingesendet sein und das anderweitige hiezu nöthige Material zu Gebote stehen wird, in gehöriger Weise berücksichtiget werden, um mit derjenigen Genauigkeit, welche die vorliegenden Zwecke erfordern, die barometrischen Höhendifferenzen der einzelnen Stationen ableiten zu können. — Was die persönlichen Beobachtungsfehler bei den Roth'schen Barometerangaben betrifft, so können diese, wie sich aus mehrfachen Vergleichungen im November 1856 ergeben hat, ganz als ohne Einfluß betrachtet werden, indem alle einzelnen Beobachtungen, welche Hr. Prof. Dr. Roth und ich gleichzeitig an verschiedenen Instrumenten vorgenommen haben, im Mittel nicht um 0,02 einer Par. Linie differirten,

und die Größe 0,‴04 selten erreichten. Die aus den Beobachtungen des Hrn. Prof. Roth hervorgehenden Resultate dürften also die größte Genauigkeit für sich in Anspruch nehmen, die man überhaupt von derartigen Untersuchungen erwarten kann, und werden daher sehr wichtige Beiträge für die Meteorologie und Geographie der von unserem gelehrten Forscher berührten Gegenden zu liefern im Stande sein.

Wenn gleich jede weitere Besprechung der vorliegenden Beobachtungen auf spätere Zeiten vorbehalten werden muß, so möge es dennoch gestattet sein, einige interessante Angaben schon jetzt aus denselben hervorzuheben, und wir wählen hiefür die Mittel von Temperatur und Luftdruck, sowie die Extreme dieser Elemente, wie sie an einzelnen der wichtigsten Stationen beobachtet wurden.

Station.	Monat und Tag.	Temperatur.	Luftdruck.	Größte Schwankung der Temp.	Größte Schwankung d. Luftdr.
Jaffa, 30 F. über dem mittelländischen Meere.	14. — 17. Dez.	+12,°05	339,‴66	6,°5	1,‴74
Jerusalem.	25. — 27. Dez.	+9,40	310,89	5,7	2,34
"	5. — 6. April.	+10,90	305,63	2,6	0,06
"	6. Mai.	+14,80	307,53	—	—
"	25. Dez. — 6. Mai.	—	—	8,5	6,18
Hebron.	7. und 10. April.	(9,°7)	302,99	(2,6)	1,69
"	6. Mai.	(8,4)	303,65	—	—
"	7. April — 6. Mai.	—	—	(2,8)	1,69
Usdum, 30 F. über dem todten Meere.	14. April.	23,2	351,42	—	—
Spitze des Djebel Haroum (Hor).	19. April.	16,0	289,21	—	—
In der Araba (beim Austritt aus dem nördl. Paß von Wadi Nusa.	21. April.	21,6	328,60	—	—
In der Mitte der Araba (Hügel von Schuttland).	30. April.	27,2	333,56	—	—
In der Araba.	21. April — 1. Mai.	—	—	19,2	—
Am rothen Meere (Kasernhof).	23. — 25. April.	20,8	334,92	2,4	0,‴78

	Monat und Tag.	Station.	Temperatur.
Höchste beobachtete Temperaturen:	Dezember (15., $1\frac{1}{4}^h$ A.)	Jaffa.	+16,1
" " "	April (25., 2^h A.)	7 St. nördlich von Akaba.	28,0
" " "	April (30., $11\frac{3}{4}^h$ M.)	In der Mitte der Araba.	31,2
" " "	Mai (1., 6^h A.)	Paß Fackfieh.	28,0
Niederste beobachtete Temperaturen:	Dezember (26., 7^h M.)	Jerusalem.	6,2
" " "	April (7., $6\frac{1}{4}^h$ M.)	Hebron.	8,6
" " "	Mai (4., 4^h M.)	Ebene Ubbed el Bul.	8,0
" " "	Mai (6., 5^h M.)	Hebron.	8,4

Da die täglichen und monatlichen Barometerschwankungen der einzelnen Punkte erst später ermittelt werden können, so ist eine Vergleichung der barometrischen Angaben unter sich jetzt noch nicht zulässig. Stellt man aber diejenigen Barometerangaben zusammen, welche sich um höchstens 4 Linien von einander unterscheiden, so erhält man die nachstehenden Resultate, welche die Punkte bezeichnen sollen, deren Höhen zwischen etwa 90 und 300 Par. Fuß differiren können:

	289 Pariser Linien.	302—304 Par. Linien.	305—309 Par. Linien.	310—312 Par. Linien.	317—318 Par. Linien.	320—324 Par. Linien.
Stationen	Djebel Haroun.	Hebron. Petra.	Jerusalem.	Paß Elbai. El Karetin.	Ebene Ubbed el Bul.	Nastak at Hosan. Ferschid el Derwisch. Um el Hebbi. Wadi Dreibe.

	325—329 Par. Linien.	330—334 Par. Linien.	335—339 Par. Linien.	340—342 Par. Linien.	346—349 Par. Linien.	351—352 Par. Linien.
Stationen.	Wadi Nusa in der Araba. Stat. 4 St. nördl. v. Ain Taba. Ain Garandel. Paß Fackfieh.	Triest (?). Ribschma el Geraie. Stat. En Rebte.	Akaba am rothen Meere. Quelle Taba. Brunnen Huueibé.	Jaffa. Wadi Dscheib, 5 St. aufwärts vom todten Meere.	Wadi Dscheib, 3 St. aufwärts vom todten Meere. Kaser es Sueirah.	Usdum, etwa 30 Fuß über dem todten Meere.

Zum Schluße füge ich hier noch die Unterschiede vom Barometerstand und der Lufttemperatur zwischen München, Jerusalem und Jaffa für die Tage bei, von welchen Beobachtungen bekannt geworden sind:

München — Jaffa.				München — Jerusalem.			
Monat und Tag.	Stunde.	Lufttemperatur.	Barometerstand.	Monat und Tag.	Stunde.	Lufttemperatur.	Barometerstand.
Dez. 14.	2^h A.	— $10,^{\circ}8$	— 27,‴21	Dez. 25.	5^h A.	— $12,^{\circ}2$	— 3,‴18
" 14.	6 A.	— 10,3	— 26,66	" 26.	7 M.	— 6,7	— 7,20
" 15.	$6\frac{1}{2}$ M.	— 7,5	— 24,17	" 26.	5 A.	— 12,6	— 3,85
" 15.	$1\frac{1}{4}$ A.	— 13,0	— 21,69	" 27.	$7\frac{1}{2}$ M.	— 10,6	— 2,55
" 16.	7 M.	— 10,2	— 18,75	" 27.	$5\frac{1}{4}$ M.	— 13,6	+ 1,05
" 16.	6 A.	— 16,5	— 17,78	Jan. 1.	6 A.	— 11,3	+ 9,90
" 17.	$7\frac{3}{4}$ M.	— 11,5	— 18,33	Apr. 5.	$6\frac{1}{2}$ M.	— 9,6	+ 12,21
				" 6.	6 A.	+ 2,2	+ 9,33
				Mai 6.	6 A.	— 7,4	+ 10,13

(Die Haupttabelle folgt.)



Meteo[r...]

Angestellt von Herrn Professor Dr. Roth

Monat und Tag.	Stunde.	Luft-Temperat[ur] in Reaumu[r] Graden	
Nastack al Hosan			
April 1857 12.	12h M.	16,2°	Bei dem Grab Aarons.
Ferschid el T[...]			
13.	5h A.	21,7°	
14.	7h M.	11,2°	
14.	10¼h M.	20,8°	Auf einem kleinen Hügel. Etwa 40 Fuß niedriger.
Usdum (S[...]			
14.	2½h A.	23,2°	[sch]önes Wetter.
15.	1½h A.	24,0°	

[...]mber.
1857.

r Zün-
erhaupt
Volta-
Induc-
Gesetze
chzeitige
ie Kette
handelt
heile die
darbie-
rden zu
her an-
hat mich
die mich
en nicht
t liefern
manche
ziehung
Ausein-
Für eine
kohlen-
res Am-

Barometerstand auf 0° R. reducirt in Par. Linien.	Windrichtung und Stärke.	Bewölkung.	Witterung.	Bemerkungen.
2 Stunden nördlich von Ain Garandel. Station.				
328,18'''	NW. 2—3	0		
328,12	0	0	Heiter.	
Ain Taibe. Station.				
326,14'''	SO.		Gewitterluft.	Gewitter in Ost.
325,52	0	0	Heiter.	
In der Mitte der Araba, auf einem Hügel von Schuttland.				
333,56'''	NW.	0	Schön.	
In der Mitte der Araba, auf dem Wege nach Hueibé, Station.				
335,84'''	NW.		Schön.	
335,36	„		„	
336,58	„	3—4	Trüb.	
Brunnen Hueibé.				
335,83'''	NW.	3—4	Trüb.	
Höhe des Passes Fackfieh, Station.				
329,10'''	0	0	Heiter.	
329,68	0	3—4	Trüb.	
Höhe des Passes Es Sufa.				
322,35'''	0	0	Rein und schön.	

(Die Haupttabelle folgt.)

Bulletin der kgl. Akademie d. W. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 2. September.

Nr. 28. 1857.

Bulletin der mathemat.-physikalischen Classe.

Sitzung vom 11. Juli 1857.

2) Herr Prof. Kuhn trug vor.

„Ueber die Zündung von Minen mittelst des elektrischen Entladungsfunkens und durch Volta'sche Ströme".

Ich erlaube mir, eine Reihe von Versuchen zu erwähnen, die ich aus besonderer Veranlassung seit längerer Zeit auszuführen für nothwendig erachtet habe.

So einfach die Vorgänge bei der Zündung von Pulver durch den elektrischen Funken und durch den Volta'schen Strom zu sein scheinen, so sind doch dieselben von mancherlei Umständen begleitet, die interessant und wichtig genug sind, um einer näheren Untersuchung unterworfen werden zu dürfen.

Eine der wichtigsten Fragen für die Minentechnik ist die: „unter welchen Umständen kann mit der größten Sicherheit die gleichzeitige Zündung einer gewissen Zahl von Objecten vorgenommen werden"? Sollen daher Zündungen mittelst elektrischer oder durch Inductionsapparate ausgeführt werden, so erhält diese Frage ihre Erledigung, wenn man die Umstände näher untersucht, unter welchen das gleichzeitige Entstehen einer gewissen Zahl von Unterbrechungsfunken stattfindet, von denen jeder eine hinreichend starke Zündfähigkeit besitzt. Bei der Zündung mittelst Volta'scher Apparate oder überhaupt durch die Wärmewirkung von Strömen der Volta-schen Batterien oder der magnetoelektrischen Inductionsapparate sind die Erscheinungen und die Gesetze näher zu erläutern, unter welchen das gleichzeitige Glühen von dünnen Metalldrähten, die in die Kette eingeschaltet sind, vor sich gehen kann.

Sind diese Fragen näher erörtert, so handelt es sich darum, zu entscheiden, welche Vortheile die Anwendung eines oder des andern Apparates darbieten kann, um in der Praxis eingeführt werden zu können.

Die Erörterung dieser und noch mancher anderer damit in Verbindung stehender Fragen hat mich zu einer größeren Untersuchung veranlaßt, die mich auf Resultate führte, welche nicht bloß einen nicht unwichtigen Beitrag für die Minentechnik zu liefern im Stande sein dürften, sondern die auch manche Thatsachen erläutern, die in physikalischer Beziehung von Interesse sein könnten. — Die nähere Auseinandersetzung dieser Resultate muß ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

3) Hr. Prof. Dr. Vogel jun. sprach:

„Ueber amorphen kohlensauren Kalk".

(Im Auszuge mitgetheilt.)

Durch die Einwirkung des Gypses auf kohlensaures Ammoniak wird bekanntlich schwefelsaures Am-

moniak und kohlensaurer Kalk gebildet *). Weniger allgemein bekannt geworden ist die entgegengesetzte Einwirkung des schwefelsauren Ammoniaks auf kohlensauren Kalk, wodurch kohlensaures Ammoniak und Gyps gebildet werden.

Zur Vervollständigung der Boussingault'schen **) Versuche über diesen Gegenstand habe ich gemeinschaftlich mit Herrn Dr. Reischauer einige Versuche angestellt.

1) Uebergießt man feingepulverten kohlensauren Kalk mit einer Auflösung von schwefelsaurem Ammoniak, so entwickelt sich sogleich Ammoniak auch bei gewöhnlicher Temperatur. Nach wenigen Tagen der Einwirkung beginnt die Bildung kleiner Gypskrystalle und bei fortgesetzter Einwirkung unter Erneuerung des schwefelsauren Ammoniaks ist endlich die ganze Menge des kohlensauren Kalkes in Gyps übergeführt.

2) Fällt man eine Gypslösung durch kohlensaures Ammoniak und läßt die Flüssigkeit mit dem Niederschlag spontan verdampfen, so resultirt nur Gyps und keine Spur von kohlensaurer Kalkerde.

3) Concentrirte Gypslösung trübt sich in einer Atmosphäre von kohlensaurem Ammoniak; ein gleiches findet statt mit einer Lösung von Gyps in schwefelsaurem Ammoniak. Daraus folgt sofort, daß kohlensaurer Kalk und schwefelsaures Ammoniak in verschlossenen Gefäßen nicht auf einander wirken können, was auch durch den direkten Versuch dargethan wurde. Kohlensaurer Kalk mit einer Lösung von schwefelsaurem Ammoniak übergossen, zeigt in einem Glasrohre eingeschmolzen keine Bildung von Gypskrystallen. Die Wirkung beginnt aber augenblicklich bei Zutritt der Luft, indem kohlensaures Ammoniak an der Oberfläche verdünstet, Gyps in Krystallen ausgeschieden wird und sich eine dem verdunsteten kohlensauren Ammoniak äquivalente Menge von kohlensaurer Kalkerde wieder auflöst.

4) Der Niederschlag, welcher in einer Gypslösung durch kohlensaures Ammoniak entsteht, löst sich auf Zusatz von krystallisirtem schwefelsaurem Ammoniak vollkommen klar auf: nach kurzer Zeit trübt sich die Flüssigkeit wieder, indem sich kohlensaurer Kalk absetzt. Bei weiterem Verfolge dieser Thatsache fand sich, daß die Lösung des Niederschlages nicht erfolgte, wenn man das schwefelsaure Ammoniak erst nach einiger Zeit, nach 10 bis 15 Minuten, zusetzte. Während dieser Zeit hatte der Niederschlag das bekannte körnige Gefüge des krystallisirten kohlensauren Kalkes angenommen. Ebenso ist der aus der Lösung in schwefelsaurem Ammoniak sich wieder absetzende Niederschlag sogleich krystallinisch körnig. Demnach erklärt sich dieses Verhalten dadurch, daß der Kalk frisch gefällt im amorphen Zustande leicht löslich in schwefelsaurem Ammoniak ist, nach kurzer Zeit aber in den krystallinischen Zustand zurückkehrend, seine Löslichkeit in schwefelsaurem Ammoniak verliert. Man hat also in dem schwefelsauren Ammoniak ein Mittel, die Gegenwart von amorpher kohlensaurer Kalkerde nachzuweisen, indem der hexagonale und rhombische Kalk sich nur äußerst wenig darin auflösen.

*) Spazier, Erdmann's Journal 1831. B. 11. S. 89.

**) Boussingault, Landwirthschaft B. II. S. 148.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Juni 1857.

(Schluß.)

Vom Herrn Radlinsky in Mantua:

a) Il Fedone. Mantova 1857. 8.

b) L'America prima di Cristoforo Colombo. Mantova 1857. 8.

c) Alessandro magno, influenza delle sue conquiste sull' Asia e sull' Europa. Mantova 1857. 8.

Vom Herrn Don Manuel Rico y Sinobas in Madrid:

Resumen de los trabajos meteorologicos correspondientes al año 1854 verificados en el real observatorio de Madrid. Madrid 1857. 8.

Vom Herrn Pictet in Genève:

Matériaux pour la paléontologie Suisse ou recueil de monographies sur les fossiles du Jura et des Alpes. VI. livraison. Genève 1857. 4.

Vom Herrn Grunert in Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Physik. 28. Thl. 2. Heft. Greifswalde 1857. 8.

Vom Herrn Marianini in Modena:

a) Sopra l'azione magnetizzante delle correnti elettriche momentanee. Memoria VII — X. Modena 1846 — 1852. 4.
b) Sopra il fenomeno che si osserva nelle calamite temporarie etc. Modena 1851. 4.
c) Sopra un modo di vedere con facilità i colori accidentali. Modena 1855. 4.
d) Sulla proprietà posseduta in particolar modo dai corpi umidi di assorbire l'elettricità etc. Modena 1854. 4.
e) Memoria relativa ai valori delle funzioni di una variabile, corrispondenti a' valori della variabile stessa. Modena 1855. 4.
f) Sopra alcune fontane artificiali a getto variabile ed a getto intermittente. Modena. 8.
g) Sopra l'aumento di forza assorbente che si osserva in un' elica elettrodinamica, quando è circondata da un tubo di ferro. Modena. 8.
h) Sopra l'equivalenza di alcuni spazj e solidi infinitamente estesi a spazj e solidi terminati. Modena 1845. 8.

Juli 1857.

Vom landwirthschaftlichen Verein in München:

Zeitschrift. Mai, Juni, Juli V. VI. VII. 1857. München. 8.

Von der Academy of natural sciences in Philadelphia:

a) Journal. New Series. Vol. III. Part. III. Philadelphia 1856. 4.
b) Proceedings. Vol. VIII. No. 34. Philadelphia 1856. 8.

Von der Smithsonian institution in Washington:

a) Tenth annual report of the board of regents. Washington 1856. 8.
b) Report of the Commissioner of Patents for the year 1855. Arts and Manufactures Vol. I. Vol. II. Mechanics. Washington 1856. 8.
c) Report of the Commissioner of Patents, for the year 1855. Agriculture. Washington 1856. 8.
d) Norton's literary register for 1856. A catalogue of books. New-York 1856. 8.

Vom naturhistorischen Verein in Augsburg:

X. Bericht. Augsburg 1857. 8.

Von dem historischen Verein für Niederbayern in Landshut:

Verhandlungen. V. Heft. II. Bd. Landshut 1857. 8.

Von dem zoologisch-mineralogischen Verein in Regensburg:

Correspondenzblatt 10. Jhrg. Regensburg. 1856. 8.

Von dem naturwissenschaftl. Verein in Hamburg:

Abhandlungen. III. Bd. Hamburg 1856. 4.

Von der Académie des inscriptions et belles lettres in Paris:

Mémoires. 21. Band. Paris 1857. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. 42. Janvier — Juin 1856. Paris 1856.

Von der Accademia pontificia de' nuovi Lincei in Rom:

Atti. Sessione III. del I. Febbrajo, VI. Marzo, V. Aprile 1857. Rom 1857. 4.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

a) Göttinger Gel. Anzeigen 1. — 112. Stück. Göttingen. 8.
b) Nachrichten v. d. G. A. Universität und der Gesellschaft der Wissenschaften. Nr. 1—6. Göttingen. 8.

Von dem histor. Verein für Niedersachsen in Hannover:

XX. Nachricht. Hannover 1857. 8.

Von der Natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch-Indie in Batavia:

Natuurkundige Tijdschrift. Deel XIV. III. Serie, deel II. Aflevering I. II. III. Batavia 1856. 8.

Von der Medical and chirurgical Society in London:

Medico-Chirurgical Transactions Vol. XXXIX. London 1856. 8.

Von der Société royale des sciences in Liège:

Mémoires. Tom. XII. Liège 1857. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal No. CCLVIII. No. VI. 1856. Calcutta 1856. 8.

Von der Geological Survey of India. Geological Museum in Calcutta:

Memoirs. Vol. I. Part. I. Calcutta 1856. 8.

Von der Philosophical Society in Cambridge:

Transactions. Vol. IX. Part. IV. Cambridge 1856. 4.

Von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher XXV. 13. Jahrg. Bonn 1857. 8.

Von der Universität in Heidelberg:

Heidelberger Jahrbücher der Literatur unter Mitwirkung der 4 Facultäten. 50. Jahrgang. 5. Heft. Juni. Heidelberg 1857. 8.

Von der Accademia delle scienze in Neapel:

a) Mémoire. Vol. I. 1852, 53, 54. Fascicolo I. per l'anno 1852. Napoli 1856. 4.

b) Rendiconto della Società reale borbonica. Anno V 1856. Bimestre di Gennaio e Febbrajo. Napoli 1856. 4.

Von der physikalisch-medizinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen. 7. Bd. 3. Heft. 8. Bd. 1. Heft: Würzburg 1857. 8.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Emden:

12. Jahresbericht für 1856. Emden 1857. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Berlin 1857. 8.

Vom Herrn Malacarne in Vicenza:

I rapporti che i lati dei poligoni regolari concentrici, isoperimetri, uno con un lato più dell' altro, hanno fra essi; e le arche dei cerchi iscritti con quelle dei poligoni antecedenti. Vicenza 1857. 8.

Vom Herrn James Dana in Philadelphia:

a) A Review of the classification of crustacea. New-Haven 1856. 8.

b) On American geological history. New-Haven 1856. 8.

c) The American Journal of science and arts Vol. XXII. Juli, Sept. Nov. 1856. New-Haven. 8.

Vom Herrn James Yates in London:

On the irregularities in the versification of Homer. London. 8.

Vom Herrn Böhm in Berlin:

Der Nystagmus und dessen Heilung. Berlin 1857. 8.

Vom Herrn Reumont in Florenz:

Della diplomazia italiana dal secolo XIII al XVI. Firenze 1857. 8.

Von den Herren Luther und Wichmann in Königsberg:

Astronomische Beobachtungen auf der kgl. Universitäts-Sternwarte in Königsberg. 30. Abthl. enthaltend: Beobachtungen an dem Heliometer bis zum Ende des Jahres 1852 und Beobachtungen an dem Reichenbachischen Meridiankreis vom 1. Jänner 1847 bis 9. Febr. 1848. Königsberg 1857. Fol.

Vom Herrn Fournet in Lyon:

a) Détails au sujet de la formation des Oolites calcaires. Lyon. 8.

b) Des oscillations périodiques de la température. Lyon. 8.

Vom Herrn C. Prantl hier:

Neueste Sammlung ausgewählter griechischer und römischer Klassiker. 51. Lieferung. Plato's ausgewählte Werke. 5. Band, der Staat. II. Hälfte. Stuttg. 1857. 8.

Vom Herrn Jäger in Stuttgart:

a) Ueber einen durch ringförmige Erhöhungen (Wachsthumsringe?) ausgezeichneten höchst wahrscheinlich fossilen Stoßzahn des Elephanten. München 1857. 8.

b) Osteologische Bemerkungen.

Vom Herrn A. F. Kupfer in St. Petersburg:

a) Ueber den Einfluß der Wärme auf die elastische Kraft der festen Körper und insbesondere der Metalle. St. Petersburg 1856. 4.

b) Compte-Rendu annuél addressé a S. Exc. M. de Brock, Ministre des Finances. Annće 1855. St. Petersbourg 1856. 4.

Vom Herrn Klutzhohn in Göttingen:

Geschichte des Gottesfriedens. Leipzig 1857. 8.

Vom Herrn Grunert in Greifswalde:

Archiv der Mathematik und Physik. 28. Theil. 4. Heft. Greifswalde 1857. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 4. September.

Nr. 29. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Bemerkungen und Beobachtungen über Afterkrystalle. Von Dr. Theod. Scheerer, Professor ꝛc. Braunschweig 1856. Lex. 8. S. 41. Friedr. Viehweg und Sohn.

Der durch seine vielfältigen und tüchtigen Arbeiten auch in diesen Blättern wohlbekannte Herr Verf. hat neuerdings, gleichsam als eine Ergänzungsarbeit seines Paramorphismus*), vorliegende Abhandlung veröffentlicht, worin er zu beweisen sucht, daß „Afterkrystalle", Epigénies, krystallähnliche Gebilde sind, welche, obgleich ihre äußere Form von Krystallisation herrührt, nicht alle wesentlichen Eigenschaften eines Krystalls besitzen. Die chemische Beschaffenheit der Materie findet einen physischen Ausdruck in der Krystallform. Jeder krystallisirbaren Substanz — wenn sie nicht di- oder trimorph ist — kommt eine ihr eigenthümliche Krystallform zu; und jeder Krystallform entspricht eine bestimmte chemische Substanz. Aechte oder normale Krystalle sind dadurch charakterisirt, daß ihre chemische Masse und ihre Krystallform zu einander in dem Verhältnisse einer nothwendigen Folge, eines erfahrungsmäßigen gegenseitigen Bedingens stehen. Afterkrystalle dagegen nennt Hr. Verf. alle krystallähnlichen Gebilde, zwischen deren natürlicher Form und chemischer Masse ein Widerspruch stattfindet. Man hat bisher 2 Hauptarten dieser Gebilde unterschieden, welche Hr. Verf. vorläufig durch folgende Definition charakterisiren will.

*) Gel. Anzeig., 1855. II. N. 6 v. 28. Febr.

1) Paramorphosen sind Afterkrystalle, deren äußere Form zwar ihrer chemischen Masse entspricht, mit ihrer innern Form aber im Widerspruche steht.

2) Pseudomorphosen sind Afterkrystalle, deren äußere Form weder ihrer chemischen Masse, noch ihrer innern Form entspricht. Dieselben kommen im Mineralreiche vor, und lassen sich auch an künstlich dargestellten chemischen Verbindungen so wie an Mineralien erzeugen. Während die Bildung der Paramorphosen durch eine gewisse physische Veränderung der Krystalle erfolgt, sind die künstlich erzeugten Pseudomorphosen durch chemische Veränderung von Krystallen entstanden. Die Pseudomorphosen theilt Hr. Verf. in 2 Gruppen: in solche von einem Bildungsstadium und in solche von mehreren Bildungsstadien, und bezeichnet sie kurzweg als monogene und polygene Pseudomorphosen. Auch glaubt er sich im Allgemeinen zur Aufstellung des Satzes berechtiget, daß sich aus der äußeren Form und der chemischen Masse einer Pseudomorphose nicht immer mit Sicherheit auf die specielle Bildungsart derselben schliessen lasse; Pseudomorphosen von gleicher äußerer Erscheinung und gleicher chemischer Beschaffenheit können auf verschiedene Weise entstanden sein. Die polygenen Pseudomorphosen theilt er in bigene, trigene und tetragene ein, indem sich bei denselben respektive 2, 3 und 4 Bildungsstadien unterscheiden

lassen. Bezüglich der chemischen Veränderung, durch welche die Pseudomorphosen aus den betreffenden ursprünglichen Krystallen entstanden, läßt sich dieselbe als eine Molekül-Wanderung bezeichnen; die physische Veränderung aber, welche normale Krystalle zu Paramorphosen umbildet, besteht in einer bloßen Molekül-Umsetzung. Während erstere offene Wege für eine Stoffbewegung im größeren Raume erfordert, bedarf es zur letzteren bloß einer Gruppirungsveränderung benachbarter Moleküle, also nur einer Molekül-Bewegung im kleinsten Raume. Die gesammten Erfahrungs-Resultate, welche Hr. Vf. aus einer Reihe von Untersuchungen ableitet, lassen sich, ihrem Hauptinhalte nach, durch folgende Thesen ausdrücken.

1. Eine Pseudomorphose ist ein krystallähnliches Gebilde, dadurch entstanden, daß die Masse eines Krystalls chemisch, und in Folge davon, gleichzeitig die innere Form desselben physisch verändert wurde, während seine äußere Form unverändert oder doch erkennbar blieb. Letztere kann also weder der veränderten inneren Form, noch der veränderten Masse in der Weise entsprechen, wie dies bei normalen Krystallen erfahrungsgemäß stattfindet.

2. Der Akt der chemischen Veränderung, durch welchen eine Pseudomorphose gebildet wird, äußert sich stets durch eine Molekül-Wanderung. Fast alle Pseudomorphosen mußten daher bei ihrer Entstehung so placirt sein, daß eine Stoffbewegung aus ihnen und in sie möglich war.

3. Die Pseudomorphosenbildung an einem Krystall beginnt zunächst an den der betreffenden chemischen Einwirkung am meisten ausgesetzten Stellen, schreitet also von außen nach innen.

4. Alle Pseudomorphosen haben eine mikrokrystallinische, oder mitunter vielleicht, amorphe Masse.

5. Nach der verschiedenen Art ihrer Bildung theilt sie Hr. Vf. ein:

I. Monogene Pseudomorphosen.

a. Umwandlungs-Pseudomorphosen.
- α. durch Verlust von Bestandtheilen,
- β. durch Aufnahme von Bestandtheilen,
- γ. durch Austausch von Bestandthln.,

b. Verdrängungs-Pseudomorphosen.
- α. durch Differenzen in der chemischen Verwandtschaft,
- β. durch Differenzen im Löslichkeits-Vermögen.

II. Polygene Pseudomorphosen.

a. Bigene
b. Trigene
c. Tetragene
} Pseudomorphosen.

§. 6. Die morphologische und chemische Beschaffenheit einer Pseudomorphose berechtiget zu keinen entscheidenden Schlüssen auf die specielle Bildungsart derselben. Nach Hrn. Verf.'s Ansicht ist keine gründliche Klassifikation der Pseudomorphosen des Mineralreichs möglich, bevor man nicht den verschiedenen Bildungshergang derselben erforscht hat. Dazu gehören 3 Forderungen: 1) Die genaue Bestimmung der äußern Form der — wirklichen oder vermeintlichen — Pseudomorphose, und Vergleichung derselben mit der Form gleich oder ähnlich krystallisirter Mineralien, um darauf Schlüsse zu basiren, welchem bestimmten Minerale jene Pseudogestalt möglicherweise angehört haben mag. 2) Die gründliche chemische und physische Untersuchung der Masse der Pseudomorphose, wodurch man fernern Anhaltspunkt gewinnt, um die bereits gezogenen Schlüsse auf ihre Richtigkeit zu prüfen. 3) Die sorgfältigste Ermittelung der Verhältnisse in situ, d. h. der gesammten nächsten näheren Mineralumgebung der Pseudomorphose, was sich mitunter selbst auf ausgedehntere geognostische Verhältnisse erstrecken kann, und zum Zwecke hat, den Veranlassungen und Wegen der Stoffwanderung nachzuspüren, als deren Erzeugnisse die Pseudomorphose zu betrachten ist.

Die Pseudomorphosen umfassen nun, zufolge Hrn. Vf.'s bisherigen Erfahrungen, folgende genetisch verschiedene Gebilde:

A. Monogene Pseudomorphosen.

1. Syngenetische:

a. Umwandlungs-Pseudomorphosen.
- α. durch Verlust von Bestandtheilen,
- β. durch Aufnahme von Bestandtheilen,
- γ. durch Austausch von Bestandthln.

b. Verdrängungs-Pseudomorphosen. { α. durch Differenz der chemischen Verwandtschaft, β. durch Differenz des Löslichkeitsvermögens.

2. Epigenetische:

a. Umhüllungs-Pseudomorphosen. { α. Gebilde, β. „ γ. „

b. Ausfüllungs-Pseudomorphosen. { α. durch die homogene Masse einer Substanz, β. durch ein mechanisches Gemenge 2 oder mehrerer Substanzen.

B. Polygene Pseudomorphosen.

a. Bigene
b. Trigene } Pseudomorphosen.
c. Tetragene

Jede dieser Abtheilungen der polygenen Pseudomorphosen kann nach den Arten der betreffenden chemischen Processe, welche bei einer solchen Pseudomorphose kombinirt auftreten, in Unterabtheilungen gebracht werden.

Mit der Schlußansicht des Herrn Verf.'s stimmt auch Referent gerne überein, daß das Studium der Genesis der Aftergebilde zu wichtigen Aufschlüssen über geologische Verhältnisse führen wird. Denn man kann durch sie nicht nur hinsichtlich der Entstehung mancher Gebirgssteine Fingerzeige erhalten, sondern auch in Betreff einiger bisher unaufgeklärter Gangverhältnisse, namentlich gewisser Capricen der launenhaften Erzgänge sogar Aufklärung; dabei muß man aber wohl erwägen, daß das Spekuliren ohne Probiren hier in der Regel ad undas führt.

Dr. Anton Besnard.

Der Jura. Von Fr. Aug. Quenstedt, Professor in Tübingen. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten und einem Atlas von 96 Tafeln. Tübingen 1857. gr. 8. 3. Lieferung *). Bogen 24—36 mit Tafel 49—72 u. einer colorirten geologischen Karte. H. Laupp'sche Buchhandlung.

„Der mittlere braune Jura γ u. δ". Durch seine organischen Einschlüsse schließt sich der blaue Kalk hier an, wozu noch der Eisenrogenstein kommt, jene braunrothen schlammigen Kalkmergel, in welchen zahllose kleine Linsen von Brauneisenstein liegen, die den mittlern Braunen so auszeichnen, und namentlich in Delta in ihrer ganzen Vollkommenheit auftreten. Zum erstenmale zeigen diese eigenthümlichen Oolithe ihren vollen Charakter in den Bänken des Ammonites Sowerbyi an der Katzensteige bei Gosheim. Die Kalke von Delta sind zwar weicher und mergelicher, aber im Ganzen den blauen Kalken doch noch so ähnlich, daß schon Uebung dazu gehört, sie in Handstücken zu unterscheiden. In so fern bilden Gamma und Delta ein Ganzes.

„Brauner Gamma, γ". Die blauen Kalke bilden den Mittelpunkt; ihre obere Grenze läßt sich schwer festhalten.

„Brauner Delta, δ". Das eigentliche Delta beginnt hier mit den Giganteusthonen, etwa 10—20' mächtig. Stellenweis ziehen sich mergelige Kalkbänke durch, denen darüber wieder geschlossene Reihen von mergeligen Kalkbänken folgen, die man nach den häufigsten ihrer Muscheln Ostreenkalke nennen kann; denn Ostrea cristagalli, eduliformis u. pectiniformis spielen darin eine Hauptrolle, begleitet von vielen andern Schalen. Kann wohl 20' mächtig werden. Die Brachiopoden, welche im obern Lias u. untern Braunen kaum erschienen, treten im mittlern Braunen stellenweis in den ungeheuersten Mengen auf.

*) Fortsetzung von Bd. XLIV. Nr. 70 und 71 dieser Blätter.

„Der obere braune Jura, ε u. ζ". Die Mächtigkeit dieses Gebirges schwankt zwischen 20 — 100' und drüber. Wenn der mittlere braune Jura vorherrschend aus dunkeln Kalksteinen und grauen Kalkmergeln mit verkalkten Muscheln bestand, so herrschen im obern plötzlich wieder die fettern Thone mit verkiesten Versteinerungen, so schön als sie irgend nur im mittlern Lias auftreten können. Verkieste Thierreste sind im ganzen Braunen α — δ bis jetzt vergeblich gesucht; so kann eine scheinbar vereinzelte Thatsache zu einem geognostischen Horizont werden.

„Brauner Epsilon, ε". Faßt man die Sache in ihren allgemeinsten Zügen auf, so stellen sich über den Bifurcatenoolithen plötzlich dunkelfarbige Schwefelkiesthone ein, ungefähr von dem Aussehen der Amaltheenthone; aber schärfer untersucht findet man darin unzählige Splitter dünner Muschelschalen, die hauptsächlich einer Posidonia anzugehören scheinen. Die Zahl dieser Muschelbrocken nimmt zu, je weiter man nach oben schreitet. Schwefelkies ist zwar nicht häufig; doch da hier noch verkieste Hamiten lagern, so könnte nach Hrn. Verf. der Name „Hamitenthon" für die ganze Abtheilung passen. Mit dem Namen „Dentalienthon" will Hr. Verf. jene mehrere Zoll langen und fast federkieldicken Schalen bezeichnen, die in der Mitte dieses Gebildes zu tausenden liegen. Den Erzgehalt betreffend, so sind die Brauneisensteinkörner von ganz besonderer Schönheit, Größe, Schwärze und Rundung; sie werden durch Verwitterung abgeschieden und durch Regen in Furchen und Löchern zusammengeschwemmt. Aber ihre Ausbildung scheint sehr lokal.

„Brauner Zeta, ζ". Ueber den Macrocephalusoolithen setzen sich dieselben dunkeln Thone wie darunter fort, daher ist äußerlich am Gebirge auch nicht die geringste Veränderung zu merken. Man nimmt sogar an vielen Stellen noch dieselbe schiefe Posidonia wahr, die zu Millionen den schwarzen Letten schiefert. Alle Mühe, den ächten Parkinsoni noch hier zu finden, war bis jetzt vergeblich. Statt dessen stellt sich der wunderbar gebaute Ammonites refractus und sogar ein dünner Baculites ein. Die obere Grenze des Braunen Jura wird nach Herrn Verfs. Ansicht zu einer solchen festen und natürlichen, daß, unbekümmert um alle andern Eintheilungen, hier wieder ein großer Ruhepunkt gemacht werden muß. Der dunkele kalkarme Thon bildet einen förmlichen Gegensatz gegen die grauweißen Kalke und Mergel des weißen Jura.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Mathematica.

G. van Hennekeler, Verhandeling over de primitive wortels van alle gestallen, en hunne toepassing op de decimale breuken. Leyden 1855.

Dr. H. Sloman, Versuch, die Differentialrechnung auf andere als die bisherige Weise zu begründen. Paris 1856.

A. Wiegand, Die höheren bürgerlichen Rechnungsarten. Halle 1850.

S. Haindl, Die geometrische Schatten-Construction. Bd. 1. Regensburg 1848.

J. A. Grunert, Analytische Geometrie der Ebene und des Raumes. Greifswalde 1857.

J. N. Poncelet, Traité de Mécanique appliquée aux Machines. 3. éd. Vol. 1. 2. Lüttich 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 7. September.

Nr. 30. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Der Jura. Von Fr. Aug. Quenstedt, Professor in Tübingen. rc.

(Schluß.)

Wirft man einen „Rückblick auf den Braunen Jura", so wird man die Mächtigkeit desselben im Mittel nicht überschätzen, wenn man sie ungefähr auf das Doppelte des Lias, d. h. auf 600 Pariser Fuß setzt. Auch ist im schwäbischen Braunen Jura das „Alpha" zu deutlich charakterisirt durch seine dunkeln Thone und weißen Muscheln, als daß man es verkennen könnte, wie auch bei „Beta" der Eindruck der dichten Thoneisensteine ein sehr bestimmter ist. „Gamma" vermitteln und bei „Delta" war es Hr. Verf. zuerst, der eine vielseitige Verwandtschaft zwischen beiden nachwies: aber γ und δ deshalb zusammenwerfen wollen, das hieße seine Augen gegen die schlagendsten Thatsachen verschließen. Noch heterogener sind die Glieder von „Epsilon": unten die Schwefelkiesthone mit Hamiten; dann die Parkinsonoolithe, darüber abermals Thone mit Dentalien und mit vielen andern feinen Muscheln, und als Schluß den Macrocephalusoolith. Jeder der Eisenoolithe bildet zwar einen Horizont für sich, dennoch mochte Hr. Verf. einer Schichtenreihe von 4 — 6 Fuß keinen besondern Buchstaben geben; auch sind in den Thonen von „Zeta" die verschiedenen Muschelhorizonte weniger ausgeprägt.

„Der weiße Jura". Hr. Verf. hat auch hier der Symetrie wegen wieder 6 Hauptabtheilungen mit griechischen Buchstaben gemacht: Alpha und Beta bilden die wohlgeschichtete Basis des ganzen Alp-Körpers, welche oben an ihrer Stirn in gerader Linie abschneiden. Die buckligen Berge auf der meeresgleichen Ebene mit ihren zahllosen Schwämmen und Muscheln gehören der Mittelregion Gamma und Delta. Die letzten beiden Glieder würden sich nach ihrer Lagerung kaum bestimmen lassen, wenn nicht glücklicher Weise die zuckerkörnigen Kalke und kieseligen Sternkorallen Epsilon, und schiefrigthonkalkige Platten Zeta auszeichneten. Ja in Franken bei Solnhofen, Eichstädt und Kehlheim liefert sogar dieses Endglied eine der berühmtesten Formationen der Welt, deren Namen man einem unsichern fremdländischen nicht opfern darf.

„Der untere Weiße Jura, α und β". Sollte man auch einen Augenblick über den Anfang im Zweifel sein, schon das plötzliche prallige Ansteigen des Gebirgsrandes bekundet selbst auf bewaldeter Oberfläche die ganz veränderten Eigenschaften des unterliegenden Gesteins. Es verwittert vermöge seines reichern Kalkgehaltes viel weniger als das dunkelfarbige Thongestein des tiefern Jura. Dabei findet die Ablagerung der Schichten in Bänken von ½ bis 2' Dicke so regelmäßig statt, daß man von unten bis oben Schicht für Schicht auffindet mit vielen Versteinerungen; Beta ist viel kalkiger als Alpha.

„Weißer Jura, α". Thon ist hier zwar noch viel da, aber der Thon ist grau und sehr kalkig; überall kommen Kalkbänke mit ihren Köpfen hervor,

die nach oben immer gedrängter werden, bis endlich jede Spur einer Zwischenschicht fehlt. Da läßt Hr. Verf. *a* enden. Die Art der Versteinerungen anlangend, so finden sich zwar verkalkte Formen, allein dieselben haben für die Bestimmung weniger Werth, bezeichnender sind dagegen die verkiesten, welche sich besonders in der Mitte von *a* anhäufen. Die bedeutendste Rolle darunter spielt Terebratula impressa, daher nennt Hr. Verf. die ganze Abtheilung auch „Impressakalke". Außerdem bieten die organischen Reste noch allerlei untrügliche Anhaltspunkte dar, namentlich wenn man außer der Form auch das allgemeine Aussehen zu Hilfe nimmt.

Dr. Anton Besnard.

Anleitung zur chemischen Analyse nebst Beispielen. Von Dr. Wilhelm Wicke, Privatdocenten an der Universität zu Göttingen. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Erste Abtheilung. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn) 1857.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Lehrer der Chemie, welcher mit Erfolg praktische Uebungen leitet, nur selten der Unterrichtsmethode eines anderen und wenn sie auch noch so vortrefflich erscheint, folgen werde. Nach und nach wird er an einzelnen Abschnitten anfangs vielleicht nur unbedeutende Abänderungen eintreten lassen, aus welchen sich aber mit der Zeit eine neue Methode des Unterrichtsganges herausbildet, genau der Specialität des Lehrzweckes, — der Originalität des Lehrers angepaßt. So kömmt es denn, daß ungeachtet der großen Menge vortrefflicher Lehr- und Handbücher der analytischen Chemie wir alljährlich noch mit neuen bereichert werden und wahrlich nicht zum Nachtheile unserer in rascher Entfaltung sich verbreitenden Wissenschaft.

Der Verf. des vorliegenden Werkes, ein Schüler unseres Wöhler, welchem er seine Arbeit als Zeichen innigster Dankbarkeit gewidmet, hat es sich zum Ziele gesetzt, ein für den Unterricht der analythischen Chemie durchaus praktisches Buch zu liefern, eine Aufgabe, deren Lösung ihm nach unserer Ansicht glücklich gelungen ist.

Durch die Darstellung der Reactionen in kurzer, einfachster Form erscheinen sie selbst als treffende Charakteristiken, welche das nothwendige Einprägen derselben wesentlich erleichtern. Auf die übersichtliche Behandlung des Materials legt der Verf. mit Recht besonderes Gewicht und hat deshalb am Ende einer jeden Gruppe Zusammenstellungen entworfen. Alle zu einer Gruppe gehörenden Körper werden auf diese Weise noch einmal ihrem charakteristischen Verhalten nach vor Augen geführt, ihr Verhalten nach gewissen Gesichtspunkten geordnet.

Wir halten diese Behandlungsweise, wenn auch nicht für die allein richtige, doch jedenfalls für eine sehr zweckmäßige und fruchtbringende Methode, indem sie zeigt, wie man es anzufangen habe, um sich die verschiedenen Reaktionen der Körper auf leichte Weise geläufig zu machen. Das Vergleichen und Unterscheiden ist es ja gerade, was dem Analysiren das Mechanische nimmt und diese leider oft nur geistlos betriebene Beschäftigung zu einer wirklichen Verstandesarbeit erhebt. So wird eine scharfe Beobachtungsgabe, — eine wichtige Eigenschaft des analytischen Chemikers — erzielt, um charakteristische Unterscheidungsmerkmale aufzufinden, die auf das Wesen der Körper selbst zurückgeführt, eine Ansicht von der verschiedenen Zusammensetzung der neu entstandenen Verbindungen gewähren.

Verwickelte Verhältnisse hat der Verf. durch Formeln deutlich zu machen gesucht, um gleich von vornherein an ihren Gebrauch zu gewöhnen. Wir theilen ganz die in der Vorrede ausgesprochene Ansicht des Verfs., nach welcher die Formeln als ein unentbehrliches Hilfsmittel für eine übersichtliche Darstellung und klare Auffassung der chemischen Prozesse zu betrachten sind; indem sie dem Auge ein Bild gewähren, welches sich dann dem Gedächtnisse leichter einprägt, bringen sie unter Umständen mehr Nutzen, als das bloße Nachlesen oder Anhören weitläufiger Demonstrationen.

Der Verf. hat sich bemüht, die neueren Forschungen auf dem Gebiete der analytischen Chemie zu benützen und dadurch seinem Werke einen anerkennenswerthen Grad wissenschaftlicher Vollständigkeit verliehen.

Da die Schlußabtheilung des Werkes schon nach wenigen Monaten in Aussicht gestellt ist, so enthalten wir uns eines motivirten Urtheils bis zur Vollendung und wollen vorläufig nur wenige speciell kritische Betrachtungen einzelner Punkte hervorheben, woraus der geehrte Verf. unser lebhaftes Interesse für seine Bearbeitung erkennen wird.

Zunächst führen wir die Seitenzahlen einiger frappanter Druckfehler an: S. 45, 65, 91, 93.

Wenn es so allgemein richtig wäre, wie der Verf. angibt, daß ein Zusatz von schwefelsauren Alkalien die Zersetzung des schwefelsauren Baryts beim Kochen mit kohlensauren Alkalien hinderte, so könnte ja überhaupt eine Zerlegung der schwefelsauren Erden auf solche Weise nicht möglich sein, da die Methode bekanntlich darauf beruht, daß durch den Austausch der Säuren schwefelsaures Alkali gebildet wird. Wenigstens müßte, um darauf eine Trennungsmethode von Baryt und Strontian zu gründen, doch ungefähr die Quantität des nothwendigen Zusatzes von schwefelsaurem Alkali angegeben werden. Wenn man ein Gemeng aus schwefelsaurem und kohlensaurem Kali in ein lösliches Barytsalz bringt, so bildet sich, wie man weiß, kohlensaurer Baryt, der höchstens eine Spur schwefelsauren Baryts enthält.

Unter den Reaktionen auf Eisenoxydulsalze ist die Reaktion mit Kleesäure nicht angegeben, während das weniger charakteristische Verhalten der Kleesäure zu anderen Metallen meistens erwähnt wird. Das gelbe kleesaure Eisenoxydul gibt beim Glühen bekanntlich das reinste Eisenoxyd und kann somit zur Erkennung des Eisens unter Umständen benützt werden.

Die im Wasser löslichen Salze der Magnesia haben nicht alle einen unangenehmen bitteren Geschmack, der citronensauren Magnesia z. B. fehlt dieses charakteristische Merkmal der Magnesiasalze.

Aus dem oxalsauren Zinnoxydul erhält man durch Glühen im Verbrennungsrohre kein reines Zinnoxydul, sondern ein kohlensäurehaltiges Oxydul. Die Kohlensäure wird hiebei so hartnäckig zurückgehalten, daß sie erst bei einer sehr hohen Temperatur, einer Temperatur, wobei das Glas schmilzt, vollständig entfernt werden kann.

Wir haben diese kleinen Bemerkungen, welche natürlich dem Werthe der Arbeit durchaus keinen Eintrag thun, nur deshalb hervorgehoben, um dem Verf. einige vorläufige Materialien zu liefern für die Revision seines Buches zu einer zweiten „vermehrten und verbesserten“ Auflage. Eine solche wird aber wohl nicht lange ausbleiben; denn wenn es dem Verf., wie wir es mit ihm wünschen, durch seine Arbeit gelingt, den Erfolg zu erzielen, daß an die Stelle bisherigen unsicheren Schwankens nun ein bewußtes sicheres Handeln in der analytischen Chemie tritt, so muß sich das Buch in kürzester Zeit recht viele Freunde erwerben. Wie schon bemerkt, behalten wir uns eine Schlußbeurtheilung vor, wenn das ganze Werk in seiner Vollendung vor uns liegen wird.

A. Vogel.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Mathematica.

L. Pacinotti, Pneumatologia industriale, ovvero applicazioni delle dottrine de' fluidi aeriformi. Pisa 1854.

Ch. Delaunay, Traité de mécanique rationelle. Par. 1856.

M. Gauthey, Traité de la construction des ponts. Vol. 1. 2. 3. Mons 1843.

T. Fontenay, Construction des viaducs, ponts-aqueducs, ponts et ponceaux en maçonnerie. Avec Atlas. Par. 1852.

W. H. Morley, Description of a planispheric astrolabe, constructed for Shah Sultan Husain Safawi King of Persia. Lond. 1856.

Physica etc.

J. N. v. Fuchs, Gesammelte Schriften. Herausgeg. v. Dr. C. G. Kaiser. München 1856.

Forhandlinger ved de skandinaviske Naturforskeres andet Möde. Kjobenhavn 1841.

W. Menzel, Die Naturkunde im christlichen Geiste aufgefaßt. Bd. 1. Stuttg. 1856.

R. Brück, Electricité ou magnétisme du globe terrestre. Vol. I. p. 1. 2. Bruxell. 1851—55.

Will. Godwin, Lives of the Necromancers. Lond. 1834.

Dr. C. Neubauer und Dr. J. Vogel, Anleitung zur qualitativen und quantitativen Analyse des Harns. 2. Aufl. Wiesbaden 1856.

Dr. Mialhe, Chimie appliquée à la physiologie et à la thérapeutique. Par. 1856.

Dr. J. Leunis, Synopsis der drei Naturreiche. 2. gänzl. umgearb. Aufl. Th. 1. Hannover 1856.

C. Th. E. v. Siebold, Wahre Parthenogenesis bei Schmetterlingen und Bienen. Leipz. 1856.

G. B. Sowerby, A conchological manual. 4. edit. Lond. 1842.

J. Michelet, L'oiseau. Par. 1846.

H. Frey, Die Tineen und Pterophoren der Schweiz. Zürich 1856.

Dr. E. Pfeiffer, Monographia auriculaceorum viventium, adjectis proserpinaceis et truncatellis. Cassel 1856.

J. Michelet, Aus den Lüften. Das Leben der Vögel. A. d. Franz. Berl. 1857.

Dr. Leuckart, Die Blasenbandwürmer und ihre Entwickelung. Gießen 1856.

Kroyer, Danmarks Fiske. Bd. 1. 2. 3. Kjobenhavn 1838—1853.

M. Herold, Disquisitiones de animalium vertebris carentium in ovo formatione. De generatione insectorum in ovo. Francof. 1836.

A. Heinrich, Mährens u. k. k. Schlesiens Fische, Reptilien und Vögel. Ein Beitrag zur Fauna beider Kronländer. Brünn 1856.

P. Gervais, Histoire naturelle des Mammifères. Vol. 1. 2. Par. 1855.

J. Gené, De quibusdam insectis Sardiniae novis aut minus cognitis. Fasc. 1. 2. Taurini s. a.

A. M. C. Duméril, Ichthyologie ou essai d'une classification naturelle des poissons, à l'aide de tabl. synoptiques. Par. 1856.

G. C. Wittstein, Etymologisch-botanisches Handwörterbuch. 2. Ausg. Erlangen 1856.

W. H. de Vriese, De Kina-Boom uit zuid-Amerika overgebragt naar Java. Gravenhage 1855.

J. F. Langmann, Flora von Nord- und Mitteldeutschland mit bes. Rücksicht der beiden Großherzogth. Mecklenburg. 2. ed. Neustrelitz 1856.

C. Hartmann, Annotationes de plantis Scandinavicis herbarii Linnaeani, in Musaeo Societ. Linnaeanae Londin. asservati. Stockholm 1853.

G. Frauenfeld, Die Algen der dalmatischen Küste. Mit Darstellung eines Theiles derselben in Naturselbstdruck. Wien 1855. Fol.

F. Borchmann, Holsteinische Flora. Ein Taschenbuch zum Bestimmen der einheim. Phanerogamen. Kiel 1856.

L. Fischer, Taschenbuch der Flora von Bern. Bern 1855.

W. Smith, A synopsis of the british Diatomaceae, with remarks on their structure. Vol. 1. 2. Lond. 1853—56.

J. G. Beer, Die Familie der Bromeliaceen. Nach ihrem habituellen Charakter bearbeitet mit bes. Berücksichtigung der Ananassa. Wien 1856.

Dr. J. v. Krombholz, Naturgetreue Abbildungen und Beschreibungen der eßbaren, schädlichen und verdächtigen Schwämme. Heft 1—10, nebst Atlas, in Fol. Prag 1831—46.

(Fortsetzung folgt.)

# Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 9. September.

Nr. 31. 1857.

Historische Classe.

A descriptive dictionary of the Indian Islands and adjacent countries, by John Crawfurd. London 1856.

Herr John Crawfurd ist vielfach bekannt als Staatsmann und Gelehrter. Crawfurd war der Nachfolger Raffle's in der Verwaltung der neubegründeten Kolonie Singapor; er war Gesandter in Birma, Siam und Cochin China und hat über diese Länder lehrreiche Reisebücher geschrieben. Sein größtes und inhaltreichstes Werk, die Geschichte des östlichen Archipelagus, ist bereits im Jahre 1820 erschienen. Unter den Vorarbeiten zu einer zweiten Auflage dieser Geschichte erschien es dem Verfasser geeigneter, den so mannigfachen Stoff in alphabetischer Ordnung darzustellen. So ist das beschreibende Wörterbuch der indischen Inseln und Nachbarländer entstanden, — ein handliches und sehr gutes Buch, welches freilich um Vieles besser und brauchbarer wäre, wenn es dem Verf. beliebt hätte, die einzelnen Artikel zu ergänzen und bis auf die jüngsten Tage herabzuführen. Dies ist aber entweder gar nicht oder bloß mit einigen ungenügenden Worten geschehen. Man vergleiche nur die Artikel Borneo, Sarawak, Siam und man wird finden, daß die neuen und neuesten Vorgänge kaum berührt sind. Sehr anziehend sind die Artikel allgemeinen Inhalts, wie Geschichte, Mensch, Archipelagus, Malaya, Java und mehrere andere solcher Art.

Geschichte, sagt Herr Crawfurd mit Recht, als eine verständige Erzählung öffentlicher Ereignisse ist im östlichen Archipelagus und bei mehreren Völkern des asiatischen Festlandes gänzlich unbekannt. Lügenhaftigkeit, die nothwendige verderbliche Frucht des ursprünglichen Truges und des Despotismus, ist überdies ein allgemein verbreitetes Laster unter den Orientalen wie bei allen in östlicher Weise regierten Völkerschaften; die Legendensammler über alte indische Geschichte nehmen keinen Anstand, ganze Herrschergeschlechter, Benennungen von Fürsten und Fürstenreihen zu erfinden. Colonel Wilford, das Opfer solcher Betrügereien, erzählt, ein sogenannter Hindu-Annalist zu Benares habe ihm offenherzig gestanden, er ergänze den leeren Raum zwischen zwei berühmten Königen mit willkürlich ersonnenen Namen, er verlängere und verkürze ihre Regierungsperiode nach Belieben; auch zweifle er keinen Augenblick, daß sich seine Vorgänger ähnliche Freiheiten herausgenommen hätten. Die Schreiber muselmanisch-indischer Geschichten prahlen nicht selten mit Anführung von Büchern, die sie niemals gesehen; sie erfinden Titel von Werken, die niemals vorhanden, und Schriftsteller, welche gar nicht gelebt haben. Vor wenigen Jahren erschienen zu Agra Zeittafeln des großmongolischen Herrscherhauses, angeblich aus einer Anzahl trefflicher Quellenwerke entnommen. Die Nachforschung lehrte, daß dem Verf. diese Werke nicht zu Gebote standen und viele kein Wort von dem enthielten, wobei sie als Zeuge angeführt waren. Ein Anderer liefert ein Verzeichniß der geschichtlichen Werke in der Bibliothek des Nisam. Man fragt nach und findet, daß der Nisam nicht ein einziges dieser Werke

besitze. Die Titel waren aus den Vorreden bekannter Bücher abgeschrieben.

Erst mit der Erscheinung der Araber in jenen Gegenden der Erde, noch mehr mit dem Auftreten der Europäer beginnt für jene Länder und Völker die Geschichte im wahren Sinne des Wortes. Die physische Beschaffenheit jener ganzen Inselwelt des asiatischen Archipelagus, die Körperform, die Sprache und die Sagen der Eingebornen weisen auf eine innige Verwandtschaft mit dem Festlande von Asien. Die riesige Masse des Erdtheils hat gegen Südost eine Strecke Landes hinausgeschoben, welche unter dem Gewässer des indischen und stillen Oceans fortlaufend, durch Wasser- und Feuerkraft sich bald mehr bald weniger erhebt und ausbreitet. Eine Anzahl Inseln bezeichnet diese Bahn. Würde bei den steigenden und sinkenden Bewegungen, denen die Gegenden noch jetzt ausgesetzt sind, das Land nur um ein Geringes sich heben, die seichten Seen würden vertrocknen; die Bergketten von Sumatra, Borneo und Java würden, gleich denen der malayischen Halbinsel, sich ans Festland anschließen und große Ströme durch die weite Niederung des chinesischen Meeres, sowie durch die tiefen und schmalen Päſſe von Sunda in den indischen Ocean fließen. Die Halbinsel Asiens wird jetzt in den dichten Insel- und Felsenketten fortgesetzt, welche sich von Singapor nach Banka erstrecken und Sumatra berühren. Borneo und Celebes bilden den breiten östlichen Theil des südasiatischen, indochinesischen Landes, wovon sie durch den Einbruch des chinesischen Meeres getrennt wurden. Dieser Archipelagus ist endlich von einem großen vulkanischen Kranze umgeben, welcher durch seine unterirdische Verbindung beweist, daß die Inseln und der gegenüber liegende Theil des Continents auch geologisch zu einem Ganzen gehören.

Die Form und Lage dieser Inseln zeugen von einem größern Alter als irgend eine andere kleinere oder größere Hebung jener Gegend. Sie wurden von derselben Kraft gebildet, welche das Stufenland selbst hervorbrachte; es war nur eine Fortsetzung der unterirdischen Gewalt, die den Himalaja in die Höhe des ewigen Schnees erhob und das unterseeische Bett ausbreitete, an welches dann später die Ströme mittels Anschwemmungen die heißen Ebenen Bengalens ansetzten. Es ist dieselbe Kraft, welche die Oberfläche der Südgegend gebildet, bei deren Hebung und Senkung Luft, Wasser und Land in ein so glückliches Verhältniß kamen, daß während das Land sich, mittels der Luft, der Reife und Schönheit des Sommers erfreut, es der benachbarten See die Frische und Fruchtbarkeit des Frühlings verdankt. Daher kommt es, daß, während die schwarzlehmigen, von den Fluten täglich überspülten Ufer mit dichten Wäldern bedeckt sind, während die Fasergewächse, kaum daß sie über die Oberfläche des Meeres emporragen, sich schon in grüne Inseln verwandeln, die höchsten Granitfelsen und der Rauch vulkanischer Gipfel sich mitten aus der üppigen, manigfaltigen Pflanzenwelt erheben. Das reiche, immer grünende, immer sich erneuernde Pflanzenleben ist das charakteristische Merkmal der östlichen Inselgruppen; es übt einen bedeutenden Einfluß auf die Sitten und Geschichten der Bewohner.

Sobald wir in die Gewässer des Archipelagus kommen, befinden wir uns in einer neuen Welt. Land und Wasser wechseln in wunderbarer Weise. Große Inseln sind durch schmale Meerengen getrennt, welche, wie jene von Sunda, aus dem wilden, undurchdringlichen Wall äußerer Küsten in sanfte, grüne Uferlande führen. Wir fahren von Binnensee zu Binnensee und kommen hier an so kleinen Eilanden vorbei, daß wir deren in kurzer Zeit eine Menge sehen; dort umschiffen wir die Küsten so großer Inseln, daß Monate erforderlich sind, um den Weg zurückzulegen; das wunderbar frische Grün, womit Alles bedeckt ist, macht einen unauslöschlichen Eindruck und zeichnet jene Länder vor allen andern auf Erden aus. Die südliche Wärme der Luft ist gemildert, sie ist befruchtet durch beständige Ausdünstung, sie ist gereinigt durch die zeitlich wiederkehrenden Winde. Von solcher durchdringenden, belebenden Kraft ist sie erfüllt, daß unter ihrem Einfluße selbst der Felsen fruchtbar wird. Aus diesem Grunde erscheinen die Gruppen kleiner Inseln, welche die größern wie ein Gefolge umgeben oder den Weg bezeichnen, den diese unter dem Meere weiter nehmen, namentlich dann, wenn ein weißes, lebhaftes

Licht sie umstrahlt und ihre Küsten verdunkelt, wie schattige, auf der weiten See schwimmende Gärten, deren glänzende Oberfläche zu blendend wäre, würden nicht Wolken ihren Abglanz darauf werfen, oder Winde mit unaufhörlichem Spiele von Licht und Schatten darüben schweben.

Ganz verschieden von diesen anmuthigen Scenen wirken die hohen Bergrücken und Gipfel, welche an andern Theilen jener Länder sich in die Luft erheben. Hier sieht man dieselbe Großartigkeit, wie in den Gebirgen Europa's, aber anstatt mit düsterer Wildniß, ist sie mit sanfter Schönheit umgeben. Schnee und Gletscher sind durch mächtige Wälder ersetzt, welche milde Schatten verbreiten und Gipfel und Rücken der Berge mit schimmerndem Licht bedecken. Sogar die eigenthümlichen Schönheiten, welche die Alpengipfel von der Luft erhalten, finden sich zuweilen hier entfaltet. Der Schweizer, wenn er die luftige, majestätische Gestalt eines Vulkans betrachtet, wird staunen, daß bei Aufgang der Sonne die Gipfel in derselben rosigen Glut erglänzen, wie der schneeige Monte Rosa und Montblanc bei deren Untergang; er wird staunen, wenn er beim Herabsteigen in den mittleren Regionen sieht, wie der Rauch mit goldenen Farben glänzt, gleich den Wolken des Himmels. Wie herrlich und prachtvoll aber auch diese Gebirge erscheinen, sie bergen in ihrem Innern Elemente des Schreckens und der Zerstörung, mit deren Gewalt verglichen, selbst die verheerendsten Ausbrüche des Vesuv und Aetna verschwinden. Wenn man diese Berge von außen betrachtet, kann man die Geschichte ihrer Entstehung kaum glauben; und doch sind die inneren Gewalten, obwohl gefesselt, nicht verschwunden! Dieselbe innere Kraft, welche sie bis zu den Wolken erhebt, breitet sich im dunkeln Schoß der Erde aus, und fördert von Zeit zu Zeit ihre Geburt zu Tage. Der Boden öffnet sich, er strömt zerstörendes Feuer auf die lebenden Wesen, und schließt sich, um sie zu ersticken. Von der Lava werden Wälder überschwemmt oder von schwefeligen Dünsten vernichtet; die Sonne birgt sich am hellen Mittag hinter dem schwarzen Dampf, welcher die Luft verdichtet; über 100 Meilen weit regnet es Asche. Zum Glück sind so gewaltige Erschütterungen selten, obgleich fast kein Jahr vergeht, ohne daß ein Vulkan ausbricht.

Nicht minder reich und prachtvoll ist die Thierwelt. Gleich am Eingange werden wir von den zahlreichen Liedern der Vögel empfangen, welche bald laut, bald leise durch die Gegend hinklingen; Insekten mit schrillendem Geschrei erfüllen beständig die Lüfte, und die Klagen der Ankas, welche immer lauter ertönen, erhöhen das Gefühl der Einsamkeit. Dringen wir tiefer in den Wald, dann sehen wir erst, wie reich das Land an Thieren ist. Harmlose Schlangen hängen an den Bäumen wie zarte Zweige; andere gefährlichere liegen zusammengerollt umher; erschreckt durch die Erscheinung eines Menschen nehmen sie einen wilden drohenden Blick an und verschwinden. In jenen Wäldern ziehen Heerden von Elephanten herum; Rhinoceros, Tiger verschiedener Art, Tapire, Orang-Utang und Faulthiere. Von Vögeln sieht man den herrlich geschmückten Paradiesvogel, den Lori, den Pfau und Argus-Fasan. Die zahlreichen Flüsse und Buchten sind von riesigen Alligatoren bewohnt. Verschiedenartige farbenreiche Muscheln liegen an den sandigen Gestaden umher und sind von einer Masse Insekten angefüllt, die jeden zurückgebliebenen Nahrungsstoff aussaugen. Von den zahlreichen Fischarten erregt der Dugang (oder die malayische Seejungfer) am meisten unsere Aufmerksamkeit.

Wie die Inselwelt eine Fortsetzung des Festlandes bildet, so ist auch ihre Bevölkerung nur eine Fortsetzung der südasiatischen; die Richtung, welche die unterirdische Kraft in der Bildung der Inseln nahm, bezeichnet auch den Weg der Wanderung. Einzelne Personen oder Familien, die zufällig diese oder jene Straße einschlugen, wurden die Gründer ganzer Stämme. Die Bevölkerung, durch das Meer von den großen Ebenen und langen Thälern des Festlandes abgeschnitten, durch hohe Berge und dichte Wälder eingeschlossen, konnte sich nur wenig vermehren. Ebenso beschränkt und zufällig waren auch die Wanderungen von einer Insel zur andern.

Wir können in der Geschichte dieser Inselwelt zwei große Perioden unterscheiden. Die erste, in

welcher die Bewohner des asiatischen Tafellandes, durch die südöstlichen Thäler und Berge wandernd, an den Grenzen des Archipelagus erschienen, wo sie unter dem Einfluß ihrer neuen Heimat Nomaden wurden. Die zweite, in der sie sich an den Ufern und über das Innere der zahlreichen Inseln ausbreiteten, dort eine Menge kleiner Stämme bildeten, die trotz der Familienähnlichkeit zu besonderer Sprache und Sitte emporwuchsen. In diesem Zustande der Einsamkeit und Verlassenheit wurden sie von den Reisenden civilisirter Völker aufgefunden, die hier ihre besondere Bildungsweise zu verbreiten suchten. Aber dieselben Ursachen, welche die rohen Bewohner getrennt hielten und in viele Stämme sonderten, hinderte auch die allgemeine Verbreitung der fremden Civilisationen. Viele eingeborne Nomaden der See und des Waldes bieten dem europäischen Beobachter heutigen Tages noch die Eigenthümlichkeit einer Zeit dar, wo seine eigenen Vorfahren so roh und noch wilder waren. Wir begegnen im Innern der Wälder Menschen, die spärlich mit Baumrinde bedeckt sind. Sie leben von wilden Früchten und Thieren, die sie mit scharfem Auge, gleich einem Raubthiere, erspähen und mit vergifteten Pfeilen erlegen.

Frühe schon kam eine Abtheilung der Insassen des östlichen Archipelagus in eine dauernde Verbindung mit gebildeten Völkern; es sind sogar Spuren vorhanden von einer auf dem Grunde der indischen Civilisation fortschreitenden Entwicklung. So die Malayen zu Menangkabo auf der Westküste Sumatra's und das Reich Madjapahit in Java. Selbst der Name Malaye kann auf indischen Ursprung zurückgeführt werden. Ansiedler aus Malayala, d. h. dem Gebirgslande der indischen Halbinsel, haben sich auf Sumatra niedergelassen; von diesen Malayalen oder Malabaren mögen anfänglich bloß die Küstenbewohner, dann eine ganze Abtheilung der Polynesier den Namen Malayen erhalten haben. Sind doch die Völkerbenennungen gewöhnlich fremden Ursprungs. Die Einheimischen ersinnen keinen allgemeinen Namen; sie nennen sich nach ihren Stämmen und Wohnsitzen. Sitten und Gesetze der Malayen geben heutigen Tags noch lebendiges Zeugniß von diesen indischen Ansiedlungen, worunter das unter den malayischen Muselmanen geltende Erbrecht der Nair am auffallendsten. Wegen der dort gewöhnlichen Vielmännerei erben bei dem Stamme der Nair nicht die für eigene Kinder geltenden Söhne und Töchter des Hauses, sondern die Schwesterkinder. Dasselbe Gesetz gilt in allen den verschiedenen Fürstenthümern, Stämmen und Familien der Malayen, obgleich hier der andere malabarische Brauch, aus welchem dies Erbrecht hervorgegangen, der größte Greuel wäre. Die Wohnungen in vereinzelten Höfen ringsum von Aeckern und Wiesen umgeben, wie sie in echt germanischer Weise bei den Malayen stattfinden, sowie die Gemeindeverfassung scheinen ebenfalls aus Malayala entlehnt zu sein.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 11. September.

Nr. 32. 1857.

Historische Classe.

A descriptive dictionary of the Indian Islands etc.

(Schluß.)

Wann diese indischen Colonisationen begonnen und wie weit sie sich in östlicher Richtung verbreitet haben, wird wohl niemals mit Sicherheit bestimmt werden. Ihre Anfänge fallen sicherlich in die Jahrhunderte kurz vor unserer Zeitrechnung. Die reichen Naturerzeugnisse dieser Länder, worunter auch die häufig vorgefundenen edeln Metalle, haben wohl bereits in sehr früher Zeit Chinesen und Hindu herangezogen. Ein chinesisch buddhistischer Mönch Fahien landet auf der Rückkehr von Indien in sein Vaterland (414 n. Chr.) zu Jefoti oder Java Dwipa und findet die Insel von ketzerischen Brahmanen bewohnt. Buddhisten wurden hier keine gefunden. In den folgenden Zeiten des Herrscherhauses Tang wanderten die Chinesen in zahlreichen Haufen nach Java, sie werden deshalb hier noch immer Tangleute genannt. Der verständige, auf Gewinn und Wohlleben sinnende Bewohner des Mittelreichs hält sich fern von jedem Fanatismus; fremde Völker zu bekehren ist seine Sache nicht; die zahlreichen chinesischen Ansiedler haben deshalb nirgendwo eine wirkliche Umgestaltung verursacht, obgleich sie hie und da wie auf Borneo, sogar selbständige Reiche gegründet haben. Ganz anders der Hindu, vorzüglich der Hindu buddhistischen Glaubens. Die heilbringende Lehre des Schakiamuni allenthalben zu verkünden ist ihm, wie dem Christen die Verbreitung des Evangeliums, vorgeschrieben. Von Kalinga auf der Ostseite der indischen Halbinsel — das Talingana unserer Tage — scheint vorzüglich die Verbreitung der Cultur und Religionen über die ostasischen Inselgruppen, selbst bis zu den Papua, ausgegangen zu sein. Kling heißen jetzt noch die Hindu bei den Javanen, Malayen und Bugis.

Die griechischen Kauffahrer hörten in den Häfen Malabars von dieser ausgedehnten, nach Osten sich erstreckenden Welt, aus 13 — 1400 Inseln, und haben uns mehrere hierauf bezügliche, jetzt erst vollkommen verständliche Nachrichten und Namen überliefert. Sie kennen Javadiv, und wissen, daß das Wort Gersteninsel bedeutet; sie kennen Theile Sumatras und Borneos, Banka und die Sundainseln, Sindae bei Ptolomäus; die im äußersten Osten gelegenen Maniolae erinnern sogar an Manilla der Philippinen. Ihre fischessenden Aethiopier, die wilden schwarzen Leute östlich des goldenen Chersones, sind die Papua oder Nigritos Australiens. Es nahm wohl der Grieche Aethiops, Land der Aethiopier, in demselben ausgebreiteten Sinne wie wir Schwarze und Land der Schwarzen. Diese auch den Arabern des 9. Jahrhunderts bekannten Schwarzen — Papua, d. h. Krauslockige nennt sie der Malaye, erstrecken sich von der malayischen Halbinsel durch die Louisiaden und Salomons zu den neuen Hebriden bis nach den Fidschi-Inseln, ihre äußerste Grenze in Osten. Die Fidschi sind die Gebildetsten der ganzen östlichen Negerrace; sie stehen nicht weit hinter ihren Nachbarn auf den Freundschaftsinseln zurück. Solche

Nachrichten berechtigten zu der Annahme einer grenzenlosen Ausdehnung Asiens nach Osten und Mittag, welche, wie Marcian sich ausdrückt, selbst ein mit göttlicher Kenntniß versehener Mann nicht bestimmen könne. Sie wurde von den arabischen und europäischen Reisenden des Mittelalters, namentlich durch die Berichte Marco Polo's, bestätigt und gab die nächste Veranlassung zu dem folgenreichen Irrthum des Weltentdeckers Colon.

Seit dem 8. und 9. Jahrhundert besuchten arabische Kaufleute und Geistliche die südöstlichen Länder und Inseln Asiens. Sie gründeten Ansiedelungen an den Küsten und gewannen dem Islam zahlreiche Anhänger, welche sich gegen die indische Civilisation, gegen die indischen Religionen — Brahmanismus und Buddhismus standen hier in gleichem Ansehen — erhoben und sie bis auf wenige sprechende Reste zu Boden schlugen. Java wurde erst gegen 1374 zum Islam bekehrt. Stumme Zeugnisse in den Literaturen und Schriftformen, in den Bauwerken und Gesetzgebungen sind in großer Masse vorhanden. Die Inseln Lambok und Bali, deren Name selbst indisch ist, und die mächtige bedeutet, wurden am wenigsten von muselmanischen Einflüssen berührt. Das Hinduwesen hat sich hier so ziemlich unversehrt erhalten; selbst Bruchstücke der epischen Dichtungen und Wedas wurden in den letzten Jahren vorgefunden. Die östlichen Malayen bewahren noch einen Kastenunterschied, wovon unter den westlichen keine Spuren mehr vorhanden sind.

Man unterscheidet dort drei Kasten: die Herrschenden, Bauersleute und Hörige, welche Frohndienste zu leisten haben und mit den Namen Marna, Ahar und Ahka, Worte ungewisser Bedeutung und Abstammung, bezeichnet werden. Die Araber kämpften und kämpfen ohne Unterlaß gegen diese Reste des Heidenthums. Sie hatten kurz vor der Ankunft der Portugiesen die Molukken erobert und ihren Einfluß bis nach Neu-Guinea und vielleicht noch weiter gen Südosten verbreitet. Ein Theil der Papua bekennt sich zum Islam.

Mit Ausnahme der Philippinas, wo die spanische Zwingherrschaft das, was man dort Christenthum nennt, mit unerbittlicher Grausamkeit aufnöthigte, wurde kein Land, keine Inselgruppe des östlichen Asiens zum Evangelium bekehrt. Die verschiedenen christlichen Nationen, welche seit dem Beginne der neuern Zeit in diesen Gegenden der Erde erscheinen, bezwecken bloß die Herabwürdigung und Knechtschaft ihrer Bewohner. Selbst die Verbreitung des Christenthums ist nur eine andere Form der Knechtschaft. Aus ihren blutigen Kämpfen, aus den Kämpfen zwischen den Portugiesen und Spaniern, zwischen Engländern und Holländern im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts, ragen die letztern als herrschende Nation hervor im östlichen Archipelagus. Die Portugiesen müssen sich mit wenigen Besitzungen in den Molukken, die Spanier mit den Philippinas begnügen, und die Engländer halten es für geeignet, ihre Niederlassungen innerhalb der östlichen Gewässer, bis auf unbedeutende Benculen zu Sumatra, ganz aufzugeben.

Diese allgemeine Natur- und Völkerbeschreibung, sowie die vielen und großentheils blutigen Ereignisse, welche durch europäische Völker in jenen Gegenden hervorgerufen wurden, hat Herr Crawfurd unter den betreffenden Artikeln weiter ausgeführt. — Die Encyclopädie des Archipelagus, wie wir das Werk nennen möchten, verdiente eine deutsche Bearbeitung. Es müßten jedoch die neuesten folgenreichen Vorgänge hinzugefügt werden. Die isolirte Stellung jener zahlreichen Inselgruppen kann in den Tagen der Dampfer und unterseeischen Telegraphen nicht lange mehr dauern. Auch der östliche Archipelagus wird, wovon bereits viele Anzeichen sprechen, in der nächsten Zeit viel mehr als bis jetzt geschehen, in die Weltbewegung gezogen. Die Engländer und Amerikaner mögen sich nach und nach aller dieser reichen Inselgruppen bemächtigen, welche wohl einstens das benachbarte Australien als sein Eigenthum ansprechen wird.

Karl Fr. Neumann.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Politica.

H. C. Carey, The past, the present and the future. Philadelph. 1848.

C. Walery de Rottermund, Nobles et Paysans. Bruxell. 1856.

W. Wagner, Denkschrift über allgemeine Hilfskassen für Arbeiter. Berl. 1851.

H. Dankwardt, Nationalökonomie und Jurisprudenz. Rostock 1857.

W. Roscher, System der Volkswirthschaft. Bd. 1. 2. verm. u. verb. Aufl. Stuttg. 1856.

Alfr. Darimon, De la réforme des banques. Par. 1856.

Dr. C. Rädell, Vollst. Anweisung, die Lebensfähigkeit von Versicherungsanstalten in Bezug auf das menschliche Leben und Sterben zu untersuchen. Berlin 1857.

F. Joubleau, Etudes sur Colbert, ou exposition du système d'économie politique suivi en France de 1661 à 1683. Ouvr. cour. Vol. 1. 2. Par. 1856.

H. C. Carey, The harmony of interests, agricultural, manufacturing and commercial. 2. edit. New-York 1856.

Essai sur le Crédit mobilier par M. L. de T......i. Bruxell. 1856.

J. H. Schürmayer, Handbuch der medizinischen Polizei. 2. verb. Aufl. Erlangen 1856.

Dr. C. A. Diez, Zusammenstellung der gegenwärtig geltenden Gesetze, Verordnungen, Instructionen und Entscheidungen über das Medizinalwesen. Karlsruhe 1856.

G. L. Chesterton, Revelations of Prison Life; with an Inquiry into Prison Discipline and Secondary punishments. 2. edit. Lond. 1856.

Corvin, Die Einzelhaft und das Zellengefängniß in Bruchsal. Hamburg 1857.

Die preußischen Bau-Polizeigesetze und Verordnungen. Ursprünglich herausg. von C. Jäschke, gänzlich umgearb. und bis auf die neueste Zeit fortgeführt von Dr. Horwitz. Berl. 1856.

G. F. Schlatter, Das System der Einzelhaft in besond. Beziehung auf die neue Strafanstalt in Bruchsal. Mannheim 1856.

J. L. v. Stadlinger, Geschichte des würtembergischen Kriegswesens von der frühesten bis zur neuesten Zeit. Stuttg. 1856.

C. Thestrup, Danmarks og Norges Krigs-Armatur. Kjobenhavn 1756.

E. van der Burch, Histoire militaire des Français. Par. 1851.

Die Reorganisation der preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden. Berlin 1855.

Ch. Martin, Etudes militaires sur les campagnes de 1848 et 1849 en Lombardie. Par. 1856.

Jul. Gay de Vernon, Essai historique sur l'organisation de la Cavalerie légère. Par. 1853.

A. Burow, Die Krim-Expedition militärwissenschaftlich beleuchtet. Berlin 1856.

C. v. Bechtold, Die Nothwendigkeit einer Vereinbarung über gleiche Commandowörter im deutschen Bundesheere. Darmstadt 1856.

Anitschkof, Der Feldzug in der Krim. Th. 1. A. d. Russ. übers. von G. Baumgarten. Berl. 1857.

J. Hartmann, Vorträge über Artillerie. Einleitung in die Balistik. Hannover 1856.

Reports of experiments on the strength and other properties of metals for cannon. Philadelphia 1856.

Jus.

Bulgari ad digestorum titulum de diversis regulis juris antiqui commentarius et Placentini ad eum additiones sive exceptiones edidit Dr. F. G. C. Beckhaus. Bonn 1856.

H. Hasenbalg, Beiträge zur Lehre von der Intercession. Bdchn. 1. Götting. 1856.

Dr. G. Demelius, Untersuchungen aus dem römischen Civilrechte. Bd. 1. Weimar 1856.

Dr. B. Windscheid, Die Actio des römischen Civilrechts vom Standpunkte des heutigen Rechts. Düsseldorf 1856.

Dr. G. Dietzel, Das Senatus consultum Macedonianum. Eine civilist. Monographie. Leipz. 1856.

H. Zöpfl, Die Euua Chamavorum. Ein Beitrag zur Kritik und Erläuterung ihres Textes. Heidelberg 1856.

Dr. W. Bornemann, Die Rechtsentwickelung in Deutschland und deren Zukunft. Berl. 1856.

Entwurf einer Gewerbeordnung für das Königreich Sachsen nebst dazu gehörigem Entschädigungsgesetz, Einleitung, Motiven u. Beilagen. Dresden 1857.

Statuti municipali della città di Cittanova nell Istria. Trieste 1851.

P. Harum, Die gegenwärtige österreich. Preßgesetzgebung. Systemat. Darstellung und Erläuterung der gesetzl. Bestimmungen über das Autorrecht... Wien 1857.

J. Grimm, Die politische Verwaltung im Großfürstenthum Siebenbürgen. Bd. 1. Hermannstadt 1856.

E. Gagneraux, Nouveau code annoté de l'enregistrement, du timbre et des droits de greffe et d'hypothèques. Paris 1856.

B. Vignerte, La justice en Belgique avant 1789. Par. 1855.

Procedura civile secondo il diritto commune, compilata da B. Belli, con più i confronti fra il testo ed il codice giudiziario dello stato pontificio. Roma 1856.

Appendice ai Codici Sardi e provvedimenti relativi ossia repertorio tascabile delle leggi, decreti ... P. 1. 2. 3. Torino 1856.

Norges gamle love indtil 1387 . . . udg. af R. Keyser og P. A. Munch. Bind 1—3. Christianiá 1846 — 49.

E. Chiesi, Il sistema ipotecario. Vol. 1. 2. 3. Firenze 1853 — 55.

C. Brauer, die deutschen Schwurgerichtsgesetze. Erlangen 1856.

Codice penale del Granducato di Toscana colle variazioni ordinate dalla legge dell' 8 Aprile 1856. Firenze 1856.

C. T. Dandolo. La Signora di Monza e le streghe del Tirolo, processi famosi del secolo 17mo. Milano 1855.

Dr. M. van Dijk, Précis des négociations du congrés de Rastadt (1798). Utrecht 1856.

Dr. J. Wernadski, Die Weltherrschaft Englands u. das politische Gleichgewicht. Geschrieben im Sommer 1854. Uebers. a. d. Russischen. Mitau 1856.

H. Hübbe, Die kaiserlichen Commissionen in Hamburg. Hamburg 1856.

A. Strey, Die Executions-Ordnung für die Gerichte. Berl. 1856.

Gesetz über das preuß. Postwesen vom 5. Juni 1852 und das Reglement vom 27. Mai 1856. Berlin 1856.

F. G. L. Strippelmann, Das Ehescheidungsrecht nach gemeinem und insbes. nach hessischem Rechte. Cassel 1854.

H. Fürst, Die preuß. Gesetze über Schiedsrichter, nebst Motiven und Entwurf eines Schiedsrichtergesetzes. Breslau 1856.

H. Bazing, Die Gesetze und Verordnungen über das Gantwesen und das Executionsverfahren im Königreich Würtemberg. Stuttgart 1856.

Entwurf einer Prozeßordnung in bürgerl. Rechtsstreitigkeiten für das Großherzogthum Hessen nebst Motiven. Darmstadt 1856.

Dr. H. Thöl, Ausgewählte Entscheidungsgründe des Ober-Appellationsgerichtes der vier freien Städte Deutschlands. Götting. 1857.

Historia.

P. Leopardi, Narrazioni storiche con molti documenti inediti relativi alla guerra dell' indipendenza d'Italia. Torino 1856.

Lor. Leonii, Memorie storiche di Todi. Disp. 1. 2. Todi 1856.

Hervey-St. Denys et C. Montelieto, Un roi. Par. 1851.

F. Fantozzi, Pianta geometrica della città di Firenze alla proporzione di 1 à 4500. Firenze 1843.

A. Lièvre, Du rôle que le clergé catholique de France a joué dans la révocation de l'édit de Nantes. Strasb. 1853.

Th. Mundt, Pariser Kaiser-Skizzen. Th. 1. 2. Berl. 1857.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 14. September.

Nr. 33. 1857.

Historische Classe.

Ueber die gegenwärtige Eintheilung des Königreichs Bayern, von Wilhelm Scherer. München, 1857. Christian Kaiser. 16 S. gr. 8.

Nahezu 20 Jahre sind seit dem Erlasse der Verordnung vom 26. Nov. 1837 verflossen, durch welche das ganze Königreich mit Rücksicht auf die Geschichte der mit der Krone Bayern vereinigten Provinzen eingetheilt und benannt wurde, nachdem bereits die Verordnung vom 18. Oktober 1835 durch die Bestimmung des neuen Reichswappens und des königlichen Titels die Eintheilung des ganzen Reichs auf der Basis der Geschichte vorbereitet hatte.

Ueberall fand diese Aenderung, welche der Geschichte der verschiedenen im heutigen Königreiche vereinigten Volksstämme Rechnung trug, eine günstige Aufnahme. Zwar ließen sich manche Ausstellungen in historischer Beziehung an dieser Eintheilung machen und es ergaben sich bei der administrativen Durchführung derselben so manche Inconvenienzen. Allein die Bevölkerung hatte seit 20 Jahren in dieselbe sich hineingelebt. Da erhebt sich plötzlich Tadel gegen dieselbe ohne irgend eine Veranlassung, und zwar will sich dieser Tadel zumeist auf die Geschichte stützen. Er rührt dem Vernehmen nach von einem der Administrativ-Branche angehörigen Beamten her, der, eben weil er in der Administrativ-Branche wirkt, am deutlichsten sich hätte vorstellen können, welche Schwierigkeiten und Hemmnisse einer abermaligen Umwandelung sich entgegenstemmen müssen.

Ohne Rücksichtnahme jedoch auf ein so wichtiges Moment hat Hr. Scherer es gleichwohl unternommen, mit seinem Tadel, aber auch zugleich mit seinen neuen Vorschlägen aufzutreten, und es ist, wenn wir ihn hören, gerade die Geschichte, aus der er die Gründe für seinen Tadel hernimmt. Hrn. Sch.'s Aufgabe wäre zunächst gewesen, nachzuweisen, wie bei den von ihm vorgeschlagenen Neuerungen die an der Eintheilung vom J. 1837 gemachten Ausstellungen vermieden werden; allein auf solche Einzelnheiten läßt Er sich nicht ein. Er kann aber sicher sein, daß sich, käme es je zur Ausführung seines Planes, gerade auch Inconvenienzen ergeben würden, wie die p. 5 von ihm gerügten.

Der Geschichte also entnimmt Hr. Sch. seine Argumente: Allein gerade auf diesem Felde zeigt Hr. Sch. keine sonderliche Kenntniß, so zwar, daß hierdurch sein ganzes System der Umgestaltung gefährdet wird.

Es hat uns gewundert, daß das Sch.'sche Werkchen nur überhaupt im Stande war, irgend welche Aufmerksamkeit bei gründlichen Geschichtsforschern zu erregen. Zwar höheren Orts hat man, wie billig, dasselbe nicht beachtet, und schon der Berichterstatter über die am 2. Mai l. Js. abgehaltene Sitzung des hist. Vereins von Oberbayern hat geäußert: „die von Hrn. Sch. beantragten neuen Benennungen würden im Schooße des historischen Vereins von Oberbayern, der auf Grund der Landeseintheilung von 1837 in's Leben trat, und durch

seine Constituirung Namens der Bevölkerung des ehemaligen Isarkreises „dem Vater des Landes den schönsten Dank für die Wiederverleihung des alten Panners vaterländischen Ruhmes“ darbrachte, „am allerwenigsten auf zahlreiche Zustimmung rechnen können.“

Gleichwohl haben sich Lobredner im Abendblatte der neuen Münchener Zeitung Nro. 174, S. 693, 694, 23. Julius l. Js. gefunden. Offenbar ist der eben angeführte Artikel: „Zur bayerischen Geschichtsliteratur.“ von Freundeshand geschrieben. Der Lobredner gibt sich die Mühe, die historisch prägnantesten Stellen des Sch.'schen Werkchens herauszuheben, gerade als ob es eben so viele historische Entdeckungen seien, während jeder gründliche Forscher der bayerischen Geschichte solche Asserte leicht in ihrer Haltlosigkeit erkennt. Wenn dem Hrn. Sch. Mangel an gründlicher Kenntniß in der bayerischen Geschichte vorgeworfen wurde, so muß dieß näher begründet werden. Ohne jede der Sch.'schen Aufstellungen einzeln zu beleuchten, beschränkt man sich bloß auf dessen Aeußerungen über den Nordgau (S. 8—12).

Es ist kaum glaublich, welche Verwirrung Hr. Sch. in diesem Theile unseres Königreichs anrichtet, und wie er die geographisch-historische Wahrheit gröblich verletzt. Das Seltsamste dabei ist noch, daß Hr. Sch. sich häufig auf Rudharts „älteste Geschichte Bayern's“ beruft. Hätte er doch die dort gegebene ganz auf Urkunden beruhende Gaubeschreibung von Francia orientalis und vom Nordgau mit ihren Untergauen auch nur flüchtig eingesehen, namentlich aber die von Dr. K. v. Spruner verfertigte Karte des „Herzogthums Ostfranken“ zur Hand genommen; so müßten ihm alle seine Phantasien vom mittleren, oberen und unteren Nordgau wie leere Träume verflogen sein. Denn welchen Geschichtskundigen will wohl Hr. Sch. überreden, daß (S. 10) „der alte Nordgau so ziemlich den Umfang der Regierungs-Bezirke Oberpfalz und Regensburg, Mittelfranken und Oberfranken“ umfaßt habe; welche Stelle weist nach solcher Behauptung Hr. Sch. der Provinz Ostfranken an, wenn das Bayreuther-, Bamberger und Ansbacher-Land zum Nordgau gezogen werden wollen?

Die Ostgrenze von Francia orientalis gegen den Nordgau ist aber von Sparenhecke (1109), Crana (1003), Redemaresdorf (1143), bis nach Erlangun (1002, 1017), und von da am linken Rednitz-Ufer bis zum Zusammenfluß der (schwäbischen und fränkischen) Rezaten so genau durch Urkunden ermittelt, daß es nicht statthaft ist, von bayerisch-nordgauischen Orten westlich dieser Linie zu sprechen. Einen Rednitz-Gau gibt es nirgends, wohl aber einen Radenz-Gau und einen Ran-Gau, in welch letzterem das ostfränkische Ansbach (Onoldisbach, 786) gelegen. Die Aufzählung der pagi orientalium francorum findet Hr. Sch. in der (Bestätigungs-) Urkunde König Arnulfs, Decemb. 889, Mon. Boic. 28, 1. p. 98; darunter aber gerade diejenigen pagi, welche Hr. Sch. für seinen obern und mittleren Nordgau in Beschlag nimmt, den Rangau, Gozfeld, Volcvelt, Ratenzgau und Grapfeld. Weisenburg liegt im Sualafeld, der kein nordgauischer Pagus ist, und heißt Weisenburg am, nicht im Nordgau, weil dieser Ort an der Westgrenze des Nordgaues sich befand. Kitzingen am Main (Chitzzinga, schon nach dem J. 725) ist so recht im Herzen von Ostfranken, im Gozfeld-Gau, gelegen. Hier entscheiden Urkunden und nicht Westenrieder. Vielleicht verführte Hrn. Sch. der Umstand, daß Kitzingen vom Könige Heinrich II. an das neuerrichtete Bisthum Bamberg geschenkt worden, diese Abtei in den Nordgau zu setzen; allein dem widersprechen die Worte des Diploms „Abbatia Kizzingun in pago Gozfelt sita.“ Gozfelt war aber (siehe oben) ein ostfränkischer Gau. Bei solchem Verfahren konnte Hr. Sch. eben so gut die Abtei Stein (in der heutigen Schweiz) im Heggau, Gengenbach und Nuzpach in der Mortenau, Nagalta im Nagalgau, alle in alemannischen Gauen gelegen, in seinen Nordgau hereinziehen. Banz liegt im Banzgau, zu welchem auch Coburg gehört (1057), und nicht im bayerischen Nordgau: Das „Rus banzense“ war aber ein Subpagus, und zwar der östlichste des ostfränkischen Gaues Grapfeld orientalis.

Die von Aventin eingesehene Urkunde Kaiser Arnulfs ist in den Mon. boic. 28. 1. S. 117—119 abgedruckt. Von Nordilinga, im alemannischen

pago Retiensi (nicht im Nordgau) ist der Gau, in dem es lag, angegeben, wo hingegen der Gau in dem Wemidinga sich befand, nicht aufgeführt ist; wir wissen jedoch, daß es im Sualafeld — nicht Saalfeld — lag. Daß „Nördlingen, Wemdingen und das Rieß nebst dem Saalfeld zum bayerischen Nordgau" gerechnet worden, davon steht im Diplome auch nicht eine Sylbe!

Gegen eine Grafschaft und zwar eine bayerisch-nordgauische Grafschaft Babenberg müssen wir feierlichst Einsprache thun. Die sogenannten Babenberger Markgrafen (der Heinricus Marchensis Francorum und seine Söhne, und Poppo, Heinrichs Bruder) waren über die sorabische Mark aufgestellt; 906, nicht 905 fiel der letzte Babenberger in diesen Gegenden. Bamberg selbst, der sorabische Markgrafensitz, fiel nach Adalberts Hinrichtung, neben andern Gütern des Unglücklichen, dem königl. Fiscus anheim. Darum konnte Kaiser Otto II. dem Bayerherzog Heinrich II, dem Zänker „quoddam nostri juris praedium (ein praedium ist keine Grafschaft) ciuitatem videlicet papinberc" in der Grafschaft Volcveld des Grafen Berahtold gelegen (973. 27. Juni, nicht 975) schenken, von welchem es auch nach des Vaters Tode 995 sein Sohn Heinrich IV, nachmals König und Kaiser, ererbte, der sodann auf dem Grund und Boden der civitas papinberk die Kathedrale erbaute, die der Sitz des neuerrichteten Bisthums Bamberg wurde.

Wann hätte je im Mittelalter ein Herzog, Markgraf, Gaugraf Archidiakonate besessen, wie auf S. 11 von den Herzogen von Meran behauptet wird?

Aus dem hier gegebenen Pröbchen erkennt man leicht, daß Hr. Sch. der Mann nicht ist, die auf den von ihm behandelten Gegenstand bezüglichen Quellen zu benützen. Auch in der Literatur des Gegenstandes, — um hier bei dem Nordgau und seiner Ausdehnung stehen zu bleiben, — weiß Er keinen Bescheid. Er benützt nur den von Pfeffel eingeführten Irrthum, welcher den Nordgau bis zur Wasserscheide des Speßharts ausgedehnt und in einer Karte dargelegt hat, und diesen nicht einmal mit Consequenz; indem Hr. Sch. doch noch so etwas, wie ein Stückchen von Francia orientalis in dem „Maingau und Franken" seiner neuen Eintheilung bestehen läßt. Die Widerlegung Pfeffels durch die bekannte Schrift: „Franken niemal im bayerischen Nordgaue, s. loco. 1764. 4." — die hochwichtige Fürther Deduction v. 1774. fol. — Hanselmann, Diez, Spieß, Delius, (letzterer vorzüglich über v. Pallhausen's Fabeleien von einem West-Bajorien) — Untersuchungen in neuerer und neuester Zeit zu geschweigen, — lauter für die Forschung unentbehrliche Schriften, Hr. Sch. kennt sie nicht!

Wir können ihm die Versicherung ertheilen, daß man die Mehrzahl seiner historischen Sätze gründlich zu widerlegen jeder Zeit im Stande sei. Wer so wenig in seiner vaterländischen Geschichte bewandert ist, wie Hr. Sch., der muß es sich auch gefallen lassen, daß man ihm zurufe: „Manum de tabula!"

Sind nun die geschichtlichen Unterlagen des Hrn. Sch. unstichhaltig und zeigen dessen Irrthümer in der Geographie des Mittelalters, mit welchem Rechte kann er es wagen, die seit 1837 eingeführte Eintheilung als unzweckmäßig zu tadeln, — da sie doch jedenfalls besser als die seinige ist — und dafür diese historisch ganz haltlose vorzuschlagen und zu empfehlen? Einem allgemein und tief gefühlten Bedürfniß hilft er damit nicht ab, denn es besteht kein solches, — und so bleibt sein Auftreten in dieser Angelegenheit kaum erklärlich! Oder sollte sich Hr. Sch. alles Ernstes vorstellen, höheren Ortswerde, nach Umänderung des Reichswappens und des königlichen Titels, auf seine durch Nichts begründete Eintheilung mit ihren 2 Süd-, 3 Nord- und 2 Westgauen eingegangen werden? Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß es in der That hohe Zeit sei, sich gegen das in unseren Tagen sich wieder hervordrängende „Geschichtsbücher machen" von Unberufenen zu rühren, damit nicht allen, längst durch eine gesunde Kritik ausgemerzten Irrthümern und Fehlern ungehindert Thür und Thor geöffnet werde, um das längst und verdientermaßen Abgefertigte wieder als historische Wahrheit dem Volke aufzutischen. Wir führen zum Schluße nur noch an, daß man unter diesen neuen Geschichtsfabricaten solche antrifft, die, unbekümmert um die Ministerial-Rescripte vom 15. Jänner 1826 und vom 3. Februar 1834, welche für den Vortrag der bayerischen

Geschichte auch die Aufnahme der Geschichten der neuen Erwerbungen befahl, geradehin das Gegentheil thun, und von fränkischen, schwäbischen und rheinischen Geschichten gar keine Kenntniß nehmen. Ja! dieß Gebahren will noch dadurch beschönigt werden, daß man behauptet, die Erfüllung der durch Rescripte ausgesprochenen Forderung sei unmöglich. Der Franke möge seine fränkische, der Schwabe seine schwäbische und der Pfälzer seine pfälzische Geschichte studiren, wie der Altbayer das gleiche thun, ohne daß Einer des Andern Geschichte zu beachten brauche!*)

R.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

G. Schöning, Reise som giennem en Dres af Norge i de Aar 1773, 1774, 1775. Kiobenhavn 1778.

Dr. C. Scherzer, Wanderungen durch die mittelamerikan. Staaten: Nigaragua, Honduras und San-Salvador. Braunschweig 1856.

Ed. Robinson, Later biblical researches in Palestine and the adjacent Region: a journal of travels in the year 1852. Lond. 1856.

Ch. Berton, Quatre années en Orient et en Italie, ou Constantinople, Jérusalem et Rome en 1848, 1849, 1850, 1851. Par. 1854.

B. Bergmann, Voyage chez les Kalmuks. Trad. de l'Allemand par M. Moris. Chatillon-sur-Seine 1825.

*) Siehe Augsburger Postzeitung vom 1. August l. J. Beilage.

J. C. Apperley, Nimrod's hunting tour in Scotland and the North of England. 2. edit. Lond. 1856.

M. C. Lavollée, Voyage en Chine. Par. 1852.

El. K. Kane, Artic explorations: the second Grinnell Expedition in search of Sir John Franklin 1853, 1854, 1855. Vol. 1. 2. Philadelphia 1856.

C. A. v. Brentano, Bilder auf einer Reise nach Amerika 1852. Augsburg 1855.

Aug. Mommsen, Römische Daten. (Gymnasial-Programm). Parchim 1856.

A. v. Witzleben, Genealogie und Geschichte des gesammten Fürstenhauses Nassau — k. Niederländisches u. H. Nassauisches Haus — von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten. Stuttgart 1854.

Archives généalogiques et historiques de la noblesse de France. Publiées par M. Lainé. Vol. 1—11. Par. 1828—1850.

G. Fr. Beltz, Memorials of the order of the Garter from its foundation to the present time with biographical notices of the knights in the reigns of Edward III and Richard II. Lond. 1841.

J. Radakovich, Album der Ritterorden und Ehrenzeichen in Originalgröße und Farben. Abth. Oesterreich. 2. Lief. Militär-, (Maria-Theresia)-Orden.

Dr. M. Uhlemann, Drei Tage in Memphis. Ein Beitrag zur Kenntniß des Volks- und Familienlebens der alten Aegypter. Götting 1856.

C. Schmidt, Die bürgerliche Gesellschaft in der altrömischen Welt und ihre Umgestaltung durch das Christenthum. Gekrönte Preisschrift. A. d. Franz. übers. von A. V. Richard. Leipz. 1857.

K. Lehrs, Populäre Aufsätze aus dem Alterthum, vorzugsweise zur Ethik und Religion der Griechen. Leipzig 1856.

Dr. M. A. Levy, Phönizische Studien. Heft 1. Breslau 1856.

L. Lange, Römische Alterthümer. Bd. 1. Berlin 1856.

M. Ch. Revillout, Etude sur l'histoire du colonat chez les Romains. Par. 1856.

L. Meyer, Bemerkungen zur ältesten Geschichte der griechischen Mythologie. Göttingen 1857.

Meier, De Epistatis Atheniensium commentariolum. Halae 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 16. September.

Nr. 34. 1857.

Historische Classe.

Neue Schriften über Canada.

1) **The Conquest of Canada** by the autor of Hochelaga. Ed. 2. London 1850. 2 B. 8.

2) **Le Canada sous la domination française**, d'après les Archives de la Marine et de la Guerre par **L. Dussieux**. Paris 1855. 8.

3) **Histoire de Canada, de son église et de ses Missions** depuis la décourverte de l'Amerique jusque à nos jours, écrite sur des documents inedits compulsés dans les Archives de l'archevêchè de Quebec, par l'**Abbe Brasseur de Bourbourg**. Plancy et Paris 1852. 2. B. 8.

4) **J. G. Barthe**. Le Canada reconquis par la France. Paris 1855. 8.

5) **The Rise of Canada** from barbarism to wealth ant civilisation by **Charles Roger**. Quebec 1856. Vol. I. 8.

Während die großartige Entwickelung der Ver. Staaten sich Jedem bemerklich macht, wenn man dabei auch oft mehr auf die einzelnen Verfinsterungen und Sonnenflecke des aufgehenden mächtigen Gestirnes hindeutet, ist die in neuester Zeit im Verhältniß noch schnellere Entwicklung des benachbarten Canada's, namentlich von den Franzosen, obwohl sie es über 200 J. beherrschten, fast unbeachtet geblieben. Wir wollen daher die neuesten literärischen Erscheinungen über Canada zusammenstellen; zunächst die historischen Werke, in einem 2. Artikel aber die geographisch-statistischen. — Canada selbst, sagt Barthe, fehlt es nicht an Geschichtschreibern. Er nennt Garneau Histoire de Canada. Quebec 1846. 4 Bde.; dann Bibeaud Histoire du Canada. Montreal, auch 4 Bde. Der Abbè Paquin habe mehr Kirchengeschichte geschrieben; la Brie, der vierte, sei 1837 darüber gestorben. Wir wissen nicht, ob die beiden letztern Werke herausgegeben sind, aber auch die beiden erstern sind uns nicht zugekommen. Außer Charlevoix Histoire et description gén. de la Nouvelle France und Knox Journals kannten wir vornämlich nur H. Murray's An historical and descriptive account of British America etc. Edinb. 1839. 3 Bde. 8. und R. Montgommery Martin's History of Upper and Lower Canada. London 1838. 8. Roger nennt noch Wil. Smith's History of Canada. Quebec 1815, Christian Gourlay — von dem wir nur seine Statistik Obercanada's 1821 kennen, — und Mac. Mullin von Broikville, der gleichzeitig mit ihm, also ganz neuerdings, die Geschichte Canada's geschrieben habe. Sie ist uns noch nicht zu Gesichte gekommen. Wenn wir noch Haliburton's History of Nova Scotia. Halifax 1829 hinzufügen, werden wir die hauptsächlichsten neueren Geschichtwerke über Canada genannt haben. Wir charakterisiren nun kurz die oben rubri-

cirten Werke und heben dann einige Hauptmomente der Entwicklung Canada's, mit Rücksicht auf die verschiedenen Darstellungen hervor.

Der ungenannte Vf. von Nr. 1 hat wenig oder keine ungedruckten Quellen, aber fleißig die Reisen, Beschreibungen und Geschichten Canada's, so wie auch die historischen Werke über England und Nordamerika benutzt und durch Einflechten von größeren und wichtigeren Episoden dem Gegenstande ein größeres Interesse zu geben gewußt, weßhalb das starke Buch in England schon mehrere Auflagen erlebt hat. Nach einer Einleitung, die den Gegensatz zwischen der Colonisation der Franzosen in Nordamerika und der der Britten in Neuengland trefflich zeichnet, — wir werden unten darauf zurückkommen — schildert er im 1. Cap. das erste Bekanntwerden Canada's und der angrenzenden Länder in Frankreich; im 2. Cartier's Entdeckungsreisen 1534, im 3. Champlain's erste Colonisationsversuche nach dessen Voyages. Paris 1632, und l'Escarbot's Hist. de la Nouvelle France etc. Paris 1609. Cap. 4 — 8, S. 102 — 274, unterbricht die Geschichte eine für diesen Zweck etwas ausführliche Beschreibung Canada's aus neuern Werken, wie Montgomery Martin's u. a. Es folgt dann Cap. 9 — 11, p. 275 — 353 eine ähnlich bemessene Darstellung der Colonisation der Engländer in Nordamerika und erst Cap. 12 kommt er auf die eigentliche Geschichte Canada's wieder zurück.

Das Folgende schildert die Entdeckungsreisen von La Salle und Baron de la Honton am Ohio und Mississippi, besonders nach des letztern Mém. de l'Amerique septentr. Amsterdam 1705, die Kriege mit den Irokesen und die Angriffe und Kämpfe der Briten in Nordamerika 1685 — 89 ffg. Der 2. Band setzt in den ersten Kapiteln die Erzählung der Vorfälle bis 1745 fort. Die Darstellung, zuerst kurz, wird dann um so ausführlicher in der Geschichte der letzten Jahre und der großartigen Kämpfe der Franzosen mehr noch mit den brittischen Colonisten in Nordamerika als mit England selbst, das sie nur unterstützte. Besonders detaillirt ist die Kriegsgeschichte von 1754 an. Eine interessante Episode bildet die Schilderung des Zustandes Canada's vor der Eroberung 1759. II. p. 183 — 214, und im Gegensatze damit die des Fortschritts der brittischen Colonien. Den Beschluß machen S. II. 377 — 508. 72 Anhänge mit interessanten Notizen, Belegen und Aktenstücken. 2 schöne Kupfer geben Porträts von Cartier und General Wolfe.

Der Vf. von Nr. 2, Dussieux, Prof. der Geschichte zu St. Cyr, wollte zunächst seine Zuhörer mit der Geschichte Canada's bekannt machen und benutzte dann die Archive des Ministeriums der Marine und des Krieges zu diesem Werke. Sie ist weit kürzer, aber gut und im Ganzen unparteiisch geschrieben. Er schildert zunächst kurz das Land vor Ankunft der Franzosen, ihre falschen national-ökonomischen Ideen über die Quellen der Reichthümer, widerlegt die falschen Vorstellungen von dem herrlichen Leben der Wilden, erzählt dann die erste Entdeckung durch J. Cartier und die erste Colonisation unter Champlain. Erst war es der Zufluchtsort der Protestanten, später wurden diese von Richelieu gänzlich ausgeschlossen und die Geistlichkeit, namentlich die Jesuiten, erlangten seit 1611 eine große Macht in Canada. Es war lange im Besitze von Handelsgesellschaften, namentlich der der Cent Associés, bis nach Auflösung dieser 1662 die franz. Regierung die Verwaltung selbst in die Hand nahm, den Handel aber der W. Indischen Compagnie überließ. Das 1. Buch S. 1 — 27 schildert diese Anfänge der Colonie und die Kämpfe mit den Irokesen, das 2. S. 27 — 58 die Entwicklung derselben seit Colbert. Er gab der W. Ind. Compagnie das Handelsmonopol, sandte das ganze Regiment Carignan nach Canada, dessen Offiziere Seigneurien erhielten und führte das Feudalwesen und eine absolute centralisirte Gewalt, getrennt von der geistlichen, wie in Frankreich, ein. Ein Conseil souverain in Quebeck stand dem Gouverneur zur Seite; als Gesetz galt die Coutume de Paris. 1664 wurde der erste Bischof von Quebeck ernannt und der Zehnte, erst $\frac{1}{13}$, 1667 auf ein $\frac{1}{26}$ ermäßigt, auferlegt. Auf den Ackerbau angewiesen, mußte die Colonie alle Fabrikate von Frankreich beziehen. Mit Wilhelm III. 1688 begannen dann die Kämpfe Englands mit Frankreich, die im spanischen Erbfolgekriege sich fortsetzten. Im Frieden

von Utrecht mußte Ludwig XIV. die Hudsons-Bay, Akadien (Neu Schottland) und Terre Neuve, d. i. das ganze Küstenland Canada's abtreten. Damit war der Zugang von der Seeseite den Franzosen größtentheils abgeschnitten. Nur Isleroyal blieb ihnen, wo Louisbourg gegründet wurde, aber die Anglo-Amerikaner sannen auf die Vernichtung der franz. Herrschaft in Amerika. Im österreichischen Successionskriege eroberten sie die neugebaute Feste trotz ihrer 36′ hohen Steinwälle und 80′ breiten Gräben, nachdem die Franzosen nach Roger 5½ Mill. Dollars darauf verwendet hatten. Der Friede von Aix la Chapelle gab sie den Franzosen zwar noch einmal zurück; aber bald folgte der Entscheidungs-Kampf, den das 3. Buch — der Fall der Colonie betitelt — S. 58 bis zu Ende schildert, Franklin rieth 1757 England, Canada zu nehmen. Der Kampf ging vorzugsweise von den britt. Colonien in Nordamerika aus. Weit volkreicher als die franz. und auch kräftiger vom Mutterlande unterstützt, konnte der Erfolg nicht zweifelhaft sein. Louisbourg wurde 1758 den 26. Juli wieder genommen und zerstört. Montcalm's Tapferkeit konnte die Franzosen nicht retten. Quebeck ging verloren, Montreal capitulirte; die Civil- und Militärbeamten, 185 Offiziere, 2400 Soldaten und 500 Matrosen und Colonisten durften nach Frankreich zurückkehren. Gewöhnlich hatte Canada der franz. Regierung das Jahr 1. Mill. Fr., seit dem Kriege 7 Mill. jährlich gekostet. Die schlecht besoldeten Beamten monopolisirten den Handel und übten alle mögliche Bedrückungen aus. Der Intendant Bigot verspielte im Carneval zu Quebeck auf einmal 200,000 Fr. und ähnlich der Gouverneur Vaudreuil zu Montreal. Wie leichtfertig die Franzosen den großen Verlust aufnahmen, zeigt Voltairs Aeußerung während des Krieges 1765, „Frankreich und England stritten sich um einige Morgen Wüsten und Schnee.“ Er feierte sogar unpatriotisch den Triumph der Engländer. Aber bald sollten die Franzosen gerächt werden. Der sterbende Montcalm in einem Briefe an Berryer hatte die bald folgende Emancipation der brittisch-amerikanischen Colonien prophezeit. 150 J. hatten die franz. Colonien sie gewissermaßen in Gehorsam erhalten. Sie bedurften der Flotten und Waffen des Mutterlandes, die franz. Barriere zu durchbrechen. Aber als die gefallen war, machten sie sich frei. Sie hatten im Kampfe gegen Canada ihre Kräfte erprobt. Washington selbst hatte dort mitgefochten. Frankreich trat auf Nordamerika's Seite. Lafayette rächte Montcalm.

Wenn die beiden ersten Schriften die Geschichte Canada's nur bis zu der englischen Eroberung herabführen, erzählt der Verfaßer von Nr. 3 Brasseur sie bis auf die neueste Zeit. Der 1. Bd. enthält die Geschichte unter französischer Herrschaft, der 2. unter englischer. Als kathol. Geistlicher hat er vorzugsweise die Kirche, die Bischöfe, die verschiedenen Mönchsorden, die Missionen und ihre Geschichte im Auge. Ihre Kämpfe, ihre Leiden und Arbeiten will er erzählen und für die Geschichte dieser kirchlichen Verhältnisse hat er nicht nur die Missionsberichte, die Reisen, die Beschreibungen und Geschichten Canada's, sondern auch die Archive des Erzbisthums zu Quebeck benutzt. Aber dabei ist er zu eingenommen und zu beschränkt, um überall unparteiisch zu urtheilen. Hauptabsicht der ersten Gründer der Colonie war allerdings die Bekehrung der Wilden, mehr untergeordnet der Pelzhandel. Wir verkennen nicht die wohlwollenden Absichten und die Ausdauer namentlich der Jesuiten, aber er gesteht selbst, wie wenig Erfolg ihre Unternehmung hatte und selbst in seiner Lobrede erscheinen die Geistlichen nur als schwache Menschen. Kaum haben die Jesuiten die Protestanten vertrieben, so wollen sie, eifersüchtig gegen die Franziskaner (Recollets), die doch die erste Kapelle in Quebeck gegründet hatten, auch diese verdrängen. Gleich der erste Bischof Franz De Laval, aus dem Hause Montmorency, 1658 zeigt diese Herrschsucht. Der 2. Bd. ist voll Animositäten gegen England und die Protestanten, obwohl das Aufblühen Canadas unter ihrer Herrschaft und die Zunahme der franz. Bevölkerung und folglich auch die der Katholiken, die, ohne Einwanderung von Franzosen, in gar keinem Verhältnisse zu der Zahl der frühern Bevölkerung zur Zeit der Franzosenherrschaft steht, doch genugsam für ihre bessere Lage spricht. Alle spätern Bischöfe waren Canadier; franz. Emigranten und Irländer wurden als katholische

Priester zugelassen. Unter jenen war der Bruder des französischen Minister Calonne, der 1799 nach Canada auswanderte, und 1822 da starb. Daß die Engländer die kathol. Priester nicht aus Frankreich verschrieben, kann man ihnen wohl nicht verdenken. Auch die Treue, welche die Canadier gegenüber den Versuchungen der Vereinigt. Staaten, sie an sich zu ziehen, England stets bewahrten, worin die Bischöfe und kath. Geistlichen ihnen mit gutem Beispiele vorausgingen*), zeigt genugsam, daß sie unter ihrer Herrschaft es nicht so übel hatten. Die Wohlthaten der Quebeck-Akte von 1774 konnten nicht verkannt werden. Daß England die Bischöfe nicht als solche anerkannte und die Krone sich ihres Einflusses bei ihrer Ernennung nicht begeben wollte, darf bei den damaligen Zeitansichten nicht verwundern; machten doch die damaligen puritanischen Neuengländer es in England der Regierung schon zum Vorwurfe, daß sie in der Quebeckacte mit den Papisten connivire und der idolatrischen, blutdürstigen Kirche eine legale Existenz gewähre, und der Sollicitor-General mußte den 10. Juni 1765 erst entscheiden, daß die kath. Canadier den Strafen und Unfähigkeitserklärungen des Königreiches nicht unterworfen seien. Mit Unrecht wird I. 315 ein Bruch der Artikel 27, 28, 32 u. 35 der Capitulation von Montreal behauptet. Es ward nur der freie Cult darin garantirt; die Zahlung des Zehnten hänge vom Ermessen des Königs ab; die Anerkennung der Genossenschaften der Jesuiten und der Recollets ward bis auf Königsbeschluß verweigert; den übrigen Gemeinden und Priestern zwar ihr Eigenthum zugesichert, den Jesuiten wie den übrigen Priestern aber nur erlaubt, ihre Güter zu verkaufen und mit dem Ertrage nach Frankreich überzusiedeln. Wenn sie dieß nicht thaten, der Pabst den Orden schon den 21. Juli 1773 aufhob, die Jesuiten in Canada ausstarben, so kann, wenn die engl. Regierung ihr Collegium zu Quebeck 1776 zum Archive bestimmte, ihr Haus zu Trois Rivieres als Gefängniß verwandte, ihr dies um so weniger zum Vorwurf gemacht werden, als der Pariser-Traktat, in dem Canada abgetreten wurde, die Freiheit des kath. Cultus nur garantirte: autant que les lois d'Angleterre le permettent. Diese Jesuitengüter haben bekanntlich zu heftigen Streitigkeiten in Canada Anlaß gegeben, und wir haben eine eigene Schrift von de Vatismenil „Sur la destination des biens des Jesuites en Canada. Quebec 1846." Es leuchtet aber ein, daß kein General eine Capitulation, kein König von England einen Frieden, der die Gesetze des Landes verletzt, schließen kann. Canada hatte bei der Eroberung durch die Engländer nur 65 — 70,000 E., nach Brasseur lauter Katholiken; 1851: 1,842,265 E.; und hat jetzt an 2,300,000 E., davon 1851 in Untercanada 669,528, in Obercanada 26,417 französischer, 125,580 und 526,093 nicht französischer Abkunft; Katholiken 1853: 746,866 und 167,695. Die Verhältnisse der Bevölkerung haben sich also seitdem gänzlich geändert. Die Aufrechthaltung der Lehen war auch im Friedensvertrag, nicht mit dem Lande, sondern mit dem französischen Könige stipulirt. Unter veränderten Verhältnissen dürfen Veränderungen nicht ausgeschlossen sein. Oder ließ die katholische Kirche beim Absterben und der endlichen Unterdrückung des Heidenthumes den heidnischen Tempeln oder den Philosophenschulen in Athen ihre Stiftungen? Lasaulx (Der Untergang des Hellenismus. München 1854. 8.) weiß davon zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Seminaristen traten 1812 beim Kriege mit Nordamerika selbst in die Miliz (II. p. 131) und die Dienste des Bischofs wurden von England auch nicht verkannt. Georg IV. gewährte ihm einen Platz im Conseil legislatif und gab ihm eine Pension von 1000 D.



Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 18. September.

Nr. 35. 1857.

Historische Classe.

Neue Schriften über Canada.

Nr. 2—5.

(Fortsetzung.)

Die Schwäche der kath. Geistlichkeit, zumal der Bischöfe, wird von Brasseur nicht verschwiegen. Sie fügen sich nicht nur den englischen Beamten, wo ein männliches, unabhängiges Anftreten wohl zweckmäßiger gewesen wäre; die Bischöfe lassen unfähige alte Leute zu Coadjutoren wählen; — so der Bischof Plessis (II. p. 111) — gerathen mit diesen in ärgerlichen Streit, der 1789 fgg. selbst in der Zeitung (II. 55 fgg.) fortgesetzt wird; widersetzen sich lange, als der Pabst schon 1796 zweckmäßig die allzugroßen Diöcesen theilen will, bis er endlich (1817 fgg.) durchgreift; die Geistlichkeit agitirt gegen die Verwandlung der Bauernlehen der Seigneurie auf Montreal, die dem Seminar gehört, in freies Eigenthum, selbst nachdem die Congregation der Propaganda in Rom sie gebilligt hat, so daß diese ihren Beschluß zurücknimmt (II. p. 191); den zahlreichen eingewanderten Irländern erlaubt die canadische Geistlichkeit lange keine Priester ihrer Nation, obwohl sie kein Französisch verstehen und erst 1831—33 erhalten sie eine eigene Kirche. (II. p. 197). Ueber den Streit des Bischofs mit dem Kirchenvorstande geht das ganze Capitel zu Grunde. (II. p. 38). Als der Vater der jetzigen Königin Victoria, der Herzog von Kent, bei seiner Anwesenheit in Canada eine Liebschaft mit einer verheiratheten Dame in Beaufort unterhielt, begünstigte der dortige kath. Pfarrer dieß, und man wollte ihn zum Lohne dafür zum Coadjutor des Bischofs machen, was dieser aber doch noch hinderte (II. p. 102). Die irländischen Priester, wenn sie sich Geld gemacht hatten, kehrten oft in ihre Heimat zurück u. d. gl. Alle diese Sachen erzählt der Vf., ein kath. Geistlicher, selber. Wie wenig sie aber für den Unterricht und die Bildung des Volkes thaten, zeigt seine Angabe (II. 60), daß 1789 die Masse der Canadier nicht lesen noch schreiben konnte und die Schulen nicht besuchte. Wir heben nur noch seine vernünftigen Schlußbetrachtungen aus Capitel 33 hervor: Die Engländer haben aus Canada weder eine gewöhnliche britt. Colonie machen können, noch seien die Canadier die alten Franzosen. In Obercanada seien nur $\frac{1}{5}$ franz. Canadier, die übrigen Irländer, Engländer, Amerikaner; und die Bevölkerung vorwaltend englisch-amerikanisch; in Untercanada dagegen noch vorwaltend französisch (normanisch-bretagnisch), nur $\frac{1}{4}$ Engländer und Irländer, in den Städten gemischt; in den höhern Ständen herrsche englische Sitte. Wenn in den 20ger Jahren aber nur noch wenige, so lernten jetzt 10mal mehr Kinder von franz. Canadiern englisch, als englische französisch; das engl. Element nehme sichtlich zu. Das franz. hielt sich nur durch die Demarcationslinie, die die Engländer früher zwischen beiden Raçen zogen, so lange. Erst wollte L. Durham 1763 sie assimiliren. Bei dem Abfalle der Ver. Staaten änderte man aber das System und wollte Untercanada von den Nordamerikanern trennen; 1775—86 verlieh England nur Lehen. Bei der Thei-

lung der Provinz in Ober- und Untercanada 1791 blieb dieses daher den Franzosen. Nach der Revolution von 1837 vereinigten sie aber beide Canada's wieder. Statt 88 Repräsentanten schickte Untercanada fortan nur 42 in das Canadische Parlament, während das britische, schwach bevölkerte Obercanada eben so viele sandte, und jenes mußte die Hälfte der Schuld dieses (1 Mill. L.) mit übernehmen. Die Franzosen zu gewinnen, wurde 1849 die Indemnisationsbill zu Gunsten der Opfer der Rebellion erlassen, worüber die englische Partei schrie. Die Besitzenden, schließt er (II. 307), und die Franzosen wollen aus Haß gegen die Demokratie bei England bleiben, die Engländer und Irländer, besonders in Obercanada, aber sich den Ver. Staaten anschließen. Canada, meint er, werde frei werden, aber nicht französisch, wie die franz. Canadier wähnten, vielleicht eine besondere Republik bilden, nicht französisch und nicht englisch, das Anglo-Celtische Element aber zuletzt das franz. absorbiren; gleichviel, wenn die Canadier nur katholisch blieben!

Anders der Verf. von Nr. 4 Barthe. Er gehört zur franz. Partei. Nach ihrer Niederlage gründete sie d. 14. Okt. 1851 das Institut canadien (S. 401 das Reglement), und er begab sich 1853 nach Paris, um zunächst Verbindungen mit dem Institut de France anzuknüpfen. Sein großer Plan ist, jenes diesem zu affilieren. Er will zunächst eine union littéraire und rétablissements de rapports étroits (p. 291). Demnächst wünschte er franz. Einwanderung in Canada. Das englisch-franz. Bündniß schien ihm dazu günstig. Da die Franzosen mit den canad. Verhältnissen gänzlich unbekannt seien, soll der 1. Theil Coup d'oeil historique et politique sur le Canada depuis la conquête 1763 p. 37—227 sie darüber belehren. Die Darstellung ist natürlich feindlich gegen die englische Verwaltung und ihre angebliche Bedrückung des franz. Elements; der 2. Theil p. 227—363 Coup d'oeil sur l'aspect industriel, litteraire et topographie du Bas-Canada ist sehr oberflächlich und gibt zum Theil nur Auszüge aus dem Canadien, enthält aber doch einige neuere Notizen. Den Schluß endlich bilden Pieçes justificatives, Briefe, die er über seine Pläne mit Monmarque, Naudé, Thiers, Guizot u. a. und dem Institut canadien gewechselt hat, um sie seinen Planen geneigt zu machen. Er erhielt 202 Bde. von den 4 franz. Akademien und 78 von dem Handelsministerium für sein Institut canadien, und beide sind glücklich deßhalb. Voila le Canada reconquis par la France! Difficile est satiram non scribere! Der Vorredner de Carondel geht noch weiter: Canada, wenigstens Untercanada, soll wieder franz. werden, doch nicht durch Eroberung, sondern indem die franz. Einwanderung unter Frankreichs mächtigen Schutze hingeleitet wird; England, — das habe der letzte Krieg gezeigt, — sei keine Militärmacht; es könne den Ver. Staaten — die Canada immer zu absorbiren streben würden — nicht widerstehen, und bedürfe der Hülfe Frankreich's. Zu einer ewigen Alliance Frankreichs mit England müsse jenes aber ein permanentes Interesse an Nordamerika haben oder dieses müsse geschaffen werden. Dazu empfiehlt er sehr naiv Abtretung Canadas an Frankreich gegen das franz. Gyana oder die franz. Besitzungen in Indien. Jenes könne England ja an Holland später gegen die Molukken wieder abtreten. Frankreich erlange so einen Abfluß für sein Proletariat und könne den ehrgeizigen Absichten der Ver. Staaten entgegentreten. Jetzt sei es noch Zeit, in 20 J., wenn Nordamerika 50—60 Mill. stark, vielleicht nicht mehr. Canada müßten natürlich alle seine Rechte und seine demokratische Verfassung garantirt bleiben, England, der freie Erwerb aller Produkte und der Absatz seiner Manufakturen. So würden alle Nationalitäten rehabilitirt. Das Projekt bedarf keiner Bemerkung.

Das 5. Werk von Roger ist eine populäre Darstellung der Geschichte Canadas, die eine gute Uebersicht gewährt. Die Sprache der Vorrede ist freilich etwas abschreckend. Der vorliegende 1. Bd. geht bis 1824, Cap. I, (p. 1—58), die Geschichte der Provinz unter franz. Herrschaft 1534—1763 ist etwas kurz. Man vermißt namentlich auch die Angaben der Jahreszahlen; dafür behandelt er die spätere Zeit desto ausführlicher und gibt besonders

auch die innere Geschichte. Cap. 2 erzählt den Angriff der Nordamerikaner und dann die innere Geschichte 1763—1811 (S. 59—165). Wir heben hervor die Debatten im brittischen Parlament über die Verfassung der beiden Canada's 1791, der Fox sich widersetzte und die beginnenden parlament. Kämpfe in Canada selbst unter dem Gouverneur Craig, der das Parlament 1809—1811 3mal auflöste, bis er zurückgerufen wurde. Cap. 3 (p. 166—312) geht nur von 1812—1815. Craig's Nachfolger, Prevost trat vermittelnd auf und beim Ausbruche des Krieges mit Nordamerika hielt das Parlament treu zu England, obwohl es an Opposition nicht fehlte. Den größten Theil der Erzählung nimmt der Krieg mit N.-Amerika 1812 bis zum Frieden von Gent, den 24. Dez. 1814, ein. Erst drangen die Amerikaner in Canada ein, später verbrannten die Engländer bekanntlich Washington. Im Frieden wurden die beiderseitigen Eroberungen zurückgegeben. Die Ausfuhr der Ver. Staaten war im Kriege von 22 Mill. auf 1, die Einfuhr von 28 Mill. auf 3 Mill. L. gesunken, aber auch Canada hatte viele Geldopfer bringen müssen. Cap. 4, S. 313—412 erzählt die Geschichte von 1815—24 bis zur Abreise des Gouv. Dalhousie. Parlamentarische und andere innere Vorkommnisse, auch statistische Angaben über die Zunahme der Bevölkerung, der Einkünfte, des Schiffverkehrs von Quebeck, das Schul- u. Zeitungswesen u. s. w. fehlen nicht. Der Styl ist zum Theil lebhaft, piquant, mitunter etwas leichtfertig.

Wir schließen mit wenigen Bemerkungen über einige Hauptmomente der geschichtlichen Entwicklung Canadas. Die erste betrifft das Schicksal der Urbewohner. Möchte auch die Behauptung Brasseurs, daß nach Duflot de Mofras Amerika bei der Ankunft der Europäer 16 Mill. Eingeborne gehabt habe, jetzt aber nur noch 2 Mill. zähle, wenig sicher sein, so ist die ungeheure Abnahme derselben doch unzweifelhaft. Die Huronen in Canada sind beinahe gänzlich zu Grunde gegangen; der Irokesen rechnet er (I, S. 279 ffg.) nur noch 12—13,000; nach dem Conquest of Canada (I. 177) sind seit der Ankunft der Fremden in Canada ¾ der Rothhänte verschwunden. Die englische Raçe rottete sie systematisch aus. Die Franzosen und namentlich die Jesuiten nahmen sich ihrer menschenfreundlich an; aber dieß hat eben so wenig geholfen. Sie sind mit ihren prächtigen Wäldern verschwunden. Man hat sich lange von dem herrlichen Leben der Wilden überhaupt eine falsche Vorstellung gemacht. Schon Champlain fand sie mager, entstellt, sie fraßen Aas, trieben Jagd, Kriegsspiele, Tanz, waren grausam, meist Nomaden und Jäger, obwohl die 5 Nationen schon vor Ankunft der Franzosen Mais bauten. Dussieux p. 18 rechnet nur 80,000 in Neu-Frankreich. Die bekehrten Inder wurden von den Franzosen erst sehr begünstigt. Sie wurden ihnen selbst ganz gleichgestellt, durften in Frankreich wohnen, konnten Franzosen beerben, nie wurde an die Ausrottung der Inder gedacht. Nach der Gründung von Montreal 1641 drangen die Jesuiten muthig in die Wälder zu den Wilden 300 fr. M. von Quebeck vor. Die Franziskaner (Recollets) ermunterten sie zum Ackerbau. Charlevoix schildert die anstrengende Lebensart der Missionäre. Wir wissen freilich nicht, ob es den Wilden viel frommen konnte, wenn die Patres morgens 4stündige Gebete hielten, herumliefen, um sterbende Kinder zu taufen und mit der Glocke die Wilden zur Predigt herbeizurufen. Von ihrem Märtyrerthume hatte die Cultur auch keinen Gewinn. (Dussieux S. 24). Von den Holländern und Engländern aufgereizt, griffen die Irokesen die Huronen an und vernichteten sie fast. Die Jesuiten veranlaßten das menschenfreundliche Gebot, den Wilden bei Todesstrafe keinen Branntwein zu verkaufen. Die Engländer thaten es nun aber gerade, und zogen dadurch die Wilden zu ihrem leiblichen Verderb an sich. Statt daß die Wilden französisirt wurden, sah man die Franzosen vielmehr zu Wilden werden, wie der Gouverneur Denonville schon 1685 schreibt, (Dussieux S. 39); gefangene Franzosen wollten bei den Irokesen bleiben. (S. 50) Die Franzosen mußten sich später selbst zur Ausrottung der Wilden entschließen. Im Gefolge ihrer Bundesgenossen übten diese ihre ganze alte Barbarei. Wie bei der Erhöhung des Uferlandes neue Pflanzengeschlechter in's Leben treten und die alten verschwinden, wie in den geologischen Perioden verschiedene Floren und Faunen aufeinander folgten, so auch die Geschlechter der

sterblichen Menschen! Auch sie müssen verschwinden, wenn ihre Zeit vorbei ist.

Ein 2. Punkt, der unsere Aufmerksamkeit fesselt, ist das Verschwinden der französischen Macht vor der englischen in N. Amerika. Frankreich besaß unter Ludwig XIV., sagt Dussieux, den größten Theil Nordamerika's zwischen der Hudsons-Bai im N. und dem Golf von Mexiko im S., dem atlantischen Ocean und den Alleghannis im W. bis zum Felsengebirge, einen Triangel, jede Seite von 800 fr. M., von 300,000 fr. □ M. Fläche, — 11 mal so groß als Frankreich, halb so groß als Europa, — wo jetzt 19 Mill. Einw. leben, 16 Mill. Engländer, Schotten, Irländer und Deutsche, 1 Mill. Franzosen und 1½ Mill. Neger! Die wenigen Franzosen, die hinübersiedelten, verloren sich in der Mitte ihrer ungeheuren Besitzungen. Neu-England war im 17. Jahrh. schon viel bevölkerter und bebauter; voll Emigranten, vom Geiste der Freiheit belebt, während die wenigen franz. Anbauer durch das Feudalsystem niedergedrückt waren. Die Verwaltung, die alles für sie besorgte, nahm den Franzosen fast den Gedanken an eine Initiative, während der Klerus, der die Eingebornen erhalten wollte, sie vergebens zu bekehren und zu französisiren suchte. Dussieux (S. 10) schreibt den Verlust des schönen Landes drei Ursachen zu: der Schwäche der Regierung Ludwigs XV., der nichts that, das schöne Land zu erhalten; — dem Mangel an genügender Bevölkerung und den falschen nationalökonomischen Ideen über die Quellen des Reichthums, die man nur in Gold und Silber sah, da doch Lescarbot 1618 schon Korn, Wein und Vieh die schönsten Minen genannt hatte, von den eigentlichen könne man ja nicht leben. Welche Begriffe man 1690 in Versailles von Canada hatte, ergibt eine Stelle aus Dangeau T. III, nach der man da ein Volk entdeckt haben wollte mit Federn am Leibe, wie die Papageien, und ein anderes, wo alle Männer buckelig und alle Frauen hinkend wären. Die franz. Bevölkerung in Canada 1720 lernt man aus Charlevoix kennen. Quebec hatte nur 7000 E., aber eine ausgewählte Gesellschaft: einen General-Gouverneur mit Etat major, eine Noblesse, Offiziere und Soldaten, einen Intendanten, ein Conseil superieur, eine Jurisdiction subalterne, einen Commissaire de Marine, einen Grand prevôt, einen Grand voyer, einen Grand maitre des eaux et des forêts, Kaufleute, die lebten comme il faut, einen Bischof, ein volles Seminar, Recollets und Jesuiten und 3 Gemeinden. Es gab brillante Cirkel. Man spielte, machte Promenaden; im Sommer fuhr man in Canots, im Winter in Schlitten; ging auf die Jagd; — einige Edelleute thaten nichts anderes — man sprach das reinste Französisch, politisirte, conversirte, auch über Wissenschaften. Bot das Land wenig Stoff, so unterhielt man sich mit Neuigkeiten aus Europa! Reiche gab es nicht. Man lebte so gut man konnte, aß allenfalls mäßig, um sich nur gut zu kleiden, und verbarg die Armuth unter dem Scheine des Wohlergehens. In Neu-England dagegen war Reichthum, den man nicht verbrauchte. Der Engländer, sagt er, sammelt sich Güter und verschwendet sie nicht überflüssig. Der Franzose genießt was er hat und macht mitunter Parade noch mit dem was er nicht hat. Jener arbeitet für seinen Erben, dieser läßt ihn aus der Noth, in der er selbst lebt, sich herausziehen, wie er eben kann. Die Engländer wollen keinen Krieg, sie riskiren zu viel zu verlieren, schonen die Wilden nicht, — sie brauchen sie nicht —. Der junge Franzose dagegen verabscheut den Frieden, er lebt gut mit den Eingebornen. Jeder hat das Nöthige zum Leben. Man zahlt dem Könige wenig. Brod, Fleisch, Fische waren billig, aber Wein und Zeuche, die man nur aus Frankreich erhielt, theuer. Der adelige Offizier mit kleinem Gehalte war zu beklagen. Der Adel baute den Acker nicht, Jagd und Fischfang waren seine Beschäftigung. Er hatte nur etwa einigen Antheil am Handel, besonders am Pelzhandel. Das Leben der Wilden fand bei den Franzosen Eingang. Diese Schilderung erklärt genugsam das Schicksal der Franzosen und die kurze Dauer ihrer Herrschaft in Canada.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 21. September.

Nr. 36. 1857.

Historische Classe.

Neue Schriften über Canada.

Nr. 5.

(Schluß.)

Auch der Verf. des Conquest of Canada hebt in der Einleitung den Gegensatz beider Raçen hervor, und zeigt wodurch die englische Raçe in Amerika die Suprematie erlangt hat. Der Zweck der Franzosen sagt er, war, — Frankreich's Herrschaft, Macht und Ruhm auszudehnen und seine Religion zu verbreiten. Neu Frankreich wurde durch die Regierung, Neu England durch das Volk colonisirt; die hervorragenden Franzosen waren nur Agenten der Regierung, blickten nach Frankreich um Billigung ihres Verfahrens, um von dort Ehren zu erlangen, und sehnten sich nach der Rückkehr als ihrem besten Lohne. In der Colonie, aber nicht aus ihr gebürtig, beförderten sie da den Ackerbau und den Handel, aber — im Interesse Frankreichs, nicht in dem Canadas. Die Einwanderer trieb nicht der Geist politischer Unzufriedenheit, der Sinn nach Abenteuern; der Wille ihrer Obern und blinder Gehorsam führte sie hin. Sie siedelten sich an Flecken an, die die besten für Frankreich, aber nicht für sie waren. Auch als ihre Lage in dem fruchtbaren Lande sich besserte, ließ das Feudalwesen, das Person und Eigenthum beschränkte, sie nicht zu Reichthum und Einfluß gelangen. Große Strecken des schönsten Landes erhielten Favoriten und Militärpersonen des Hofes; den ausschließlichen Handel hatten Fremde. Fremde Manufakturen wurden den Einwohnern aufgezwungen. Kein persönliches Recht galt. Die Miliz befehligten fremde Offiziere oder Seigneurs. Die besten Beamten wurden hingesandt, nach dem falschesten System zu regieren. Der Staat war alles, das Volk nichts. Als England Frankreich's Macht gebrochen hatte, konnte daher das Volk seine Stelle nicht einnehmen. Canada wurde eine friedliche, brittische Provinz.

Welchen Gegensatz bildete damit Neu England! Einige hundert Puritaner, die dem Despotismus entflohen waren, bildeten Gemeinden, die sich selbst Gesetze gaben, und die, nur unter Englands nomineller Herrschaft, auf sich bauen und sich selbst schützen mußten. Sie wählten den zur Ansiedelung passendsten Fleck. Jede Colonie bildete ein Ganzes für sich und wetteiferte mit den andern. Der Handelsgeist des Mutterlandes belebte sie. Bei dem frühen Heiraten und der starken Einwanderung war die Bevölkerung nach 1½ Jahrhunderten 20 mal so stark als die von Neu-Frankreich, ihre Handelsmarine stärker als manche in Europa; Neu Frankreich hatte keine.

Für die Kirche war von der franz. Regierung in Canada gesorgt, das Volk aber mehr devot als intelligent. Die wenigen Schulen und Seminarien der Jesuiten waren der Masse des Volkes unzugänglich. Keine Druckerpresse war in Canada unter franz. Herrschaft erlaubt. Da keine Dissenter geduldet wurden, fand zwar keine religiöse Verfolgung statt, eben so wenig eine politische Agitation, aber

es war nur das Stagniren eines Sumpfes, es herrschte nichts als Unterwürfigkeit. In Neu England dagegen folgte jeder seiner Ueberzeugung; England mischte sich nicht in ihre Regierungs- und Religionsverhältnisse, nur in dem Handels-Codex hielt das Mutterland kurzsichtig auf sein s. g. Recht.

Den großen Unterschied zwischen der freien englischen Verfassung und dem alten franz. Despotismus erkannte auch die spätere Opposition der französischen Canadier willig an. Roger, (1, p. 361) theilt die Aeußerung Papineau's, des Führers der Opposition gegen den Generalgouverneur Dalhousie, beim Tode Georgs III. mit: „Unter der franz. Regierung, sagte er, herrschte Willkür und Unterdrückung. Canada wurde vom franz. Hofe vernachlässiget und durch Vicekönige schlecht verwaltet. Es galt nur für einen Militärposten. Das Volk mußte beständig im Kriege sein und das Leben war unsicher. Der Handel war in der Hand der Compagnie, oft Hungersnoth, Staats- und Privateigenthum waren unsicher, die persönliche Freiheit täglich verletzt. Jetzt herrsche dagegen das Reich der Gesetze und religiöse Duldung; das Geschwornengericht war eingeführt, die Habeas corpus Acte galt. Man gehorcht nur Gesetzen, die man sich selber gegeben hatte".

Indeß waltete auch in der ersten Zeit englischer Herrschaft noch theilweise das engherzige, ältere Colonialsystem, und erst in neuester Zeit ist besonders seit Lord Russel's Ministerium die Selbstständigkeit der Colonien von England anerkannt und geachtet worden und seit dieser Zeit datirt auch erst das mächtige Aufblühen derselben. Da Roger's Werk noch nicht so weit geht, verweisen wir auf das Werk **The Colonial Policy of Lord John Russel's administration, by Earl Grey. London 1853. I. p. 200 — 274.** Die neue Aera begann mit der Unionsakte von 1840, als die nach dem Aufstande von 1837 und 1838 suspendirte constitutionelle Regierung unter dem Generalgouverneur Poulett Thomson, dem spätern Lord Sydenham, wieder hergestellt wurde, die aber erst 1846 völlig in's Leben trat. Wir können hier nur einige Hauptpunkte hervorheben. Die Locale Regierung wurde zwar der Assembly nicht verantwortlich gemacht; doch sollte die Bekleidung der Hauptstellen künftig nicht mehr bloß vom guten Betragen der Angestellten abhängig sein, sondern die ersten Regierungsbeamten mußten sich schon zurückziehen, wenn sie das Vertrauen des canadischen Parlaments nicht mehr besaßen, also aus politischen Motiven. Der Generalgouverneur sollte über den Parteien stehen; siegte die Opposition, so nahm er seine Beamten aus den Reihen dieser. So zuerst Lord Elgin 1847, der jetzt nach China gesandt ist. Dieß befriedigte so sehr, daß die Februar-Revolution 1848 keinen Eindruck auf die franz. Canadäer machte; nur die Canadäer englischer Abkunft waren unzufrieden wegen der **Rebellion Lose Bill** für Unter Canada. Es entstand in Montreal ein Auflauf, der Generalgouverneur selbst wurde insultirt, das Parlamentsgebäude mit der Bibliothek verbrannt. Der Aufruhr wurde unterdrückt und zur Strafe wird die Versammlung des Parlaments abwechselnd seitdem in Toronto und Quebek gehalten. Der Ertrag der Zölle wurde der Provinz zugewiesen; sie erhielt eine Municipal-Organisation; für Wege, Kanäle, Eisenbahnen und allgemeine Erziehung wurde gesorgt, die Einwanderung befördert und unterstützt, und wenn 1848 das britt. Parlament noch 140,000 L. zu diesem Zwecke bewilligte, so war das nach dem **Report of the colonial Land and Emigr. Commiss.** von 1852 so wenig mehr nöthig, daß die Eingewanderten im letzten Jahre 990,000 L. nach Irland gesandt hatten, um den zurückgebliebenen Ihrigen die Auswanderung zu erleichtern. Der Handelsverkehr zwischen Canada und den Ver. Staaten wurde erleichtert, und während die canadischen Produkte hier früher nur gegen schweren Zoll zugelassen wurden, wurde die freie Zulassung der Ackerprodukte erzielt. Seit Vollendung der Lawrence-Kanäle und Aufhebung der Navigationsakte, die die Häfen allen Nationen öffnet, ist Canada ein furchtbarer Concurrent der Ver. Staaten geworden. Die englische Regierung läßt der Colonie volle politische Freiheit in ihren eigenen Angelegenheiten, übt aber einen Einfluß auf ihre Entscheidnngen in Bezug auf die Verbindung der verschiedenen Theile des britt. Reiches; die Bestimmung der Canada-Akte von 1791, die $\frac{1}{7}$ des noch nicht vergebenen Landes dem protest. Clerus reservirte, hatte schon 1840 Widerspruch er-

fahren, und 1851 hat die gesetzgebende Versammlung, ihr die Disposition über den Ertrag der Clery Reserves zu überlassen. Auch die Herabsetzung des Gehaltes des Generalgouverneurs kam 1852 in Frage, doch wollte die britt. Regierung lieber die Kosten für diesen aus dem britt. Schatze bestreiten und verlangte, daß, da Canada sich jetzt selbst regiere, es auch mehre Ausgaben übernehme; so die für den militärischen Schutz. — England unterhielt früher die britt. Truppen und bestritt die Kosten für die Kanäle, die es früher aus militärischen Rücksichten angelegt hatte. Wie sehr unter diesem Systeme die Bevölkerung, der Wohlstand und der Handel Canada's sich gehoben hat, zeigen die statistischen Werke, die wir im 2. Artikel zu besprechen gedenken. Die neuere englische Colonial-Politik nähert sich einigermaßen der der alten Griechen, wo Mutterstaat und Colonie, ohne von einander abhängig zu sein, nur durch die Bande einer gemeinsamen Abkunft, der Freundschaft und des gegenseitigen Interesses miteinander verbunden waren. Nur sind hier die Bande noch enger geknüpft. Hat England keinen pecuniären, direkten Vortheil von Canada, so hat Canada dagegen kein Interesse, von England abzufallen und sich mit N. Amerika zu vereinigen, da es ziemlich alle Freiheiten desselben genießt und noch an der großen britt. Union Theil nimmt. England aber, umringt von der blühenden Schaar dieser freien Töchter-Colonien, steht nur um so angesehener da!

Dr. Plath.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

J. Hammer-Purgstall, Mithriaca, ou les Mithriaques. Mémoire académique sur le culte solaire de Mithra. Publié par J. Spencer-Smith. Caen et Par. 1833.

J. Denis, Histoire des théories et des idées morales dans l'antiquité. Ouvrage couronné. Vol. 1. 2. Par. 1856.

F. Wieseler, Narkissos. Eine kunstmytholog. Abhandlung. Göttingen 1856.

M. J. Oppert, Les inscriptions des Achéménides conçues dans l'idiome des anciens Perses. Par. 1851.

J. J. Hittorf, Restitution du temple d'Empédocle à Sélinonte ou l'architecture polychrôme chez les Grecs. Avec un Atlas. Paris 1851.

Ch. Giraud, des tables de Salpensa et de Malaga. 2 édition, revue, corrigée et augmentée. Par. 1856.

C. W. Göttling, Thusnelda, Arminius Gemahlin und ihr Sohn Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Jena 1856.

V. Devit, Le antiche lapidi romane della provincia del Polesine. Venezia 1855.

A. Cassio, Corso dell' acque antiche portate da lontane contrade fuori e dentro Roma sopra XIV acquidotti. P. 1. 2. Roma 1757.

Dr. Braun, Jupiter Dolichenus. Erklärung einer zu Remagen gefundenen Steinschrift und der Hauptfigur auf der Heddernheimer Bronze-Pyramide. Bonn 1852.

J. J. L. Bargès, Mémoire sur le sarcophage et l'inscription funéraire d'Eschmounazar, roi de Sidon. Par. 1856.

R. H. Stobart, Egyptian antiquities collected on a voyage made in Upper Egypt. 1854 — 1855. Berlin 1855.

Hadrava, Ragguagli di varii scavi e scoperte di antichità fatte nell' isola di Capri. Dresd. 1794.

J. B. Greene, Fouilles exécutées a Thèbes dans l'année 1855, textes hiéroglyphiques et documents inédits. Par. 1855.

Cl. G. Zúnniga, Diccionario de los geroglificos que contienen las medallas antiguas romanas. Pontevedra 1851.

A. Wagener, Notice sur un monument métrologique récemment découvert en Phrygie. Gand 1855.

R. Notari, Trattato dell' epigrafia latina ed italiana. 2. ediz. corretta. Torino 1856.

Mémoire sur un Camée du cabinet des pierres gravées de S. Maj. Imp. l'empereur de toutes les Russies et sur quelques portraits antiques de Julia Augusta. Petersb. 1810.

C. G. Lenz, Die Göttin von Paphos auf alten Bildwerken und Bazhomet. Gotha 1808.

Description d' un Camée du cabinet des pierres gravées de S. Maj. Imp. l'empereur de toutes les Russies. Petersb. 1810.

A. Conze, Philoktet in Troja. Ueber das Gemälde einer griechischen Vase der Sammlung Jatta in Ruvo. Göttingen 1856.

C. R. Fox, Engravings of unedited or rare greek coins, with descriptions. Part I. Lond. 1856.

Dr. E. Krehl, De numis Muhammadanis in numophylacio regio Dresdensi asservatis commentatio. Leips. 1856.

C. C. J. Bunsen, Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung. Th. 1. Buch 1. 2. Leipzig 1856.

G. L. Kriegk, Die Völkerstämme und ihre Zweige. Nach den neuesten Ergebnissen der Ethnographie. 4. Aufl. Frankf. 1856.

Rossignol, Alise: étude sur une campagne de Jules César, publiée sous les auspices de l'Académie de Dijon et de la commission des antiquités de la Côte-d'Or. Paris 1856.

Fr. Hofmann, De origine belli civilis Caesariani commentarius. Berol. 1857.

C. T. Falbe, Recherches sur l'emplacement de Carthage. Avec un Atlas. Par. 1833.

G. N. Du Rieu, Disputatio de gente Fabia. Lugd. Bat. 1856.

W. M. Leake, Topographie Athens. 2. Ausg. Uebers. von J. G. Baiter und H. Saupe. Mit 8 Tafeln. Zürich 1844.

Fél. Ansart, Essai de géographie historique ancienne. 3. édition. Par. 1837.

Dr. M. Uhlemann, Israeliten und Hyksos in Aegypten. Eine historische Untersuchung. Leipz. 1856.

A. G. Van Cappelle, Commentatio de regibus et antiquitatibus Pergamenis. Amsterd. 1843.

P. A. Braschius, De familia Caesennia equestri et Consulari Romae antiquissimae inscriptiones aevo superstites. Romae 1731.

R. Geier, De Ptolomaei Lagidae vita et commentariorum fragmentis commentatio. Hal. Sax. 1838.

Barozzi e Berchet, Relazioni degli stati europei lette al senato dagli ambassiatori veneziani nel secolo decimosettimo. Serie I. S. pagna. Vol. 1. fasc. 1. Venezia 1856.

Sirtema de Grovestins, Le réveil de l'Europe occidentale. Par. 1855.

H. Beitzke, Geschichte des russischen Krieges im Jahre 1812. Berl. 1856.

Ed. St. Cayley, The European revolutions of 1848. Vol. 1. 2. Lond. 1856.

A. L. A. Fée, Souvenirs de la guerre d'Espagne dite de l'indépendance 1809—1813. Par. 1856.

L. Roubaudi, Nice et ses environs. Par. 1843.

J. L. A. Huillard-Bréholles, Chronicon placentinum et chronicon de rebus in Italia gestis historiae stirpis imperatoriae Suevorum illustrandae aptissima. Paris 1856.

L. Wurstemberger, Peter der Zweite, Graf von Savoyen, Markgraf in Italien, sein Haus und seine Lande. Ein Charakterbild des 13. Jahrhunderts, diplomatisch bearbeitet. Th. 1. Bern 1856.

G. Mortillet, Guide de l'étranger en Savoie. Chambéry 1855.

G. F. Baruffi, Passegiati nei dintorni di Torino. T. 1—8. Torino 1854.

G. Allegranza, Spiegazione e riflessioni sopra alcuni sacri monumenti antichi di Milano. Milano 1757.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 23. September.

Nr. 37. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Inscriptions Romaines de l'Algérie recueillies et publiées sous les auspices de S. Exc. M. Hippolyte Fortoul ministre de l'instruction publique et des cultes par M. Léon Renier bibliothécaire a la Sorbonne, membre du comité de la langue, de l'histoire et des arts de la France. Livraison I — VIII. Tome première. Paris imprimerie impérial. 1855. Fol.

Als die Franzosen vor Konstantine den Kampf für ihre gekränkte Ehre ausfochten, traten sie auch zu Gunsten der Civilisation in die Schranken, und in Folge dessen, bricht nun vom blutgetränkten Felde Algeriens die Wissenschaft ihre Lorbern. Einen Früchtenzweig derselben bilden die von M. Renier herausgegebenen Inscriptions Romaines d' Algérie. Der Inhalt dieser Sammlung ist eine reiche Fundgrube für Epigraphie, Historie, Geographie und Archäologie. Von dem Werke sind bisher 8 Lieferungen des I. Theiles erschienen. Nach der auf dem Umschlage mitgetheilten Anzeige wird das Werk 2 Theile bilden. Als Beilagen zum Texte kommen 2 Karten und eine große Anzahl von Abbildungen der merkwürdigsten, auf Paläographie bezüglichen Denkmäler in Holzschnitten. Dieser Anzeige gemäß enthält der erste Theil: Den Text der Inschriften in möglichst getreuer Darstellung der antiken Buchstabenformen und der Zeileneintheilung der Denkmale; ferner die Paraphrase in Currentschrift mit der Erklärung der Abkürzungen (Siglen); dann die Varianten der verschiedenen Abschriften, so weit sie dem Herausgeber zugänglich waren, und endlich die nöthigen Belege zur Erleichterung der Nachforschung.

Der zweite Theil wird die Erklärung der vorzüglichsten Denkmale, archäologische, historische und geographische Dissertationen, so weit sie Platz finden, enthalten.

Das Werk wird in 25 Lieferungen, jede zu 5 Bogen, im Preise von 6 Francs und 40 Centimes erscheinen. Die Subscription findet bei den Herausgebern Gid und J. Baudry, Bonapartstraße No. 5 in Paris statt. Der Verfasser und die Herausgeber verwahren sich gegen jeden, selbst theilweisen Nachdruck dieses Werkes und behalten sich das Recht der Uebersetzung in allen Sprachen vor.

Die Inschriften, deren Zahl 2709 beträgt, sind zweckgemäß geographisch nach ihren Fundorten zusammengestellt, wodurch sich die Eintheilung in 13 Kapitel ergibt. Rücksichtlich ihres Inhaltes zerfallen die Denkmäler in politische, religiöse und sepulchrale.

Ehe Referent zum Einzelnen übergeht, hält er es für zweckdienlich, um ein Gesammtbild des Culturzustandes der einzelnen Provinzen, Municipien und Colonien des alten Numidiens zu geben, in tabellarischer Form die Fundorte, die Zahl und Gattung der Inschriften und die Eintheilung des Werkes nach Kapitel und Paragraphen übersichtlich darzustellen.

Fundorte.	Gesammtzahl der Inschriften.	Gattung der Inschriften: öffentliche u. religiöse,	sepulchrale.	Laufende Numer	Kapitel u. §§.	Lieferung.
Lambaese . . .	1409	198	1211	1—1409	I.	1—4.
Verecunda . .	69	45	24	1410—1478	II.	5.
Thamugas . .	100	69	31	1479—1578	III.	5.
Batna	32	7	25	1579—1610	IV.	5.
l'Aurès . . .	16	2	14	1611—1626	V.	5.
Oasis	29	11	19	1627—1655	VI.	5.
Hodna . . .	60	15	45	1656—1715	VII.	5. 6.
Diana	48	29	18	1716—1763	VIII.	6.
Lieux divers entre Diana et Constantine	42	2	40	1764—1805	IX.	6.
Cirta	351	117	234	1806—2156	X. § 1.	6. 7.
Rusicade . . .	143	27	116	2157—2299	X. § 2.	7.
Milev	16	9	7	2300—2315	X. § 3.	7.
Chullu . . .	3	2	1	2316—2318	X. § 4.	7.
Tiddis	22	6	16	2319—2340	X. § 5.	7.
Aquartillae . .	22	3	19	2341—2362	X. § 6.	7. 8.
Castellum Arsagalitanum . . .	11	3	8	2363—2372	X. § 7.	8.
Pagus	81	41	40	2374—2454	X. § 8.	8.
Uzelis	9	4	5	2355—2463	X. § 9.	8.
Sigus	59	10	49	2464—2522	X. § 10.	8.
Cuicul	42	36	6	2523—2564	XI.	8.
Mahidibah . .	10	—	10	2565—2574	XII.	8.
Thibilis . . .	135	23	112	2575—2709	XIII.	8.

Die Copieen der Inschriften sind meistens von dem Verf. selbst von den Originalen genommen, und, wie es scheint, mit vieler Genauigkeit. Der Druck gibt die ligirten Buchstaben wieder. Die einzelnen Worte sind theils durch Zwischenräume getrennt, theils ohne dieselben aneinander gereiht, wie sie die Originalinschrift gibt. Bei jedem Denkmale ist die Form, die Größe, der Fund- und Aufbewahrungsort angegeben, so wie sich auch die Literatur und die verschiedenen Lesarten angezeigt finden. Der Text der Inschrift ist durch eine lateinische Paraphrase erläutert, wobei die ergänzten Buchstaben in Klammern eingeschlossen sind. Auch die durch den Meißel getilgten und mit neuen Lesarten versehenen Stellen sind sorgfältig bezeichnet, was, wie Ref. später bemerken wird, für die Kaisermonumente von Wichtigkeit ist. Ungern vermißt man die Darstellung des Bruches bei einem Denkmale, wie diese ganz zweckmäßig Mommsen in seinen Inscriptiones Regni Neapolitani angegeben hat und die Bezeichnung der fehlenden Buchstaben durch Hinsetzung eben so vieler Punkte, wodurch die Ergänzung unvollständiger Worte ermöglicht worden wäre.

Anlangend die oben angedeuteten getilgten Stellen, wodurch man das verhaßte Andenken an irgend Jemand bei der Mit- und Nachwelt zu verwischen suchte, so finden sie sich meistens nur auf öffentlichen und religiösen Denkmälern und beziehen sich auf Namen und Titel mißliebiger Kaiser und ihre Familien, so wie auf die 3. Augustische Legion.

Bei der Tilgung und Wiedereinmeißlung neuer Schrift treten die nachstehenden Fälle ein:

1) Die Schrift ist völlig weggehauen und an ihrer Stelle erscheint ein vertiefter Raum (les mots ont, été effacés au ciseau) was der Verf. durch parallele Querstriche bezeichnet ///////////////, wie bei n. 90.

2) An der Stelle der vorigen Schrift ist in dem vertieften Raume, der in der Tiefe gewöhnlich 5 Millimeter beträgt, entweder a) eine andere

Schrift eingemeißelt. (les mots sont gravés dans un creux d'environ cinq millimètres de profondeur oder la ligne a été gravée a la place d'un autre. Diese Gattung bezeichnet der Verf., indem er die neu eingehauenen Worte mit einer Linie umschließt (les mots entourés d'un filet (wie |FORTIS PRINC IVVENTVTIS| n. 56; oder b) statt eines getilgten Buchstaben ist ein Epheublatt angebracht (la feuille de lierre entourée d'un filet est gravée dans un creux) z. B. AVG |❧| statt AVGG· n. 63.

3) Die Schrift ist nicht völlig getilgt, so daß man sie noch lesen kann (les mots ont été légèrement martelés oder ont été martelés mais pas assez complétement pour qu' on ne puisse les déchiffrer encore, was durch gebrochene Schrift, z. B. MAXIMIANVS n. 77 angedeutet ist.

4. Von der getilgten Schrift hat sich noch ein Theil erhalten, z. B. DIOCLETIANI (les lettres .... sont restées intactes).

In die Kategorie der Tilgung und Wiederherstellung fallen die Namen: Commodus n. 51. 1496. Curia Commoda. 1525. L. Septimius Geta n. 56. 1611. 1426 und vielmals. Fulvia Plautilla n. 70. Elagabalus, Julia Maesa, Julia Soaemias n. 90. Severus Alexander n. 91. aquae Alexandrianae n. 93. Karinus n. 1843. Diocletianus n. 111. 1513. Maximianus 1514. 1515. 103. Maximiana als Beiname der III. Legion n. 98. Jul. Verus Maximinus n. 1506. Legio III. Augusta n. 10. 18. 19. und vielmals.

Die meiste Raffinerie in Tilgung und Wiedereinmeißlung findet sich an den Denkmälern der Familie des Septimius Severus, auf denen der Brudermörder Caracalla den Namen und Titel Geta's vernichten und dafür seine Titel anbringen ließ, die, durch den Raum bedingt, bald länger, bald kürzer ausfielen, bald vollständig ausgeschrieben, bald in Abkürzungen ausgedrückt erscheinen, oft einen Anachronismus enthalten. Um consequent zu sein, mußte Caracalla nicht nur Geta's Namen und Titel vernichten, sondern auch alles das, was den Leser der Inschrift daran erinnern konnte, daß der Mörder einen Bruder und Mitregenten hatte; daher mußte bei Julia Domna, wo sie als Mutter zweier kaiserlicher Prinzen erscheint, die Beziehung auf den einen Sohn getilgt werden. So kommt es, daß die Bezeichnung MATER AVGG. = Augustorum oder AVGG · NN = Augustorum nostrorum duorum in MATER AVG · N = Augusti nostri i. e. Caracallae geändert ist. Wenn nun von 3 Kaisern, nämlich Sept. Severus, Caracalla und Geta die Rede ist, AVGGG · NNN, so ist die dritte, auf Geta deutende Sigla, immer getilgt. Die nachstehende Inschrift n. 70 gibt davon ein anschauliches Bild.

PRO FELICITATE ET INCO
LVMITATEM (sic) SAECVLI DO.
MINORVM NN |N| AVGG |G|
L · SEP · SEVERI PERTINACIS.
AVG · ET · M · AVRELI ANTONINI
AVG · |PART · BRIT · GERM|
|MAX| · AVG · ET · IVLIAE · AVG.
MATRI AVG |N| ET · CASTR
|ET · SENATVS · ET · PATRIAE|
ANTONINI AVG · NOSTRI |INVICTI|

Pro felicitate et incolumitatem saeculi dominorum nostrorum Augustorum (trium) Lucii, Septimii Severi Pii Pertinacis Augusti et Marci Aurelii Antonini Augusti et Lucii Septimii Getae Caesaris Augusti et Juliae Augustae matri Augustorum duorum et castrorum et Fulviae Plautillae Augustae Antonini Augusti nostri conjugis.

Von diesen allgemeinen Bemerkungen geht nun Ref. auf die einzelnen Gattungen der Denkmäler über.

Die öffentlichen Monumente enthalten einen Schatz von historischen und antiquarischen Notizen. An der Spitze dieser Denkmäler stehen die zur Ehre der Kaiser und ihrer Familien errichteten. Auf ihnen finden sich die Namen Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Aurelius Verus, Commodus, Septimius Severus, Caracalla, Geta, Severus Alexander, Gordian III, Trebonian, Volusian, Valerian und Gallien, Carinus und Numerianus, Diocletian und Maximian, Flavius Valerius Constantinus, Constantinus jun., Julian, Valentinian und Valens, Arcadius und Honorius nebst Sabina, Crispina, Julia Domna, Soämias, Mäsa, Mamäa, Marcia Ottacilia, Sabinia Tranquillina und Magnia Urbica.

Werfen wir einen Blick auf die Titel die diesen Namen beigefügt sind, so dringt sich uns die Bemerkung auf, daß ihr Prunk im Verhältnisse wächst, als die Kraft des Staates abnimmt und sie da am ruhmrednerischesten klingen, wo die Staatsmaschine aus ihren Fugen zu gehen beginnt. Caracalla heißt super omnes retro principes invictissimus n. 2374 und Flavius Valerius Constantinus triumphator omnium gentium ac domitor universarum factionum, qui libertatem, tenebris servitutis oppressam sua felici victoria nova luce inluminavit n. 1846 u. 1847. Die Zeit der Gordianischen Regierung wird als goldenes Zeitalter gepriesen n. 1852. Valentinian und Valens erhalten das Prädikat toto orbe victores n. 119.

Als Widmende erscheinen Colonieen, Municipien, Militär- und Civilbeamte, vor allen die, Jahrhunderte lang, in Numidien stationirte 3. Augustische Legion mit ihren Heeresabtheilungen und den Chargirten, selbst bis zum untern Range. An der Spitze der durch Gebäude, Statuen und Gedenktafeln Geehrten, stehen die Kaiser mit ihren Familien oben an; an sie reihen sich Beamte verschiedenen Ranges, mit denen häufig ihre Frauen die Ehre der Bildsäulen theilen. Dankbaren Andenkens erwähnen die Inschriften der kaiserlichen Wohlthaten, wie der Fassung von Quellen (collectis fontibus et perductis ab originibus) durch Antoninus Pius n. 22, der Herstellung einer Wasserleitung (aquaeductum Titulensem ab originem (sic) usque ad civitatem, longa vetustate corruptum, ad meliorem statum restituerunt) durch Diocletian und Aurelius Valerius Maximian, n. 108 u. 109, eines Forum transitorium unter Valentinian und Valens, n. 119, eines Straßenbaues (via a Milevitanis munita, de vectigali rotario) unter Antoninus Pius, n. 2301. Bildsäulen erhalten Antoninus Pius von der Stadt Diana n. 1716. Sept. Sever von der Familia rationis castrensis, n. 69, Gordian von der Vexillatio militum Caesariensium Gordianorum, n. 99. Julia Domna von den Phuensern, n. 2374 und Siguitanern n. 2466. Cornicularier, Commentarienser, Speculatoren, Beneficiarier, Quästionarier und ein Haruspex errichten auf ihre Kosten in Lambäsa goldene, heilige Bildnisse der Kaiser (imagines aureas sacras), n. 127. Für das Wohl Valentinians, Valens und Gratians weiht Flavius Simplicius eine von Rutilius Saturninus von Grund aus erbaute Basilica. n. 2542. Dem Caracalla und seiner Mutter errichten die Cuilcutaner *einen* Triumphbogen n. 2537. Eine Inschrift erwähnt der Wiederherstellung eines Tabularium principalium in honorem domus divinae n. 131. Ein Caius Cäcilius Gallus errichtet in seinem und seiner Familie Namen ein Tribunal und rostra. n. 2169.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 25. September.

Nr. 38. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Inscriptions Romaines de l'Algérie recueillies et publiées sous les auspices de S. Exc. M. Hippolyte Fortoul ministre de l'instruction publique et des cultes par M. Léon Renier bibliothecaire a la Sorbonne etc.

(Fortsetzung.)

Das kleinstädtische Treiben in der Communalverfassung, die Titelsucht und Amtshascherei der damaligen Zeit decken uns jene Inschriften auf, in denen von Erlangung priesterlicher und obrigkeitlicher Würden und Stellen die Rede ist. Wie theuer solche den Bewerbern zu stehen kamen, erhellt aus ihren eigenen Angaben, in denen sie nicht nur die Summen aufzählen, die sie gesetzlich für Taxen zu entrichten hatten, und welche sie aus freiem Antriebe (wie ein solcher Candidat sagt, aus Herzensfreude (in voluptate) n. 2172, daß ihre Wünsche gekrönt wurden, hinzufügten, sondern auch die Errichtung von Bildsäulen von Kaisern, Gottheiten u. a. erwähnen und ebenso angeben, daß sie Theatervorstellungen veranstaltet, Amphitheater geschmückt u. dgl. mehr gethan hätten.

Als gesetzlich zu entrichtende Geldsummen für Erlangung einzelner Aemter und Würden finden wir erwähnt:

Ob honorem aedilitatis sestertium XX millibus nummum n. 2172 u. 2173.

Ob honorem duumviratus sestertium IV millibus nummum n. 1727. 1729.

Ob honorem auguratus sestertium XXXIV mill. nummum. n. 2172. 2173.

Ob honorem flamonii sestert. X mill. numm. n. 1723. 1729.

Ob honor. decurionatus sest. XX mill. numm. n. 2175.

Ob honor. pontificatus sest. LV mill. numm. n. 2175.

Außerdem errichteten, wie schon bemerkt, die mit Aemtern beglückten noch Bildsäulen, wie dem Antoninus Pius n. 1723, Caracalla n. 73, dem Saturn n. 1743, Mercur n. 1744. Der Victoria und Fortuna redux n. 2175, geben scänische Spiele (ludos scaenicos cum missilibus edidit) n. 1870 u. 1871. 1835 u. 1836. 2166, tragen zum Ausbau und zur Ausschmückung des Theaters und Amphitheaters bei (in opus cultumve theatri — ad exornationem amphitheatri) n. 2174 u. 2175. Den meisten Aufwand machte in dieser Hinsicht ein Marcus Cäcilius, wie die nachstehende Inschrift 1835 cfr. 1836 berichtet:

M. CAECILIVS Q FIL QVIR . . TALIS AED III VIR QVAESTOR QQPRA . . . COL MILLE VITANAE ET RVSICADEN . . S ET CHVLLITANAE PRAETER HS LX N Q. AE OB HONOREM AEDILITATIS ET III VIRATV . . T Q Q REIP INTVLISSET ET STATVAM AEREAM SECV . . TATIS SAECVLI ET AEDICVLAM TETRASTYLAM CVM . TATVA AE REA INDVLGENTIAE DOMINI NOSTRI QVAS I. HONORE AEDILITATIS III VIRATVS POSVIT ET LVDOS . . AENICOS DIEBVS SEPTEM QVOS CVM MISSILIBVS PER III . . OL EDIDIT ARCVM TRIVMPHALEM CVM STATVA AEREA . . . TVTIS DOMINI N ANTONINI AVG QVEM OB HONOREM Q . . . QVENNALI TATIS POLLICITVS EST EODEM ANNO . . . . ECVNIA EXTRVXIT

Marcus Caecilius, Quinti filius, Quirina tribu Vitalis, aedilis, triumvir, quaestor, quinquennalis, praefectus coloniarum Millevitanae et Rusicadensis et Chullitanae, praeter sestertium sexaginta millia nummum, quae ob honorem aedilitatis et triumviratus et quinquennalitatis, reipublicae intulit, et statuam aeream Securitatis saeculi, et aediculam tetrastylam cum statua aerea Indulgentiae domini nostri, quas in honore aedilitatis et triumviratus posuit, et ludos scaenicos diebus septem, quos cum missilibus per quatuor colonias edidit, arcum triumphalem, cum statua aerea Virtutis domini nostri Antonini Augusti, quem ob honorem quinquennalitatis pollicitus est, eodem anno sua pecunia extruxit.

Die Errichtung von Bildsäulen und Gedenktafeln scheint, wie in Rom, so auch in Numidien, eine gewichtige Empfehlung für Klienten bei ihren Patronen gewesen zu sein. Wir finden sie sehr häufig sogar bei Frauen von Legaten und Prätoren angewendet, um durch ihre Gunst und den Einfluß bei ihren Männern Gewünschtes zu erlangen. Der Senat von Cuicul (ordo Cuiculitanorum) ehrt die Claudia Salvia, des Procurators Clodianus Gattin n. 2535. Der Statia Agrippina, Gemahlin des Legaten Modius Justus errichten die Speculatoren und Beneficiarier eine Bildsäule, n. 44. Dies geschieht aus Staatsmitteln der Verecundaner. Ebenso erhalten des Marcus Valerius Gattin Ulpia Aristonica n. 1411 und Ulpia Quadratilla ein Standbild von Seite Tamuga's n. 1495. Marcia Cälia Procilla erhält durch ihre Freigelassenen eine Statue n. 1542. Durch Errichtung eines Standbildes empfiehlt eine Magnia Procula, Mutter des Cornicularş Cäcilius Concessus, denselben der Gnade und dem Wohlwollen der Numisia Celerina, der Gattin des Legaten Fonteius Frontinianus. n. 32.

Anlangend die Götterverehrung so blieb Numidien nicht hinter den übrigen Provinzen des römischen Reichs zurück. Groß ist die Zahl der dort verehrten Gottheiten, mannigfaltig sind ihre Namen. Je mehr der röm. Polytheismus an Intensität verlor, desto mehr suchte er sich durch Extensität schadlos zu halten. An der Spitze der Götter genoß Jupiter ausgedehnte Verehrung. Neben seinem gewöhnlichen Prädicate optimus maximus und, als Hort der Kaiser Augustus und Conservator n. 1406, 100, 1428, 1513, 2160, finden wir ihn mit den Beinamen Heliopolitanus n. 142 u. 143, Dolichenus n. 144, 145, 1409, Apenninus 2160, Propagator n. 1579, Fulgur n. 102, Tempestatium divinarum potens n. 6. Zu Götterkreisen mit ihm verbunden, bilden sich die Gruppen: Jupiter, Juno, Minerva, Mars und Victoria n. 1611. Jupiter, Juno, Minerva, Sol Mithras, Hercules, Mars, Mercurius, Genius loci, dii deaeque omnes n. 1732. Jupiter und Juno n. 1417. Jupiter, Pluto, Serapis n. 1408. Jupiter, Dii Deae omnes, Mater Deum Magna Idaea, Apollo n. 1894. Jupiter Dolichenus, Aesculapius, Ygia ceterique Dii immortales n. 145. Jupiter et Genius fontis, n. 1579. — Saturnus erscheint als Deus fru-

gum, frugifer n. 168, 1742. Deus magnus n. 1678, Deus invictus n. 167. Als Schutzpatron erwählte diesen Gott der Namensverwandte Saturninus n. 1902. Bacchus heißt auf einem Denkmale, (n. 157) Leiber bimatus, Jovis e fulmine natus. Aesculapius genoß mit Hygia oder Salus gemeinschaftliche Verehrung, wie die Inschrift auf dem Friese seines Tempels zu Lambäsa n. 28 und auf den Altären n. 81, 145, 152, 1533 bezeugen. Medaurus, — von einem Medaurius verehrt n. 36 — heißt er auf zwei Denkmälern n. 36 und 153. An der Eintrittsschwelle des Askulapius-Tempels in Lambäsa liest man, musivisch eingelegt, die schönen und inhaltreichen Worte: BONVS · INTRA · MELIOR · EXI n. 165. Zahlreich ist der Cultus des Genius. Seinem Schutze sind die Kaiser mit ihren Familien, die Colonien, die Staatsbehörden u. a. empfohlen. Die Inschriften enthalten die Widmung für den Genius domus n. 157, patriae n. 1441, populi n. 1446, 1738, 1870 u. 1871, ordinis n. 1531, coloniae Cirtae n. 172, 2468, Veneriae Rusicadis n. 2174, Puteolanorum n. 2182, Milevitanae n. 2304, Lambaesis n. 61, 169 u. 170, Lambaesitanorum n. 76, centuriae n. 128, legionis III Augustae piae vindicis n. 62, castrorum legionis III Augustae n. 103, vici n. 173, 176, 1448, scholae n. 132, loci n. 25, conjugis n. 1194, virtutum n. 1515. Die häufigste Verehrung genoß ein Genius mit dem abgekürzten, noch unentzifferten Namen DAS ·, von dem sich 25 Denkmäler erhalten haben, n. 2379 seqq. Auch die Victoria, als die kaiserliche Siegverleiherin, Victoria Augusta, Augusti oder Augustorum wurde mit den Beinamen Armeniaca n. 2526, Germanica n. 1430, Parthica n. 1480 u. 1481, 1727, 2527, so wie als zurückführende redux n. 2175 und als ständige perpetua n. 1848 verehrt. In Bezug auf die Kaiser erhielten Honor n. 1878, Salus n. 2553, Gloria n. 1900, Pax n. 1866, Concordia n. 2532 Altäre. Landesgottheiten sind die Dii Mauri n. 149 u. 150, Malagbelus n. 1637, Motmanius n. 160 und ein Bacaces oder Bacax (Bacaci Augusto) auf 11 Denkmälern n. 2583 seqq. Als Eigenthümlichkeit, die auf 3 Inschriften dieser Gottheit vorkommt, ist anzusehen, daß sie nicht mit dessen Namen, sondern mit der Zeitbestimmung beginnen, wie n. 2587.

SAB ET VENVS
TO COS PR KAPRIL
B · A · S · HER...
VERVTVS V · L · S · E
T MAXIMA CONI

Sabino et Venusto consulibus, pridie Kalendas Apriles. Bacaci Augusto sacrum. Herennius Verutus votum libens solvit, et Maxima, conjux. Vergl. n. 2584, 2595.

Der weitverbreitete Cultus des Mithras hatte auch in Numidien Eingang gefunden, wie die Denkmäler mit der Widmung Sol. n. 1529, Deus Sol invictus Mithras n. 98, Deus invictus n. 1654 bezeugen. Diesem Gotte hatte ein Publius Cäcina Albinus ein Speleum cum signis et ornamentis n. 1653 errichtet.

Sämmtliche, in Numidien verehrte und auf den Denkmälern genannte Gottheiten anzuführen, würde den Raum dieser Blätter überschreiten, und Ref. schließt seinen Bericht über die Götterverehrung, indem er 3 Denkmäler von besonderer Wichtigkeit hier ausführlich mittheilt: das eine ist ein poetisch religiöser Herzenserguß, die beiden andern sind Verzeichnisse von Weihgeschenken und Tempelgeräthen.

ALFENO FORTVNATO ·
VISVS DICERE SOMNO ·
LEIBER PATER BIMA
TVS · IOVIS E FVLMINE
NATVS · BASIS HANC NO
VATIONEM · GENIO
DOMVS SACRANDAM ·
VOTVM DEO DICAVI · PRAEF
IPSE CASTRIS · ADES ERGO
CVM PANISCO · MEMOR
HOC MVNERE NOSTRO ·
NATIS SOSPITE MATRE ·
FACIAS VIDERE ROMAM ·
DOMINIS MVNERE HONO
RE · MACTVM CORONA
TVMQVE

Alleno Fortunato visus dicere somno Leiber Pater bimatus, Jovis e fulmine natus, basis hanc novationem Genio domus sacratidam. Votum deo dicavi Praefectus ipse castris. Ades ergo cum Panisco, memor hoc munere nostro natis sospite matre; facias videre Romam, dominis munere, honore, mactum coronatumque. n. 157.

SYNOPSIS
IOVIS · VICTOR · ARGENTEVS
IN KAPITOLIO · HABENS · IN CAPITE · CO
RONAM · ARGENTEAM · QVERQVEAM
FOLIOR · XXV · IN QVA · GLANDES · N̄ · XV · FE
RENS · IN MANV · DEXTRA · ORBEM · ARGEN
TEVM · ET VICTORIA · PALMAM · FERENTEM
. . . XX · ET CORONAM · FOLIOR · XXXX·
. . . SINISTRA · HASTAM · ARG · TENENS

Synopsis.

Jovis Victor argenteus in kapitolio, habens in capite coronam argenteam querqueam foliorum viginti quinque, in qua glandes numero quindecim, ferens in manu dextra orbem argenteum et Victoriam palmam ferentem, digitorum? viginti et coronam foliorum quadraginta, in manu sinistra hastam argenteam tenens. n. 1890.

. . . . SVB INSCR
. . . . TRON · · · MENSIONGANT . . .
CIIM · IN NYMPHAEO · IN CORONA SVMMA
CIRCVMITV · LITTERAE · N̄ · XXXX AVRO INLVMI
NATAE · HEDERAE DISTINGVENTES · INCOCTILES
N̄ · X · SCYPHI DEPENDENTES · AVRO INLVMINATI · N̄ · V
CANTHARVM · AVRO INLVMINATVM · STATVAE
AEREAE · N̄ · VI · ET CVPIDO · MARMOREAE · N̄ · VI ·
· · · · SILANI · AEREI · N̄ · VI · MANVALIA · N̄ · VI ·

. . . . in nymphaeo, in corona summa, circuitu, litterae numero quadraginta auro inluminatae, hederae distinguentes incoctiles numero decem, scyphi dependentes auro inluminati numero quinque, cantharum auro inluminatum, statuae aereae numero sex et Cupido (sic) marmoreae numero sex, item Silani aerei numero sex, manualia numero sex. — n. 1891.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 28. September.

Nr. 39. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Inscriptions Romaines de l'Algérie etc.

(Fortsetzung.)

Die Grabschriften, an Gehalt den öffentlichen und religiösen Denkmälern zwar nachstehend, öffnen für die Kenntniß der häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse der Bestatteten eine reiche Quelle. Sie gewinnen durch die schlichte Herzenssprache, in der sie mit wenigen Worten den tiefgefühlten Schmerz und die Sehnsucht nach den vorausgegangenen Lieben, denen die zärtlichsten Epitheta beigelegt werden, ausdrücken, unsere Theilnahme. Die Grabschriften Numidiens tragen im Allgemeinen den Typus der übrigen Provinzen des Römerreiches; doch zeigen sie auch wieder ihre Eigenthümlichkeiten. Man möchte nicht leicht anderswo einen solchen Reichthum von Siglen finden. Die Inschriften beginnen mit den Siglen D(iis) M(anibus), oder D(iis) M(anibus) S(acrum), die zuweilen auch versetzt sind: D · S · M n. 881. 1040. 2425. An diese Siglen reiht sich öfter MEMORIAE entweder allein oder mit Beifügung eines Eigennamens, wodurch der Grabstein als der einem Familiengrabe angehörige bezeichnet wird, wie memoriae gentis Livii n. 2369, gentis Lepidiorum n. 2031. Tatiorum n. 2517. Seltner lautet der Anfang der Inschrift D · M · S CINERIBVS n. 870. D · M · S memoriae et sanctitati n. 706. D · M · S memoriae et pietati n. 1681. Securitati perpetuae oder aeternae n. 946 u. 947 (eine Eigenthümlichkeit, womit diese Denkmäler mit den Augsburgischen übereinkommen; vergl. Hefner das röm. Bayern 3. Aufl. IV. Register voce Dii Manes et perpetua Securitas S. 347). Diis Manibus et bonae quieti. n. 416. Die Inschriften endigen mit den Siglen H(ic) S(itus, a) E(st) oder mit deren Versetzung S · E · H · n. 2127. Seltner ist sepultus, a est n. 2226. 490., H(ic) C(onditus) n. 1976. Häufig, besonders in den Inschriften von Sigus, ist der Wunsch ausgedrückt, daß die Gebeine ungestörter, ewiger Ruhe genießen mögen oder daß dem Todten die Erde leicht sei! O(ssa) T(ua) B(ene) Q(uiescant), H(ic) T(u) B(ene) Q(uiescas) n. 2512, 2032., H(ic) C(ondita) E(st) C(ineres) E(ius) B(ene) Q(uiescant) n. 2503., H(ic) B(ene) I(aceat) n. 2448. H(ic) T(umulatus, a) B(ene) Q(uiescat) n. 2442. 2452., H(ic) O(ro s. opto) V(t) B(ene) Q(uiescas) n. 2504. 1987., H(ic) E(st) V(ale) O(ptima) n. 1967. S(it) T(ibi) T(erra) L(evis) oder mit Versetzung der Siglen T · T · L · S · n. 852. Zuweilen ist dieser Wunsch mit einer Anrede an den Leser verbunden: Qui legis dic : sit tibi terra levis n. 1130 oder Qui properas, quaeso, tarda, viator, iter — dicere ne pigeat: P. Sittii Optati molliter ossa cubent! n. 2106. Eigenthümlich ist, daß der in Grabschriften anderer Länder so häufig vorkommende Ausdruck bene vixit sich nur wenig findet; dafür steht pius oder pia vixit, pius fecit, faciendum curavit. Bemerkenswerth sind die Formeln libens animo n, 536., fecit et dedicavit n. 895., dedicandum curavit n. 2016., dedicavit

et titulavit n. 1658., collocavit et titulavit n. 1753., sub hoc sepulchro consacrati sunt n. 2510., funus et titulum fecit n. 1747. Das Grab nennt eine Inschrift domus aeterna n. 598 und man errichtet es in memoriam mortis aeternae obventure n. 767. Zahlreich sind die Notizen, die wir durch die Grabinschriften über das Familienleben der Bestatteten erhalten.

Interessant ist die Angabe der Kosten, die auf Leichenbegängnisse und Denkmäler verwendet wurden. Ein Publius Serennius Severus bestimmt für sein Leichenbegängniß und sein Grabdenkmal (in funus et monimentum) 2000 Sesterzien, denen sein Sohn und eine Freigelassene noch 500 beifügen, n. 503. Aelius Macer ordnet sich testamentarisch ein Denkmal für 500 Sesterzien an, die seine Gattin durch Hinzufügung der nämlichen Summe verdoppelt, n. 219. Ein Titus Flavius Maximus bedingt sich im Testamente ein Grabmal für 12,000 Sesterzien n. 638. Es werden uns 2 Kenotaphien namhaft gemacht, das eine für Aurelius Celsus, der in Mösien gefallen war, n. 1340, das andere für Tiberius Claudius Firmus, dem in Rom auf seinem Landgute ein Mausoleum (maesoleum) für 50,000 Sesterzien errichtet war, n. 512. Es fehlt nicht an charakteristischen Stellen und Sentenzen: Ein Aulus Didius Proculus, den seine 3 Namen als Freien bezeichnen, legt in einer Grabschrift seinem 9jährigen Söhnchen den Titel Herr bei (A. Didio Verulo filio et domino meo merenti feci, vixit annos novem) n. 583. Volumnius Felix errichtet seiner Gattin eine Bildsäule und 2 auf ihren Namen lautende Altäre (statuam et aras duas uno nomine scriptas instituit) n. 2153. Von dem Hintritt einer Gattin und ihres Sohnes heißt es: abit ad superos cum filio, n. 2017 und von dem Tode einer andern und ihren 3 Söhnen: duxit secum filios suos tres n. 1026. Eine verstorbene Mutter hinterläßt ihrer Tochter den Wunsch: Opto meae caste contingat vivere natae, Ut nostro exemplo discat amare virum n. 2256. Lucius Calpurnius Flamininus klagt: Oravi causas felix, dum tertia non lux Conjugium et natos, omne decus, rapuit n. 478. Non fueras; nunc es; iterum nunc desines esse bemerkt ein Ventidius Africus auf dem Grabsteine seines Schwiegervaters n. 717. Der früh verwittweten Sotira Grabschrift besagt: Quae nuper flebat vicinum amplexa sepulchrum, Post thalami infausti taedas cupidosque hymenaeos, Intra quinque tori menses viduata marito, Hic Sotira jacet — — n. 378. Des Publius Sittius Optatus Tod erfolgte, weil die Natur ihr Recht geltend machte: Quot dedit, it repetit natura, non a via peccat n. 2106. Ein Primus findet als Grund, seinem Vater ein Denkmal zu errichten: ut bene et merito credatur procreasse filium n. 1766. Publius Papinius Januarius setzt sich und seiner Gattin Regilia Quartula einen Grabstein und bemerkt darauf, daß sein Erbe die Lebensjahre beifügen werde (heres annos annotabit, vixit annis — —), was aber nicht geschah n. 1760.

Nicht ohne Interesse liest man die nachstehende, wenn gleich von Schreib- und Sprachfehlern vielfach entstellte Grabschrift, die der redselige Präcilius als Greis von 100 Jahren sich in Versen abfaßte, und worin er von der 2 bis 13. Vers-Zeile als Akrostichon seinen Vor- und Zunamen L · FORTVNATVS anbrachte. n. 2074.

HIC EGO QVI TACEO VERSIBVS MEA VITA DEMONSTRO LVCEM CLARA FRVI
TVS ET TEMPORA SVMMA PRAECILIVS CIRTENSILARE ARGENTARI
AM EXIBVI ARTEM FYDES IN ME MIRA FVIT SEMPER ET VERITAS OMNIS OM
NISBVS COMMVNIS EGO CVI NON MISERTVS VBIQVE RISVS LVXVRIA SEMPER FRVITVS CVN
CARIS AMICIS TALEM POST OBITVM DOMINAE VALERIAE NON INVENI PVDICAE VITAM CVM POTVI
GRATAM HABVI CVN CONIVGE SANCTAM NATALES HONESTE MEOS CENTVM CELEBRAVI FELICES
AT VENIT POSTREMA DIES VT SPIRITVS INANIA MEMPRA RELIQVAT TITVLOS QVOS LEGIS VIVVS MEE
MORTI PARAVI VT VOLVIT FORTVNA NVNQVAM ME DESERVIT IPSA SEQVIMINI TALES HIC VOS EXOPECTO
VENITAE

Hic ego qui taceo versibus meam vitam demonstro
Lucem claram fruitus et tempora summa,
PRAECILIVS, Cirtensi lare, argentariam exibui artem.
Fydes in me mira fuit semper et veritas omnis.
Omnisbus (sic) communis ego: cui non misertus ubique?
Risus, luxuriam semper fruitus cun caris amicis,
Talem post obitum dominae Valeriae non inveni pudicae (sic)
Vitam; cum potui gratam, habui cun conjuge sanctam.
Natales honeste meos centum celebravi felices.
At venit postrema dies, ut spiritus inania mempra relinquat;
Titulos quos legis vivus mee morti paravi,
Vt voluit Fortuna; nunquam deseruit ipsa.
Sequimini tales: hic vos exspecto; venitae (sic).

Die den Verstorbenen gegebenen Prädicate sind nicht immer bloß ein Lob, wie man es den Todten zu spenden pflegt, sondern Zucht nnd Folgsamkeit, die hier und da den Frauen nachgerühmt werden, mögen zu den damaligen Zeiten oft seltene Vorzüge gewesen sein. Eine Geminia Ingenua erhält unter andern Titeln auch die einer univira, innocens, castissima n. 1987. An andern Stellen lesen wir: ob pudicitiam n. 643., filia casta, pudica n. 2184., conjux obsequens et casta cum grandi pietate marita n. 2075., certae pudicitiae bonoque obsequio laudanda matrona n. 231. Ein charakterischer und vielmals auf den Grabsteinen vorkommender Ausdruck ist rarissimus. Ein Celsus gibt seiner Frau den Titel domina rarissima, n. 624.

Aus den gegebenen Mittheilungen erhellt nun, daß auch diese Gattung von Inschriften vielfaches Interesse bietet. Ehe Ref. dieselbe abschließt, glaubt er noch auf die auffallende Erscheinung des hohen Lebensalters, das eine große Anzahl der Bewohner des röm. Numidiens erreichte, aufmerksam machen zu müssen. Die nachstehende Zusammenstellung, die mit dem 90. Jahre beginnt, wird obige Behauptung rechtfertigen.

ANNORVM LXXXX oder XC n. 997. 2013. 2005. 1774. 1979. 2500. 2693.
AN. LXXXXI. n. 1624. 2422. 2423.
AN. LXXXXII. n. 293. 946.
AN. LXXXXIII. n. 1223.
AN. LXXXXV. n. 1932. 1795. 2615. 1983. 2644.
AN. LXXXXVII. 1586. 2497.
AN. C. n. 199. 842. 2008. 2074. 1589. 2671.
AN. CI. n. 1977. 2220. 1988. 2362. 2624.
AN. CIII. n. 2642.
AN. CV. n. 2186. 2675.
AN. CVIII. n. 885.
AN. CX. n. 493. 1192.
AN. CXV. n. 1768.
AN. CXX. n. 2415. 1970. 2426. 2522.
AN. CXXX. n. 281.
AN. CXXXI. n. 2430.

Bemerkenswerth ist, daß auf sämmtlichen Denkmälern nur 2 Aerzte genannt werden.

Die Grammatik hat bei den Inschriften Numidiens ebenso wie die Antiquitäten ihren Antheil. Die Inschriften vermehren.

1) den lexikographischen Theil der Sprache mit neuen Worten oder sie bestätigen die richtige Lesart von seither ἅπαξ λεγομένων, wie: collactitius (statt des gewöhnlichen collacteus, collactius) n. 509; compatruelis n. 227; convertuit n. 5 F; conveteranus n. 1132; domicurius n. 260; exceptorium (auch in Gloss. Philox. u. Interpr. Iren. 4. 24) n. 1579; frondicoma (bei Prudent. Cathem. III. 102) n. 2106; generes (Schwiegerältern) n. 458; marita (für uxor) n. 2056. 2075. 2095 und vielmals. Maesoleum n. 813. 512; merenter (nach der Analogie von libenter) n. 526; nura (nurus) n. 1591; obmeritus, a, n. 446, 596; pollicitator (auch bei Tertullian adv. Jud. 1) n. 1526; sacerda (für sacerdos femina) n. 744; sexfascalis, n. 2542; socra (f. soerus auch auf einem Rotthofer Denkmale. Hefner röm. Bayern S. 171) n. 772; solaciolum (bei Catull. 2. 6.) n. 2017; vicensumarius n. 1976; cohortales equites n. 5.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 30. September.

Nr. 40. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Inscriptions Romaines de l'Algérie etc.

(Schluß.)

Die Inschriften bereichern

2) die Nomenclatur der Eigennamen durch Hinzufügung von Fremdnamen und Namen mit ungewöhnlichen Ableitungsformen, wie: Abagatinus n. 943; Aneraxes n. 2443; Annibonia n. 687; Berectina n. 689; Bodicca n. 653; Borocia n. 2702; Butilla n. 2366; Butura n. 1047; Buturaria n. 2225; Cardele n. 516; Cilopatria n. 1953; Elviza n. 773; Faosa n. 341; Faustimon n. 2568; Faustinidia n. 338; Felicia n. 561. 923. 2064; Felissiosa n. 2358; Felorina, Felorinus n. 618; Gududius n. 2219; Golulius Golulianus n. 691; Guzolianus n. 1101; Heutices n. 652; Hilarisca n. 2292; Honorina n. 2623; Honorinus n. 949; Hovolinus n. 1038; Januaritas n. 710; Januiarianus n. 1520; Istatere n. 861; Juliosa n. 987. 1169. 1172. 2519; Ladibelus n. 1700; Mababme n. 504; Maddanius n. 405; Majorica n. 1748; Mapalica n. 1100; Matronica n. 978. 1618; Maubbal n. 2238; Meskasia n. 2438; Milonia n. 2670; Namgedenia n. 1574; Primulice n. 761; Rantifanus n. 1121; Ruzeras n. 779; Sapancio n. 418; Siripa n. 966; Sozonus n. 2097; Spenika n. 589; Tziro n. 383; Valeriosa n. 1555; Verteblasius n. 1282; Veteriosa n. 469; Victorica n. 336; Victoricus; n. 389. 1070; Zabulia n. 722; Zabulius n. 374. 376. 2067; Zaplutius n. 1941; Ziora n. 1130. An diese Namen reihen sich Cornelius Pietas n. 556 u. Antonia Piperus n. 334.

Auch der Gebrauch der Doppelnamen ist auf den Numidischen Inschriften nicht ungewöhnlich, wie: Victor qui et Utica n. 1310; Comidius Quietus qui et Gutulus n. 535; Maesia Aemiliana quae et Amenitana n. 1156; Pusinna quae et Felicitas n. 1118; Julia Fortunata quae et Pusinna n. 1196.

3) Die Inschriften stellen uns auf den damaligen Standpunkt der Grammatik. Sie geben uns Aufschlüsse

a) über die Orthographie. Hier kommen 4 Fälle vor:

A. Die Verwechslung der Vocale:

AE statt E: aeius n. 1759; Saecunda n. 495; suisquae n. 1651; maerenti n. 770. 771. 1600; Aemeritus n. 739 (neben Emerita n. 857); Naestor n. 276 (neben Nestor n. 591).

E statt AE Emilius n. 263. 2183 (neben Aemilius n. 265); Lacena n. 2246; Cecilia n. 609 (neben Caecilius n. 622); Cecilianus n. 573.

In den Endungen des Genitivs und Dativs der ersten Declination ist AE und E willkürlich gesetzt: Aelie Benigne n. 243; Sextiliae Quiete n. 290; Filiae Marceline n. 229; Aelie Victorinae n. 248.

O statt V. avonculus n. 1860.
V statt I. stupendiorum n. 1064.

α. Die Aspiration ist weggelassen: Eutices n. 209. 2343. Euticia n. 1090. Epipania n. 716; Oratius n. 705 (neben Horatius n. 706); Oratia n. 2675; Epaproditus n. 395; Ermes n. 605 Jacintus n. 605; Cresime n. 1938.

β. Die Aspiration steht ungewöhnlich: Uthina n. 452; Hextricata n. 2441 (neben Extricata n. 1791).

B. Verwechslung der Consonanten:

CS statt X. vicserunt n. 1787.
D statt T. adque n. 606.
T statt D. quot n. 1658; at n. 1533. 1575; aput n. 1456; Secuntilla n. 1578; quitquit n. 70; it n. 2106.
F statt V. fixit n. 425.
N statt M. cun n. 2074.
P statt B. mempra n. 2074.
Q statt QV. eqiti n. 2708.
XS statt X. uxsor n. 1711.

C. Verdopplug der Consonanten:

Amullius, Amullia n. 185; Monnica n. 649. 1602 (neben Monica n. 517); Redducta n. 328 (neben Reducta n. 500); Mattrona n. 1949 (neben Matrona n. 925); vixxit n. 585; Alexxander n. 953.

D. Vereinzelung und Auslassung der Consonnanten:

Alius n. 201; Novela n. 916; Marcela n. 1802; Flacus n 1558; Sucessa n. 298 (neben Successa n. 422); colocavit n. 2639; Arrutius (neben Arruntius) n. 352; anis häufig; Cresces n. 2283.

An die Orthographie reiht sich der Gebrauch der Siglen. Ihre Zahl ist groß und sie haben das Eigenthümliche, daß sie, statt wie gewöhnlich auf einen Consonanten, auf einen Vocal endigen. Die bemerkenswerthesten sind: ARMO = armorum custos n. 514 und vielmals; AVRE VALE MA = Aurelia Valentina mater n. 264; CAN = Candidus n. 543; CAE = Caecilius n. 434; CO, CONIV = conjux 462. 1077; DVO = duobus n. 634; FILIV = filius n. 1253; FORTV = Fortunatus n. 366. 826; FRA = fratri n. 749; fratres n. 1250; HO = honestae n. 622; MATE = matertera n. 836; ME = merenti n. 1199; MV = mulieri n. 640; OC. OCTA = Octavius n. 1033. 1042; PATRO = patrono n. 1060; PO = Pomponius n. 1089; PROPA = propagator n. 2455; SE = Secundus n. 347; SEPTE = septem n. 847; TERTV = Tertullus n. 525; VETE = veteranus n. 937; VI = vixit n. 1018. 1104; VM = Ummidius n. 2449; ZA = Zabulia n. 903.

Nicht auf die Rechnung der Orthographie, sondern als reine Versehen der Steinhauer sind die nachstehenden Fälle zu setzen: Aevocatus statt advocatus n. 1429; filiu nostru Jovinu n. 975 st. filius noster Jovinus; fratruum st. fratrum n. 1430; fydes st. fides n. 2074; maemoriae st. memoriae n. 2520; omnisbus n. 2074 und obnibus n. 1987 st. omnibus; sumsperat st. sumpserat n. 2106; venitae st. venite n. 2074.

b) Für die Syntax bieten die Inschriften nur geringe Ausbeute. Die Constructionen sind entweder die regelmäßigen, oder sie zeigen, wo sie abweichen, den Verfall der Sprache. Man sieht deutlich, daß in den letzten zwei Jahrhunderten von Seite des Staates keine Ueberwachung der inschriftlichen Denkmäler mehr stattfand und daß die überhandnehmende Cursivschrift, mit ihren Abkürzungen, den Steinhauern häufig Veranlassung zur falschen Copirung der ihnen für die Einmeißlung gegebenen Originale wurde. Als Beispiele der verfehlten Construction gelten die nachstehenden: Seniles annos impletos — maritum secuta est n. 2007; filias st. filiae fecerunt n. 863; nebst ob meritis n. 1769; cum Albinium conjugem n. 2275; ab originem n. 108; per Julio Casto fratre n. 752. Vor allem aber zeigt sich der Verfall der Sprache in der Inschrift n. 2074, die oben im Contexte angegeben wurde.

Somit schließt der Unterzeichnete sein Referat über die von Herrn Renier herausgegebenen Inschriften Algeriens mit der vollen Anerkennung dessen ge-

diegener Leistungen und dem Wunsche, es möge, zum Frommen der Wissenschaft, das Werk recht bald seine Vollendung finden.

Prof. Jos. v. Hefner.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Philologia.

V. Jacobi, Die Bedeutung der böhmischen Dorfnamen für Sprach- und Weltgeschichte. Leipz. 1856.

Dr. M. A. Castrén, Elementa grammatices Tscheremissae. Kuopio 1845.

H. R. Wullschlägel, Deutsch-Negerenglisches Wörterbuch. Nebst einem Anhang, Negerenglische Sprichwörter enthaltend. Löbau 1856.

A. Stazic, Grammatica della lingua Illirica. Zara 1850.

A. Fr. Richter und A. J. Ballmann, Illyrisch-deutsches und deusch-illyrisches Handwörterbuch. Th. 1. 2. Wien 1839.

J. N. Revai, Elaboratior grammatica Hungarica. Vol. 1. 2. Pestini 1806.

G. Renvall, Suomalainen Sana-Kirja. Lexicon linquae Finnicae cum interpretatione duplici copiosiore latina, breviore germanica. T. 1. 2. Aboae 1826.

J. Navratil, Beitrag zum Studium des slavischen Zeitwortes aller Dialekte. Wien 1856.

J. Alexi, Grammatica Daco-Romana. Viennae 1826.

G. E. Eurén, Finsk språklära. Abo 1849.

G. Seyffarth, Beiträge zur Prüfung der Hieroglyphensysteme. Leipz. 1846.

J. Günther u. O. A. Schulz, Handbuch für Autographensammler. Leipz. 1856.

B. Todt, Commentatio de Aeschylo vocabulorum inventore. Halle 1855.

Analekten der mittel- und neugriechischen Literatur. Herausg. v. A. Ellisen. Th. 1. Leipz. 1855.

Plotinus, Opera recognovit A. Kirchhoff. Vol. 1. 2. Leipz. 1856.

Lykurgos Rede gegen Leokr. u. Fragm. Griechisch mit Uebers. und Anmerkungen von Jenicke. Leipzig 1856.

Arrian's voyage round the Euxine Sea, translated. Oxford 1805.

Strabonis Geographica. Graece cum versione reficta. Accedit varietas lectionis excerpta et index rerum nominumque locupletissimus. Curantibus C. Müllero et F. Dübnero. Pars prior. Par. 1853.

Sophokles Philoktetes. Von J. G. Müller. Celle 1856.

J. Bernays, Ueber das Phokylideische Gedicht. Ein Beitrag zur hellenischen Literatur. Berl. 1856.

J. Fr. Beyer, Ueber Epiktet und sein Handbuch der Stoischen Moral. Marb. 1793.

Aeschines Reden. Griechisch und Deutsch. Uebers. und erklärt von G. A. Benseler. Bd. 1. Leipzig 1855.

Dr. E. Munk, Die natürliche Ordnung der Platonischen Schriften. Berl. 1857.

Morale d'Aristote, traduite par J. Barthélemy Saint-Hilaire. Vol. 1. 2. 3. Par. 1856.

Th. Kock, Ueber die Parodos der griechischen Tragödie im Allgemeinen und die des Oedipus im Besonderen. Berlin 1854.

Aug. Jacob, Ueber die Entstehung der Ilias und der Odyssee. Berl. 1856.

Homer, Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. K. Fr. Ameis. Bd. I. Heft 1. Leipz. 1856.

Euripides, Iphigenia in Tauris et Helena. Textum emend. et notulas subjecit C. Badham. Lond. 1851.

Grammatici Latini ex recensione Henrici Keilii. Vol. II. fasc. 1. Prisciani institutionum grammaticarum libri XVIII, ex recensione Mart. Hertzii. Vol. I. fasc. 1. Leipz. 1855.

R. Johnson, Aristarchus Anti-Bentleianus, 46 Bentleii errores super Q. Horatii Flacci Odarum libro primo spissos nonnullos. Nottingh. 1717.

Dr. C. Ameis, Spicilegium explicationum Virgilianarum. Muelhaus. 1851.

Dr. M. Hertz, T. Maccius Plautus oder M. Accius Plautus? Eine Abhandlung. Berl. 1854.

M. P. Vitruvius, De architectura libri decem. Ex fide librorum scriptorum rec. . . Dr. C. Lorentzen. Vol. I. p. 1. Gothae 1857.

H. Wuttke, Die Aechtheit des Auszugs aus der Kosmographie des Aithikos geprüft. Leipz. 1854.

Jubae Maurusii, de re metrica scriptoris latini, reliquiae. Ed. B. ten Brink. Utrecht 1854.

M. T. Ciceronis, Tusculanarum disputationum libri V. Erläutert von G. A. Koch. Heft 1. 2. Hannover 1854—57.

Ch. Chappuis, Sentences de M. Terentius Varron et liste de ses ouvrages, d'après différents manuscrits. Par. 1856.

J. B. de Rossi, De Corano Arabico Venetiis Paganini typis impresso sub in sec. XVI. Parmae 1805.

Nève, Felix, Etude sur Thomas de Medzoph et sur son histoire de l'Arménie au XV siècle. Paris 1855.

H. R. Schoolcraft, The Myth of Hiawatha and other Oral Legends, Mythologic and Allegoric, of the North American Indians. Lond. 1856.

Li-Ki, ou mémorial des rites, traduit pour la première fois du chinois et accompagné de notes... par J. M. Callery. Paris 1853.

Jbn Abdolhakami libellus de historia Aegypti antiqua, quem notis illustr., una cum versione latina primum juris publici fecit Karle. Gotting. 1856.

Wiwoho of Mintorogo, een javaansch gedicht uitgeg... door J. F. C. Gericke. s. l. et a.

R. Roth, Abhandlung über den Atharva Veda. Tübingen 1856.

Ardjoena-Wiwaha, een oorspronkelijh Kawi-werk, volgens een Balineesch Manuscript met interlinearen commentarius, uitgegeven door R. Friederich. s. l. et a.

Dr. J. Haeberlin, Ka'vya-Sangraha. A sanscrit anthology. Calcutta 1847.

Philosophia.

H. Ritter u. L. Preller, Historia philosophiae graecae et romanae ex fontium locis contexta. Editio secunda, recog. et auxit L. Preller. Gothae 1857.

D. Solimani, Filosofia di Giacomo Leopardi. Imola 1853.

Dr. H. Czolbe, Entstehung des Selbstbewußtseins. Eine Antwort an Hrn. Prof. Lotze. Leipz. 1856.

A. Comte, Réflexions synthétiques au point de vue positiviste, sur la philosophie, la morale et la religion court aperçu de la religion positive ou religion de l'humanité. La Haye 1856.

P. Auguez, Religion-Magnétisme-Philosophie. Les élus de l'avenir ou le progrès réalisé par le christianisme. Par. 1856.

G. Mehring, Die philosophisch-kritischen Grundsätze der Selbsterkenntniß oder die Seelenlehre. Th. 1. Stuttg. 1857.

M. Keratry, Inductions morales et physiologiques. 3. éd. Par. 1841.

Fr. Dittes, Naturlehre des Moralischen und Kunstlehre der moraischen Erziehung. Leipz. 1856.

P. Janet, La famille. Leçons de philosophie morale. 2. ed. Par. 1856.

Aesthetica.

A. Ebert, Entwicklungsgeschichte der französ. Tragödie. Gotha 1856.

J. H. Behmken, Geschichte des Bremischen Theaters von 1688 bis auf die gegenwärtige Zeit. Bremen 1856.

Fr. A. Eckstein, Anecdota Parisina rhetorica. Halle 1852.

P. di Campello, Componimenti drammatici. Parigi 1856.

L. Ariosto, Commedie e satire, annotate da Giovanni Tortoli. Firenze 1856.

L. G. Blanc, Vocabolario Dantesco ou dictionnaire critique de la Divine Comédie de Dante Allighieri. Leipz. 1852.

V. Nannucci, Manuale della letteratura del primo secolo della lingua italiana. Vol. I. Poeti. Firenze 1856.

O. Marcoaldi, Canti popolari inediti Umbri, Liguri, Piceni, Piemontesi, Latini. Genova 1855.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 2. Oktober.

Nr. 41. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Ueber den Grünsand und seine Erläuterung des organischen Lebens. Von Dr. Christ. Gottfr. Ehrenberg, Prof. u. Akademiker ꝛc. Berlin 1856. gr. 4. S. 91 mit 7 kolor. Kupfertafeln.

Der Grünsand ist nach Hrn. Verfs. Annahme eine der weit verbreiteten geognostischen Erscheinungen, den schon im J. 1823 Alex. v. Humboldt erkannte, und welchen man seitdem bis in die untersten silurischen Schichten nachgewiesen hat. Hrn. Verf. aber ist es nun gelungen, einer nicht unwichtigen Art von Grünsand mit Hilfe des Mikroscops einen neuen Charakter abzugewinnen, welcher den Nummuliten-Kalk erfüllt. Es war nämlich Hrn. Verf. auffallend, und veranlaßte ihn zu immer neuen Nachprüfungen, daß der lockere ägyptische Nummuliten-Kalk, welcher über dem Kreidekalk von Theben und des Mokkattam bei Cahira liegt, die ihn zusammensetzenden Polythalamien weit weniger gut erhalten zeigt, als die darunter liegende, weit ältere und festere Kreide. Aehnliches hatten auch andere Nummuliten-Kalke gewöhnlich gezeigt. Immer waren in diesen, für bedeutend neuer als Kreide gehaltenen Gesteinen, die sie ganz eben so zusammensetzenden Polythalamien weit mehr verändert, indem sich eine Krystallisation des Kalkes ihrer Formen bemächtigt hatte, welche sie rauh und höckerig, meist ganz unkenntlich erscheinen ließ.

In dem Nummulitenkalke aus Traunstein am Chiemsee, und in dem eocänen Nummulitenkalke von Montfort in Frankreich, die geognostisch als entschieden der unteren Tertiärbildung angehören, haben sich ganz dieselben Verhältnisse des ägyptischen Nummulitenkalkes wieder erkennen lassen. Das heißt die ganze Gebirgsmasse erscheint so vorherrschend von Polythalamien und deren Fragmenten, sammt sehr kleinen Muschelfragmenten, den letztern weit in der Minderzahl, gebildet, daß sie sich der Schreibkreide und dem Plaenerkalk zur Seite stellt.

Das Neue und Wichtige bei Hrn. Verfs. Untersuchungen ist der Nachweis der eigenthümlichen Steinkernbildung. Man findet, wenn man den Nummulitenkalken durch Salzsäure ihren Kalkgehalt entzieht, unter dem Mikroskop die Anwesenheit rückbleibenden grünen Sandes, der beim ersten Anblick sich sogleich als die meist vereinzelten Steinkernglieder der Polythalamien erkennen läßt. Im polarisirten Lichte sind diese Eisensilikatkerne nicht doppeltlichtbrechend; mithin ist es ein opalartiger, sogenannt amorpher Zustand der Kieselerde, wie die Kieselschalen der Polygastern. Die Genera, welche bis jetzt als schön grüne Steinkerne erkennbar waren, sind: **Rotalia, Grammostomum, Nodosaria, Vaginulina, Orbiculina, Geoponus, Biloculina** und ein wohl neues Genus **Mesopora**, dessen Zellen, den Rotalien ähnlich, die Mündung und den Verbindungskanal nicht unten in jeder Zelle, sondern in der Mitte derselben haben. Es ergab sich zugleich, daß diese farbigen Steinkerne ein höchst interessantes Erkennungsmittel für den inneren Bau, besonders die Verbindungskanäle der Zellen unter sich sind.

Nach Hrn. Verf. läßt sich eine mehrfache Art der Verkieselung kleiner organischer Kalkformen in Uebersicht bringen. Es finden sich nämlich derglei- chen: 1) als volle Steinkernbildung, welche leicht erkannt wird; 2) als Umwandelung der Kalkschale in Kieselschale, ohne Steinkernbildung, wie in den verkieselten Austerschalen dasselbe oft im Großen sicht- bar wird; 3) als mangelhafte Erfüllung nicht aller Zellen der vielzelligen organischen Körper, sondern nur einiger derselben ohne Zusammenhang, ja zu- weilen auch nur als theilweise Erfüllung einzelner Zellen. Auch hören die Lebensformen keineswegs in einer gewissen Tiefe der Schichten der felsigen Erd- festen da auf, wo man es bisher anzeigte, wie sie auch nicht an Masse ärmer und weniger zahlreich werden. Ferner hat Hr. Verf. erst jüngst ermittelt, daß 1) es wirklich eine Umwandlung von Polytha- lamien in grüne Steinkerne gibt, und daß diese häu- figer unvollkommen als vollkommen ist; 2) daß ein- zelne verbindungslose Zellkerne weit häufiger vor- kommen, als deren wohlerhaltene Verbindung zu den bekannten systematischen Formen; 3) daß kleinere Formen leichter ganz zu Steinkernen werden als grö- ßere; 4) daß im Hornstein des Bergkalkes von Tula, aus der Primärzeit Textilarien nnd Rotalien mit Melonien, also den jetzigen Geschlechtern gleiche For- men in großer Menge als dicht gedrängte Massen vorhanden sind; 5) die Uebereinstimmung der Form der ältesten Grünsandkörner mit den verschiedenen Einzelgliedern der Polythalamien und daß man 6) ganz wohl erhaltene Guttulinen und Planulinen in der Cämentmasse des alten Gesteins findet.

Die wahren körnigen Grünsande der Tertiärzeit zeigen überall eingestreute, ganz wohl erhaltene Po- lythalamien-Kerne, und das Vereinzelte und schein- bar Formlose macht sich massenhaft als Zusammen- ballungen, Theile und Splitter der ähnlichen Formen geltend. Sehr genau übereinstimmend mit solchen mehr vereinzelten und mehr zusammengeballten Stein- kernen fand Hr. Verf. den Sand der Gebirgsmassen in der Sekundär- und Primärzeit. Die Steinkerne sind in älteren Gebirgsmassen häufiger als die Scha- len, obschon die Gebirgsmassen kohlensauren Kalk reichlich führen.

Auch in den neuen tertiären Glauconie-Kalken Frankreichs, aber doch seltner, hat Hr. Verf. grüne Opalsteinkerne wohlerhaltener Polythalamienformen auf- gefundeu. Ebenso scheint die Kreide, wie der zum Nummulitenkalk gehörige Zeuglodonkalk in Nordame- rika besonders wohl begünstigt gewesen zu sein, um Steinkerne zu bilden. Diese Steinkerne lassen 2 interessante Gesichtspunkte zu. Einmal unterscheiden sie sich durch ihre karneol- oder korallrothe Farbe und dann durch ihre Entwicklung aus kugeligen trauben- artigen Anfängen. Die gelblichrothe oder rothbraune Farbe zeigt wohl eigene Orydationsgrade des Eisen- oryds an. Durch Glühen lassen sich dieselben sehr leicht stark erhöhen, so daß die rothe Farbe blutartig wird. Immer umfangreicher bestätigt es sich, daß die Steinkerne der kalkschaligen mikroskopischen Or- ganismen eine unermeßliche Quelle neuer Organisa- tions-Erkenntniß für sonst unzugängliche Formen wer- den. Auch weiße Steinkerne hat Hr. Verf. in einer Steinart von Java aufgefunden, indem er erkannte, daß unter den scheiben- und linsenförmigen Körper- chen des Kalkes viele Amphisteginen- und Heteroste- ginen-artige waren, deren öfter sehr wohl erhaltene weiße Steinkerne ein unerwartet zierliches Netzwerk darstellten.

An den Polythalamien selbst fand Hr. Verf. eine 5fache Kanalverbindung der einzelnen Kammern, als: 1) einen Hauptverbindungskanal der Kammern am Vereinigungspunkte ihrer 3 Flügel (der Darm); 2) einfache oder mehrfache Verbindungsröhren jedes Dorsalflügels mit dem zunächst hinteren; 3) einfache oder mehrfache Verbindungsröhren der Lateralflügel untereinander; 4) einfache oder mehrfache innere Ana- stomosen des doppelten Kanals im Innern der La- teralflügel, und 5) oft 2fache Kanalverbindung der einzelnen Kammern der äußeren Spirale mit den angrenzenden der innern, resp. der oberen und un- teren.

Hr. Verf. hat früher schon zuweilen auch von farblosen durchsichtigen Steinkernen der mikroskopi- schen Organismen, selbst der Polythalamien berichtet, allein es haben sich neuerlich auch ganz kreideartig weiße erkennen lassen, welche Kalkgebirgsmassen bil- den helfen, ohne daß sie dem bloßen Auge sich auf

irgend eine Art als vom Kalk verschieden zu erkennen geben. So ist es mit dem Orbitoiden- und Heterosteginen-Kalke von Java. Von nicht geringem Einfluße ist auch die neuerlich gewonnene Beobachtung, daß es farblose durchsichtige und auch weiße Steinkerne von Polythalamien gibt, welche nicht mehr einfach lichtbrechend sind, wie Opal, sondern doppelt lichtbrechend, wie Quarz, bei denen sich also „der amorphe Opalzustand der Kieselerde in den krystallinischen umgewandelt hat, ohne die Polythalamienform zu ändern". Es ist somit aus Polythalamiensteinkernen wahrer Quarzsand geworden.

Die Lösung der Nummulitenfrage liegt nach Hrn. Verf. in den Steinkernen. Es kann mit Hilfe der Steinkerne die Summe und der Zusammenhang ihrer organischen feinsten Kanäle, mithin ihre wahre Natur allgemein außer Zweifel gestellt werden, wenn auch lebende Verhältnisse solcher Nummuliten, wie sie die Vorwelt so massenhaft zeigt, unzugänglich blieben. Der Grund, welcher bisher die Systematiker bewog, die Nummuliten zu den Polythalamien zu stellen, lag in der äußeren Formverwandtschaft und in der Unbekanntschaft mit der Struktur beider.

Obwohl Hr. Verf. schon i. J. 1836 auf den Eisengehalt in feinen Zellen und die feine Porosität auch der eisenhaltigen Gallionellen aufmerksam gemacht hat, so stellt er sich jetzt den Unterschied beider Substanzen vorläufig so vor, daß die javanischen fossilen Steinkerne, wie die betreffenden Achatstreifen, feine parallele Röhrchen besitzen, ähnlich dem mexikanischen Schiller-Obsidian, die Wände der natürlichen Kieselpanzer aber sich wie kurzzelliger Bimsstein verhalten, dessen einzelne Zellen verschlossene Bläschen sind, welche beim Abkühlen nach dem Glühen an der Oberfläche platzen, und so erst ihren Eisengehalt als Füllung nicht auf einmal, sondern allmälig, wie sie zugänglich werden, den Säuren preisgeben, ohne die Form im Ganzen zu verlieren.

Außerdem hat Hr. Verf. durch seine Beobachtungsmethode eine weit größere Zahl von Formen-Arten systematisch bestimmt, welche den Tertiär-Kalk von Gua Linggomanik zusammensetzen, wie folgende Uebersicht zeigt:

Polygastern
(im Magen der Orbitoiden):

Bacillaria?
Navicula?

Polythalamien:

Alveolina.
Amphistegina.
Aspidospira.
Cristellaria.
Cyclosiphon.
Geoponus.
Grammostomum sigmoideum.
Heterostegina javana.
Marginulina?
Mesopora.
Nonionina.
Nummulites?
Orbitoides javanicus α.
— — β.
— — γ.
Polystomatium Leptactis.
Pachyactis.
Quinqueloculina.
Sorites.
Triloculina.

Mollusken:

Cerithium.

Polycystinen?:

Spirillina?

Bryozoen:

Cellepora.

Radiaten:

Asteriae fragmenta.

Späterhin wird Hr. Verf. auch den generischen Namen hie und da noch mehr Special-Namen zufügen, was er jetzt aus wissenschaftlichen Gründen unterließ.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Physica etc.

J. Leidy, A memoir on the extinct Sloth tribe of North America. Washingt. 1855.

C. Giebel, Die Versteinerungen im Muschelkalk von Lieskau bei Halle. Berl. 1856.

B. Cotta, Die Lehre von den Flötzformationen. Freiberg 1856.

F. A. Quenstedt, Der Jura. Lief. 1. 2. Tübing. 1856.

M. C. Maravigna, Mémoires pour servir à l'histoire naturelle de la Sicile. Par. 1838.

Dr. A. v. Klipstein, Geognostische Darstellung des Großherzogthums Hessen. Frankfurt 1854.

A. Dufrénoy, Traité de minéralogie. Vol. 1. 2. 3. Par. 1856.

P. H. Nyst, Description des coquilles et des polypiers fossiles des terrains tertiaires de la Belgique. Bruxell. 1843.

Arbeiten der geologischen Gesellschaft für Ungarn. Im Auftrage der Gesellschaft redigirt von J. v. Kovats. A. d. Ungarischen übersetzt. Heft 1. Wien 1856.

M. J. Ackner, Mineralogie Siebenbürgens, mit geognostischen Andeutungen. Hermannstadt 1855.

Dr. A. Massalongo, Studi paleontologici. Verona 1856.

Fr. Junghuhn, Catalog der geologischen Sammlung von Java. Gravenhage 1854.

C. Fischbach, Lehrbuch der Forstwissenschaft. Stuttg. 1856.

Dr. E. Wolff, Die naturgesetzlichen Grundlagen des Ackerbaues nebst deren Bedeutung für die Praxis. 3. verb. Aufl. Leipz. 1856.

A. Payen, Des substances alimentaires et des moyens de les améliorer, de les conserver et d'en reconnaître les altérations. 3. edit. Paris 1856.

G. Albert, Untersuchungen wegen Bestimmung der Walderträge. Würzburg 1854.

D. Ramée, La locomotion. Histoire des chars, carrosses, omnibus et voitures de tous genres. Par. 1856.

M. C. Laboulaye, Dictionnaire des arts et manufactures. Vol. 1. 2. Par. 1847.

Steinbeck, Geschichte des schlesischen Bergbaues — seiner Verfassung, seines Betriebes. Bd. 1. 2. Von den ältesten Zeiten bis zu der schlesischen Bergordnung von 1769. Breslau 1856.

C. Fr. Plattner, Die metallurgischen Roestprozesse theoretisch betrachtet. Freiberg 1856.

Dr. M. Foureix, Traité des sociétés commerciales. Législation française comparée aux législations des différentes nations de l'Europe et des principaux états de l'Afrique et des deux Amériques. Par. 1856.

Allgemeines Handelslexikon der Encyklopädie der gesammten Handelswissenschaften. Bd. 1. Leipz. 1857.

M. Meyer, Der Handel Newyorks i. J. 1855. Bremen 1856.

Ferd. Fischer, Preußens kaufmännisches Recht. Bresl. 1856.

Denkschrift, betr. die Einführung der Goldwährung in Deutschland. Hamburg 1856.

Gesetz, betr. die Einführung eines allgemeinen Landes-Gewichts. Vom 17. Mai 1856. Berl. 1856.

A. Frémery, Etudes de droit commercial. Paris 1833.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 5. Oktober.

Nr. 42. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Ueber den Grünsand rc.

(Schluß.)

In einer Anmerkung gibt Hr. Verf. noch eine weitere generische Sonderung, indem nach seinen Beobachtungen in den Steinkernen der amerikanischen Form außerdem zwischen je 2 Reihen von Kammern ein verästeter starker Kanal in der sehr dünnen Schale selbst liegt; auch haben die verschiedenen Reihen der Kammern Verbindungsröhren, nur weniger regelmäßig als bei Orbitoiden.

Soritinen. Kein erkennbarer Sipho, noch geschlossene Kanäle. Rundliche Kammern. Scheiben unspaltbar. = Bryozoen?

- Sorites. Kammern, rundlich ohne Lateral-Loben, nackt ohne zelligen Ueberzug, in einfacher Ebene concentrirt und zugleich in krummen Linien strahlig geordnet.
- Amphisorus. Kammern rundlich, ohne Lateral-Loben, nackt ohne zelligen Ueberzug, in doppelter Ebene concentrisch und in krummen Linien strahlig geordnet. Bei beiden füllen sich die ganzen kalkigen Verbindungsbögen der Kammern leicht durch Karmin und bei ersterem finden sie sich auch als Steinkerne in unveränderter Form.

Helicosorinen. Deutlicher Sipho. Quadratische oder rundliche Kammern. Abgeschlossene Kanäle oder Schale.

- Orbitulites. Kammern rundlich ohne Lateral-Loben, in mehrfacher Ebene, ohne andersartigen Zellüberzug, koncentrisch u. zugleich in krummen Linien strahlig geordnet.
- Cyclosiphon. Kammern rundlich ohne Lateral-Loben, in einfacher Reihe koncentrisch, mit dünnem einfachen oder undeutlich zelligen Ueberzug, mit Sipho und verästetem, abgeschlossenen Kanalsystem in der dünnen Schale. = Nummulites Mantelli.
- Orbitoides. Kammern quadratisch, ohne Lateral-Loben, in einfacher Reihe mitten zwischen 2 verschiedenartigen Zellschichten und einem abgeschlossenen, verästeten Kanalsystem in denselben. Die mittelste Anfangskammer ist stets verhältnißmäßig, von unregelmäßiger Spiralform in kleinere Kammern übergehend, die dann eine mehr oder weniger kurz- oder lang-quadratische Gestalt annehmen, bedingt durch meist 4, je 2 Verbindungskanäle. Unregelmäßige Spirale. Scheibe spaltbar.

Helicotrochinen.

2schenklige anastomosirende Kammern, cellulae equitantes, in einfacher, vorn abnehmender Spirale mit Sipho.

Nummulites. Kammern quadratisch oder sichelförmig, in einfacher vollkommener Spiral-Reihe, ohne andersartigen Zellüberzug, mit Sipho und verästetem dichten abgeschlossenen Kanalsystem der Schale um die Kammern. Die Lateral-Loben oft durchbrochen und anastomosirend, wie bei Heterosteginen. Die jüngsten Kammern stets kleiner als die etwas älteren. Scheiben spaltbar.

a. Erste Jugendkammern größer u. unregelmäßig (Monetulites).

b. Erste Jugendkammern klein regelmäßig (Nummulites).

Die beigefügten 7 Tafeln Abbildungen erläutern zunächst den körnigen für das gewöhnliche Auge formlosen und bisher für anorganisch gehaltenen Grünsand als Opal-Steinkerne kleinster organischer Formen im Gegensatz der krystallinischen Bildung der Grünerden, und deren für die verstärkte Sehkraft überraschende Mannigfaltigkeit.

Die I. Tafel gibt die allgemeine Massen-Ansicht der glimmerartig blättrigen und der staubartigen Grünerde, des Chlorits der mineralogischen Handbücher und Systeme, sowie des körnigen Grünsandes unter dem Mikroskop bei 300maliger Vergrößerung im Durchmesser, während die übrigen Tafeln die speciellen Formen des körnigen Grünsandes, sowie des aus ähnlichen mikroscopischen bestehenden Weißsandes und Rothsandes weiter erläutern.

Am Ende dieser verdienst- wie mühevollen Arbeit angekommen, wollen wir dieselbe mit Hrn. Vfs. eigenen Worten beschließen: „So nimmt denn die Erkenntniß großer Organisation im kleinsten Raume nicht ab, vielmehr wächst sie im Ganzen und Großen mit starken Schritten fort. Sie ist seit 1830 aus den Polygastern allmälig von zahlreichen geistvollen Mitarbeitern auf viele Verhältnisse des großen Thierkörpers und des Menschenkörpers durch intensivere Anwendung des Mikroskopes übertragen worden und stellt sich nun durch die mikroskopischen Steinkerne in der ganzen Klasse der Polythalamien, den Hauptbildnern der geschichteten Kalkgebirge der Erde, fest“.

Dr. Anton Besnard.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Medicina.

Physic and physicians. Vol. 1. 2. Lond. 1839.

J. C. Siegert, Medizinisch-therapeut. Wörterbuch oder Repertorium der vorzüglichsten Kurarten, *welche in* den letzten Decennien von den Aerzten aller Länder in der Praxis angewendet und empfohlen worden sind. Berlin 1856.

J. Quain, Elements of Anatomy. 6. edit., ed. by W. Sharpey and G. V. Ellis. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1856.

Dr. L. Harleß, Lehrbuch der plastischen Anatomie. Abtheil. 1. Stuttg. 1856.

R. Heidenheim, Physiologische Studien. Berl. 1856.

Dr. C. Enzmann, Die Ernährung der Organismen besonders des Menschen und der Thiere im hungernden Zustande. Dresden 1856.

J. E. Pétrequin, Traité d'anatomie topographique médico-chirurgicale; considerée spécialement dans ses applications à la pathologie, à la médicine légale, à l'obstétricie et à la Médecine operatoire. 2. édit. Par. 1857.

J. B. Monfalcon, Histoire médicale des Marais. Par. 1826.

S. Eugalenus, De Scorbuto liber. Venetiis 1766.

Dr. Ferd. Hebra, Atlas der Hautkrankheiten. Herausgeg. v. der k. k. Akademie der Wissenschaften. Lief. 1. Wien 1856.

Dr. J. H. Flamm, Cholera und Vergiftung. Zur Pathologie, Therapie und Sanitätspolizei der Cholera. Wien 1856.

A. Vogel, Klinische Untersuchungen über den Typhus. Erlangen 1856.

Dr. G. A. Spieß, Pathologische Physiologie. Abth. 1. 2. Frankf. 1857.

A. Geigel, Beitrag zur physikalischen Diagnostik mit besonderer Bezugnahme auf die Formen und Bewegungen der Brust. Würzb. 1855.

A. Biermer, Die Lehre vom Auswurf. Würzburg 1855.

A. Geigel, Grundzüge der medizinischen Akustik. Würzburg 1856.

Dr. Jos. Hyrtl, Handbuch der topographischen Anatomie und ihrer praktisch medizinisch-chirurgischen Anwendungen. 3. verm. Auflage. Bd. 1. Wien 1857.

Dr. A. Fouquet, De la dysenterie. Vannes 1852.

T. B. Curling, Traité pratique des maladies du testicule, du cordon spermatique et du scrotum; trad. de l'anglais sur la 2. édit., avec additions et notes par le Dr. Gosselin. Par. 1857.

G. Dumont, Recherches statistiques sur les causes et les effets de la cécité. Par. 1856.

Dr. Ravoth, Klinik der Knochen und Gelenk-Krankheiten. Th. 1. Mit 218 Holzschnitten. Berlin 1856.

J. van Roosbroeck, Cours d'Ophthalmologie. T. 1. 2. Gand 1853.

Dr. Jos. Pilz, Lehrbuch der Augenheilkunde. Lief. 1. 2. Prag 1856.

A. Bernard, Handbuch der chirurg. Operationslehre mit Einschluß der chirurg. Anatomie und Instrumentenlehre. Würzburg 1855.

Dr. C. Braun, Wiesbaden als Heilquelle und als climatischer Heilort. 2. Aufl. Wiesbaden 1855.

Dr. A. Rotureau, Die Mineralquellen zu Nauheim. Uebers. v. Dr. F. Bode. Friedberg 1856.

Dr. J. Ch. Herpin, Etudes médicales, scientifiques et statistiques sur les principales les sources d'eaux minérales de France, d'Angleterre et d'Allemagne. Par. 1856.

Dr. W. Artus, Rezeptirkunst oder Anleitung, die verschiedenen Formen der Arzneien nach den Regeln der Wissenschaften und Kunst zu verschreiben. 2. verb. Aufl. Braunschweig 1857.

Dr. L. Lisle, Du suicide. Statistique, médecine, histoire et législation. Ouvrage couronné. Par. 1856.

Dr. E. Hering, Handbuch der thierärztlichen Operationslehre. Abth. 1. Stuttg. 1857.

Anthropologia.

C. G. Carus, Ueber Lebensmagnetismus und über die magischen Wirkungen überhaupt. Leipz. 1857.

Constitution, statuts et reglements réglements généraux de l'ordre maçonnique en France. Par. 1856.

F. Arnold, Magyar Mythologia. Pest 1854.

H. C. Carey, The slave trade, domestic and foreign. 2. edit. Philadelphia 1856.

E. Bonnemère, Histoire des Paysans, depuis la fin du moyen âge jusqu' à nos jours (1200—1850) Vol. 1. 2. Paris 1856.

H. Lüken, Die Traditionen des Menschengeschlechts oder die Uroffenbarung Gottes unter den Heiden. Münster 1856.

J. J. Vogt, Pädagogische Fragmente oder Geschichte der erzieherischen Umbildung einer Anzahl verwahrloster Knaben. Bern 1856.

L. Kellner, Pädagogische Mittheilungen aus den Gebieten der Schule und des Lebens. 2. verb. Aufl. Essen 1856.

A. Diesterweg, Pädagogisches Wollen — und — Sollen. Leipzig 1857.

Das badische Volksschulwesen. Eine Sammlung der hierüber geltenden Gesetze und Verordnungen. Carlsruhe 1856.

S. F. Lacroix, Essais sar l'enseignement en géneral et sur celui des mathématiques en particulier. Par. 1828.

Historia.

K. Enslin, Frankfurter Sagenbuch. Frankf. 1856.

U. Emmius, Tractat von Ostfriesland. Aurich 1732.

Dr. Fr. Aug. Eckstein, Incerti auctoris chronica montis Sereni. Ex cod. Freheriano. Hal. Sax. 1856.

Dr. W. Zimmermann, Geschichte des großen Bauernkrieges. Nach den Urkunden und Augenzeugen. Neue ganz umgearb. Aufl. Bd. I. Lief. 1—12. Stuttg. 1856.

Wurffbain, Nachrichten über Landes-Meliorationen, insbesondere über die Melioration der Bokerheide in der Provinz Westfalen durch Ent- und Bewässerung. Berl. 1856.

P. Cassel, Ueber Thüringische Ortsnamen. Erfurt 1856.

Fr. Wagenfeld, Die Kriegsfahrten der Bremer zu Lande und zu Wasser zur Begründung und Beschirmung ihrer Unabhängigkeit. Bremen 1846.

J. A. Schneider, Biographische Fragmente von der Churfürstin Margarethe, der Stamm-Mutter des Hauses Sachsen. Altenb. 1800.

A. Scheler, Histoire de la maison de Saxe-Cobourg-Gotha, Bruxelles 1846.

C. Miesegaes, Chronik der freien Hansestadt Bremen. Th. 1. 2. 3. Bremen 1828—33.

Fr. Gutermann, Die alte Rauenspurc (Ravensburg), das Stammschloß drr Welfen, seine Umgebung und sein Geschlecht. Stuttg. 1856.

C. S. Thaly, The fortress of Komarom (Comorn) during the war of independence in Hungary in 1848—49. Lond. 1852.

J. Löwenthal, Geschichte von Triest. Th. 1. Triest 1857.

Dr. Ad. Schmidt, Die Grotten und Höhlen von Adelsberg, Lueg, Planina und Laas. Wien 1854.

Pommerania. Geschichte und Beschreibung des Pommerlandes z. Förderung d. pommerschen Vaterlandskunde. 2 Bde. Stettin 1844.

J. G. Loebell, Commentatio de origine Marchiae Brandenburgicae. Wratislav. 1820.

Fr. G. Schubert, Dissertatio hist.-chron. de gubernatoribus Borussiae seculo 13. Lips. 1826.

Dr. C. Rosenberg, Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. Bd. 1. 2. Berl. 1856.

Entwurf eines Polizeistrafgesetzbuches für das Königreich Bayern. München 1856.

O. v. Völderndorff, Die Papiergeld-Crisis und die Papiere auf jeden Inhaber nebst ihrem Eintrage in die Hypothekenbücher. Ein rechtliches Gutachten. München 1806.

M. A. Vogel, Bericht über die Entdeckung von Grundmauern eines römischen Gebäudes bei Holzhausen. München 1856.

A. v. Schönhueb, Nekrolog des Generalmajors Jos. Maillinger. München 1856.

Chr. K. L. Seuffert, Statistik des Getreide- und Viktualienhandels im Königreiche Bayern. Münch. 1857.

J. v. Hefner, drei römische Denkmäler im k. Landger. Ingolstadt. München 1856.

Fr. H. v. Hundt, Jos. v. Stichaner. Münch. 1856.

L. A. v. Gumppenberg, Geschichte der Familie von Gumppenberg. Würzburg 1856.

J. W. Ebert, Geschichte der Stadt Dingolfing. Freising 1856.

Fr. M. Ferchl, Uebersicht der Incunabeln-Sammlung der Lithographie. München 1857.

Die eidgenössischen Abschiede aus dem Zeitraume von 1778—1798. Bearbeitet von Gerold Meyer von Knonau. Der amtlichen Abschiedesammlung. Bd. 8. Zürich 1856.

P. C. Planta, Die letzten Wirren des Freistaates der 3 Bünde. (Vom Frühling 1797 bis Frühling 1799.) Chur 1857.

Nicole, Recueil historique sur l'origine de la vallée du Lac-de-Joux. Lausanne 1840.

Basel im 14. Jahrhundert. Geschichtliche Darstellungen zur 5. Säcularfeier des Erdbebens am St. Lukastage 1356. Herausg. von der Basler histor. Gesellschaft. Basel 1856.

Hisely, Essai sur l'origine et le développement des libertés des Waldstetten, Uri, Schwyz. Lausanne 1839.

F. W. Ghillany, Das Verhältniß Neuenburgs zur Krone Preussens. München 1856.

Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft, nebst sämmtlichen in Kraft stehenden Kantonsverfassungen, nach offiziellem Text. Basel 1856.

N. G. van Kampen, Staat-en aardrijkskundige Beschrijving van het koningrijk der Nederlanden. Haarlem 1827.

R. W. Tadama, Geschiedenis der Stad Zutphen, tot op 1795. Arnheim 1856.

H. Piers, Histoire des Flamands du Haut-Pont et de Lyzel. Saint-Omer 1836.

H. J. Koenen, Voorlezingen over de geschiedenis der nijverheid in Nederland. Haarlem 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 7. Oktober.

Nr. 43. 1857.

Historische Classe.

Missions diplomatiques de Cornelius Duplicius de Schepper, dit Schepperus, ambassadeur de Chretiern II, de Charles V, de Ferdinand I et de Marie reine de Hongrie, gouvernante des Paysbas de 1523 à 1555, par le Baron de Saint-Genois, prof. Biblioth. de l'Université de Gand et M. G. A. Yssel de Schepper, membre des Etats de la province de Overyssel. Bruxelles 1856. 4. pp. 1—228. (Auch im neuesten Bande der Mém. de l'Academie de Belgique).

Lebensbeschreibungen großer Staatsmänner und ausgezeichneter Diplomaten der frühern Jahrhunderte gehören zu den Seltenheiten der historischen Literatur. Ihr Wirken erscheint in der Geschichte fast immer als das der Landesherrn für deren Werkzeuge sie gelten, wenn auch dessen Ausführung ihr Verdienst war. Das Zeitalter Karl V. war reich an solchen Männern, namentlich der letztern Art, da in der äußeren Politik des großen Kaisers im Grund dessen Hauptthätigkeit bestand. Wir verdanken nun eine in's Einzelnste gehende Biographie eines der bedeutendsten Werkzeuge seiner Diplomatie den Forschungen und Mittheilungen zweier Männer, die mit seltener Liebe und Ausdauer sich einer so schwierigen Aufgabe unterzogen und in ausgezeichneter Weise sie lösten.

Der Diplomat ist der Belgier Cornelius Duplicius de Schepper. Die Geschichtschreiber sind ein Nachkomme eines Bruders desselben: Herr Yssel de Schepper, Mitglied der Landstände der Provinz Overyssel im Königreich der Niederlande und Baron von St. Genois, Oberbibliothekar der Universität und Schöffe der Stadt Gent. Der letzte ist der Verfasser des vorliegenden französisch geschriebenen biographischen Werkes; eines des ersten war schon 1850 in holländischer Sprache erschienen, unter dem Titel: Corn. de Schepper und seine Zeit. Vermittelst dieses und vieler anderer Materialien wurde das vorliegende ausgeführt.

Herr v. St. Genois ist in Deutschland längst als einer der fruchtbarsten historischen Schriftsteller Belgiens bekannt; seine Erstlingsgabe, die Geschichte der Kirchenvogteien in Belgien (des Avoueries) wurde schon den 20. Nov. 1839 und folg. in diesen Blättern vom Referenten angezeigt; von seiner überaus fleißigen Betheiligung an der Zeitschrift: le Messager des Sciences historiques en Belgique war kürzlich in demselben die Rede. (G. A. v. 29. August und 1. Septbr. 1856). Unter seinen andern größern Schriften *) sind hier dessen Inventaire analytique des Chartes de Comtes de Flandre, das Verzeichniß der Handschriften der Genter Univers. Bibliothek und das in näherer Beziehung mit

*) Ein Verzeichniß der bis 1855 von ihm veröffentlichten Schriften enthält die Bibliographie académique p. 149 flg.

gegenwärtiger Biographie stehende zur Bibliothèque nationale de Belgique gehörende Werk: les Voyageurs belges anzuführen. In der Einleitung zu diesem letzteren hatte der Verf. p. 41 — 46 schon des durch seine viele Reisen berühmten Diplomaten Schepperus gedacht, im Messager v. 1853 p. 27 sogar eine kurze Lebensbeschreibung von ihm gegeben; allein im Besitze sehr vollständiger geschichtlicher Dokumente und Angaben über denselben schrieb er die Biographie, deren Anzeige wir vor uns haben. Die Abhandlung besteht aus einer geschichtlichen Einleitung über die Diplomatie zur Zeit Karl V. und zwei Haupttheilen, nämlich der Geschichte der diplomatischen Missionen von de Schepper (pp. 10—104) und aus dessen Tagbuch seiner Mission in Konstantinopel, 1533, 1534. In der Einleitung führt der Verf. eine große Anzahl Belgier auf, deren sich Kaiser Maximilian I., mehr noch aber Karl V. als Diplomaten bedienten, mit der Bemerkung des ersten (S. 14) Les ambassadeurs flamands sont prèsceque les seuls, dont les negociations avoient été utiles à l'Empire d'Allemagne. Unter ihnen ragen hervor Ch. von Lannoy, Vicekönig Karls V. in Neapel, Herr von Praet aus Brügge, Joh. von Marnix, Adr. v. Croy, Vorstius Bischof von Aqui, J. Schyve, von Liedekerke, von Busbecq u. s. w. Unter allen nimmt aber de Schepper geschichtlich die erste Stelle ein. Wie schon sein holländischer Biograph G. de Schepper unterscheidet auch de St. Genois drei Hauptperioden seiner Thätigkeit; eine erste von 1523 bis 1526 für den entthronten Dänenkönig Christian II.; die in Angelegenheiten Karls V. und Ferdinands I. in Konstantinopel und die seiner spätern Lebensjahre (v. 1534 bis 1547). C. D. de Schepper war 1503 in Nieuport geboren, studirte in Paris die Philosophie, d. h. Dialektik und Physik, wurde primus in Promotione und beendigte vor 1520, in welchem Jahre er schon verehelicht war, seine Studien in Löwen. Sein thatenreiches Leben war kurz, er starb in Antwerpen, den 28. März 1554/5.

Kaum angelangt in den Niederlanden, suchte der flüchtige Dänenkönig Christian, Karls V. Schwager, einen der französischen und flandrischen Sprache so wie der Landesverhältnisse kundigen Sekretär, und fand ihn 1523 in dem vom Admiral von Flandern, Adolf von Burgund ihm vorgeschlagenen de Schepper, (p. 24). Er nahm in demselben Jahre diesen „jeune homme de Dunkerke*), astrologue et a demi devin, wie ihn Karl's V. Gesandter von Praet nannte, mit sich nach England, um Heinrich VIII., Oheim seiner Gemahlin, für eine See-Expedition nach Dänemark zu gewinnen. Als ihm dies mißlang, wandte er seine Blicke nach Deutschland und trug dem de Schepper, nun seinem Vizekanzler, auf, eine Apologie seines bekanntlich so furchtbar grausamen Verfahrens in Schweden und Dänemark, zu verfassen; sie besteht in zwei sehr gewandt geschriebenen Vertheidigungsschriften v. J. 1524 und hatte die Wirkung, die Politik dieses s. g. nordischen Nero im günstigeren Lichte darzustellen; war jedoch von keinem Erfolg für dessen Rückkehr in seine Staaten.

Noch in demselben Jahre schickte der Verbannte unsern Schepper nach Spanien zu Karl V., um die Auszahlung des Brautschatzes seiner Gemahlin Isabella von diesem ihrem Bruder zu erwirken, sowie eine Reichsachtserklärung gegen den zum König von Dänemark erhobenen Herzog Friedrich von Holstein und gegen die Stadt Lübek, und um ihn zu bestimmen, durch eine niederländische Flotte seinen Parteigänger Ritter Norby auf der Insel Gothland zu unterstützen. Schepper erwirkte mit Hilfe seiner Apologie Christians von Karl V. nur einige Empfehlungsschreiben an die Statthalterin Margaretha in Brüssel und an einige deutsche Fürsten; 1525 mußte er aus Auftrag des Vertriebenen eine Denkschrift gegen den Lübek'schen Bürgermeister Joach. Wullenweber schreiben; wohnte 1526 dem Begräbniß Isabellas in Swinaerde bei Gent bei, vollzog darauf deren letzten Willen, ihre Kinder dem Einfluß ihres hinterlassenen Gatten zu entziehen. Margaretha sandte ihn dann an ihren Neffen nach Spanien, und empfahl ihm denselben so sehr, daß dieser ihn 1526 in seine Dienste nahm, ohne jedoch ihn zu hindern, seinem gewesenen Herrn nützlich zu sein. Er erhielt von diesem im Jahr 1528 die

*) Nieuport liegt nahe bei Dünkirchen.

Herrschaft Jeamtland damals in Norwegen, zu deren Besitz er freilich nie gelangte (p. 30). — Ueber die Zeitereignisse während dieser ersten diplomat. Periode de Schepper's geben Willem's im belgischen Museum und Altmeyer in seinen Relations commerciales des Paysbas avec le Nord und andere Schriften über Christian II. genauere Aufschlüsse.

Karl V. ernannte 1528 de Schepper, vielen seiner Hofleute zum Verdruß, zum Rath, und übertrug ihm das Amt eines Staatssekretärs. Alsbald sandte er ihn aber nach dem mit ihm gegen England verbundenen Schottland, dann an König Sigismund von Polen, der in der ungarischen Angelegenheit sich gegen Zapolya auf Ferdinand's Seite gestellt hatte, um ihn auch gegen England und Frankreich für sich zu gewinnen. Auf der Rückreise sah er Ferdinand, und nahm den aus russischer Gefangenschaft befreiten Norbey mit sich nach den Niederlanden. Im J. 1530 wohnte de Schepper Karl's V. Kaiserkrönung in Bologna bei, und begleitete ihn, nach der Aussöhnung Christian's mit dem Pabste, auf den Reichstag zu Augsburg (p. 31—34). Vor der Abfaßung der berühmten Confessio Augustana hatte Melanchthon, mit dem er schon 1523 befreundet worden war, mit ihm und Valdez einem andern Staatssekretär Karl's V. eine Conferenz (S. Buchholz Geschichte Ferdinand's I. S. 169). Den 30. November 1530 starb Karl's V. Tante Margaretha, und die verwittwete Königin Maria von Ungarn, seine Schwester wurde Statthalterin der Niederlande. Schepper figurirte sogleich unter den Edeln ihres Hofes und wird auch von ihr mit Missionen beauftragt. Den 15. Mai sandte ihn Karl V. an Zapolya, um einen Waffenstillstand mit Ferdinand zu vermitteln, beauftragte ihn aber vorher mit einer Mission an den Churfürst Erzbischof von Mainz, bei den Pfalzgrafen und beim Reichskammergericht in Speier. Er war den 29. Mai und den 5. Juni 1531 in Heidelberg, von wo aus er an den Kaiser einen Bericht erstattete, in welchem er ihm auch von den Fortschritten der Reformation in den Niederlanden Kunde gab, und ihm rieth, gegen deren Freunde nicht gewaltsam zu verfahren. Er fragt ihn um die Erlaubniß, mit Melanchthon und Luther in Augsburg eine Zusammenkunft zu haben. In Speier gelang es ihm, die Stadt Maestricht von der Gerichtsbarkeit des Kammergerichts zu lösen. In einem andern Bericht an Karl versichert er diesen: die Protestanten würden nie vom Anhören der Prediger ablassen und immer auf der Abschaffung des Cölibats und auf der Communion unter zweierlei Gestalten bestehen. Den 27. Nov. 1531 beauftragte ihn Karl mit einer Mission in der Schweiz, von welcher der Herzog von Savoien ihn ernstlich abmahnt, die er aber auf wiederholten Befehl Karl's ausführt (p. 35—39).

Nun beginnt Schepper's so wichtige Gesandtschaft in der Türkei. Man hatte über diese schon viele Dokumente, in der von Lanz herausgegebenen Correspondenz Karl V. (C. II.), ferner im 2. Band der von Herrn von Gevoy veröffentlichten Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Verhältnisse zwischen Oestreich, Ungarn und der Pforte. Auch sind im IV. Bd. von Buchholz, Lebensgeschichte Ferdinand's I. Urkunden benützt, so wie im V. Bd. von Hammer's Geschichte der Osmanen. Zu demselben kommt nun das von St. Genois aus einer Handschrift des Conseiller von Camberlyn in Brüssel herausgegebenen Journal de l'ambassade; so daß diese Episode so zu sagen wieder lebendig an uns vorübergeht.

Die Lage der Dinge in Ungarn war im Mai 1533, in welchem Schepper's Tagebuch beginnt, die: der Sultan hatte nach seinem zweiten Einfall in Ungarn und Oestreich aus Furcht gegen das 300,000 Mann starke Heer Ferdinand's eine Schlacht zu verlieren, sich durch Gebirgsgegenden, vom kais. Landeshauptmann Katzianer verfolgt (schon 1532) zurückgezogen. Die eine Hälfte Ungarn's gehorchte Zapolya, die andere Ferdinand. Der nächste Zweck der Unterhandlungen in Konstantinopel war der, einen den status quo sichernden Waffenstillstand zwischen Ferdinand und Zapolya, so wie mit der Türkei zu Stande zu bringen. Weitere Zwecke waren, den Sultan von Franz I. zu trennen und wo möglich ganz Ungarn gegen die Abtretung von Coron an Ferdinand zu bringen. Als Vorbedingung eines Waffenstillstandes hatte Soliman die Ueberlieferung

der Schlüssel der Festung Gran (als einer Scheinunterwerfung derselben) verlangt. Eine Gesandtschaft, bestehend aus Hieronymus von Zara und seinem Sohne Vespasian war schon vorher von Ferdinand abgeschickt und in Konstantinopel thätig.

Mit ihr sollte Schepper (für Karl handelnd) sich verbinden, und für letztern erwirken, erstens die Herausgabe der Insel Argel von dem Berberherrscher Barbarossa, zweitens das Versprechen des Sultans, sich nicht in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu mischen, drittens, daß im Friedensschlusse der Pabst, Frankreich und Venedig (damals gegen Karl) mitbegriffen würden. Doch sollte dies alles im Namen Ferdinand's verlangt werden, Karl V. den Abschluß dieser Uebereinkunft aber garantieren, so daß Schepper ostensibel doch nur als Gesandter des erstern auftrat, obwohl er mit einem Empfehlungsbriefe Karls an Soliman versehen war, (p. 54 nach Buchholz IV, 122). Außerdem hatte er eine Vollmacht der Königin Wittwe von Ungarn, Maria, um die Herausgabe ihres in dem von Zapolya beherrschten Theils Ungarns gelegenen Wittums zu verlangen. Schepper reiste den 12. April 1533 von Wien ab und kam den 20. Mai in dem einige Stunden von Konstantinopel gelegenen Czemeger an. Die damals sehr mächtigen Vertreter des Sultans waren sein General Ibrahim Pascha und der als Gesandte Zapolyas und Gouverneur des von Soliman zu einem Paschalik errichteten Theil Ungarns, in Konstantinopel residirende Venetianer Aloysius Gritti, beide Vertrauensmänner Solimans. Hieronymus von Zara benachrichtigte Ibrahim von seines Collegen Ankunft, wurde aber sogleich befragt, ob dieser Geschenke von Karl V. mitbringe, was er verneinte mit dem Bemerken, er sei Träger eines Briefes des Kaisers an den Sultan.

Das Tagebuch Scheppers (S. 118. 180) enthält nun sehr in's Einzelne gehende Aufzeichnungen dessen, was vom 25. Mai 1533 an bis zum Schlusse seiner Unterhandlungen mit Ibrahim, mit Gritti nnd dem Sultan selbst ihm begegnete, so wie dessen was er sonst erlebte oder in Konstantinopel merkwürdig fand. Es enthält also mehr als die Materialien, welche Schepper zur Grundlage seines lateinisch geschriebenen bei Gevoy B. II. Abthlg. I S. 8—48 gedruckten Berichtes an Ferdinand vom 26. Septbr. 1533 dienten. Darauf folgt die Beschreibung seiner Rückreise bis zur Ankunft in Wien, 16. Juli — 20. Septbr. 1533, (S. 150—206). Die Schreiben von Soliman an Ferdinand, von Ibrahim Pascha an diesen und an Karl V., welche er brachte, sind S. 207—212 abgedruckt. Das Ergebniß der Unterhandlungen hat Buchholz IV, 125—127 zusammengestellt.

Schepper's Aufzeichnungen über seine zweite Reise nach Konstantinopel vom Febr. bis Juni 1534 gehen nur bis zum April (p. 213 — 215), auf welche Briefe Ibrahim's an Ferdinand vom 15. Febr., und von letzterm an jenen vom Juni 1535 (p. 215—222) folgen. Eine ausführliche Beschreibung derselben findet sich im latein. Bericht Schepper's an Ferdinand I. d. d. Prag den 2. Aug. 1534. Er ist gedruckt bei Gevoy II. S. 65 hinter seiner Instruktion vom 24. Dez. 1533 (p. 25).

In dem ausführlichen Tagebuche v. 1533 sind die Sitten, das öffentliche wie das Privatleben der Türken und die Zustände in Constantiuopel auf das anziehendste geschildert; aus demselben ersieht man zugleich das überaus kluge und vorsichtige Benehmen des Gesandten. Eine Uebersetzung der Aufzeichnungen wäre ein schätzbarer Beitrag zur Osmanischen Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts.

Nach dieser, vielleicht wichtigsten Mission währte Schepper's diplomatische Thätigkeit noch 13 Jahre und war unendlich mannichfach.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 9. Oktober.

Nr. 44. 1857.

Historische Classe.

Missions diplomatiques de Cornelius Duplicius de Schepper etc.

(Schluß.)

Im Jahr 1535 sandte ihn die Statthalterin Maria zu einem Congreß der nordischen Mächte nach Lüneburg, um die Interessen des niederländischen Handels zu vertreten, gab ihn dann der von ihr ausgerüsteten, vom Pfalzgrafen Friedrich, Eidam des nun in Sonderburg gefangen gehaltenen Christian befehligten und nach Kopenhagen gesandten Flotte bei (p. 68 bis 69); 1537 schickte ihn Maria nach Schmalkalden; hierauf unterhandelte er mit den an sie gesandten Commissären der aufständischen Stadt Gent, ist dann Mitglied der von Maria einer und ihrer Schwester Eleonore, Gemahlin Franz I. andrer Seits ernannten Friedensvermittler Carl's V. mit Frankreich (d. 30. Juli 1537), und geht den 13. Aug. von Brügge nach Spanien um dem Kaiser die Botschaft davon zu überbringen, nimmt 1538 in des letzten Namen an den weiteren Friedensverhandlungen Theil; 1539 machte er den Gentern den Willen Karl's V. bekannt und meldete ihnen dessen baldige Ankunft, zu deren Zweck er dessen Durchzug durch Frankreich erwirkt hatte. Er nahm an dem Einzug Karl's in Paris Theil d. 1. Jan. 1540 (p. 70—74). Sein Tagebuch über Ungarn, wohin ihn selben Jahres noch der Kaiser sandte, (vgl. Lanz Staatspapiere S. 311), schildert die politische Lage des Landes und die Zustände nach dem Tode Zapolyas (22. Juli). (p. 74—78). Im J. 1541 war Schepper vorerst als Gesandter Karls und Maria in Paris, dann in Kassel beim Landgrafen, und beauftragte auf der Rückreise Sickingen, den Durchzug deutscher Söldner für Frankreich zu verhindern; im J. 1542 hatte er eine Mission in Lüttich und Mastricht, 1543 in Aachen, um den Churfürsten von Köln und den Landgrafen von Hessen abzuhalten mit dem Feinde Karl's V., dem Herzog von Cleve gemeine Sache zu machen; dann in Bremen, um diese Stadt und Oldenburg gegen Dänemark zu gewinnen; und zum Schluß in Bruchsal, Mastricht, Koblenz und Köln, 1544 in einer Conferenz mit dem Grafen von Fürstenberg in Luxemburg, darauf in Lüttich. — In demselben Jahre verfaßte er mit Viglius ein Gutachten, um zu beweisen, daß die vom Reiche gezahlten Gelder gegen die Türkei zur freien Verfügung des Kaisers stünden.

1545 vermittelte er neue Differenzen Karls V. mit Franz I. und war darauf für den ersten schon wieder in England thätig. Als dieser durch eine Allianz Franz I. mit den protestantischen Fürsten und England auf's neue bedroht war, sandte man ihn nach Norddeutschland, und beauftragte ihn nach der Rückkehr mit der Befestigung der Insel Walcheren. Maria sandte ihn dann zu Karl, um diesen milder für die Protestanten zu stimmen, worauf letzter den Herzog Ulrich von Würtemberg wieder aufnahm. Mit dem J. 1547, wo er beim Kaiser war in der Schlacht bei Mühlberg, geht seine diplomatische Lauf-

bahn zu Ende (p. 80—94). Paul Jovius nannte ihn in seinen Elogiis virorum literis illustriorum: virum eruditi judicii pondere et in tantis legationibus illustrem totius Europae peregrinationibus celebratum. Ein Staatsmann, wie Schepper, der in hundert und mehr unendlich verwickelten Staatsangelegenheiten von Karl V. verwendet wurde, mußte die europäischen Zustände auf das gründlichste kennen, sie richtig beurtheilen und auch die schwierigsten Aufträge mit seltener Gewandtheit auszuführen im Stande sein. Die übrigen Jahre seines Lebens von 1547—1554/5 waren der inneren Verwaltung der Niederlande gewidmet und nicht minder erfolgreich, als seine diplomatischen Missionen. St. Genois gibt von S. 94—104 ein geschichtliches Gemälde seiner Thätigkeit auf diesem Gebiete. Zugleich ward er zu den Gelehrten seiner Zeit gezählt, und galt als solcher in den Augen eines Erasmus und Melanchthon's. Er schrieb ein elegantes Latein und hinterließ auch einige Schriften. Seine schriftstellerischen Verdienste hat St. Genois schon in einem Artikel des Messager des sciences historiques v. 1856, S. 7 folg. hervorgehoben. Die ihm gewidmete Biographie, und sein ihr angefügtes Tagebuch v. J. 1533 sind schätzbare Beiträge zur Geschichte des 16. Jahrhunderts, und werden für das Studium irgend einer Episode der Zeit von 1523 bis 1554 nicht fruchtlos bleiben. Sie enthalten eine wichtige Ausbeute der Karl V., Ferdinand I. und ihre Zeitgenossen betreffenden, neu entdeckten Geschichtsquellen, insbesondere der von Lanz und von Genoy zum erstenmal herausgegebenen Correspondenzen jener Fürsten und ihrer Staatsmänner, so wie anderer, früher oft kaum bekannter Aktenstücke.

Referent verspricht daher dem Werke nicht nur eine günstige Aufnahme, sondern gibt sich sogar der Hoffnung hin, dasselbe werde in einer deutschen Bearbeitung erscheinen. Die künftigen Bearbeiter der Geschichte des deutschen Reiches werden diese wichtige Quelle nicht unbenützt lassen.

L. A. Warnkönig.

Recueil des Ordonnances de la Principauté de Liége. Troisième Serie de 1684 — 1794. I Vol. contenant les Ordonnances du 28. Nov. 1684 au 3. Mais 1744, par M. Polain, Conserv. des Archives de l'Etat à Liége, Membre de l'Académie roy. de Belgique, Corresp. de l'Institut de France. Bruxelles pp. I — XXXV und 1—871 fol.

Unter den Ländern des Continents, in welchen jetzt nach Frankreich am meisten für die Förderung der geschichtlichen Studien von Seiten der Regierung geschieht, nimmt das Königreich Belgien eine hervorragende Stelle ein. Die Abtheilung der Literatur und der philosophischen so wie der Staatswissenschaften (Classe des Lettres et celle des Sciences morales et politiques), der schon 1816 wieder hergestellten, 1832 erweiterten und 1845 neu organisirten Académie royale des Sciences, des Lettres et des beaux Arts, gab bis 1855 in den 29 Bänden Mémoires ihrer *Mitglieder*, in 31 Bänden Preisschriften und in 21 Bänden Bulletin's werthvolle Abhandlungen heraus, und ihre thätigsten Mitglieder, deren sie dreißig zählt, haben die geschichtliche Literatur so bedeutend bereichert, daß schon die Aufzählung ihrer Werke und Flugschriften, ein größeres Verzeichniß ausmacht. Viele dieser Veröffentlichungen *) sind auf Staatskosten veranstaltet worden. Auch die Correspondenten dieser Klasse haben wichtige Beiträge geliefert. Im Jahr 1845 unter dem Ministerium Van de Weyher erhielt die Akademie von Sr. Majestät den besondern Auftrag der Ausarbeitung einer Biographie nationale, der Veranstaltung einer Sammlung der Werke der berühmten Schriftsteller des Landes, nöthigen Falls mit beigefügten Uebersetzungen derselben; endlich den der Herausgabe

*) Auch sind 22 Bändchen eines Annuaire de l'Académie anzuführen in 1 Band Bibliographie derselben v. 120 Seiten.

altflämischer Sprach- und Literatur-Denkmale. Zu gleicher Zeit stiftete der König auf den Vortrag des genannten Ministers (den 1. Dezbr.) einen alle fünf Jahre zu vertheilenden Preis von 5000 Franken für das beste von einem Belgier binnen dieser Zeit veröffentlichte Werk über belgische Geschichte. Den 6. Juli 1851 stiftete er weiter auf den Antrag des Ministers Rogier noch fünf solcher Preise von 5000 Fr. für je das beste in Belgien erschienene Werk aus dem Gebiete der Sciences morales et politiques, littérature française, littérature flamande, Sciences physiques et mathématiques, Sciences naturelles.

Derselbe Minister hatte schon im Jahre 1834 den König bewogen, eine s. g. Commission d'Histoire einzusetzen, welche mit der Herausgabe noch ungedruckter oder nicht gehörig veröffentlichter Denkmale der belgischen Geschichte beauftragt, schon im Sommer jenes Jahres ihre bisher sehr erfolgreichen Arbeiten begann, den 1. Dezember 1845 der Akademie einverleibt wurde und bis jetzt 15 Bände in 4to und 16 Bände Bulletins herausgab. Mit derselben wurde den 30. Jänner 1847 ein graphisches Bureau verbunden, über dessen Bestimmung der Art. 2 des königl. Beschlußes hierüber verfügt: „Ce bureau est chargé de satisfaire aux demandes, qui lui seront faites tant par les administrations publiques que par les particuliers et qui auront pour objet des transscriptions, des extraits, des analyses des textes, des traductions, des renseignemens empruntés aux Manuscrits et aux Archives.“

Es sollte aber noch mehr geschehen. Im Jahr 1846 trug der damalige Justizminister Baron von Anethan Sr. Majestät vor, daß es wünschenswerth sei, eine vollständige Sammlung der einst in den belgischen Provinzen geltend gewesenen Rechtsquellen auf Staatskosten herauszugeben. Der König bewilligte den 18. April den Vorschlag und ernannte pour les travaux préparatoires de cette publication eine Commission von 12 Mitgliedern meistens angestellter Rechtsgelehrter, dann aber auch von Archivdirektoren wie Gachard in Brüssel, Polain in Lüttich und den Baron St. Genois, Oberbibliothekar der Universität Gent. Im Jahr 1856 erschien ein erster Band dieser im großartigsten Maßstabe angelegten Sammlung, der jedoch nur den einer Unterabtheilung derselben bildet. Die ersten bis in das J. 1848 hinein sich ziehenden Sitzungen der Commission waren vorzugsweise der Feststellung des zu befolgenden Planes ihrer Arbeiten und Ausführungen, zugleich aber auch der Orientirung gewidmet. Was bis zum 11. Jänner 1848 geschah, ist ausführlich mitgetheilt im Vol. I der von dieser Commission royale pour la publication des anciennes lois et ordonnances de la Belgique veröffentlichten Procès verbaux des Seances. Brux. 1848. 4. Die Geschichte der Weiterführung ihrer Bemühungen in späteren Bänden dieser Sitzungsprotokolle ist dem Ref. bis jetzt nicht bekannt. Die nöthigen Aufschlüße über die für den jetzt veröffentlichten Band gemachten Studien und Vorarbeiten geben die Mittheilungen in der zum Theil in Auszügen aus denselben bestehenden Einleitung.

Bei der Feststellung der Hauptabtheilungen des umfangreichen Werkes (1846) entschied sich die Commission für drei, eine der Ordonnances, eine der Traités, eine der Coutumes, d. h. für eine Staats-, eine Völker- und eine privatrechtliche. Die erste wird alle landesherrlichen Gesetze und Verordnungen enthalten, die zweite die auf die belgischen Provinzen bezüglichen Staatsverträge, die dritte die alten Land-, Stadt-, Dorf- und Dienstrechte u. s. w. Man machte den Anfang mit der ersten Abtheilung, die am wenigsten Schwierigkeiten bot. Nach vielen Berathungen über den Plan dieses Recueil des Ordonnances wurde festgestellt, daß dasselbe in zwei Abtheilungen zerfallen müsse, nämlich in die Sammlung der in den ehemaligen österreichischen Niederlanden erlassenen Verordnungen und in die der zum deutschen Reiche einst gehörenden Fürstenthümer Lüttich und Stavelot. Die Herausgabe der ersten Sammlung wurde dem Reichsarchiv-Direktor Gachard in Brüssel, die der zweiten dem Staatsarchivs-Conservator Polain in Lüttich übertragen.

Im Jahr 1851 erschien gedruckt eine Liste chronologique des édits et ordonnances de la

principauté de Liége de 1684 à 1794, 1852 eine gleiche de la principauté de Stavelot et de Malmedy von 1680 bis 1793 und 1857 sq. in 2 Bänden eine Liste chronologique des edits et Ordonnances des Paysbas autrichiens de 1700 à 1780. An dem ersten Bande der Texte der von Gachard dirigirten Sammlung wird mit größtem Eifer gedruckt, Herr Polain konnte den der seinigen schon im J. 1855 erscheinen lassen. Derselbe bezieht sich bloß auf das ehemalige Fürstenthum Lüttich; Stavelot und Malmedy erhalten ihr eigenes Recueil. Die Ausführung des Unternehmens unterlag großen Schwierigkeiten, schon das Aufbringen aller zu prüfenden Documente war mühsam; dann war eine mit Einsicht zu machende Auswahl des Aufzunehmenden nöthig, endlich mußte man sich critisch richtige Texte der Aktenstücke verschaffen.

Das Aufbringen der Masse war ein Hauptgeschäft des Herausgebers, der jedoch von allen Seiten, auch von den Lokalbehörden der Lütticher Stadt- und Dorfgemeinden unterstützt wurde; in der Auswahl standen ihm zwei ausgezeichnete rechtsgelehrte Mitglieder der Commission, die Herrn Leclerc und Ch. Faider zur Seite. Da in dem lüttichschen Staatsarchiv fast keine Originaltexte der zu veröffentlichenden Verordnungen u. s. w. zu finden waren, so mußten authentische Abschriften benützt werden; solche fanden sich in dem Archive der ehemaligen Registratur (Grandgreffe) des Schöffencollegiums der Stadt Lüttich, und in den Registern des gewesenen fürstlichen Geheimenraths (Conseil privé), welche die Ueberschrift Depeches ou Protocolles führen. Die ersten dieser Abschriften sind nach der Versicherung des Herausgebers sehr genau und correkt; die letztern dagegen sehr fehlerhaft, ja mehrentheils nicht einmal orthographisch richtig. Wenn nun die Fehler der Copisten vom Herausgeber zu bessern waren, so hielt er sich doch für streng verpflichtet, an dem Style der Verordnungen, wie tadelhaft er auch sein mochte, nichts zu ändern. Er sagt (pag. XXXII) in dieser Beziehung: pénétré de l'idée, que le principal merite d'un recueil semblable à celuici doit consister dans la parfaite exactitude des textes réproduits, nous nous sommes sévèrement interdit toute espèce de modification dans ces formes du langage; nous avons donc conservé les constructions irrégulières, les idiotismes et tout qui nous a paru propre à constater l'état du langage au pays de Liége vers la fin du dixseptième et pendant le dixhuitième siécles. Eben so sollen die Rechtsdenkmale Lüttich's vom 13. Jahrh. an behandelt werden. Die in flamändischer Sprache erlassenen Verordnungen sind von Uebersetzungen begleitet.

Was nun die weitern Unterabtheilungen der dem Fürstenthum Lüttich angehörenden landesherrlichen Verordnungen betrifft, so hatte der Herausgeber noch die Gründe der Feststellung derselben anzugeben. Ein genaueres Studium der Lütticher Staatsgeschichte läßt drei Hauptperioden unterscheiden; nämlich die von dem Anfange des Staats bis auf die Regierung des Fürstbischofs Erard de la Marck (1505), eine zweite von da bis zum Jahr 1684 d. h. zum totalen Umsturz der alten Verfaßung des Landes durch den Fürsten Maximilian Heinrich von Bayern; und die letzte von diesem Jahre bis 1794, wo das Lütticher Land der franz. Republik einverleibt wurde. Die Veröffentlichung der fürstl. Verordnungen ꝛc. dieser letzten Periode war nicht bloß leichter zu veranstalten, sondern auch größeres Bedürfniß, in dem die im 17. Jahrh. von Louvrex veranstaltete, von Hodin 1750/52 wiederholte und erweiterte Sammlung, das Wichtigste für die frühern Perioden enthält; und so erklärt es sich, warum das Recueil mit der dritten Serie von 1684 bis 1794 beginnt, wovon nun der erste Band vorliegt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 12. Oktober.

Nr. 45. 1857.

Historische Classe.

Recueil des Ordonnances de la Principauté de Liége etc.

(Schluß.)

Schon vor mehr als dreißig Jahren machte Referent die deutschen Rechtsgelehrten auf das alte ächt fränkische Lütticher Gewohnheitsrecht aufmerksam in einer Abhandlung, die in den von Falck und Dalwigk redigirten Cranien zum deutschen Recht Lief. III. erschien (1828); noch dringender bestand er darauf in seinen Beiträgen zur Geschichte und Quellenkunde des Lütticher Gewohnheitsrechts (Freiburg 1838). Es ist nicht löblich, daß man bei uns die überaus anziehende Staats- und Rechtsgeschichte des bis 1794 zum deutschen Reiche gehörenden Lütticher Landes, aus dem die Carolinger stammen, noch immer ganz und gar vernachläßigt, gleichsam als habe es gar nicht existirt, oder sei für Deutschland ohne alle Bedeutung.

Die vollendete Ausgabe seiner zum Theil noch ungedruckten Rechtsquellen wird einst dessen große Wichtigkeit in das klarste Licht stellen. Als Theil dieser Sammlung ist daher auch der vorliegende Band des Recueil zu betrachten, obwohl er in anderen Beziehungen belangreicher ist. Er enthält nämlich die Staatsverwaltungsacte einer Periode des gewaltsamen Umsturzes der alten freien Verfassung des kleinen, durch so viele Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner wie seines Territoriums noch jetzt merkwürdigen Ländchens.

Die hier gedruckten Verordnungen und Aktenstücke sind von doppelter Art, theils politische, theils gewöhnliche Verwaltungsgesetze, welche durch die Bedürfnisse der Zeit hervorgerufen, einen Blick in die Lage des Landes thun lassen. Die erstern sind historisch wichtiger. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts nämlich war das System der drei Stände im Fürstenthum Lüttich vollkommen ausgebildet und die Gleichberechtigung des dritten Standes (des Petits) mit dem zahlreichen Adel und der vor Allem durch das Domkapitel vertretenen Geistlichkeit Prinzip der Verfaßung des Landes. Es galt der Grundsatz: deux Etats point d'Etats.

Keine Abgabe konnte ohne die Zustimmung der drei Stände auferlegt werden. Der dritte Stand war mächtig vertreten durch die 32 politischen Zünfte und durch das von ihnen gewählte Schöffencollegium der Stadt. Ein mächtiges Staatsgericht von 22 war eine Hauptgarantie der Verfaßung, es konnte die Minister des Fürstbischofs vorfordern und wegen Verfassungsverletzung verurtheilen, ohne daß es dem Landesherrn möglich war, sie zu schützen. Die große, für unumstößlich geachtete Freiheitsurkunde war der Vertrag von Ferhe vom J. 1317. Es stand darin der Satz: pauvre homme dans sa maison roi est! Sonst war noch das Gericht des bischöfl. Officials im Besitze einer ausgedehnten bürgerlichen und Strafgerichtsbarkeit. Die Vertreter des dritten Standes überwachten eifersüchtig die Unantastbarkeit der Nationalfreiheiten, welche den andern Ständen, na-

mentlich dem Adel im Ganzen verhaßt waren. Die Heftigkeit des wallonischen Volkscharacters führte häufig zu Aufständen, welche (in der Regel mit Waffengewalt) unterdrückt, die stärksten Reactionen zur Folge hatten. Einzelne Fürsten, namentlich die aus dem Hause Bayern (von 1581 bis 1688) strebten nach absoluter Gewalt, besonders seit dem ihrer Regierung so günstigen westphälischen Frieden. Begünstigt durch Frankreich, welches in Folge des Krieges in den J. 1672 und folg. Lüttich öfter besetzt und die gegen die Stadt gerichtete Citadelle hatte niederreißen lassen, war 1679 wieder ein vom städtischen Magistrat geleiteter Aufstand gegen den Fürstbischof Maximilian Heinrich von Bayern (seit 1650) ausgebrochen. Die 1649 aufgehobenen Privilegien der Zünfte wurden wieder hergestellt und der Magistrat von ihnen ohne Mitwirkung des Landesherrn gewählt. Eine Vereinbarung (22. November 1683) führte nicht zum gewünschten Ziele; der Fürst rief 30000 Bayern herbei, der König von Frankreich ließ die Lütticher im Stiche, und so mußten sie sich unterwerfen. Den 9. Okt. 1684 hielt Maximilian Heinrich an der Spitze seiner Landsleute seinen Einzug in die Stadt als Sieger, ließ die Rädelsführer des Aufstandes enthaupten, und änderte nun in einer Reihe von Verordnungen die Verfaßung des ganzen Landes und zwar zuerst durch die unser Recueil eröffnende Ordonnance établissant un nouveau réglément pour l'administration de la ville de Liége du 28. Nov. 1684, deren erste Bestimmung im Art. 1 die Aufhebung der 32 politischen Zünfte und ihrer politischen Rechte sanctionirte. Die Bürgerschaft Lüttichs ward nun durch 16 Abtheilungen (chambres) vertreten, deren jede aus 36 von ihm ernannten Mitgliedern von 20 Adelichen und 16 Bürgerlichen bestand. Sie wählten zur Hälfte den von nun an aus 22 jährlich wechselnden Mitgliedern bestehende Stadtmagistrat (der Fürst ernannte dessen zweite Hälfte). Den Bürgermeistern wurde das Recht, Verordnungen zu erlassen, entzogen und ihr Amt auf die Finanzverwaltung und die Fürsorge für die öffentlichen Gebäude der Stadt beschränkt. Die Citadelle wurde wieder hergestellt und erhielt ein Regiment Soldaten zur Besatzung. Auf gleiche Weise wurde die Verfassung der übrigen Städte des Landes, wie Huy, Visé, Stambert, Verviers, Tungern, Theux, Dinant u. s. w. verändert, und da das Gericht der 22 von den Magistraten derselben besetzt wurde, so hörte es auf, für den Fürsten und seine Räthe gefährlich zu sein.

Auch die Finanzverwaltung der Städte wurde umgestaltet. Die 16 Kammern konnten zwar Steuern auflegen, doch bedurfte es zum Vollzug einer Genehmigung des fürstlichen Geheimraths. Da das Reglement von 1684 zu verschiedenen Streitfragen Veranlassung gab, so wurde es durch einen Zusatz v. 12. März 1686 berichtigt. Maximilian Heinrich starb den 5. Juni 1688. Unter den 73 während der letzten vierthalb Jahren seiner Regierung von ihm erlassenen Verordnungen fallen mehrere auf, z. B. eine vom 26. Februar 1685 ein Edict: qui defend à tous bourgeois et autres de mal parler de son Altesse et de ses Ministres, Officiers et magistrats; ferner eines v. 28. Juni, welches die noch jetzt in Lüttich üblichen Kirchweihtänze nach 9 Uhr Abends verbietet; ein anderes v. 6. Sept., welches die bei den Magistratswahlen übliche Mahlzeiten in der Stadt Brée untersagt 2c.

Nach dem Tode Max. Heinrich's wußte das Domkapitel, da nicht, wie seit dem letzten Jahrhundert ein Coadjutor cum spe succedendi vorhanden war, sowohl seine Macht bei den Bischofswahlen als seinen Einfluß auf die Regierung durch Capitulationen zu steigern. Joseph Clement von Bayern mußte 1694 beschwören, daß er keine Mandement, ja nicht einmal eine päbstliche Bulle oder eine kaiserliche Verordnung ohne das Placet des Capitels erlassen wolle; ein Versprechen, das dessen Nachfolger Louis de Bergh 1724 verweigerte. Unter der Regierung des ziemlich milden Fürsten Johann Ludw. von Elderen (1688 — 1694) war Lüttich vom französischen General Marquis de Boufflers bombardirt und theilweise niedergebrannt worden. Mehrere Verordnungen des Fürsten und seines Nachfolgers beziehen sich auf die Wiederherstellung der Stadt. Charakteristisch für den ersten ist eine Verfügung vom 9. Okt. 1693, welche den Aerzten befiehlt, wenn sie zu einem Kranken gerufen werden, ihn sogleich aufzufordern, seinen Beichtvater zu rufen, und ihn im Stich zu lassen,

wenn er binnen drei Tagen dieser Verpflichtung nicht nachkäme.

Da Joseph Clemens, bei dessen Thronbesteigung der spanische Erbfolgekrieg noch nicht zu Ende war, sich mit den Franzosen verbunden und darauf Malborough 1702 Lüttich in Besitz genommen hatte, wurde es, so wie ein großer Theil des Landes, bis zum 6. März 1714 von einer kais. Commission unter dem Vorsitz des Grafen Welz verwaltet, während der in Namur residirende Fürstbischof in dem übrigen Theile derselben regierte.

Das Recueil enthält daher auch die während dieser 12 Jahre von der kais. Regentschaft nicht bloß vorübergehend (wie die vom Kaiser selbst) erlassenen Verordnungen (über 50 an der Zahl) und die von Joseph Clemens. Der letztere, sagt der Herausg. des Rec. p. XXVI, sei sehr ungehalten darüber gewesen, daß die Lütticher mit der kaiserl. Zwischenregierung zufrieden waren, und habe sie deshalb bei seiner Rückkehr, obgleich er sich als Subditis Clemens ankündigte, nichts weniger als väterlich behandelt. Allerdings hatten die Lütticher Ursache zufrieden zu sein; denn der Kaiser erklärte sich schon den 14. Okt. 1704 gegen die Verordnung Max Heinrich's vom J. 1684; ja selbst Clemens hatte in der Absicht im J. 1703 in der Stadt Huy, die er noch besaß, die 32 Zünfte wieder hergestellt, und da wirklich die Finanzverwaltung nur unheilbringend war, auch hierin Aenderungen vorgenommen. Nach seiner Rückkehr gab er auch andere Reformen (von 1717 —1722) in Menge. Noch mehr that dies der aus dem Lande selbst stammende Fürstbischof Georg Ludwig von Bergh (1724—1744); doch war es ihm nicht möglich, seine Reformen des Officiatsgerichts (v. 24. März 1742) in Geltung zu bringen. Dies Gericht selbst und das Domkapitel erhoben den heftigsten Widerstand dagegen, und nach seinem Tode setzte man sie ohne Weiteres außer Kraft. Er war beim Volke sehr beliebt und regierte auf eine Weise, daß die Verordnung von 1684, in wie weit sie noch angewendet wurde, ihren verhaßten Charakter verlor.

Schon diese kurzen Angaben werden den Werth des Recueil andeuten; es ist ein treuer Spiegel des Staatslebens des Reichslands Lüttich während 60 Jahren und ein lehrreicher Beitrag zur Kenntniß der Regierungszustände der geistlichen Länder Deutschlands in jenen Zeiten. Die künftigen Bearbeiter der Geschichte des deutschen Reiches werden diese wichtige Geschichtsquelle gewiß nicht unbenützt lassen.

Die Ausführung des großen Unternehmens des Recueil des Ordonnances der Fürstbischöfe von Lüttich muß nun vom Ref. für höchst gelungen und glorreich für dessen Herausgeber erklärt werden. Man erkennt, daß ihm das nun aus 21 Bänden bestehende Recueil des Ordonnances des Rois de France zum Vorbild diente, und daß er diesem vortrefflichen Muster getreu nachkam. Jede Verordnung u. s. w. hat eine kurze, ihren Inhalt treffend bezeichnende Ueberschrift. Bei jeder wird bemerkt, welcher Quelle sie entnommen ist; so oft es nöthig war, finden sich Noten unter dem Texte, welche das Verhältniß des Neuen zum Alten oder zu Künftigem angeben, nicht selten sehr belehrende geschichtliche Aufklärungen. Die Einleitung, welcher Ref. seine eigene Inhaltsangabe der wichtigsten Verordnungen entnahm, enthält eine zwar sehr kurze, aber vortrefflich geschriebene Uebersicht der im Recueil veröffentlichten Regierungsart ꝛc.

Endlich ist der Gebrauch der Sammlung erleichtert durch eine Table chronologique sämmtlicher Ordonnances (p. 814—842), so wie durch eine sehr zweckmäßige, auch in sprachlicher Beziehung sehr nützliche Table des Matières (p. 843—866). Beigefügt sind einige später aufgefundene Dokumente und Verbesserungen (867—871). —

Die Ausführung des wichtigen Werkes konnte keinen besseren Händen als den des Herausgebers anvertraut werden. Hr. Polain hat nämlich seinen literarischen Ruhm nicht erst durch dieses, sondern schon durch eine rastlose Thätigkeit von sechs und zwanzig Jahren begründet.

Die literarischen Verdienste Polain's haben auch außer Belgien, überall, wo sie bekannt wurden, die lobenswertheste Anerkennung gefunden, u. a. im Tome XI de la France litéraire von Quérard und seine Ausgabe unseres Recueil in der Lieferung der Revue

contemporaine v. 31. Dec. 1856. Referent will mit gegenwärtiger Anzeige das gleiche im Namen Deutschlands thun, dessen Geschichte er durch seine zahlreichen Schriften Dienste geleistet hat, die kein anderer Zeitgenosse hätte leisten können.

L. A. Warnkönig.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

A. de Kentzinger, Documens historiques relatifs a l'histoire de France. T. 1. 2. Strasbourg 1818—1819.

A. Flobert, Brunehault, étude historique. Par. 1853.

Ph. Cauriana, De obsidione Rupellae commentarius. La Histoire du siége de la Rochelle en 1573, traduite du latin. La Rochelle 1856.

A. Renée, Les nièces de Mazarin, études de moeurs et de caractères au XVII. siècle. Par. 1856.

Pasquier, Discours prononcés dans les chambres législatives. T. 1—4. Par. 1842.

F. Lazare, Dictionnaire administratif et historique des rues et monuments de Paris. 2. édition. Par. 1855.

Hennin, Les monumens de l'histoire de France. T. I. Par. 1856.

H. Duval-Pineu, Histoire de France sous le règne de Charles VI. Vol. 1. 2. Par. 1842.

L. Delisle, Catalogue des actes de Philippe-Auguste, avec une introduction sur les sources, les caractères et l'importance historiques de ces documents. Par. 1856.

J. Rodenberg, Pariser Bilderbuch. Braunschweig 1856.

E. Mourin, La réforme et la ligue en Anjou. Par. 1856.

Devals ainé, Histoire de Montauban. T. I. Montauban. 1855.

Al. Thomas, Une province sous Louis XIV. Situation politique et administr. de la Bourgogne de 1661 à 1715. Par. 1849.

Kleine Thanner-Chronik oder Jahrbüchlein von dem wunderbarlichen Ursprung, Aufkommen und heutigen Zustand einer löbl., in dem obern Elsaß oder Sundgau ... gelegenen Stadt Thann. In 3 Theilen vorgestellt von einem P. Franciscaner. Mühlhausen 1855.

A. Springer, Paris im 13. Jahrhunderte. Leipzig 1856.

A. Husson, Les consommations de Paris. Par. 1856.

Mémoires du Duc de Raguse, de 1792 à 1832, imprimés sur le manuscrit original de l'auteur. T. 1—6. Par. 1856.

Fléchier, Mémoires sur les Grands-Jours d'Auvergne en 1665, annotés d'un appendice par M. Cheruel, et précédes d'une notice par M. Sainte-Beuve. Par. 1856.

C. Haureau, La Montagne. Par. 1834.

Al. de Tocqueville, L'ancien régime et la révolution. Par. 1856.

S. C. Abbott, Confidential correspondence of the Emperor Napoleon and the Empress Josephine. Lond. 1856.

Gay de Vernon, Mémoire sur les operations militaires des généraux en chef Custine et Houchard pendant les années 1792 et 1793. Par. 1844.

L. Pappus, Epitome rerum germanicarum ab a. 1617 ad a. 1641 gestarum. Herausg. v. L. Arndts. Wien 1856.

A. Duméril, Etude sur Charles-Quint. Douai 1856.

Dr. O. Abel, Kaiser Otto IV. und König Friederich II. (1208—1212). Berl. 1856.

Hoyer, Urkundenbuch. Herausg. von W. v. Hodenberg. 1—8. Abth. Mit Register. Hannover 1855.

C. B. A. Fickler, Berthold der Bärtige, erster Herzog von Zähringen. Mannheim 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 14. Oktober.

Nr. 46. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Streitschriften von H. Lotze, Professor der Philosophie in Göttingen. 1. Heft. Mit Bezug auf Fichte's Anthropologie. Leipzig 1857. 8. 151 S.

Zu gleicher Zeit, als der hochverdiente Philosoph, gegen welchen obige Streitschrift gerichtet ist, seine Anthropologie schrieb (Vergl. Gelehrte Anzeigen 1856 Nr. 7 — 9), war unser Verf. mit der Bearbeitung des Mikrokosmus beschäftigt, der in Nr. 39 — 41 der Gel. Anz. von 1857 seine Besprechung gefunden hat. Derselbe gesteht, daß gewisse Stellen der Anthropologie sein Herz gewonnen hätten und daß es ihm anfänglich geschienen, als könnte er und Fichte als ganz einverstandene Arbeiter am gleichen Werke helfen, — bis bei tieferem Eindringen eine Differenz in vielen wichtigen Punkten sich herausstellte, deren Erläuterung, verbunden mit der Abwehr kritischer Aussprüche, die F. über L's. Anschauungen gefällt, das Erscheinen vorliegender Streitschrift herbeigeführt hat. Wir freuen uns hierüber: nicht etwa bloß, weil es ein erhebendes Schauspiel ist, ebenbürtige, sich achtende Gegner im geistigen Kampf um das Verständniß der höchsten und wichtigsten Dinge ihre Kräfte messen, ihre eben so scharfen und gewichtigen als ehrlichen Waffen gebrauchen zu sehen, sondern noch mehr, weil wir in der That hiedurch eine Förderung jener Erkenntniß, eine Näherung an das uns Allen so ersehnte Ziel zu erlangen überzeugt sind. Manche schwierige und dunklere Parthien in Lotze's Schriften finden hier Beleuchtung und z. Th. auch Berichtigung, so wie ihm hiedurch Gelegenheit wurde, gewisse, ihm besonders am Herzen liegende, z. Th. nicht hinlänglich gewürdigte Hauptpunkte seiner Auffassung und Behandlung schärfer hervorzuheben.

L. protestirt vor Allem gegen F., daß er ihn mit Anderen Herbart's Schule zuzählen wolle. Der letzte Herbartianer zu sein, sei vielleicht nicht ganz so schön, als der letzte Homeride, aber Herbart's geistige Kraft (bei aller Gespanntheit seiner Untersuchung und geräuschvollen Friedlosigkeit seiner Darstellung) ungemein hochachtend, sei es ihm doch unmöglich, sich seine Stellung zutheilen zu lassen, indem H's. Principien ganz denen entgegengesetzt seien, die er, L., vertheidigen möchte. Im Ganzen mehr dem großen Kreise der Ansichten von Fichte, Schelling und Hegel zugewendet, habe er namentlich durch Weiße, seinen Lehrer und Freund, vielfache Anregung und positiven Gewinn empfangen und wie wenig auch seine spätere Thätigkeit dieses Verhältniß hervortreten lasse, so sei ihnen beiden doch ein Kern der Ueberzeugung gemeinsam geworden. Medizin und Naturwissenschaft hätten ihn über die völlige Unhaltbarkeit eines großen Theiles der Hegel'schen Ansicht belehrt; der Grund jener Gedanken, um deren willen man bei ihm überwiegenden Herbart'schen Einfluß gefunden zu haben glaube, stamme nicht sowohl von Herbart als aus der Physik. Herbart's einfache Wesen, seine Materienconstruktion, seine Raumvorstellungen u. s. w. konnte sich L. nicht an-

eignen, und was das Allgemeine betreffe, so sei er lieber durch „das prachtvolle Thor der Leibnitz'schen Monadenwelt" gegangen. So gehöre er im Ganzen — wenn auch in vielem Einzelnen abweichend — F's. Partei an. — Hiemit werden schwerlich Viele einverstanden sein, — denn abgesehen von der monadologischen Grundlage in den Systemen H's. und L's (so weit letzteres zu erkennen ist) gehen doch beide von den realen Verhältnissen der Welt aus, und resigniren auf ein spekulatives Wissen von Gott und göttlichen Dingen, deren Erörterung auf das Glaubensgebiet verwiesen wird, wobei sie jedoch, auf teleologische Ansichten gestützt, das Dasein einer höchsten Intelligenz und die Durchführung eines weisen Weltplanes annehmen.

Die Principien von H's. Psychologie scheinen Lotze zu eng im Vergleich mit dem Reichthum des geistigen Lebens, welchen die ältere Zeit zwar unanalysirt ließ, aber indem sie verschiedene Seelenvermögen anerkannte, wenigstens den Mißgriff vermied, das aus einander herzuleiten, was nur neben einander, aus der ursprünglichen Natur der Seele zu begreifen ist, während bei Herbart, wo die Seele ein reales Wesen und durchaus einfacher Qualität ist, für den Inhalt unseres geistigen Lebens keine unabhängigen Quellen mehr in uns selbst existiren und alles für unsere spätere Entwicklung Werthvolle nur entweder Erzeugniß der inneren Gegenwirkungen zwischen den verschiedenen Arten des Vorstellens oder Folge der auf diese Thätigkeit von außen wirkenden Erfahrung ist. H's. Behauptung, die Seele sei ein Wesen, das sich in der Form des Vorstellens selbst erhalte, sei nur eine zufällige, partielle, keine totale Definition: etwa so, als wollte man sie als ein Wesen bezeichnen, das unter der Einwirkung der Aetherschwingungen Farben sehe. Von dem bloßen Vorstellen komme man auch nie zum Fühlen und Wollen; diese drei seien nicht aus einander herzuleiten, wohl aber die Gesetze ihrer Wechselwirkung zu untersuchen. Unsere Grundsätze über die Natur der Dinge, unsere ästhetischen Gefühle und sittliches Bewußtsein sind ein ursprüngliches Besitzthum unserer Seele, zwar nicht in ihrer Vollendung uns angeboren, aber in uns begründet und durch die Erfahrung bloß angeregt. Alle Seelen seien spezifisch und individuell verschieden, jede der anderen incommensurabel und die Fülle der geistigen Natur erschöpfe sich nicht in den Wesen dieser Erde. Weil die Triebe unserer tiefsten Natur nur aus ihren größeren Erfolgen in der Bildung der Menschheit erkannt werden können, so erscheint L. die Philosophie der Geschichte als nothwendige Ergänzung der Psychologie, und darum wagte er im „Mikrokosmus" den Versuch einer Anthropologie. Sich hiebei mit Fichte desselben Zieles bewußt, fand er doch bald, daß ihre Wege in den metaphysischen Grundlagen, in der Würdigung physikalischer Theorieen, in der Auffassung physiologischer und psychologischer Thatsachen aus einander giengen, und die nähere Darstellung dieser Differenzen ist ein Hauptgegenstand seiner Streitschrift.

Die Erörterung der Frage über Atomistik und Dynamik nimmt hiebei einen bedeutenden Raum ein. L., nachdem er F. vorgeworfen, die Physik der Philosophie gegenüber zu unterschätzen, eifert speziell dagegen, daß derselbe den Atomismus zu gering anschlage, die Atomistik mit Unrecht für eine Fiktion erkläre, da sie doch eine sehr beachtenswerthe Hypothese sei, welche F. schließlich selbst annimmt. Während das Alterthum mit der Vorstellung der Atome bis an die metaphysischen Gründe der Dinge zu reichen vermeinte, glaubt die gegenwärtige Physik mit ihr bloß eine Vorstellung des thatsächlich Unveränderten erlangt zu haben, welches dem einmal vorhandenen Naturlauf zu Grunde liegt und untersucht nicht, ob die Atome von einem Höheren abhängen oder nicht, weil hieraus für ihre Zwecke kein Vortheil erwächst. F. glaubt, daß die Starrheit und Trägheit der Atome die Elastizität der Körper undenkbar mache, übersieht aber hiebei, daß diese Eigenschaften der einzelnen Atome die Elastizität eines aus ihnen zusammengesetzten Systems gar wohl gestatten. Ob die Atome wieder zusammengesetzt seien, untersucht die Physik nicht; ihr genügt im Fall der Bejahung die Gewißheit, daß wenigstens die irdischen Kräfte eine Trennung derselben zu bewirken nicht vermögen. So sucht auch die Physik die Ursache der Undurchdring-

lichkeit der Körper nicht in den Atomen als solchen, wie F. meint, und die Annahme von Molekularkräften, deren Gebrauch F. von der atomistischen Theorie inconsequent findet, ist vielmehr eine nothwendige, der modernen Physik ganz angemessene Ergänzung der alten Atomistik. Die Physik zerbricht sich auch nicht den Kopf über den Grund, auf welchem die Kräfte der Atome beruhen, sondern begnügt sich mit der Erkenntniß, daß sie da sind und mit Erforschung der Gesetze, nach welchen sie wirken. Anziehende und abstoßende Kräfte der Atome heben sich nicht etwa auf, gleichen sich nicht schlechthin zur Indifferenz aus, wie F. meint, denn nach einem aus der Erfahrung abstrahirten Axiom ist die Intensität aller Kräfte eine Funktion der Entfernung zwischen den wechselwirkenden Elementen, so daß die anziehenden Kräfte, wie die abstoßenden mit der Annäherung wachsen: aber indem das Verhältniß ihres Wachsthums zum Wachsthum der Annäherung verschieden sein kann und wirklich ist, kommen Differenzen heraus, wobei sehr häufig Anziehung und Abstoßung nicht im Gleichgewichte stehen, daher Bewegung eintritt, um zur Gleichgewichtslage zurückzukehren. — Die Philosophie erhebt gegen die Physik bisweilen den Einwand, daß die Annahme von Atomen und deren verwickelten Verhältnissen eigentlich überflüssig sei und man mit dem Begriffe eines Actus purus ausreiche, wo die Physik unendlich viele oscillirende Elemente unnöthig aufbietet. In den Imponderabilien glaubt die Naturphilosophie „so unmittelbar wie möglich den in die Natur hineinscheinenden Geist zu erblicken“, während die Physik dieselben im Gegentheil wieder nur als Produkte einer äußerlichen Bewegungsmittheilung und deren mechanische Fortpflanzung zwischen starren leblosen Elementen faßt. Actus purus setzt ein Subjekt voraus, das allgemeiner Grund aller Wirklichkeit ist, — aber L. weist an dem Beispiel des Lichtes nach, welches durch die mannigfachsten Hindernisse aufgehalten wird und das man z. B. durch Aufstellung von Spiegeln zu einem künstlichen Kreislauf nöthigen kann, daß wenn das Absolute, weil es als solches überall sein muß, so auch im Lichte ist, es sich doch als Substrat des Leuchtaktus nur wie eine theilbare Materie verhält, deren einzelne Elemente ihre Zustände nur nach allgemeinen Gesetzen und nur unter gewissen Bedingungen mittheilen, welche die Optik, die dieses Substrat Lichtäther nennt und was die Philosophie das Absolute in der Potenz A^2 nennen könnte, eben erforscht und sicher festgestellt hat.

L. selbst bezeichnet den Standpunkt, von dem er sowohl seine allgemeine Pathologie und Therapie als seine allgemeine Physiologie und medizinische Psychologie geschrieben, nicht als den höchsten möglichen, sondern als den einfachsten und ergiebigsten, — ja er will sogar jene Werke nicht als philosophische angesehen wissen und erklärt die aufgestellten Begriffe und Grundsätze ausdrücklich nicht als die volle Wahrheit, sondern als Abbreviaturen derselben, zum exoterischen Gebrauch hergerichtet. Aber er glaubt, eben durch diese Selbstbeschränkung und Resignation der jüngeren Generation mehr genützt zu haben, als wenn er sie durch alle „Tiefen und Untiefen“ der Spekulation geführt hätte, und beklagt sich, daß F. dieses verborgen geblieben sei, derselbe sich im Besitz seiner philosophischen Ueberzeugungen wähne, welche er doch im Zusammenhang auszusprechen nie Gelegenheit gefunden. L. gibt nun einen Umriß seiner Weltanschauung. Ihm liegt der genügende Grund alles Seins und Geschehens nur in der „Idee des Guten“, die Welt der Werthe ist ihm zugleich der Schlüßel für die Welt der Formen. Nicht bloß im Handeln, wie Fichte der Vater annahm, findet das Seinsollende seine Verwirklichung: die Seligkeit des Schönen, die Heiligkeit der Stimmung, die Wahrheit mit ihrem Frieden gehört eben so sehr zu jenem Kreise der Idealwelt. L's. Vorstellung schließt den Dualismus aus; dem idealen schaffenden Prinzip steht nicht eine zu gestaltende Materie als ein zweiter Weltanfang gegenüber, kein nothwendiges Schicksal ober ihm; dem verschmolzenen Begriff der Heiligkeit und Seligkeit genügt nur eine Existenzform: die eines persönlichen Gottes, in dem kein Dunkel und Mysterium ist. Die formale Nothwendigkeit des die Welt beherrschenden Gesetzkreises ist nicht eine Schranke für Sein Wirken, sondern die von Ihm selbst gewählte Grundlage aller erscheinenden Verendlichung. „Nennen wir Mechanismus den Zusammenhang all jener allgemeinen Normen, nach denen

jedes Einzelne in der geschaffenen Welt auf jedes Andere wirkt, so galt mir die Stiftung des Mechanismus als die erste ethische That des Absoluten; und umgekehrt, daß es ein Reich solcher Gesetze gibt, schien mir nur begreiflich in einer Welt, deren letztes Prinzip ein ethisches ist........ Dieses Reich der Gesetze nun einerseits und der Inhalt des zu realisirenden Ideales andererseits waren für mich die beiden Bedingungen, aus deren Vereinigung sich die bestimmten Formen der Wirklichkeit als nothwendige Consequenzen ergeben müßten". L. bekennt jedoch, daß er vielmehr hier nur das Problem gegeben habe, als dessen Auflösung, der er nachjage.

In den Reflexionen über Lebenskraft und Seele wird hervorgehoben, daß in der Natur, einem zusammenhängenden Ganzen, auch nur einerlei Recht herrschen dürfe, und daß jede Einzelform, welche aus dem allgemeinen Vorrath die Mittel zu ihrer Verwirklichung erhält, letztere nicht nach ihren eigenthümlichen Launen behandeln, sie nicht durch bloß endlich vernünftige Absichten beherrschen und von ihnen nur die Leistungen erwarten darf, welche die Elemente nach den allgemeinen Gesetzen ohnehin vollbringen würden. Das Organische mit dem Unorganischen in derselben Welt zusammenhängend und aus letzterem seine Stoffe und Entwicklungsreize entnehmend, kann sich also von diesem nicht durch eine besondere, den physischen Kräften ungleichartige und eben deßhalb physisch ohnmächtige Kraft, sondern nur durch die eigenthümliche Form auszeichnen, in der es die allgemeinen Wirkungsmittel der Natur für seine Zwecke vereint. — L. vertheidigt sich namentlich gegen den Vorwurf, dem Begriff „Mechanismus" eine zu weite Bedeutung gegeben und zwischen Organismus und Maschine keinen spezifischen Unterschied gesetzt zu haben. Wir gestehen jedoch, auf seine ziemlich empfindlich gehaltene Erwiederung (S. 76) verweisend, daß uns F's. Auslegung keineswegs so unrichtig erscheint. Wenn L. (S. 78) erklärt, daß der lebende Leib ein Naturprodukt, die Maschine ein Kunstprodukt sei und sie dadurch ihm so different erschienen, daß er beiden in Bezug auf den Mechanismus ihres Bestehens keinen zweiten spezifischen Unterschied andichten könne, so berührt ja eben dieser angeblich spezifische Unterschied nicht das Wesen des Organismus und der Maschine, sondern nur ihre Herkunft und beide werden nach der Form ihrer Existenz doch als identisch gesetzt. Läßt L. auch die Selbsterhaltung „des thierischen Mechanismus" großen Theils durch Hilfe der mit ihm verbundenen Seele möglich werden, so kann diese doch an der Form der Gesetzlichkeit, nach welcher die zum Leib verbundenen realen Elemente in seinem System nach unabänderlicher Nothwendigkeit auf einander wirken müssen, nichts wesentliches ändern. Freilich erfährt diese Anschauung durch die von L. (S. 93—5) gegebene Begriffsbestimmung dessen, was er unter Mechanismus versteht, eine bedeutende Milderung. Der Geist der mechanischen Auffassung besteht ihm in der Erkenntniß, „daß zwei Prozesse a und α factisch durch einen innern Zusammenhang..... auf allgemeine Weise mit einander verbunden sind; daß überall, wo a vorkommt, auch α ihm nachfolgt; daß überall, wo diese Folge nicht eintreten soll, es eine bestimmte Ursache der Verhinderung geben muß: daß mit Aenderung des Werthes von a sich der Werth von α so ändert, daß zwischen allen Differenzen von a zu a', von a' zu a''...... einerseits und den zugehörigen Differenzen von α zu α', von α' zu α''...... andererseits eine gemeinsame Gleichung bestehe; daß endlich über die Resultate, welche das Zusammentreffen mehrerer Prozesse a, b, c haben soll, gleichfalls irgend ein allgemeines Gesetz entscheide, nach welchem sich bestimmen läßt, zu welchem Gesammtergebniß sich die entsprechenden Einzelfolgen α, β, γ zusammensetzen müssen". In diesem Sinne, sagt L., habe er von einem „physisch-psychischen Mechanismus" sprechen wollen, der in der Erfahrung vorliege, wobei jedoch die Art des innern Zusammenhanges zwischen leiblichen und geistigen Zuständen ganz unbestimmt gelassen wird.

(Schluß folgt.)



Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 16. Oktober.

Nr. 47. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

Streitschriften von H. Lotze, Prof. der Philosophie in Göttingen rc.

(Schluß.)

In der Kritik der Erfahrungsthatsachen, welche F. zur Widerlegung L'scher Ansichten anführt, verhält sich Letzterer manchmal etwas subtil und skeptisch; so wenn er F's. Behauptung nicht gelten läßt, daß bei der Entwicklung des Organismus um die eine Keimzelle die übrigen Zellen anschießen, erstere, in welcher die Grundlage der künftigen Gestalt schlummert, bestimmend auf letztere wirke, — eine Behauptung, die eben so wenig unbegründet ist, als daß der Organismus der höheren Thiere eine Reihe von Metamorphosen durchlaufe, welche mit den letzten Bildungsstufen der niedern Thiere Analogie haben. L. erinnert bei F's. Hinweisung auf die hohe Weisheit, welche sich im Bau und in den Lebensverrichtungen der Organismen ausspricht, ironisch an die Hasenscharten, Wolfsrachen, die zusammengewachsenen Zwillinge und andere Mißbildungen. F., dem all dieses sicherlich wohl bekannt ist, scheint uns aber beim Niederschreiben des betreffenden Satzes nicht sowohl die Individuen als die Spezies der organischen Wesen im Auge gehabt zu haben und wer wollte läugnen, daß jede derselben ein vollkommenes, den äußern Umständen wundersam angepaßtes Ganzes sei und alle zusammen die sinnvollste Vereinigung zu einem größten Ganzen darstellen. Mißbildungen und Krankheiten entstehen durch Durchkreuzung der ewigen Kräfte, die sich in einzelnen Punkten und Momenten stören oder ihre Wirkung gegenseitig aufheben. Doch ist die Welt als Ganzes von unerschöpflichem Leben erfüllt, wie von Licht und Farben, mögen sich auch unzählige Aetherschwingungen in ihrer Bewegung stören oder zur Indifferenz aufheben. — Gegründeter erscheint uns hingegen, wenn L. Fichte's Bestreben tadelt, in jedem Einzelwesen einen Genius finden zu wollen, der mit tiefster Weisheit und Consequenz aus eigner Machtvollkommenheit sich seinen Leib gestaltet und die ihm dargebotenen Stoffe als widerstandlose Mittel mit unbefangener Heiterkeit benützt. Die Einheit des Ideales mit seiner Verwirklichung findet L. vielmehr nur in Gott, in allen endlichen Wesen hingegen jenen tiefen Zwiespalt, „der von dem Ideal nur so viel sich verwirklichen läßt, als an der Stelle, an welcher wir in die Wirklichkeit eintreten, die zusammenströmenden Wellen des Naturlaufes aus uns machen wollen". Die in seligem Genuß sich selbst genügende freie Schönheit habe Gott sich allein vorbehalten, unserer Seele aber die Bestimmung gegeben, im Kampfe mit der Unvollkommenheit des physischen Daseins und den anderen Endlichen „dies zwiespältige Leben zu führen und zu endigen".

F. läßt also die Bildung des Leibes von dem individuellen Genius vollbringen, — nach L. kann der demselben hiezu eingeräumte Spielraum nur sehr klein sein, indem schon die Spezies, beim Menschen dann auch noch der National- und Fa-

milientypus vorgeschrieben sind. Im Verlaufe des Lebens ist dann jener „Genius“ wieder an die allgemeinen Gesetze seiner Gattung gebunden, muß z. B. auf denselben Sinnesreiz dieselbe Empfindung erzeugen, wie alle Individuen seiner Gattung. So äußern sich auch die innern Zustände bei allen Individuen unwillkürlich und nothwendig in Bewegung und Rückwirkung auf die übrigen Verrichtungen des Körpers, welche Beziehungen L. sämmtlich unter dem Namen Mechanismus begreift und dabei dahingestellt sein läßt, welches das — für uns vielleicht unerklärliche — Band sei, das die Vorgänge des Leibes und der Seele verknüpft, die er in ein bloßes Verhältniß des praktischen Occasionalismus bringt. Sicher sind die Zustände des Einen Gründe für Aenderung der Zustände des Anderen; Leib und Seele sind beide des Wirkens und Leidens fähig, sind Substanzen im Sitze L's., daher nicht nothwendig von unbedingter Dauer. Die Wechselwirkung der Dinge überhaupt läßt sich nach ihm (im Gegensatz zu anderen Philosophen) keineswegs aus ihren Eigenschaften erklären, sondern eine unbekannte Macht habe, „wie Rücksicht nehmend auf Etwas, was wir in jenen Vorbedingungen nicht treffen“, an sie die bestimmten Folgen geknüpft, so daß wir in den Welterscheinungen bloß Thatsachen der Erfahrung, nicht, wie man irrig glaubt, denknothwendige Verhältnisse schauen. Da übrigens Materie für L. nur eine Erscheinungsform ist, „unter der sich für uns verbundene Vielheiten übersinnlicher Wesen darstellen, deren jedes einzeln genommen, mit der Natur unserer Seele gleichartig ist“, so kann zwischen der Seele und jedem Körperatom Wechselwirkung unschwer stattfinden. Wir endlichen Wesen, die sich nicht selbst gemacht haben, sind auch durch das Leben überall an den von unserem Willen ganz unabhängigen Naturmechanismus gebunden und über uns selbst nur so weit Herr, als es die Gesetzlichkeit unseres Wesens gestattet. L. verwahrt sich, hiedurch die Freiheit zu negiren; es handle sich jedoch hier nicht von dem Wollen, sondern dem Vollbringen. Daß gegenseitige Wirkung der Wesen aufeinander überhaupt möglich ist, beruht für L. nur in der Einheit eines substantiellen Wesens, dem die unendliche Mannigfaltigkeit der Welt immanent ist; F. irre, wenn er ihm vorwerfe, in seinem Occasionalismus an die Stelle Gottes ein Naturgesetz gestellt zu haben; das wahrhaft Wirksame sei auch ihm nur Gott selbst. Da er aber zur Erklärung der Erscheinungen mit den Gesetzen ausreiche, die Gott gegeben, dagegen aus dessen Natur nicht einsehe, warum Er sie gegeben, so dünke es ihm ein unnützer Mißbrauch seines Namens, Gott unmittelbar als die Ursaches des Weltlaufes zu nennen. Der allgemeine Gesetzkreis der Welt erscheine einem endlichen Wesen als eine Sammlung faktischer Gesetze, durch welche bestimmte Folgen und Prämissen verbunden sind, einem unbeschränkten unendlich weisen Wesen würde er allüberall motivirt erscheinen „durch die Postulate der sich entwickelnden höchsten Idee, in deren Wesen es lag, überhaupt allgemeine Gesetze, und im Besonderen diese, sich selbst zur Basis zu geben“.

Das Gefühl der Einheit mit unserem Körper ist für L., der wie erwähnt das wahre Wesen des Menschen in die Seele verlegt, nur sinnlicher Schein, wie etwa die Bewegung der Sonne um die Erde; der Leib ist nur das uns am nächsten befreundete Stück der Außenwelt. Die Annahme organisirender Ideen, welche mit realer gestaltender Macht auf den Stoff wirkend sich in den Naturformen verkörpern, erscheint ihm unzuläßig und und sachlich unmöglich. Wenn F. seiner Darstellung eine Menge Clauseln und Restriktionen, viel Gezwungenes und Peinliches vorwirft, so glaubt hingegen L., daß F. zu sehr über die einzelnen Räthsel wegsehe und in der Kritik seiner Gegner nicht genau genug sei. F. hat allerdings, doch nur theilweise geirrt, als er L. die Ursache der vorübergehenden Bewußtlosigkeit der Seele auf heftige körperliche Reize nicht in die Störung des Centralorgans, sondern immer nur in die Seele selbst setzen ließ. L. bemerkt hiegegen, daß wer einmal von einer Seele spreche, natürlich ihrer eigenen Natur die erzeugende Kraft des Bewußtseins zuschreiben werde. Bewußtlosigkeit könne aber entstehen durch eine Erschütterung der Seele selbst bei heftiger Gemüthsbewegung, wodurch nach den Gesetzen ihrer Natur die „Ausübung“ des Bewußtseins unmöglich gemacht wird, oder aus heftigen körperlichen Störungen, in Folge welcher die

Centralorgane in die Seele selbst positiv wirken. — Die unmittelbare Wechselwirkung zwischen Leib und Seele läßt L. auf gewisse engbegrenzte Hirnpartthien eingeschränkt sein. Die Erwähnung der Pflüger'schen Versuche gibt ihm Gelegenheit, seine Ansicht von der allgemeinen Beseeltheit des Leibes zu wiederholen, welche mit der Fichte'schen gleich lautet, aber wesentlich so verschieden sich verhält, wie etwa die atomistische und dynamische Hypothese. Die den ganzen Organismus durchdringende Intelligenz begreift nämlich L. zunächst nur als Wechselwirkung unbestimmt vieler individueller Wesen, die nach allgemeinen Gesetzen ihre Wirkungen ausführen und liebt über die Ansicht F's, der die Seele einmal unter dem Bilde einer „organischen Durchduftung" des Leibes versinnlichen will, als über eine „wissenschaftlich unbrauchbare" eben so zu spotten, wie über F's. Lehre von einem unsichtbaren Leib, von dem der sichtbare nur die äußere, wechselnde Erscheinung sei, wobei man nicht begreift, wie ersterer sein eigenes Bild in die ihm ja fremden und äußerlichen Massen des zweiten sollte projiciren können. Der Raum verbietet uns, näher auf diesen Punkt einzutreten, obschon eine Rechtfertigung der F.'schen Ansicht aus durch ihr Alter ehrwürdigen Aussprüchen und aus einem Kreise besonderer Thatsachen versucht werden könnte.

L. läßt den Sitz der Seele da sein, wo sie unmittelbar wirkt, nicht überall, wo sie wirkt. Darum seien verschiedene Centralorgane, mancherlei Knoten und Nervengeflechte vorhanden, die nur eine Anregung von der Seele durch Leitung in einem ganz dünnen Nervenfaden bedürfen, um dann vermöge ihrer Einrichtung aus eigener Kraft sehr complicirte Wirkungen auszuführen. Es sei nicht nöthig, sich den Sitz der Seele als einen massenhaften Knoten zu denken, er könne vielmehr eine sehr unscheinbare Gestalt haben und nur darum noch unentdeckt sein. Brauchen demnach auch nur wenige feine Fäden im Ort der Seele sich zu vereinen, so kann derselbe doch kein mathematischer Punkt sein, sondern muß einige Ausdehnung haben. Diesen sehr kleinen Raum denkt sich nun L. von einer strukturlosen Masse erfüllt, welche die Eindrücke auf dieselbe Weise zur Seele leitet, wie etwa die Sarcode der nervenlosen Infusorien und Rhizopoden. Wie die Seele von hier aus Bewegungen erregen könne, wird im Mikrokosmus und auch in der Streitschrift S. 142 gezeigt. Man schlägt das Bedürfniß der Isolation viel zu hoch an, wenn man besorgt, daß die von den Nervenfäden central geleiteten Eindrücke sich gegenseitig verändern könnten, sobald sie auch nur einen Millimeter weit durch die gleichartige Substanz ohne isolirte Bahnen gehen. In dem kleinen Raum, welcher den punktförmigen Sitz der Seele umgibt, muß die zugeleitete physische Erregung irgend wie sich wieder ausgleichen; es mag ein Theil der Kraft, mit welcher der Nerv auf die Seele wirkt, dadurch absorbirt werden, daß er ein Aequivalent geistiger Thätigkeit hervorruft, ein anderer Theil sich in verschiedene physische Bewegungen verwandeln, auf Muskeln, Gefäße, Sekretionen wirken, und es wäre, meint L., eine schöne Aufgabe der Philosophie, eine Dynamik aufzustellen, welche physische und psychische Prozesse zugleich umfaßte. Wir bemerken hiezu, daß Fortlage in seiner Psychologie umfassende Versuche dieser Art gemacht hat.

Nach Beendigung dieses Streites, sagt L., können die Kämpfenden nun wie zwei Homer'sche Krieger sich die Hände schütteln und mit Geschenken entlassen. Habe er als ein solches von F. die Warnung vor Häufung von Hypothesen erhalten, so rathe er ihm dagegen, dem Wahlspruch simplex sigillum veri nicht zu sehr zu vertrauen. Wer in der Galatracht einheitlichen Wissens statt im einfachen Arbeitskleid an die Untersuchung gehe, werde sich hüten, der Verwicklung der Thatsachen durch alle labyrinthischen Gänge nachzukriechen und die augenblicklichen Behelfe, speziellen Hypothesen und momentanen Fiktionen als Wust entbehren zu können glauben. Man gibt gern das Richtige in diesem Ausspruch zu; wenn aber L. glaubt, nur auf diesem Wege seien Erfolge möglich, so lehrt die Geschichte der Wissenschaften, daß nicht selten große Wahrheiten ihrem Wesen nach durch einen glücklichen Blick, durch eine geniale Eingebung erkannt wurden und diese der Untersuchung selbst den richtigen Weg zeigten, auf welchem die Wahrheit evident gemacht

wurde. Andererseits legen aber doch wohl die Werke des ehrenwerthen Gegners von L., namentlich die Anthropologie, vollgiltiges Zeugniß ab, daß derselbe mühsame und eingehende Untersuchungen nirgends gescheut hat, wo sie ihm am Platze zu sein schienen.

Prof. Dr. Perty.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Aesthetica.

Aligh. Dante, Lo inferno, col comento di Guiniforto delli Bargigi. Marsilia 1838.

Fl. Janer, La danza de la muerte, poema castellano del siglo XIV. Par. 1856.

D. J. Lopez Escobar, La Cecilia ó sea la virtud en los trabajos. Madrid 1832.

C. Dash, La fée du jardin Pulchérie. T. 1. 2. 3. Bruxelles 1856.

— —, La belle aux yeux d'or. Bruxell. 1856.

Ch. A. Beneijton, Chroniques, contes et Legendes. Par. 1854.

A. Trognon, Manuscrits de l'ancienne abbaye de Saint-Julien a Brioude. P. 1. Histoire admirable du Franc Harderad et de la vierge Aurélia. Par. 1825.

Jaclot de Saulny, Les passe-temps Lorrains ou récreations villageoises. Metz 1854.

E. de Beaurepaire, Etude sur la poésie populaire en Normandie et spécialement dans l'Avranchin. Avranches 1856.

F. Mitonno ou la famille ridicule, comédie messine, en vers Patois. Metz 1848.

Les Noëls Bourguignons de Bernard de la Monoye (Gui-Barôzai) publiés par F. Fertiault. Par. 1842.

Alph. de Valconseil, Revue analytique et critique des Romans contemporains. Par. 1845.

S. T. Coleridge, Seven lectures on Shakspere and Milton. A list of all the MS. Emendations in Mr. Collier's Folio, 1632. Lond. 1856.

Beowulf, an epic poem translated from the anglo-saxon into english verse, by A. D. Wackerbarth. Lond. 1849.

The vision and creed of Piers Ploughman, ed. from a manuscript by Th. Wright. Vol. 1. 2. Lond. 1856.

G. L. Craik, The English of Shakspere illustrated in a philological commentary on his Julius Caesar. Lond. 1856.

Fairy legends and traditions of the South of Ireland. Lond. 1834.

Rob. Greene and C. Marlowe, Poems. Ed. by Rob. Bell. Lond. 1856.

Prinz Emil v. Wittgenstein, Aslann-Uga. Dichtung. Frankf. 1856.

Fr. Halm, Werke. Bd. 1—6. Wien 1856.

L. Schefer, Der Hirtenknabe Nikolas oder der deutsche Kinderkreuzzug im Jahre 1212. Leipz. 1856.

Hessisches Dichterbuch. Herausg. von J. Marbach. Friedberg 1856.

Das Nibelungenlied, herausgegeben von Fr. Zarncke. Leipz. 1856.

R. v. Liliencron, Ueber die Nibelungenhandschrift C. Weimar 1856.

H. König, Hedwig, die Waldenserin. Eine Novelle. Th. 1. 2. Zweite durchaus veränderte Auflage des Romans „Die Waldenser". Leipz. 1856.

— —, Seltsame Geschichten. Frankf. 1857.

R. Hocker, Die ethischen deutschen Sagen. Aus dem Munde des Volks und der Dichter herausgegeben. Trier 1857.

Jos. Haltrich, Deutsche Volksmährchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Berlin 1856.

O. F. Gruppe, Firdusi. Ein episches Gedicht. Stuttg. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 19. Oktober.

Nr. 48. 1857.

Historische Classe.

Priviléges accordés à la Couronne de France par le Saint-Siége, publiés d'aprés les originaux conservés aux Archives de l'empire et à la Bibliothèque impériale. Paris 1855. 1 V. 4 pp. I—XXIII u. 1—411. 4.

Die historischen Studien haben in Frankreich seit ihrer Wiederbelebung durch Guizot vor etwa 30 Jahren einen Aufschwung genommen und sind mit einem Ernste fortgeführt worden, wie er in den Naturwissenschaften schon früher war und nie aufgehört hat. Von höchster Bedeutung ist die Herausgabe der Quellen der Geschichte, welche vorzugsweise durch die Unterstützungen der Regierung ihren ununterbrochenen Fortgang hat. Man will die Zustände der Vergangenheit soviel wie möglich vor die Anschauung der Gegenwart führen und für die Zukunft wahren, um so die Natur in der Geschichte zu erkennen und den Entwicklungsgang der Menschheit zu verstehen. Zu den wichtigsten Geschichtsquellen gehören die Urkunden und öffentliche Aktenstücke als feste Zeugen dessen, was die menschliche Thatkraft für die Gestaltung der sozialen Verhältnisse schuf — gleichviel, ob auf dem Gebiete des Staats-, des Rechts-, des Gemeindelebens oder im Schoße der Kirche und ihrer Institute.

Dieser letzten Art ist die auf Veranstaltung des 1856 so unerwartet in Ems verstorbenen Ministers Fortoul, im Jahr 1855 in der Staatsdruckerei gemachte, von zwei Zöglingen der Ecole des Chartes, den beiden Herren Tardif, besorgte Ausgabe der Privilegien, welche vom 13. bis 17., besonders aber im 13. und 14. Jahrhundert den Königen von Frankreich, den Mitgliedern ihrer Familien und ihren Bediensteten vom heiligen Stuhle ertheilt worden. Die Benennung Priviléges accordés par le Saint-Siége à la Couronne de France erregt zunächst den Gedanken, daß es sich hier von kirchlichen Vorrechten des Königthums in Frankreich handle, insbesondere vom Verhältniß der päbstlichen Gewalt zur königlichen; allein dem ist nicht so. Wir haben mit einer Urkundensammlung ganz eigener Art zu thun, wie zur Zeit es wohl keine zweite gibt, obwohl solche in vielen Ländern gemacht werden könnten, z. B. in Belgien, wo dem Verf. und andern eine nicht geringe Anzahl solcher päpstlichen Begünstigungsbullen für die Grafen von Flandern im Provincial- und bischöflichen Archiv zur Zeit aufbewahrt zu Gesicht kamen. Es sind nämlich Privilegien religiösen Charakters, welche den Königen und auch andern Landesherren und ihrem Hause in einer Zeit ertheilt wurden, in welcher es für diese hohen Personen ein großes Bedürfniß war, nicht der Disciplin der gewöhnlichen Kirchenbehörden, sondern nur dem päpstlichen Stuhle untergeben zu sein.

Es waren die Zeiten, in welchen die Excommunikation und Interdikte s. z. s. an der Tagesordnung waren, Zeiten, in welchen die Fastengebote und die Verpflichtungen zur österlichen Beichte beim competenten Seelsorger für Hohe und Niedere gleich streng

und überhaupt die ganze kirchliche Disciplin und Herrschaft in solcher Geltung waren, daß selbst die Könige, ihre Gemahlinen, ihre Prinzen sich nicht für befugt hielten, darüber hinweg zu gehen, und wo sie nur dadurch in eine günstigere Lage kommen konnten, daß der Pabst ihnen Dispensationen und Indulte in diesen verschiedenen Beziehungen ertheilte. Die 301 Bullen, welche im vorliegenden Bande größtentheils vollständig gedruckt sind, enthalten 70 verschiedene Categorien von Concessionen dieser Art, welche man indessen auf eine geringere Anzahl Classen zurückführen kann, indem dieselben Arten von Privilegien den Königen von Frankreich, den Königinnen, den Prinzen u. s. w. ertheilt worden. Um kurz zu sein, führen wir an, daß

1) Eine Bulle des Pabstes Nikolaus III. vom 19. Sept. 1278 ausspricht, das Königreich Frankreich könne ohne besondere Ermächtigung des heiligen Stuhles nicht mit dem Interdikte belegt werden; 8 Bullen von 1237 bis 1351, die sagen: daß die Domainen der Könige und Königinnen und 12 (1234—1251), daß ihre Kapellen ohne solche Ermächtigungen nicht interdicirt werden können.

2) Fünf Bullen (v. 1260—1351) setzen fest, daß die Könige und Königinnen von Frankreich ohne spezielle Ermächtigung des Pabstes nicht excommunicirt werden können, und 9, daß wenn sie mit Excommunicirten verkehren, die Strafe der Excommunication sie nicht treffe (v. 1237 — 1351).

3) Durch zwei Bullen wird die königliche Kapelle in Paris von der Jurisdiction des Ordinarius (1304 u. 1317 befreit), desgl. den 1. Juni 1343 die in Fontainebleau, und das Armenhospital der Quinze-Vingt (1411) und zwei Bullen stellen die Hospitaliterinen in Paris und dessen Vorstädten unter die Gerichtsbarkeit des Großalmoseniers des Königs (1622).

4) Eine Reihe von 46 Bullen ertheilt den Königen und Königinnen von Frankreich das Recht, ihren Beichtvater nach Belieben aus dem weltlichen oder dem regulären Clerus zu wählen, ermächtigen diesen, ihnen alle Sakramente zu ertheilen, sie in päbstlichen Reservatfällen zu absolviren, auferlegte Bußen ihnen nachzulassen, von ihren Gelübden und Eiden sie zu entbinden, die von ihnen zu machenden Vermögensrestitutionen in Almosen umzuwandeln, sie vom Fasten zu entbinden, und wenn sie in Todesgefahr sich befinden, ihnen auctoritate apostolica die Generalabsolution zu ertheilen.

5) Nach andern Bullen können die Könige und Königinnen von Frankreich einen tragbaren Altar haben, an allen, selbst mit dem Interdikt belegten Orten für sich und ihren Hof Gottesdienst halten; ferner sich vor Tages Anbruch oder auch nach 12 Uhr Messe lesen lassen, sie können in Begleitung einiger Personen in das Innere aller Klöster eintreten; so oft sie einer Predigt beiwohnen oder einer von einem Bischof celebrirten Messe, oder der Einweihung einer Kirche, wird ihnen ein Ablaß zu Theil, desgleichen ihrer Begleitung. Die Könige und Königinnen von Frankreich können verfügen, daß ihre Leichname secirt und die Theile derselben in verschiedenen Kirchen begraben werden.

6) Der Beichtvater des Königs und der Königinnen, so wie alle am Hofe fungirenden Geistlichen sind gleichfalls mit vielen Privilegien begnadigt. Sie können allen Gästen der königlichen Tafel den Genuß von Fleischspeisen (wo er sonst untersagt ist) erlauben, unterliegen keiner andern als ihren speciellen Amtsverpflichtungen, können nicht zu Missionen, selbst von Seiten des heiligen Stuhles genöthigt werden, beziehen ihre Einkünfte, ohne der Residenzpflicht unterworfen zu sein, ja selbst noch vor erhaltener Weihe.

7) Gleiche oder ähnliche Privilegien, wie dem König und der Königin, sind auch den Angehörigen des Hofes ertheilt.

8) Desgleichen den ältesten Prinzen des Königs — auch wohl andern königlichen Söhnen und ihren Clerikern.

9) Endlich bestätigt eine Anzahl Bullen alle diese der Krone Frankreichs ertheilten päbstlichen Begünstigungen und eine ziemliche Anzahl befiehlt den Aebten von Saint Denis und Saint Germain des Près, die Erhaltung dieser Privilegien und Indulte zu überwachen.

Unsere sehr kurze Uebersicht dieser Privilegien-

Briefe bezeugt einerseits die Allmacht der Kirche im Mittelalter, und lehrt, was Staatsreligion im vollen Sinne des Wortes ist, und welche disciplinarischen Anordnungen der Kirche die Landesherren aufrecht erhalten mußten, um den christkatholischen Staat zur Wahrheit zu machen. Sie zeigen aber andrerseits, daß die geistliche Gewalt gegen die Großen der Erde nicht durchführbar war, jedoch durch die formellen Ertheilungen von Excommunikationen und Indulten fortwährend indirekt ihr Recht auch über die Könige und ihren Hof sich reservirte, und wie endlich dadurch, daß der Pabst, indem er diese Privilegien ertheilte und die Verhängung von Kirchenstrafen gegen die Könige und die Ihrigen sich selbst vorbehielt, die Unterordnung derselben unter die höchste Kirchengewalt beständig aussprach.

Es bleibt uns noch übrig zu sagen, wie es den Herausgebern gelungen ist, diese Sammlung zu Stande zu bringen, und welches Verfahren sie dabei einhielten, auch noch einiges über die Appendices der Sammlung mitzutheilen.

Der eigentliche Herausgeber der Sammlung, Herr Tardif der ältere (den sein Bruder nur in der Ausführung unterstützte), gibt in der an den Minister Fortoul gerichteten Einleitung hierüber einen anziehenden Rechenschaftsbericht. — Wir vernehmen S. 11, daß d'Achery und andere Sammler oft der **Privilèges spirituels de la Couronne de France** Erwähnung thun.

Nach einer alten Ueberlieferung ließen sich die Könige auf ihren Reisen und Zügen von ihren Archiven immer begleiten. Als aber zur Zeit Philipps August Urkunden verloren giengen, wurde festgesetzt, daß die Archive stets im königlichen Palaste zu Paris verbleiben sollten. So entstand der berühmte **Tresor des Chartes**, der bis 1789 in der heil. Kapelle des Palais aufbewahrt wurde, 1797 in das Louvre kam, und jetzt mit dem Reichsarchiv verbunden ist. Der **Tresor des Chartes** bestand aus zwei Abtheilungen, der der **Registres** und der der **Layettes**; jene enthielten Regesten, Abschriften von Urkunden u. s. w., diese (Kästchen) die an den König gerichteten Originaldiplome *).

*) So waren die meisten Archive im Mittelalter eingerichtet. Ref. fand z. B. im Beffroythurm zu Brügge die **Layettes**, wie sie seit dem Ende des 13. Jahrh. angelegt waren. In jedem Kästchen lag das Verzeichniß der sie enthaltenden Urkunden oben auf.

Im Jahr 1370/71 machte Gerard von Montagu, Conservator am königlichen Archiv, ein Inventar der darin befindlichen, den Königen ertheilten päbstlichen Privilegienbriefe. Es ist längst verloren. Dagegen findet sich ein anderes mit dem Titel: **Haec sunt intitulationes omnium literarum papalium existencium in Thesauro domini Regis apud Parisios.**

In diesem, wie es scheint, zwischen 1301 und 1324 gemachten Verzeichniß der Diplome stehen vor den einzelnen Angaben oft: Portetur oder Portetur si placet, — portetur et corrigatur u. dgl. (p. V.) Der Verfasser dieses Registers war P. v. Etamps, er schied auch die **bullae perpetuae**, d. h. die der Krone, und die der **personales**, d. h. die einzelnen Königen für ihre Person ertheilten päbstlichen Privilegien von einander und legte sie in abgesonderten Schränken nieder. Es wurden nun von der ersten (d. **bullae perpetuum robur habentes**) auch Cartularien gefertigt, deren man noch einige hat, z. B. eines von 1446, und ein anderes aus derselben Zeit (p. VIII. S. 1, 2).

Schon mit Hilfe dieser Cartularien hätten die Herausgeber die beabsichtigte Sammlung bewerkstelligen können, allein sie wünschten überall die Originalien, oder wo dies nicht möglich war, doch authentische Vidimus dem Drucke zu Grunde zu legen, und forschten daher mit größter Beharrlichkeit dem Auffinden derselben nach.

Dies Unternehmen gelang ihnen auch so zu sagen vollständig. Die Reste des alten **Tresor des Chartes** enthielten 273 Stücke, andere Abtheilungen des Archives und andere Archive noch andere, so daß die 301 in der Sammlung abgedruckten Stücke nicht bloßen Copien entnommen sind. Uebrigens war die Zahl aller aufgefundenen weit größer und mußte durch Ausscheidungen der bloß persönlichen Duplikate und der Wiederholungen vermindert werden.

Die Herausgeber bereicherten ihr Werk noch durch Zugaben (Appendices).

Append. I. ist das voraus erwähnte Inventar P. von Etamps und enthält nach Rubriken geordnete Regesten der päbstlichen Bullen für Frankreich von Innocenz III. bis Johann XXII., wovon einige nach dem Inhalt classificirt sind, z. B. die auf Flandern und die auf die Tempelherren sich beziehenden Bullen (S. 293 — 326). App. II. ist ein Repertorium der Bullen Clemens V.; App. III. besteht aus französisch geschriebenen Regesten verschiedener Päbste bis in's 18. Jahrhundert.

Endlich haben die Herausgeber des Werkes den Gebrauch desselben durch höchst zweckmäßige Verzeichnisse erleichtert, als 1) im Anfang p. XV — XXIII. durch ein Tableaux des privilèges, worin diese nach ihrem Inhalte auf die von uns angegebenen 76 Categorien zurückgeführt sind; 2) S. 355 — 389 eine Table Chronologique aller in der Sammlung mitgetheilten Bullen, endlich 3) eine Table alphabetique des matières p. 391 — 411.

L. A. Warnkönig.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

L. A. J. W. Sloet en H. F. Fijnje, Beschrijving van den watervloed in Gelderland in Maart 1855. Arnhem 1856.

Flemish Interiors. s. l. et a.

G. W. Thornbury, Shakspere's England, or sketches of our social history in the reign of Elizabeth. Vol. 1. 2. Lond. 1856.

F. N. Triveti, Annales sex regum Angliae, qui a comitibus Andegavensibus originem traxerunt, ad fidem cod. mss. rec. Th. Hog. Lond. 1845.

Fr. Mackenzie, The architectural antiquities of the collegiate chapel of St. Stephen, Westminster the late house of Commons. Lond. 1844.

W. Matthews, An historical and scientific description of the mode of supplying London with water. Lond. 1841.

Harris Nicolas, Historic peerage of England. Being a new edition of the „Synopsis of the Peerage". Revised, corrected and continued to the present time. By Will. Courthope. Lond. 1856.

H. Cockburn, Memorials of his time. Edinb. 1856.

M. Napier, Memoirs of the Marquis of Montrose. Vol. 1. 2. Edinb. 1856.

R. Ferguson, The Northmen in Cumberland and Westmoreland. Lond. 1856.

W. E. Aytoun, The life and times of Richard the first, surnamed Coeur-de-Lion, King of England. Lond. 1856.

Ed. M. Whitty, The governing classes of Great Britain. Political portraits. Lond. 1854.

Bathurst, Memoirs. Lond. 1842.

Ch. Gouraud, Histoire des causes de la grandeur de l'Angleterre, depuis les origines jusqu à la paix de 1763. Par. 1856.

W. Beseler, Zur schleswig-holsteinischen Sache im August 1856. Braunschweig 1856.

C. G. Fabricius, Studien zur Geschichte der wendischen Ostseeländer. Heft 1. Berlin 1856.

J. N. Wilse, Physisk, oeconomisk og statistik Beskrivelse over Spydeberg Praestegield. Christiania 1779.

Fr. v. Warnstedt, Die Insel Föhr und das Wilhelminen-Seebad 1824. Schleswig 1824.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 21. Oktober.

Nr. 49. 1857.

Historische Classe.

Travels and Researches in Chaldaea and Susiana; by William Kennett Loftus. London 1857.

Dieses Werk wirft ein neues Licht auf bisher nur wenig oder nur theilweise erforschte Gegenden voll Alterthümer. Es wurde veranlaßt durch die türkisch-persische Grenzcommission, welche 1849—1852 unter den Befehlen des damaligen Obersten, jetzigen Generalmajors W. F. William's, der in Kars im russisch-türkischen Kriege berühmt geworden ist, die türkisch-persische Grenze regeln sollte und durch die Expedition des Assyrian Excavation Fund 1853. Da die Committee dieser Gesellschaft die Herausgabe seiner Materialien in extenso nicht unterstützte, mußte Loftus sich auf diese kürzere Darstellung beschränken. Das Buch gewährt ein doppeltes Interesse, ein ethnograpisch-politisches und ein antiquarisches. Der Anfang des Buches schildert uns die Verhältnisse der Grenzbewohner im Euphratlande an der persisch-türkischen Grenze, während der letzte Theil Nachrichten über die Ausgrabungen gibt, unter welchen die in Warka, wie er meint, dem Erech Nimrod's, und in Schusch, dem alten Susa, dem Schuschan des Buches Esther, voranstehen. Wir heben nur einige Hauptmomente in beiden Beziehungen hervor.

Im Frühlinge zeigt die sonst dürre sandige Ebene von Mesopotamien breite Flächen mit dem reichsten Grün, die Gruppen von Dattelbäumen mehren sich, wie man sich Baghdad nähert. Aber wie ist diese Prachtstadt der Chalifen verfallen! 1831 hatte das Anschwellen des Tigris die Dämme durchbrochen und an 7000 Wohnungen in einer Nacht weggeschwemmt. Bei Loftus Anwesenheit war das Wasser den 5. Mai noch 5′ höher als damals, nämlich auf 22½′ e. gestiegen und Alles lebte in der größten Besorgniß. Im Sommer tödtete die Malaria, die durch die Ausdünstungen des Sumpfwassers entstand, von den 70,000 E. der Stadt 12,000, den Tag 120, und man empfahl den Armen beim Ausbruche der Krankheit den Saft unreifer Trauben! Die grausame Erpressung Nedjib Paschas, der die Einkünfte auf mehrere Jahre gepachtet hatte, brachte die Beni-Lam-Araber am untern Tigris, die er unter die Herrschaft ihrer geschworenen Feinde, der Montefik, gestellt hatte, zur offenen Empörung. Sie schnitten allen Verkehr zwischen Baghdad und Basrah ab. Die Khuzeyl-Araber, in den Marschen westlich vom Euphrat, hatten alle Dämme in ihrem Gebiete niedergerissen und ihr Land überfluthet, um sich so gegen türkische Gewalt zu schützen. Die wilden Madanistämme in Untermesopotamien, auf der andern Seite des Flusses, waren auf dem Punkte, ihrem Beispiele zu folgen und die arabischen Beduinen benutzten die allgemeine Verwirrung, machten furchtbare Einfälle in das Paschalik und plünderten alle Parteien ohne Unterschied aus. Die Pforte rief darauf zwar Nedjib Pascha ab und ersetzte ihn durch den Seraskier Abdi Pascha, der einen festen Gehalt erhielt, statt der Abgabenpacht. Alles jubelte. Aber bald vermißte man

die Festigkeit des vorigen Gouverneur's, der neue ergab sich dem Luxus und ließ sich von einem Favorit-Eunuchen leiten. Die Araber merkten das bald, und thaten was ihnen beliebte. So fand der Vf. die türkischen Zustände. Türken und Perser, die schon aus Religionsgründen sich hassen, streiten sich auch noch wegen der Grenze, namentlich über den Besitz von Mohammerah, das zum Freihafen erhoben, Basrah bedeutenden Abbruch that. Der Vertrag von Erzerum hatte es den Persern zugesprochen, aber Ali Pascha, der seine Einkünfte dadurch bedeutend verringert sah, überfiel und zerstörte es. So fand L. nur noch einen elenden Haufen von Hütten mit 300 Familien, aber mit einem leidlich versehenen Bazarda. Den größten Theil der persischen Grenzprovinz Khuzistan nehmen die Chab-Araber ein, — daher es auch Arabistan genannt wird, — vom persischen Golf bis zu einer imaginären Linie, die vom Schat-el-Arab oberhalb Basrah bis zum Karun gezogen wird. Merkwürdiger Weise war der damalige persische Gouverneur von Khuzistan ein georgischer Christ, Suleyman Chan, und durch seine Gerechtigkeit und Mäßigkeit bei allen Klassen beliebt. Ein anderer Araberstamm in diesen Gegenden sind die Ali-Kethir. Ohne detaillirte geographische und ethnographische Nachrichten über diese Stämme mitzutheilen, wie Baron Bode in s. Travels in Luristan and Arabistan T. 2. und Layard (The Province of Khuzistan. Journ. of the geograph. Soc. T. 16), gibt Loftus doch einige kleine Beiträge zur Charakteristik derselben. Die verschiedenen Araberstämme leben in fast beständigen Zwisten. So kam es zu einem Kampfe zwischen den Ali Kethir- und den Beni-Lam-Arabern und die Ausgrabungen wurden öfter durch solche unterbrochen. Kommen wir jetzt zu diesen.

Von Baghdad zu den Ruinen Babylon's geht es jetzt 50 e. M. durch eine öde Wüste. Früher lieferte das Land, von zahlreichen Canälen durchschnitten, die reichsten Ernten. Der Ruinen von Babylon erwähnt er nur kurz. Obwohl er sie 4mal besuchte, hält Loftus p. 18 doch es für unmöglich, auch nur einen einzigen Punkt mit der Beschreibung der Alten zu identifiziren. Rich habe sich durch Enthusiasmus dazu verleiten lassen; dagegen bestätigten die Ausgrabungen Rawlinson's am Birs Nimrud 1854 die Genauigkeit der Beobachtungen von Rich, Ker Porter und Buckingham. Er bestand aus 6 verschiedenen Plattformen oder Terrassen, jede 20′ hoch, die eine schräge Pyramide bildeten. Er gibt S. 29 eine Uebersetzung Rawlinsons von der Keilschrift auf einen Backstein-Cylinder über die Bauten Nebukadnezars, der auch dieses Heiligthum 504 Jahre nach seiner Gründung durch Tiglath Pileser I (1100 v. Chr.) restaurirte. Dieser Bau zu Birs Nimrud, dem altem Borsippa, war nach dem Muster des alten Belus-Tempels zu Babylon gebaut. Wir müssen Unerheblicheres übergehen, wie das, was er über Ezechiel's Grab sagt, dann über das jetzige Cufa, Kerbela, die Ruinen von Mugeyer u. a., um noch einige Worte über die Hauptausgrabungen zu Warka und Schusch zu sagen. Es ist schon erwähnt, daß er jenes (p. 159) mit Rawlinson für das alte Erech, das Ur im Lande der Chaldäer hält, welches andere im Mugeyer sehen. Fraser identifizirte es schon mit dem alten Orchoe. Jetzt ist alles da eine Einöde, aber die enorme Ausdehnung der Ruinen, die großen Schuttberge weisen auf den früheren Glanz hin. So erhebt sich der Buwaryya 100′ über der wüsten Ebene im Westwinkel einer 350′ langen und 270′ breiten Ringmauer, deren verglaste Backsteine den Namen von Merodach-gina (1400 v. Chr.) tragen; ohne großartigere Ausgrabungen sei es aber unmöglich, den ursprünglichen Plan des Gebäudes zu erfassen. Eine andere merkwürdige Ruine zu Warka ist die von Wuswas, dessen Ostwinkel 840 e.′ vom vorigen entfernt ist. Die Ringmauer umfaßt eine Fläche von 7½ Acres. Es ist die Ruine wichtig, weil sie uns die äußere Gestalt der assyrischen Paläste zeigt, wie weder Layard's Ausgrabungen zu Koyunyuk und Nimrud, noch die von Botta zu Khorsabad sie zu Tage gefördert haben. Das Aeußere des Thurms von Sargon zu Khorsabad entspricht ganz der Façade zu Wuswas und später entdeckte auch Rawlinson dasselbe System von Gruppen von Halbsäulen in der untern Etage des Birs Nimrud. Die Erforschung des Innern machte zu Wuswas viele Schwierigkeiten. Von Fergusson's Theorie (Niniveh and Persepolis p. 270 sqq.) weicht Loftus S. 181 ab. Man habe dort allerdings Säulen ge-

habt, aber nur in den Thorwegen, nicht im Innern der Räume, und wandte nach ihm dafür hohe Bogen aus ungebrannten Backsteinen mit kleinen Fensterlöchern an. Auch Flandin erklärt die Dicke der Mauern in den Palästen Ninives aus der Wölbung der Zimmer, die für das Klima allein sich eigne. L. hält das Gebäude für babylonisch, nicht für sassanidisch. Basreliefs fand er nicht, nur 400′ von Buwaryya einen Krieger mit kurzer Tunika aus Basalt, auch Vasen. In Assyrien hat man keine Begräbnißplätze gefunden, desto mehr in Chaldäa und für eine solche Begräbnißstadt hält Loftus Warka. Der Boden bietet nur Thon. Daraus baute man die Mauern, aus ihm formte man die Todtenvasen und die merkwürdigen irdenen Särge, deren Transport das Titelkupfer darstellt. Sie ähneln einem Schuh, haben aber am untern Ende eine halbzirkelförmige Oeffnung, daß die condensirten Gase den Sarg nicht sprengen. Von auswärts haben sie eine grüne Glasur zum Theil mit vielen Menschenfiguren, 7″ groß. Der Sargdeckel ist ähnlich und 2′ 2″ lang. (Siehe S. 240 fgg.). Man findet die Särge 30′ unter der Oberfläche. Die Skelete darin zerfallen an der Luft, man findet aber noch goldene, silberne und auch kupferne Ringe, Armbänder, auch Trinkgeschirre, Lampen u. a. Die vielen parthischen Kupfermünzen und eine kleine Terracotta-Figur eines parthischen Kriegers in liegender Stellung S. 212 fgg., die man in der Erde um diese Särge herum zerstreut findet, stammen aus einer spätern Zeit her. Wie diese Särge in den gewölbten Mauern stecken, veranschaulicht die Abbildung S. 216. Backsteine mit Inschriften, die er fand, meint Rawlinson, hätten in Babylon statt Münzen oder (?) Banknoten gedient. Der interessanteste Fund, den L. in Warka machte, war in einem kleinen Hügel, 40′ hoch, ¼ e. M. südöstlich von Buwaryya. Es war ein wahres Museum von zerbrochenen Säulen, Kapitälern, Karnisen, u. s. w. (Siehe Abbildg. S. 225), die nach ihm griechischen und römischen Einfluß auf den orientalischen Geschmack zeigen. Viele parthische Münzen lassen ihn diese Ruinen in die Zeit nach Christo versetzen, und er meint, die sarazenische Architektur möge aus dieser hervorgegangen sein. Auch Siegel und Tafeln mit allerlei Figuren fand er noch. Da er nur 3 Monate auf die Ausgrabungen verwenden konnte, die Erforschung Ninive's aber schon über 13 Jahre dauert, die von Warka aber eine viel längere Zeit erfordere, betrachtet er es schließlich als noch unerforscht.

Er untersuchte dann Sinkara, 15 e. M. südöstlich von Warka, das Dr. Roß und Fraser 1834 nur flüchtig besucht hatten. Die runde Plattform hat 4½ e. M. im Umfange und steigt in der Mitte bis 70′ auf. Man findet hier weder Münzen, noch Glas- oder Töpferwaare, nur Schuttmassen. Das Gebäude auf dem Gipfel schloß eine Ringmauer von 320′ Länge und 220′ Breite ein. Es wurden mehrere Backsteincylinder mit den Namen Nebucadnezars u. a. ausgegraben; man fand Familiengräber mit Skeletten, Töpfe mit Terra-cotta-Figuren, Särge u. s. w. Wenn die Sculpturen in den Palästen von Ninive die Thaten der Könige überliefern, so zeigen die kleinen Täfelchen in Sinkara in ihren rohen Abbildungen, deren er S. 257 einige mittheilt, kleine Scenen aus dem Leben des Volkes. Zu Tel Sifr und an andern Stellen wurden noch allerlei Alterthümer, namentlich dort die Geräthschaften eines Kupferschmiedes gewonnen, die jetzt im britischen Museum sind. Eisen findet man in den ältern Ruinen nicht, (p. 269). In der Nähe gab es große Backsteintafeln mit der verwickelten babylonischen Keilschrift, die noch der Entzifferung harret.

Wir haben noch von den Ruinen des alten Susa zu sprechen. Wir übergehen die Geschichte der Stadt, die Loftus Cap. 26 gibt. 4 große künstliche Plattformen, deutlich von einander getrennt, bilden die Hauptruine. Die nördlichste und höchste 119′ über den Schapur an der Furth, liegt nach Lieutenant Glascott 32° 11′25″N.B., 48° 27° östl. Länge v. Gr. und mißt um den Gipfel 2850′. Das Volk nennt sie das Castell (Kala). Westlich, durch eine Ravine davon getrennt, ist die große Central-Plattform, die 60 Acres einnimmt, die nördliche, eine 4eckige Masse, die östliche, die Stadt genannt, sehr ausgedehnt, aber mit unbestimmter Grenze. Die Hindernisse bei den Ausgrabungen hier und alles Persönliche übergehend, heben wir nur die Hauptentdeckungen hervor. Es ist die des großen Pala-

ftes von Darius, eines ähnlichen Baues, wie die s. g. große Halle des Xerxes zu Persepolis. S. 366 gibt den Grundplan. Die große Halle in Susa bestand aus mehreren prächtigen Gruppen von Säulen und hatte 343′ 9″ Fronte und 244′ Tiefe, in jeder Richtung 6 Säulen, also 36, und im Westen, Norden und Osten noch eine doppelte Reihe von je 6, also noch 36 Säulen, 64′ 2″ von jenen in den Flanken. Von den Säulen haben sich freilich nur noch Bruchstücke erhalten. Die Schäfte waren geriefelt, es gab zweierlei Ordnungen von Säulen, wie in der großen Halle von Persepolis; ob die Kapitäler verschieden waren, sei zweifelhaft. Man findet viele Reste von Stieren. Die 2 viereckigen Piedestale in der Mitte hatten Keilinschriften in 3 Sprachen; jede Inschrift war 4 mal wiederholt; die scythische Uebersetzung auf der Westseite, die persische auf der Südseite, die babylonische auf der Ostseite, – die 4te Seite war leer; – jede Inschrift 6′ 4″ lang, 7″ breit, 5 Linien tief eingeschnitten. Es ergibt sich aus dieser, daß das Gebäude, wie Plinius 6, 27. sagt, von Darius Hystaspes angefangen, von Artaxerxes Mnemon vollendet wurde. Kein Wunder daher, wenn der allgemeine Plan, wie das Detail, mit dem der großen Colonnade zu Persepolis übereinstimmt, deren ursprüngliche Gründung Rawlinson (Journ. of the As. Soc. T. 10 p. 271) auch dem Darius zuschreibt. Loftus S. 372 gibt die Uebersetzung der scythischen Inschrift von Norris (ib. T. 15. p. 757 fgg.) und sieht darin den Palast des Ahasverus, des Gemahls der Esther, der im Buche Esther I. 5. 6 u. I. 10. 11. vorkommt, den er für den Xerxes der Griechen hält. Er stand auf der Höhe des mittlern Hügels. In weitere Einzelnheiten können wir hier nicht eingehen. Die Paläste von Susa und Persepolis standen indeß andern des Reiches weit nach. Loftus will auch ein paar Hundert *Terra cotta* Figuren der (?) persischen Tanaitis (Venus) zu Susa gefunden haben, von der er S. 359 eine Abbildung gibt.

Nachgrabungen wurden in den 3 Haupthügeln veranstaltet. Er fand unter anderen mancherlei Backsteine mit sonderbaren Zeichen (S. 398), er meint Marken der chaldäischen Maurer und 170 Münzen aus der Zeit der Omajaden, von 79—106 der Hidschr. oder 698—728 n. Chr., die jetzt im britischen Museum sind; die arsacidischen und sassanidischen Urnen wurden beide erst nach der Zerstörung der Stadt, die wohl durch Alexander den Gr. oder seine Nachfolger geschah, eingegraben. Auch eine griechische Inschrift wurde auf einer Säulenbasis gefunden (S. 403). Pythagoras, ein Hauptmann der Leibgarde, hatte die Säule seinem Freunde Arreneides, dem Gouverneur von Susiana, wohl unter einem Seleuciden, errichtet. Diese Inschrift gestattet keinen Zweifel weiter, daß dieses Schusch das Susa der Griechen ist. Auch Fragmente aus s. g. orientalischen Alabaster entdeckte Loftus hier, wie Layard in Nimrud. Sie tragen nach Birch die Inschrift von Xerxes I. in Hieroglyphen (S. 410) fgg. Auch der s. g. schwarze Stein wird S. 419 abgebildet, aber nur nach General Monteith in Walpole's Travels in Turkey B. II. p. 426. Loftus erzählt seine Geschichte; er sah ihn selber nicht. Die Auffindung des alten Susas, über dessen Lage bekanntlich viel Streit war, ist das wichtigste Resultat dieser Reise. Die Beziehung der dortigen alten Flußnamen auf die gegenwärtigen beschließt das Werk. Die *alte* Bifurcation des Kerkha-Flußes soll auch eine Abbildung von Susa in den Sculpturen von Ninive aus Layard (S. 428) noch bestätigen. L. stimmt S. 423 mit frühern Forschern (Journ. of th. R. Geogr. Soc. T. 3, p. 258; 9, 85; 12,105; 16, 91) darin überein, daß der alte Choaspes der jetzige Kerkha sei, der Koprates der Dizful, der Pasitigris der untere Karun, kann sich aber nicht überzeugen, daß der alte Euläus der unbedeutende jetzige Schapur (Shaour) sei, und seine Forschung ergab, daß der Kerkha früher eine Bifurkation gehabt habe; der eine alte Canal sei nun der Euläus oder Ulai bei. Daniel 8. 2. 16.

Dr. Plath.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 23. Oktober.

Nr. 50. 1857.

Historische Classe.

The Kingdom and People of Siam; with a narrative of the Mission to that Country in 1855, by Sir John Bowring. London 1857. 2. B. 8.

Die Vielschreiberei im Fache der Reise- und Länderbeschreibung nimmt in England recht überhand; davon ist dieses Buch wieder ein Beleg. Das einzige Eigenthümliche was es enthält, sind fast nur ein trockenes Tagebuch vom Aufenthalte dieses englischen Gesandten, des jetzigen Gouverneurs von Hong-kong, in Siam, — wo er, allerdings glücklicher als seine Vorgänger, einen für England vortheilhaften Handelsvertrag abschloß — und verschiedene Mittheilungen, die ihm der König von Siam machte. Sein ganzer Aufenthalt dauerte auch nur vom 24. März — 25. April 1855, und er kam nicht über die Hauptstadt Bangkok hinaus. Ohne Kenntniß der Sprache, ohne Vorbereitung, während seines kurzen Aufenthalts mit Ceremoniebesuchen und den Verhandlungen wegen des abzuschließenden Vertrags beschäftigt; was vermochte er da aus eigener Anschauung oder Erkundigung über dieses Land mitzutheilen? Man würde sich daher sehr irren, wenn man glaubte, daß dieses Werk ein Pendant zu J. Crawfurd's immer noch schätzbarer Reise (Journal of an embassy to the courts of Siam and Cochin China. London 1828. 4°) oder G. Finlayson's The Mission of Siam and Hue. London 1826. 8° wäre, und über die Verhältnisse Siam's in neuester Zeit ein gleiches Licht verbreite. Der übrige Theil der beiden Bände ist eine bloße Compilation aus bekannten Büchern, namentlich Pallegoix, für die er die Nachsicht der Leser in der Vorrede umsonst in Anspruch nimmt, da man, ohne nach Siam zu reisen, eine solche daheim kürzer und besser machen kann. Eine kurze Uebersicht des Inhalts des Werkes wird dieses etwas strenge Urtheil rechtfertigen.

Das Interessanteste im Tagebuche II. S. 248 — 341 sind die Nachrichten über den ersten und zweiten König und die Zuneigung welche sie für die Europäer, namentlich England hegen. Wir wußten dieß zwar schon, indeß gibt Bowring uns noch einige weitere Nachrichten darüber. Schon 1835 begann man Schiffe nach europäischem Muster zu bauen. Die Truppen sind europäisch oder eigentlich wie Seapoys gekleidet; der König wollte auch einen Gesandten nach England schicken*) und wünschte, daß England auch einen Handel mit Cochin China eröffne. Im Gemache des Königs sah er die Statue der Königin Victoria und des Prinzen Albert, gute Thermometer und Barometer, schöne Pendel- und andere Uhren. Der König erkundigte sich nach der Entdeckung des neuen Planeten Neptun. Er lieset und spricht englisch, was er von den protestantischen Missionären lernte, wie das Latein von den katholischen — und Bowring fand ihn wohl unterrichtet. Den Theebau, sagte er ihm, habe er vergebens durch Chinesen einzuführen versucht, der Thee wachse, aber der feine Geschmack gehe ihm ab. Auch die Prinzen

*) Dies ist jetzt geschehen.

zeigen Interesse für europäische Wissenschaft. Di Größe England's und der Werth einer Allianz mit ihm, äußerte der König, sei ihm erst kürzlich klar geworden. Doch darf man auf ein solches Interesse am europäischen Wesen nicht all zu viel geben; wir haben dergl. schon früher in Siam zur Zeit des Constance Phaulcon im 17. Jahrhundert, in Cochin China unter Gialong — wo der Bischof Adran und die französischen Offiziere den größten Einfluß hatten, — und in China unter Khang-hi gesehen. Daß sind bloß rein persönliche Launen der Fürsten, die spurlos vorüber gehen. Das vorhergehende Capitel II. 56—248 handelt sehr weitläufig über die diplomatischen und Handelsbeziehungen Siams zu den westlichen Nationen, den Portugiesen, Holländern — nur nach Valentin — und den Franzosen, die unter Ludwig XIV. den König von Siam katholisch machen wollten. Er gibt einen Auszug aus de Chaumonts Relation, Paris 1686, aber nur nach Pallegoix. Die mannigfaltigen andern Werke, welche bei der Gelegenheit erschienen, wie de Choisy's Journal. Paris 1687; Claude de l'Islés Relation historique. Paris 1684 u. a. werden nicht benutzt. Eine derartige Compilation ist sehr wohlfeil. Ueber die Beziehungen Siams zu Spanien und den Philippinen werden weniger bekannte Auszüge aus den Cronicas de la Apostolica Provincia de San Gregorio. Manila 1738 und aus der Historia General de las Filipinas. Vol. 15, p. 9, immer in englischer Uebersetzung, mitgetheilt, die einiges historische Interesse gewähren. Was die Engländer betrifft, so ist Crawfurds Gesandtschaft 1822 bekannt genug; doch schreibt der Verf. an 60 Seiten aus Finlayson aus, angeblich den Contrast mit seiner Aufnahme zu zeigen. Von dem Vertrage, den Capitain Burney 1826 abschloß, gibt er B. II. 200—205 nur die Hauptartikel. Es handelte sich damals um eine Cooperation Siams im Kriege Englands gegen Birma. Auch der Handelsvertrag, den Edm. Roberts 1833 zwischen Siam und den Ver. Staaten abschloß, wird nur kurz nach Moor's Notices of the Indian Archipelago. Singapore 1837 erwähnt. Roberts Werk The embassy to the Eastern Courts of Cochin China, Siam. New-York 1837, scheint ihm eben so wenig, als Ruschenberger's Voyage round the world 1835—37. London 1838. 2. B. 8., vorgelegen zu haben. J. Brooke's vergebliche Gesandtschaftsreise 1850 wird nur mit einem Worte berührt, „da die britische Regierung die Verhandlungen noch nicht publicirt habe;" ebenso die Mission des Nordamerikaners Ballestier, der 1850 vergeblich einen günstigen Tractat zu erzielen suchte, aber nicht einmal zur Audienz und zur Abgabe seines Briefes gelangte. Desto stolzer ist Bowring natürlich über seine Erfolge im J. 1855, obwohl Englands seit dem Kriege mit China in Siam zur Anerkennung gelangte Macht und das persönliche Interesse des Königs mehr Antheil daran haben möchten, als Bowring's Wirksamkeit. B. II, S. 214—224 gibt den Vertrag vom 18. April 1855 in extenso; S. 224 fgg. den Zolltarif und S. 230—247 das weitere Uebereinkommen mit dem englischen Commissär Parkes. Die Nordamerikaner haben inzwischen durch ihren Gesandten Townsend Harris dieselben Begünstigungen vertragsmäßig erlangt. Der Friedens- und Freundschaftsvertrag gewährt den britischen Unterthanen, die nach Siam kommen, von der dortigen Regierung Schutz und Beistand. Die britischen Unterthanen stehen unter der alleinigen Jurisdiction ihres Consuls; Zwistigkeiten zwischen ihnen und Siamesen werden von gemischten Behörden entschieden; bei Verbrechen: die Engländer vom Consul nach englischem, die Siamesen nach ihren Landesgesetzen bestraft; Ueberläufer gegenseitig ausgeliefert; Briten können nur in Bangkok sich aufhalten, da Land pachten, Häuser bauen; Land kaufen innerhalb 4 e. M. von der Stadt aber erst nach 10 jährigem Aufenthalte, in einer Entfernung von 24 Stunden von der Hauptstadt indeß auch gleich unter dem Schutze der siamesischen Beamten. Wenn sie sich beim Consulate haben einregistriren lassen und einen Paß bekommen haben, können sie frei im Lande herumreisen, ihre christliche Religion frei ausüben, britische Kriegsschiffe können den Fluß bis Paknam hinauf fahren, Handelsschiffe zahlen nicht mehr das frühere schwere Tonnengeld, sondern nur 3% Eingangszoll, nach ihrer Wahl in Geld oder Waaren und den Ausfuhrzoll nach dem Tarif, etwa 6—7%; nach 10 Jahren soll der Vertrag revidirt werden. Die Monopole wurden durch ihn abgeschafft. Auf die näheren

einzelnen Bestimmungen können wir hier nicht eingehen. Der weitere Inhalt des zweiten Bandes ist unerheblich. Die Anhänge enthalten noch eine kurze Notiz über die siamesische Geschichte vom Könige von Siam, die Dr. Dean im Chines. Repository schon mittheilte; sein Verbot des Opiumsverkaufs ist aus der Singapore Free Press 1839; die Uebersetzung einer siamesischen Geschichte durch eine Amerikanerin ist auch aus dem Chinese Repository T. 3 entlehnt; die kurze Nachricht über Constance Phaulcon nur aus P. d'Orleans Histoire. Tours 1690 und Kämpfer. Die Erzählung über die Krankheit und den Tod der jungen Königin von Siam, die er B. II, S. 411 fgg. aus einem autographischen Manuscript des Königs mitgetheilt haben will, war auch schon im Journ. of the Ind. Archip. Vol. VI. S. 692. gedruckt. Eigenthümlich sind zuletzt ein paar Briefe vom Könige.

Der I. Band, der eine Beschreibung Siam's enthält, ist, wie schon bemerkt, eine bloße Compilation. Ueber die Geographie wird nichts besonderes mitgetheilt. Eine frühere Beschreibung der alten Residenz von Ayuthia von Mandelsloe bei Harris hat nur ein Interesse durch den Vergleich mit der eines Gentleman vom Sept. 1855, die dieser B. mittheilte (I, 15—20). Was er dann über die Geschichte sagt, ist eben so dürftig. Wir hatten schon von J. Low eine Analyse der alten Annalen Siams (Journ. of the Ind. Archipelago, T. 3); vom Könige empfing er eine kurze Nachricht über die jetzige Dynastie (I, 63 fgg.); Wade theilte ihm einige unerhebliche Nachrichten über den Verkehr China's mit Siam aus chinesischen Quellen mit (I, 70—80). Die Bevölkerung Siam's gibt er nach Pallegoix; sie wurde ihm nur zu 5,000,000 angegeben; die Chinesen machen eine bedeutende Zahl davon aus. Ueber die Sitten und Gebräuche der Siamesen stellt er einer alten Schilderung Schoutens [nicht Schenten] (I, 93 fgg.) und Diègo de Couto's, des Fortsetzers von de Barro's Decaden, der 1616 starb, einige neuere Schilderungen aus den Annales de la propagation, Murray u. a. gegenüber, die Unveränderlichkeit derselben zu zeigen. Das folgende Capitel über die Gesetzgebung Siam's ist sehr kurz, da wir doch J. Low's Abhandlung The Laws of Mung Thai or Siam in dem Journ. fo the Ind. Arch. T. I u. II haben. Freilich erschöpft die Abhandlung den Gegenstand nicht; die Gesetze Siam's sollen 70 Bände einnehmen. Eben so dürftig ist der Abschnitt über die Naturproducte; kein Botaniker und Zoolog hat freilich dieses Land noch erforscht, wie Loureiro die Flora von Cochin China. G. Tachard (1687—1689), De la Loubère (1691), N. Gervaise (1688), Turpin (1771), halten sich, wie Pallegoix neuerdings (1854), nur ganz an's Allgemeine. Ueber die Manufacturen werden ein paar Seiten aus Pallegoix u. a. mitgetheilt; über den Handel Siam's einige ältere Nachrichten aus Schouten und De la Loubère u. a.; aus Pallegoix dann eine Ausfuhrliste in runden Summen, mit den Preisen; diese gibt er auch vom April 1855 an. Die Gewichte werden nach den Franzosen bestimmt. Auch über die Einkünfte im folgenden Capitel sind die Angaben nur aus Pallegoix; Moor's Tafeln seien voller Irrthümer. Von der Sprache und Schrift gibt er einige Nachricht nach Pallegoix Grammatica Linguae Thai. Bangkok 1850 und J. Taylor Jones Brief Grammatical Notices of the Siamese Linguage. Bangkok 1842. Die protestantischen Missionäre führten 1835 zuerst den Bücherdruck ein; das älteste siamesische Buch, das man kennt, soll vom J. 1498 sein. Das folgende Capitel über den Buddhaismus kann auf einigen 50 Seiten diesen Gegenstand nicht erschöpfen. Bowring hat auch offenbar in diesem weitläufigen Gebiete gar keine Studien gemacht, die sich auf Siam allein nicht beschränken dürfen. Ein siamesisches Sammelwerk darüber, die 3 Plätze (Trai-phum) ließ ein König von Siam 1654 durch eine Synode von Mönchen in 60 Bänden verfassen. J. Taylor Jones (Journ. of the Ind. Arch. T. 5, vgl. Miche ib. T. 6, p. 605) gab eine Nachricht über dieses Werk. Unser Verf. gibt dagegen eine alte Notiz über den Buddhaismus vom Abbé de Fleury aus den Lettres. Edif. T. 25, die wohl nicht mehr an der Zeit ist und aus dem Chinese Rep. T. 19 einige Strafbestimmungen bei Vergehen gegen Priester und bei Verletzung von heiligen Gegenständen. Vom Könige theilt er eine kurze Notiz über die berühmtesten Buddhabilder mit, aus De la Loubère die buddhaistischen Gebote

u. dgl. Bowring bestätigt übrigens, daß der jetzige König einen gereinigten, mehr auf die Moral sich beschränkenden Buddhaismus anstrebe. Ueber die christlichen Missionen und deren Geschichte gibt er verhältnißmäßig weitläufige Auszüge aus älterer und neuerer Zeit, — die Katholiken rechnen jetzt 7050 katholische Christen in Siam; — beschreibt Bangkok, die Hauptstadt mit über 300,000 E., den König, den Hof, die Minister ausführlicher, auch meist nach fremden Quellen, und endlich wieder kurz, die von Siam abhängigen Länder und Völkerstämme, die Laos, Cambodia, am dürftigsten die Karen und die siamesischen Besitzungen im S. u. S.W., N.O. u. S.O. von Bangkok.

Hätte der Vf. die ihm eigenthümlichen Nachrichten in eine Brochüre oder in ein paar Journalartikel zusammengedrängt, so würden sie allerdings eine kleine Bereicherung unserer bisherigen Kenntniß gewährt haben. Von den 2 Bänden von mehr als 900 S., kann man aber nicht sagen, daß sie die Wissenschaft dem Umfange des Buches entsprechend erweitern. Gleichwohl kann der, welcher über Siam nichts weiß, aus den aus ältern und neuern Schriftstellern zusammengetragenen Nachrichten mannigfaltige Belehrung schöpfen *). Wir sind nur der Meinung, daß, je mehr die Wissenschaften sich ausdehnen, wenn sie auch unter die Masse kommen sollen, nur durch Concentration des wesentlichen Inhalts es überhaupt ermöglicht werde, die Resultate mehrerer Wissenschaften zugleich zu umfaßen, und es um so nöthiger sei, daß eine solche allgemeine Darstellung mit größtem Fleiße und größter Sorgfalt alle Nachrichten über ein Land, z. B. wie Siam, wie in einem Brennspiegel auffange, und damit ein solches Standart Work, das dann nur durch neuere Nachrichten successiv gelegentlich zu ergänzen ist, wie es früher geschah, für mehrere Generationen geschaffen werde.

Dr. Plath.

*) Mehrere Lithographien, zum Theil in Farbendruck, geben ein Portrait des Königs, Ansichten von Tempeln, Palästen, Buddhabildern u. s. w.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

H. Strom, Physisk-Oeconomisk Beskrivelse over Eger-Präßegiäld; Aggerhuu's-Stift i Norge. Kiobenhavn 1784.

C. Rußwurm, Eibofolke oder die Schweden an den Küsten Ehstlands und auf Runö. Eine histor.-ethnograph. Untersuchung. Th. 1. 2. Mit Atlas in 4. Reval 1855.

H. C. de Reedtz, Repertoire hist. et chron. des traités conclus par la couronne de Dannemarc, depuis Canut-Le-Grand jusqu' à 1800. Gotting. 1826.

Il mar Baltico e le sue coste descritti e illustrati con alcune carte geografiche, topographiche ed orografiche. 2. ediz. Livr. 1—16. Triest 1854.

L. H. Ling, Beskrivelse over Kongeriget Norge, oerne Island og Faeroerne, samt Grönland. Kiobenhavn 1796.

C. P. Hansen, Chronik der friesischen Uthlande. Altona 1856.

F. Schuselka, Ein Stück Geschichte aus Rußland. Dresden 1857.

A. Bock, Rußlands Entwickelung bis zum Frieden vom 30. März 1856. Lpz. 1856.

J. Scheltema, Rusland en de Nederlanden. Deel. 1—4. Amsterd. 1817—1819.

J. Ph. Simon, Russisches Leben in geschichtlicher, kirchl., gesellschaftl. und staatlicher Beziehung. Frankfurt 1856.

A. Poissonnier, Les esclaves Tsiganes dans les principautés Danubiennes. Par. 1855.

A. Papadopoulo Vretos, La Bulgarie ancienne et moderne sous le rapport géographique, historique, archéologiqne, statistique et commercial. Petersbourg 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 26 Oktober.

Nr. 51. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

ΔΗΜΟΣΘΕΝΟΥΣ ΑΙ ΔΗΜΗΓΟΡΙΑΙ. **Demosthenis contiones quae circumferuntur cum Libanii vita Dem. et argumentis Graece et Latine. Recensuit cum apparatu critico copiosissimo prolegomenis grammaticis et notitia codicum edidit Dr. I. Th. Voemelius. Halis Saxonum in libraria orphanotrophei. MDCCCLVII. 8. XXVIII, 908,** nebst 8 Blättern von Schriftproben der Demosthenischen codd.

Mit besonderer Freude begrüßen wir die Erscheinung dieses Werkes, welches für den Text des Demosthenes von ganz einziger Bedeutung ist. Es war längst bekannt, mit welcher Gründlichkeit und Sicherheit Vömel die Kritik seines Autors behandle; viele Programme und seit 1843 auch die Pariser Ausgabe, in zwei Bänden bei Didot erschienen, konnten jedermann davon überzeugen; man wußte aber auch seit einer Reihe von Jahren, daß Vömel im Besitz des vollständigsten kritischen Apparates sei, den er nach dem Plan der Pariser Sammlung jener Ausgabe nicht beifügen konnte, wodurch daher ein genaues und eingehendes Studium des Redners nach jener trefflichen Diorthose jedenfalls sehr beschränkt wurde; mit desto größerem Verlangen sah man der in Aussicht gestellten neuen Bearbeitung entgegen, in der man hoffen durfte, die Lösung vieler gewichtiger Fragen und Zweifel, die Hebung so mancher bedeutender Schwierigkeiten zu finden. In dieser Erwartung werden sich selbst die eifrigsten Freunde des Demosthenes nicht getäuscht fühlen. Der treue Fleiß, welchen V. dem Werk seines Lebens widmete, hat tausendfältige Frucht getragen; wenn irgendwo, gilt hier der Spruch: wer hat, dem wird gegeben; eine weit sichere und zuverlässigere Kenntniß des Demosthenes, als sie vordem möglich war, hat er errungen und jetzt zum Gemeingut gemacht.

Wesentlich gefördert wurde V. durch eine eigens von ihm in Paris vorgenommene Vergleichung des berühmten cod. Σ.; durch die vielseitigen vorher angestellten Untersuchungen war seine Aufmerksamkeit in hohem Grade geschärft; sein Urtheil über den Werth dieser Quelle scheint sich unter der erschöpfenden Ausbeutung derselben noch bedeutend zu ihren Gunsten geändert zu haben. Und allerdings ist der cod. wenn auch nicht durchaus frei von Versehen und Fehlern, doch von einer solchen Vortrefflichkeit, daß man, unseres Erachtens, keinen andern irgend eines griechischen Classikers ihm an die Seite setzen darf; mit einiger Verwunderung lesen wir daher bei W. Dindorf in der Vorrede zu seiner neuesten Ausgabe des Demosthenes (Lips. 1855) p. XI: cavendum ab altera parte fuit ne quae huic codici fides merito habetur in nimiam admirationem verteret. Est enim vitiorum adeo non immunis, ut ab veterum illorum, de quibus supra dicebam, Attici apographorum diligentia multis gradibus esse remotus videatur neque ad Urbinatem Isocratis et similes quosdam aliorum scriptorum codices prae-



stantissimos comparari possit: de quo plane mecum consentire video Cobetum in Var. Lect. 94. Als wenn der Urbinas nicht verhältnißmäßig viel corrupter wäre als Σ., vgl. unsere Bemerkungen in den Neuen Jahrb. für Phil. LXXIII, 356—377. Eben so wenig vermögen wir einer andern Behauptung Dindorf's l. c. p. LXV beizupflichten, wo er über die übrigen Classen der Demosthenischen codd. sich aussprechend sagt: quas iniqui sunt qui nunc, postquam codice S. uti licuit, contemnunt: plurima enim illis recte scripta debemus quae vel defecta vel vitiata sunt in Parisino, quem meminisse oportet ipsum quoque nihil aliud quam recensionem exhibere multis iam modis ab correctoribus interpolatam, ut antiquiorum lectionum specimina ostendunt, ex aliis fontibus ab me supra collecta p. IV—VII *). Nec duae illae quas dicebam recensiones ab indoctis factae sunt hominibus, sed ab rhetoribus grammaticisve doctis et antiquis, qui quas intulerunt lectiones non raro ita sunt comparatae, ut si codicis Parisini S. auctoritate commendarentur, tantopere omnibus forent probatae, quantopere nunc, obstante recensionis aliquanto antiquioris auctoritate, improbantur, etsi valde diversae ab futili illo interpolationum genere quo grammatici Byzantini scripta veterum plurima depravarunt. Und doch sind die Fälle, daß die übrigen Handschriften etwas Beßeres liefern als Σ., sehr selten und in der Regel von der Art, daß der Abschreiber ein leichtes Versehen durch Verwechslung von Buchstaben oder Auslassen einer Sylbe beging; einigemale verwechselt er ἡμεῖς und ὑμεῖς, z. B. Ol. III, 27 ist πῶς ὑμῖν passender, wo Dem. sich an die Versammlung richtet, um sie zu einem anderen Verfahren zu bestimmen; aber Σ. hat ἡμῖν. Desgleichen muß Ph. I, 13 ὑμᾶς, Rhod. 18 πολεμεῖν ὑμῖν, Hal. 31 ὑμετέραν gelesen werden, wo in Σ. die erste Person angewendet ist. Ph. I, 46 vermißt man ἂν nach ἐξ ὧν, Rhod. 20 τοὺς vor ἀδικοῦντας, wo der Ausfall des Artikels sich nicht rechtfertigen läßt, Ol. III, 29 und Ph. I, 11 hat Σ. die falschen Formen ηὔξηκεν und ἐπεύξηκεν für ηὔξηται — ἐπηύξηται, Ph. III, 51 μὴ — κινήσηται statt μὴ — κινήσεται, Chers. 48 λογίζηται für λογίσηται, noch offenbarere Schreibfehler sind Ol. III, 22 τί ὑμῖν χαρίσομαι, de pac. 14 ὅπως μὴ προαξώμεθα, Ph. I, 15 καταλύων für κωλύων Hal. 24 ὦ ἄνδρες δικασταὶ in einer berathenden Rede, Ph. III, 42 Ἀρίθμιος, ib. 61 εἴσπραττον statt ἔπραττον. Eher als falsche Lesart ist Symm. 28 ἀπαγγέλλεσθαι παῤ ὑμῶν für ἀπαγγ. περὶ ὑμῶν zu betrachten, jenes hat Bekker aufgenommen, und ib. 23 πόσαι für ποῖαι, was allein richtig sein kann, da der Redner keine Verschiedenheit in der Zahl, wohl aber in der Qualität der Trieren voraussetzt; endlich Meg. 7 ἀντιπαραταξαμένους, wo der Zusammenhang durchaus συμπαραταξαμένους verlangt. Wenn an diesen und wenigen andern Stellen die übrigen codd. das beßere bieten, hat dies doch so viel wie nichts zu bedeuten, wenn man die unzähligen Fälle damit vergleicht, wo Σ. allein die ächte Lesart erhalten hat. Sämmtliche andere Handschriften haben daher fast nur eine historische Bedeutung, indem sie den Charakter der (wie mehrere Rhetoren durch ihre Citate zeigen) sehr frühzeitig entstandenen vulgata darlegen, sie unterscheiden sich untereinander bei weitem weniger, als sie insgesammt von Σ. verschieden sind. Insofern wird man nicht ohne Interesse ihre größere oder geringere Abweichung von Σ. verfolgen; noch am nächsten stehen diesem F. und Bav.; ferner schon Aug. 1 (Mon. 485), eine beliebige Auswahl bald aus diesen, bald aus Σ. selbst treffen Υ, Π, Ω.

Die genaue Erforschung des Demosthenischen Sprachgebrauchs fällt nach Obigem mit der Prüfung des Textes von Σ. meistens zusammen; ihre Details hat V. in den sehr lehrreichen Prolegg. gramm.

*) Die Rarität μαλακίομεν in Ph. III, 35 empfiehlt Cobet V. L. 130, Dindorf l. c. u.; a. aber weder scheint Harpokration in den besten codd. die Lesart gefunden zu haben, noch stimmt dieser torpor zu μέλλομεν und βλέπομεν, es ist zwischen diesen gemäßigten Ausdrücken eine so starke Metapher nicht am Platze. Auch erinnert Vömel sehr richtig: Dem. toties μαλακίαν atque ῥαθυμίαν reprehendit, ne semel quidem torporem (μάλκην) et hebetudinem notavit Atheniensium. Die übrigen aus Ulpian und Hermogenes beigebrachten Varianten wollen noch weniger sagen.

p. 1—160 aufgestellt; dann folgt die Textesgeschichte, worin der Werth der frühern Ausgaben an der Benützung der ihnen zu Grund liegenden codd. abgemessen wird, p. 161—298, dieser Theil, worin die Handschriften ausführlich besprochen sind, (vgl. die angehängten Facsimile's) ist auch für das Studium der griechischen Paläographie von großer Wichtigkeit.

Hierauf folgt der Text der ersten 17 Reden mit lateinischer Version und den kritischen Anmerkungen des Herausgebers, p. 298—887.

Es ist bekannt, daß die Varianten bei J. Bekker keineswegs alle Lesarten des Σ. enthalten, und über die, welche sie mittheilen, nicht selten falsches angeben. Manche Belege dafür bietet jetzt die dritte Ausgabe von W. Dindorf, welcher eine von Dübner besorgte Collation benutzte, viele andere noch die von Vömel.

Zuerst wollen wir daher die wesentlichsten Bereicherungen anführen, welche die beiden neuesten Texte liefern; einige davon hat Dindorf in der Praefatio motivirt, Vömel gibt in der Regel die Rechtfertigung seiner Wahl in den kritischen Noten unter dem Text an.

Ol. I, 7 wie Ol. III, 7 ist ἐκπολεμῆσαι die Lesart erster Hand, daß dafür ἐκπολεμῶσαι eine unnöthige Correctur sei, lehrt Xenoph. H. Gr. V, 4, 20, daß jenes auf sicherster Ueberlieferung beruhe, ergibt sich aus Harpokration s. v. Ol. I, 13 hat Σ. pr. m. die durch Inschriften bewährte Orthographie Ἀρύββαν. Ol. I, 25 fehlt auch in Σ. der von vielen Quellen nicht gekannte Zusatz ἔτι in dem Kolon τίς αὐτὸν κωλύσει δεῦρο βαδίζειν; Ol. II, 13 hat Σ. καὶ δει (η) π. Die Correctur von derselben Feder; καὶ δὴ ist offenbar der Vulgata καὶ δεῖ vorzuziehen, weil darin der Ausdruck der Aufforderung zu rascher Thätigkeit liegt. Ol. II, 29 erscheint sehr richtig in οἱ βοησόμενοι τριακόσιοι die Entfernung des Artikels vor dem Zahlwort; βοησόμενοι ist zwischen οἱ und τριακόσιοι geschoben, um so einen Begriff hervorzubringen. In Ol. III, 14 wußte man sonst nur, daß Σ. corr. ἂν γραφῇ habe, wofür Sauppe ἐγράφη corrigirte, nicht auch, daß das ursprüngliche γραφείη sei. Vömel erinnert: quod voluerunt conjicientes ἂν γραφῇ de praesenti tempore, idem exhibet pr. Σ. de praeterito. Ph. I, 44 hat Σ. pr. m. οὐ nicht vor μὴ γένηται und bestätigt so die Bemerkung von Schäfer, daß es auszustoßen sei, weil es nach οὐδὲν gestellt, den entgegengesetzten Sinn hervorbringe. Ph. II, 27 ist περιστοιχίζεσθε, nicht περιτειχίζεσθε das Wahre, nur jenes konnte metaphorisch gebraucht und mit ἐπιβουλεύεσθε verbunden werden; dem ungeachtet ist nach der Correctur des Σ., welcher von einer Hand des 12. Jahrhunderts περιτειχίζεσθε in eraso hat, diese Lesart neuerdings vorgezogen worden. Ohne nähere Unterscheidung ist Bekkers Note abgefaßt περιτειχίζεσθε F. S. Ω. u. v., aber sein Text gibt περιστοιχίζεσθε. de pace 13 verdient γεγενημένη aus Σ. als gewähltere Construction den Vorzug; Subjekt im Satz ist ἡ εἰρήνη, man hat nicht nöthig zu γενέσθαι etwa αὐτὴν zu suppliren. Schuld daran, daß sie übersehen wurde, war wohl abermals Bekker's Versehen, der sie nur aus F. Ω. u. v. anführte. Ch. 20 ist ἡμῶν τινὲς zugleich milder und eindringlicher als ὑμῶν, was Bekker stillschweigend in den Text gebracht hatte, jenes steht wie in andern Handschriften auch in Σ. de pace. 5 ist die Wortstellung in derselben μεγάλ' ὑμᾶς ἁμαρτάνειν, mit Zahlzeichen berichtigt, was Bekker nicht wahrnahm, wenn er μεγάλ' ἁμ. ὑμ. angab, worin ihm Andere gefolgt sind. Man sehe hierüber die ausführliche Bemerkung Dindorf's p. XVII, welcher über dreißig Beispiele solcher Selbstberichtigungen des Schreibers von Σ. aufzählt, und dann hinzusetzt: „congessi haec exempla ut appareret quoties in verborum collocatione peccaverit librarius, qui ne omnes quidem huiusmodi errores suos animadvertisse videtur. Sic, ut exemplo utar manifesto, p. 889, 3 pro ἐλθόντα ποιήσειν, ἀντείχετο in S. scriptum ἀντείχετο ἐλθόντα ποιήσειν nullis appositis lineolis.“ de class. 7 ist ἡμῖν Schreibfehler, den eine antiqua manus am Rande berichtigt; Bekker citirt nur jenes, was daher bei Turr. Aufnahme gefunden hat. ib. 11 liest man bei Bekker ὁμολογουμένους γρ. F. Y.: also mußte man glauben, Σ. habe, wie vulgo, ὁμολογοῦντας. Demosthenes dachte aber hier gewiß an Philipp, der, wenn auch von allen patriotischen Bürgern für einen Feind Athens gehalten, doch nicht dafür gelten wollte. Weil ib. 12 οὗτος

in Σ. pr. m. fehlt, durften es Turr. nicht weglassen; welche Furcht gemeint sei, mußte durch das Pronomen deutlich gemacht werden, und die Ergänzung rührt von einem antiquus corrector her. Wichtig ist ib. 16, daß ὀρφανῶν, nicht ὀρφανικῶν, die Handschrift hat; so werden ἐπίκληροι und ὀρφανοὶ als die Personen, denen keine bürgerlichen Leistungen obliegen sollten, von den κληρουχικὰ und κοινωνικὰ, den Verhältnissen der Kleruchen und Erben unterschieden. ib. 22 ist von Bekker weder die Lesart πλήρωσιν gefunden noch bemerkt worden, daß ὅθεν nach σαφὴς fehlt, was einst Funkhänel zur Annahme bestimmte, D. habe ἢ καὶ σαφὴς ὅθεν ἔσται geschrieben, und das sei = ἢ καὶ σαφὴς ἔσται καὶ ὅθεν ἔσται. Daß ib. 30 ἐν vor Μαραθῶνι stehe, berichten Vömel und Dindorf ausdrücklich, das Gegentheil mußte man aus Bekker's undeutlicher Note schließen: Μαραθῶνι γρ Υ. vulg. ἐν Μαραθῶνι. μαραθῶνι καὶ σαλαμῖνι S. et γρ. F. ib. 32 ist die Vulgata καὶ μὴν οὐδ' ἐκείνῳ συμφέρει ξένους κρατῆσαι dem Sinn entgegen, welcher nicht Einleitung eines neuen Gegenstandes, nur Wiederholung desselben Bedenkens in einer verschiedenen Beziehung enthält; das darum erforderliche οὐ μὴν κτἑ. müßte in den Text durch Correctur gebracht werden, wenn es nicht aus Σ. die neueren Vergleichungen zu Tag gefördert hätten. ib. 41 hat Σ. nicht ἅμα δὲ καὶ βασιλέα, sondern nur ἅμα δὲ βασ. Von alter Hand ist Rhod. 2 τὸ hinzugefügt, wodurch die Beziehung des Infinitivs zu ἐν deutlicher wird, es fehlt daher auch nicht bei Bekker, aber bei Turr. Die richtigere Wortstellung ib. 16 αὐτοῖς ὑμεῖς (i. e. non eorum adversariis) war früher nicht bekannt. Meg. 20 wird φήσειν oder φῆσαι ἂν statt der Vulgata φῆσαν erfordert; jenes gibt Σ., eines von beiden verlangte schon Dobree. Seltsam ist Benselers Explication von φῆσαι: convenit oratoris consilio magis, si dicit: puto vos idem iam vobiscum dixisse quam idem esse dicturos, postquam ego dixerim. Er konnte aber noch nicht wissen, daß in Σ. etwas anderes stand. ib. 24 war τοῦτο λυμαινόμενον bisher nur statt τοῦτο τὸ λ. In der Rede des Hegesipp für Halonnesos §. 7 blieben vordem unbemerkt die Lesarten πότερ' ὑμέτεραι statt πότερον ὑμ. und δύναται (für δύνηται), woraus also δυνήσεται zu machen kein Grund mehr vorliegt, 21, ἀπεδέχεσθε, das richtige tempus in Uebereinstimmung mit ἤκουεν, statt ἀποδέχεσθε, 31, die Stellung ἄγειν ἡμᾶς für ἡ. ἀ., wie auch 19 οὐχ οἷόν τε ὑμῖν ἐστιν für οὐχ οἷόν τέ ἐστιν ὑμῖν, nur ist im Text bei Dindorf ὑμῖν weggefallen, vgl. dagegen Praef. XIX. Daß de foed. Alex. 18. ταῦτα nach δίκαιον aus Aug. 1. einzufügen ist, wenn der Sinn nicht mangelhaft werden soll, ist klar, doch fehlte es in den bisherigen Ausgaben.

Wir kommen zu den Entdeckungen in Σ., welche Vömel allein gemacht hat; zu den bedeutendsten zählen: Ol. II, 14 fehlt καὶ vor ὅποι τις ἄν. Der Satz in seiner allgemeinen Faßung und als Parenthese zwischen die speciell auf Macedonien gehenden geschoben, läßt eine solche Anknüpfung nicht zu. Ol. II, 24 hat die Handschrift kein überflüssiges ἕκαστον neben καθ' ἕνα. Ol. III, 7 wird durch die Wortstellung πέπρακται νυνὶ τοῦθ' ὁπωσδήποτε der sonst hier zugelassene Hiat τοῦτο πέπρακται νυνὶ ὁπωσδήποτε vermieden. Dagegen ist nur in Σ. die gewiß vom Redner nicht verschuldete Härte ἱκανοὶ ὑμῖν stehen geblieben, wo das ὑμῖν ἱκανοί der vulg. zugleich viel kräftiger ist. Vömel bemerkt in Σ. lineolas ordinis restituendi apponere oblitus est corrector, und führt, als Pendant zu der oben von Dindorf behandelten Stelle Hal. 31 eine aus der Midiana an §. 11, wo περὶ τῶν κατὰ τὴν heißen soll κατὰ τῶν περὶ τήν. Als vorzügliche Verbeßerung des bisherigen Textes ist der Wegfall von γὰρ in dem Satz Ol. III, 21 καὶ τοὺς ἐπὶ τῶν προγόνων ἡμῶν λέγοντας ἀκούω, welcher sich dann rein copulativ anschließt, zu betrachten; nicht darum, weil die Vorfahren so gedacht haben, ist Demosthenes der eben ausgesprochenen Ansicht; er stellt sich nur darum frühern großen Staatsmännern an die Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 28. Oktober.

Nr. 52. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

ΔΗΜΟΣΘΕΝΟΥΣ ΑΙ ΔΗΜΗΓΟΡΙΑΙ. Demosthenis contiones quae circumferuntur cum Libanii vita Dem. et argumentis Graece et Latine.

(Fortsetzung.)

Ph. I, 51 wird man auch gern *ἥδιον εἶχον* gegen *ἥδιον εἶπον* eintauschen, welches sich nach *εἰπόντι* übel ausnimmt, auch paßt das tempus nicht recht. Ph. III, 1 fürchtet Demosthenes nur etwas zu sagen, was Lästerung scheinen könnte, daß er die Wahrheit sage, besorgt er nicht, er ist vielmehr ganz davon überzeugt und hält es für nöthig, sie zu bekennen. Darum muß *ἤ* hinter *ἀληθὲς δὲ* wegbleiben, und kann wenigstens auch nach *βλάσφημον* fehlen. Beachtet man die gleiche Wiederholung des *ἀληθὲς δὲ* sowohl nach dem *βλάσφημον* als nach dem *παράδοξον*, so wird man um so leichter sich von der Richtigkeit der von Vömel eingeführten Lesart überzeugen. Chers. 41 erhalten wir das bedeutsame *ἐάν ποτε συμβῇ τινι πταῖσμα* (sonst *ἐ. π. σ. τι πταῖσμα*, vgl. Aristoph. Ran. 606, 628, 663); ib. 61 ist *προσῆκεν οὕτω γιγνώσκειν* nicht nur dem Gedanken nach kräftiger, es wird auch der Hiatus in der Vulgata dadurch vermieden; durch die Interpunction wie in Turr. *ὡς οὖν — προσήκει, οὕτω γιγνώσκειν* zu helfen, hat den Uebelstand, daß die Construction so an großer Härte leidet. Symm. 4 begegnet man der beachtenswerthen Syntaxis von *πολεμεῖν* mit dem Accusativ, welche sich übrigens aus Dem. adv. Aristocr. 165 *μῆνας ἑπτὰ διήγαγεν ἡμᾶς πολεμῶν* und aus Din. adv. Dem. 36 *πολεμήσαντες τὴν πόλιν* nachweisen läßt. Rhod. 19 fügt der älteste Diorthote *τι* nach *συγκινδυνεύειν* hinzu; ib. 26 ist *Βυζαντίους* als Antithese zu den Selymbrianern und Athenern richtiger als *Βυζάντιον*, da sie handelndes Subject sind. Hal. 30 lehrt die Geschichte des Philokratischen Friedens die Nothwendigkeit von *ἐπηνωρθοῦσθε* und hiemit auch die Unrichtigkeit des vordem gelesenen *ἐπανορθοῦσθε*, was irrthümlich dem Σ. zugeschrieben wurde.

Anderes in Σ. kannte man zwar, verkannte es aber auch und gestattete ihm nicht den gebührenden Platz im Text. So Ol. I, 7 hat noch kein Herausgeber es gewagt, aus ihm drucken zu lassen *νυνὶ γάρ, ὃ πάντες ἐθρυλεῖτε, ὡς Ὀλυνθίους ἐκπολεμῆσαι δεῖν Φιλίππῳ, γέγονεν αὐτόματον*, und doch hat die zweite Person rhetorisch einen großen Vorzug vor *ἐθρύλουν*, und *ὡς* mit dem Infinitiv ist nicht ohne Beispiel, vgl. adv. Leoch. §. 53 *οὔπω ὁ διαμεμαρτυρηκὼς νῦν ἐγγέγραπτο ὡς δημότης εἶναι*. Ol. I, 11 durfte man *τῶν πρὶν ὑπαρξάντων* weil bestimmter und kräftiger nicht nur dem *ὑπαρξάντων* in Harl. Y., sondern auch der Vulgata *προϋπαρξάντων* vorziehen; *πρὶν* ist der erforderliche Gegensatz zu *τὸ τελευταῖον*. Ol. II, 14 sind die gegen *ἐν μὲν προσθήκῃ, μερίς ἐστιν οὐ μικρὰ* gehegten Bedenken schwerlich gegründet; *ἐν προσθήκῃ* ist additamenti loco wie *ἐν μισθῷ* mercedis loco. Für den Gebrauch von *μερίς* vgl. Mid. §. 70, 184. Ol. III, 10 bedurfte es nicht der Correctur *καθίσατε*

für *καθίστατε:* die *νομοθέται* sollen ein extra ordinem bestelltes Collegium sein, daher *καθιστάναι* richtiger als *καθίζειν* ist, vgl. Ar. Plut. 9, 7 *οὔκουν δικαστὰς ἐξεπιτηδὲς ἡ πόλις ἄρχειν καθίστησιν.* Das Imperfect macht keine Schwierigkeit; neben der Haupthandlung des *λῦσαι* hat das *καθιστάναι* weniger zu bedeuten. Merkwürdig ist Ol. III, 31 das in vielen Handschriften und von mehreren Rhetoren nicht erhaltene Asyndeton *χρήματα συμμάχους.* Wer hier *καὶ* einzuschieben vorzieht*), wie Dindorf, muß consequenterweise auch XVIII, 234 *ὁπλίτην δ' ἢ ἱππέα* oder *ὁπλίτην δὲ καὶ ἱππέα* schreiben, wo die besten codd. keine Partikel beifügen. Ol. III, 35 stand bisher zu lesen *πλὴν μικρὸν τὴν ἀταξίαν ἀνελών.* Aber V. erinnert, daß D. die *ἀταξία* nicht ein wenig oder nach und nach aufheben wolle, sondern durch nur kleine Abänderungen der Gesetze sie total aufzuheben gedenke, daher *μικρῶν*, was Σ. schon als Verbesserung erster Hand hat, allein richtig, und zu schreiben ist *πλὴν μικρῶν* (sc. *ἀφελὼν* und *προσθεὶς*), *τὴν ἀ. ἀνελών.* ib. müssen zu den *μηδὲν ποιοῦσιν* die *ποιοῦντες* den Gegensatz bilden, nicht die *ποιήσοντες*, da auch diesen als noch nicht thätigen, sondern nur zur Thätigkeit bereitwilligen vorerst noch kein Verdienst zukömmt. Ueberdies spricht D. nicht von der Gegenwart, wo alle noch nicht in seinem Sinne arbeiteten; er meint den Zustand, zu welchem sich Athen erst durch seine Anordnungen erheben sollte. *τὰ τῶν ποιούντων* war, wie Bekker vermuthet, wohl die pr. m. in Σ., wo *ποιησόντων* von einer sehr späten Correctur herrührt. Ph. I, 2 befolgte man bisher Bekker's Aenderung *ἐπεί τοι εἰ* statt *ἐπεί τοί γε εἰ*, was hier mit der kurzen Einwendung sed ipsa conditio effertur widerlegt ist. ib. 17 ist nicht recht zu begreifen, wie es kam, daß in allen edd. das kräftige *παραστῆσαι* (die Athener sollen unmittelbar auf die Anschauung des Gegners einwirken) dem schwächern *παραστῆναι* nachstehen mußte. ib. 40 behält V. *οὐδενὸς* aus Σ. bei, und vertauscht sein *ἀπολείπετε* nur mit dem richtigern *ἀπολείπεσθε.*

*) Westermann macht hier eine Ausnahme in seiner vorzüglichen bei Weidmann erschienenen Auswahl Demosthenischer Reden I, 50.

D. sagt dann mit scharfem Sarkasmus: „minime ignari estis belli in barbarorum morem gerendi". de pac. 5 ist *καὶ πόλεμον καὶ ἄδοξον καὶ δαπανηρὸν ἄρασθαι* gewiß der Vulgata vorzuziehen, wo *καὶ* vor *ἄδοξον* fehlt, doch hat früher nur Funkhänel sich dafür ausgesprochen. ib. 10 durfte niemand verkennen, daß die drei Kategorieen des *συμφέρον, δίκαιον* und *καλὸν* in dem Urtheil *οὔτε συμφόρως οὔτ' ἴσως οὔτε καλῶς προεῖσθε Φωκέας* aufgeführt sind und die Auslaßung der einen durch das schwächliche *οὔτε ἴσως καλῶς* der Macht des Vorwurfs großen Abbruch thut, demungeachtet findet man das Beßere bloß noch bei Dindorf. Vorzüglich ist die Restitution in Ph. II, 27: *ἀλλ' ὑμεῖς οἱ καὶ συνιέντες αὐτοὶ — ὡς ἐπιβουλεύεσθε, — ὥστε μηδὲν ἤδη ποιεῖν, λήσεσθ' ὡς ἐμοὶ δοκεῖ πάνθ' ὑπομείναντες*, wo für *ὥστε* (Σ. pr. m.) sich zwar schon Dobree erklärt hat, während alle edd. die Correctur *ἐκ τοῦ* vorzogen, *λήσεσθ'* aber unberücksichtigt geblieben ist, obwohl „oblivio priorum malorum praecipuum imprudentiae et desidiae signum" allein den Vorwurf bildet, welcher hier nach dem vorhergehenden erwartet wird. Chers. 23 ist Westermann*) der einzige, der Vömel in der Aufnahme von *οἱ — ἐξουσίαν διδόντες* (vulg. *εἰ — ἐξουσίαν — δίδοτε*) vorausging, er durfte sich nur nicht scheuen, auch *ἀκροᾶσθε* aus der besten Quelle hinzuzufügen. ib. 24 fand *λέξω μετὰ παρρησίας* bei Niemand Gnade; ib. 53 mochte ebenfalls kein Herausgeber *τὸ μηδὲν εἶναι* an die Stelle des viel schwächern *τὸ μηδὲν ἤδη* rücken. ib. 63 bedarf man des von Schäfer eingeführten *Θηβαίους τὰ νῦν* nicht mehr, da die Lesart *Θ. νῦν* aus Σ. feststeht, wie Turr. aus Bekker's Stillschweigen vermutet. Symm. 6 macht V. zu *ὑμῖν δ' οὐκ ἀδικουμένοις παρὰ τῶν ἀδικούντων καλόν ἐστι λαβεῖν ταύτην τὴν δίκην* die sehr richtige Bemerkung, daß *οὐκ* mit *καλὸν*, nicht mit *ἀδικουμένοις* zu verbinden sei, und wenn der Sinn dieses verlangen sollte, für die unrichtige Vulgata *οὐδ'* vielmehr *μηδ'* erfordert würde. ib. 32 ist *Ἑλληνικῶν* der allgemeine Ausdruck, der

*) Vermutlich mit Berücksichtigung der Rec. Funkhänels in Z. f. A. 1840, 1164.

Land und Leute, Leben und Freiheit Griechenlands zu bezeichnen dient; *Ἑλλήνων*, als minder umfaßender Begriff und als schwächere Lesart mußte verworfen werden. Rh. 23 ist *τοῦ βασιλέως* jetzt wieder aufgenommen statt des minder euphonen *τῶν β.* und ib. 32 die seltnere Construction *αἱ παρὰ τῶν μισθοδοτούντων αὐτοὺς* (für *αὐτοῖς*) *ὠφέλειαι*. Hal. 5 hat man bisher *μελλόντων* ausgelassen oder wenigstens durch unci verdächtigt; ohne Grund, da das folgende auf die Parteigänger Philipps bezügliche *καὶ πρὶν ὑπεσχημένων καὶ νῦν δὲ πραττόντων* als Anzeichen dessen was sie künftig thun werden, hingestellt ist, also auch für ihre zukünftige Handlungsweise der entsprechende Ausdruck nicht fehlen darf. ib. 10 ist *πολλάκις πανταχόσε* (statt *πανταχῶς*) eine zu bedeutende Variante: „mehr als einmal und nach allen Seiten hin sucht er sich seines Besitzes zu versichern", als daß man sie unter andern sich verstecken lassen dürfte. ib. 37 erinnert V. mit Recht an die Nothwendigkeit der Correctur *πότερον*, da *ὁ μὴν* und nicht *μὴν* ohne Artikel folgt. Der Fehler haftet an den frühern Ausgaben; nur in der annotatio steht bei Bekker *πότερος*] *πότερον* correctus S., die Correctur ist aber von der ersten Hand. ib. 40 erweist die Note die Entbehrlichkeit des in Σ. Vind. 1 fehlenden *τοῦ βωμοῦ* aus Arrian I, 11, Keil Syll. Inscr. Boeot. p. 87, 236 nach.

Auch einige Besserungen zweiter Hand sind von Wichtigkeit, insbesondere in Phil. III; bei der Behandlung dieser Rede scheint uns Vömel durchaus die rechte Mitte zwischen übertriebenem Conservatismus und zu raschem Ausscheiden eingehalten zu haben. Dindorf dagegen läßt hier alles stehen, bei Turr. ist zu viel weggeschnitten. An letzterem trägt einmal, §. 38, Bekker's Collation die Schuld, indem ihr zufolge auch die Worte *καὶ τοῖς προσέχουσι κατὰ τῶν προσεχόντων* in Σ. pr. m. fehlen sollen; dann wäre zu kahl zu *τὸν καιρὸν ἑκάστου τῶν πραγμάτων* die nähere Bestimmung *ὃν ἡ τύχη πολλάκις παρασκευάζει* hinzugefügt, auch der Gedanke selbst unrichtig: nicht oft, sondern immer schafft die *τύχη* den *καιρός*, D. mußte also noch kürzer sich faßen und sagen *ὃν ἡ τύχη π.* Daß aber der günstige Augenblick dem Nachläßigen gegen den Aufmerksamen zu Hülfe kömmt, geschieht nur hie und da. V. gibt, wie Westermann die Stelle in ihrer Integrität; ohne den schleppenden Zusatz *καὶ τοῖς μηδὲν ἐθέλουσι ποιεῖν κατὰ τῶν πάντα ἃ προσήκει πραττόντων*, welcher noch dazu dem *καὶ* vor *τοῖς ἀμελοῦσι* seine intensive Kraft entzieht. In §. 58 wird die Erzählung mit dem Satze *μετὰ ταῦτ' ἐξελήλακεν ἐκ τῆς χώρας δὶς ἤδη βουλομένους σώζεσθαι* fast räthselhaft abgekürzt, weshalb nicht aufzugeben ist, was Σ. sec. m. nebst den übrigen codd. darbietet *τότε μὲν πέμψας τοὺς μετ' Εὐρυλόχου ξένους, πάλιν δὲ τοὺς μετὰ Παρμενίωνος*. Gleiches ist zu sagen von der Ausführung §. 71 zu *τοὺς ταῦτα διδάξοντας ἐκπέμπωμεν πρέσβεις: πανταχοῖ, εἰς Πελοπόννησον, εἰς Ῥόδον, εἰς Χίον, ὡς βασιλέα λέγω. οὐδὲ γὰρ τῶν ἐκείνῳ συμφερόντων ἀφέστηκε τὸ μὴ τοῦτον ἐᾶσαι πάντα καταστρέψασθαι*, sie verleugnet auch nicht den Charakter des Demosthenischen Stiles. Wenigstens ist auf beide Zusätze die Hypothese Spengels anwendbar, welcher bekanntlich die Besorgung einer zweiten Herausgabe dieser Rede durch den Verfasser selbst annahm. Hingegen ist das allzu milde, zur Unzeit begütigende, dem Gang der Rede durchaus widerstrebende *ἴστε αὐτοί. τί γὰρ δεῖ περὶ πάντων ὑμῶν κατηγορεῖν κτέ — προσδεῖσθαι τίνος* sicherlich dem Demosthenes fremd. Keine später gemachte Erweiterung, sondern ein unentbehrlicher Bestandtheil der Rede von Anfang an ist aber in den §§. 6, 7 enthalten, welche mehrere Bearbeiter aus dem Text entfernt haben: bei näherer Untersuchung zeigt sich der beste Zusammenhang zwischen jenen §§. und dem vorhergehenden. Dem. sagt: „Die traurige Lage Athens, herbeigeführt durch die Sorglosigkeit vieler Staatsmänner, sollte alle zu dem Eingeständnisse nöthigen, daß man jetzt kriegen müsse, wo Philipp den Staat angreift. Doch ist dem leider nicht so, manche Bürger lassen sich von gewissen Rednern bestimmen zu glauben, die seien am Ausbruch des Krieges schuld, welche das Unrecht Philipps aufdecken. Gegen sie muß vor allen Dingen der Beweis geführt werden, daß es nicht mehr in der Macht Athens stehe, sich friedlich zu verhalten. Wer wollte das nicht gern? Aber der Feind hat die Waffen in der Hand und ködert uns nur mit dem Namen des Friedens." Eben so

wenig darf man einen Widerspruch darin suchen, daß §. 6 von den Parteigängern Philipp's die Rede ist, die für den Frieden sich erklären, §. 1 aber behauptet wird, alle müßten zugestehen, daß Philipps Uebermuth zu weit gehe und er dafür büßen solle. Denn auch jene würden durch eine ernste Ansprache zu einer entgegengesetzten Erklärung genöthigt werden, welche sie einstweilen für sich behalten, weil sie bei dem jetzigen Stand der Dinge sich besser befinden und populärer sind. Das *πάντων φησάντων γ' ἂν* ist also, wenn nicht eine sichere Vermutung, doch eine dem Redner gestattete Hyperbel. Der Ausfall aber in Σ. pr. m. hat wohl keine andere Ursache, als den von Spengel u. a. bereits bemerkten Gleichklang der Anfangsworte von §. 6 und 8. Nur ein einzelnes Wort, aber unseres Erachtens nicht zu entbehren ist *πρίασθαι* in §. 31, in Σ. von einem Corrector des 12. Jahrhunderts beigeschrieben. Der Satz *ὅθεν οὐδ' ἀνδράποδον σπουδαῖον οὐδὲν ἦν πρότερον* könnte nur den Sinn haben, daß man in gegenwärtiger Zeit gute Sclaven aus Macedonien habe, früher solche nicht existirten. Aber jetzt, wo niemand in Macedonien einzufallen wagt, bekömmt man überhaupt von dorther keine Sclaven; die, welche früher da eingehandelt wurden, taugten wenig; man sieht, der Begriff des Verbums kann nicht fehlen. Aehnliches ist der Fall §. 57, wo nach Σ. pr. *δὲ πάντα* von Funkhänel verdächtigt wird, V. bemerkt dazu: equidem potius etiam *μᾶλλον* delerem, quum vere dici non possit populum Eretriensem ad Philippum inclinasse. Demosthenes durfte hier amplificiren, läßt man aber *μᾶλλον* stehen, so ist der Satz defect und fremdartig: *ἀκούοντες δὲ τούτων τὰ πολλὰ μᾶλλον* (soll heißen: „Eretrienses sua sponte ad Philippum inclinantes auditis oratoribus *τοῖς Φιλιππίζουσι* magis etiam commoti sunt, ut se regi dederent").

Auffallend ist es immer, daß in dieser einen Rede die zweite Hand von Σ. so oft Richtiges gibt, während in den übrigen dies selten vorkömmt; etwa wie Chers. 53, wo *ὑπάρχει* beßer zu dem vorhergehenden *κάθησθε* paßt, welchem es zur Erklärung beigefügt ist, indem die Infinitive *πείθειν* — *νομίζειν* so in den gehörigen Gegensatz zu einander treten, der verwischt wird, wenn man mit dem Σ. pr. m. und den bisherigen edd. (außer Dindorf) *ὑπάρχειν* liest.

An einem Texte, welcher auf einer so trefflichen Grundlage ruht, findet die Conjecturalkritik glücklicherweise wenig zu thun; mehrere nur scheinbare Besserungen hat Vömel widerlegt. Dazu gehört Ol. I, 7, Dindorf's *βέβαιον — τὴν ἔχθραν*. V. erweist, daß D. *βέβαιος* als commune bloß da anwendet, ubi postponitur et notio per se intelligenda est, neque, ut Ol. II, 10, *δύναμιν βεβαίαν κτήσασθαι* arcte cum suo substantivo cohaeret. Uebrigens hat Dindorf hier in der neuen Ausgabe *βεβαίαν* beibehalten. Ol. II, 12 ist die Periode *ὅσῳ γὰρ ἑτοιμότατ' αὐτῷ δοκοῦμεν χρῆσθαι, τοσούτῳ μᾶλλον ἀπιστοῦσι πάντες αὐτῷ* nicht, wie Cobet glaubt (Var. Lect. 327), interpolirt, vielmehr würde ohne die entsprechende Apodosis Cobet's *ὅσῳπερ ἑτοιμότατ' αὐτῷ δ. χρ.* dem vorhergehenden nur in sehr schleppender Weise sich anschließen; daß es keine soloeke Syntaxis ist, thut V. aus D. adv. Polyd. 15 dar (*ὅσῳ γὰρ φιλοτιμούμενος ἄμεινον ἐπληρωσάμην τὴν ναῦν ἐρετῶν ἀγαθῶν, τοσούτῳ μοι πλείστη ἀπόλειψις ἐγένετο τῶν ἄλλων τριηράρχων*). Der Verfaßer der Rede gegen den Brief Philipps schließt freilich mit den Worten *ἅπας μέν ἐστι λόγος μάταιος πράξεων ἄμοιρος γενόμενος, τοσούτῳ δὲ μάλιστα ὁ παρὰ τῆς ἡμετέρας πόλεως, ὅσῳ δοκοῦμεν αὐτῷ προχειρότατα χρῆσθαι τῶν ἄλλων Ἑλλήνων*; aber da er die Form sehr umgeändert hat durch Versetzung des *τοσούτῳ* und den Zusatz *τῶν ἄ. Ἑ.*, reicht es nicht hin zur Tilgung des von Cobet angezweifelten Kolon, daß bei ihm dieses weggeblieben ist *).

(Fortsetzung folgt.)

*) Hiemit berichtigen wir zugleich das Neue Jahrb. f. Phil. und Päd. LXXIII, p. 172 Gesagte.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 30. Oktober.

Nr. 53. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

ΔΗΜΟΣΘΕΝΟΥΣ ΑΙ ΔΗΜΗΓΟΡΙΑΙ. **Demosthenis contiones quae circumferuntur cum Libanii vita Dem. et argumentis Graece et Latine.**

(Fortsetzung.)

Dasselbe summarische Verfahren wendet Cobet l. c. 326 sq. auf Ph. III, 12 an, der Deutlichkeit wegen wollen wir seine ganze Demonstration hersetzen: Exempla passim sunt obvia et proprie haec (ἐπισκέψομαι et ἐπεσκεψάμην) dicuntur de eo, qui aegrotantem visit sive medicus sive amicus est ad curandum aut consolandum. Uno exemplo utar, quia corruptus locus est et hinc emendatio confirmari potest. Legitur apud Demosth. p. 114, 24 τοῖς ταλαιπώροις Ὠρείταις τουτοισὶ ἐπισκεψομένους ἔφη τοὺς στρατιώτας πεπομφέναι κατ᾽ εὔνοιαν. πυνθάνεσθαι γὰρ αὐτοὺς ὡς νοσοῦσι (καὶ στασιάζουσιν ἐν αὐτοῖς). Codex Σ omittit ἐν αὐτοῖς, sed non est satis: periit mordacis dicti aculeus, addito importuno emblemate καὶ στασιάζουσι. Νοσεῖν de civitate dictum idem esse quod στασιάζειν nemo nescit. Sed haec erat Philippi εἰρωνεία, ut in νοσεῖν luderet ac se misisse diceret τοὺς ἐπισκεψομένους qui aegrotos inviserent et curarent. Vielmehr ist καὶ στασιάζουσι hier gerade nothwendig, um die Mischung von Metapher und Kyriolexie hervorzubringen und den Uebergang von jener zu dieser in den Worten συμμάχων δὲ εἶναι καὶ φίλων ἀληθινῶν κτἑ zu mildern, endlich um der Periode mehr Fülle und Klang zu geben. Dürfte nie der allgemeinere und abstracte Ausdruck neben dem bildlichen stehen, dann müßte öfter bei Demosthenes der Obelos angelegt werden, wie gleich in dieser Rede §. 28 οὕτω κακῶς διακείμεθα καὶ διορωρύγμεθα κατὰ πόλεις man κακῶς δ. καὶ auszumärzen hätte. So darf man sich auch von Cobet nicht verblüffen lassen, wenn er l. c. den Leser fragt: num minus manifesta haec videntur: 20, 28 (Ol. II, 9) μικρὸν πταῖσμα ἅπαντ᾽ ἀνεχαίτισε (καὶ διέλυσε), verbum acre et vehemens et splendida metaphora tamquam nube obscuratur a languido et insipido verbo διέλυσε. Non legisse in suo libro Harpocrationem satis apparet apud ipsum in v. ἀνεχαίτισεν. Desgleichen sagt er p. 375 turpe apud Dem. emblema deprehenditur in verbis ἅπαντ᾽ ἀνεχαίτισε (καὶ διέλυσε). Aber Harpokrations Artikel beweist durchaus nicht, daß die eingeklammerten Worte ihm unbekannt waren, und worin das languidum oder gar insipidum von διέλυσε bestehe, ist auch nicht einzusehen; V. erinnert an andere von Cobet p. 375 citirte ähnliche Beispiele, „quae omnia resecare audacis esse nobis videtur". Symm. 3, wie Meg. 22 nimmt er sich ebenfalls gegen Cobet (V. L. 212) der Phrase πόλεμον s. πολεμεῖν αἱρεῖσθαι an, wofür beidemale auch Dindorf ἄρασθαι corrigirt hat, aber αἱρεῖσθαι est magis arbitrii, illud accidere potest necessitate coactis. Verbesserungsversuche ältester und neuester Zeit von cod. F. an bis Dobree, welche Symm. 24 zu παράδοξον — οἶδα λόγον, ὃν μέλλω λέγειν angestellt wurden,

scheitern an der einfachen Observation, daß das Particip, welches von *οἶδα* abhängt, hinzuverstanden werden kann, vgl. Prolegg. gramm. §. 96. Den etwas grellen Uebergang von der ersten zur zweiten Person in Hal. 8 *πῶς ἡμεῖς οὐχ ὁμολογοῦμεν, ὡς ὅταν ταῦτα διαπράττησθε, τῶν ἐν τῇ ἠπείρῳ ἁπάντων ἀφεστήκατε* haben ebenfalls schon Kritiker, welche älter als unsere codd. sind, verwischt durch die leichten Aenderungen *ὑμεῖς* und *ὁμολογουμένως*, und diese sind in allen bisherigen Ausgaben recipirt. Aber vergleicht man Ph. I, 44 und Lys. XXXIV, 11, dann ist an der Berechtigung der jetzt von B. vorgenommenen Restitution nicht weiter zu zweifeln. In der Rede de foed. Alex., wovon Σ nur wenige §§. hat, unterscheidet sich die neue Recension von der frühern durch consequentes Festhalten an Augustanus I. (Mon. 485), man sehe §. 10 *καταλύωσι*, 13 *μετέχειν νόμων — μόνον αὐτῶν, ἀτόπου καὶ μεγάλης*, 15 *τὸ δ᾽ ἔτι καταγελαστότατον*, was nur darum mit andern vertauscht wurde, weil man *ἔτι* allein mit dem Adjectiv verband, statt es im Sinne von praeterea zu fassen; §. 16 behält B. *ἐπὶ πολέμῳ ἐπὶ μηδεμίαν πόλιν* bei mit Hinweisung auf die Inschrift des Nausinikos, wo man liest *ἐάν τις ἴῃ ἐπὶ πολέμῳ ἐπὶ τοὺς ποιησαμένους τὴν συμμαχίαν*, weiterhin ist ib. *κατῆγεν* richtiger als *κατήγαγεν*, da das Verbum nicht bloß auf den Paedotriben, sondern auch auf andere Exilirte zu beziehen ist; §. 28 durfte nicht nach H. Wolf *ἐξέσεσθαι* corrigirt werden; mit *καὶ τοῦτο ἔξεσται* beginnt, was den neuern Herausgebern entgieng, ein neuer Gedanke, also auch ein selbständiger Satz.

Daß übrigens in Σ ein ganz unversehrter Text vorliege, behauptet auch Vömel nicht; vgl. das interessante Capitel de praestantia et de vitiis codicis, p. 223—238. Er hat sich daher selbst zu mehreren Emendationen veranlaßt gesehen, die uns sämmtlich den Charakter völliger Evidenz zu tragen scheinen. So Ph. III, 65 *μηδὲν ὑμῖν ἐνὸν* statt *μ. ἐν ὑ. ἐ.*; jenes entspricht dann dem *τοῖς ὅλοις ἡττᾶσθαι* (§. 64); Chers. 5. *ἔστι δὲ τόδε*, wo alle codd. das Pronomen nicht haben, es ist unentbehrlich. Die von Funkhänel angenommene Anakoluthie, daß Demosth. *εἰρήνην ἄγειν* hinzusetzen wollte, dann aber durch den Zwischensatz *εἰ μὲν — ἐφ᾽ ἡμᾶς* zu einer andern Construction *οὐκέτι — ἀκτέον* überzugehen sich bestimmen ließ, ist wegen der Bedeutungslosigkeit der Protasis *ἔστι δὲ* zu verwerfen. Eine vorzügliche Verbesserung finden wir Symm. 29, wo man vulgo liest *οἶδε μέν γε τριακοσίαις τριήρεσιν, ὧν ἑκατὸν παρεσχόμεθ᾽ ἡμεῖς, τοὺς προγόνους αὐτοῦ χιλίας ἀπολέσαντας ναῦς*. Dann würde Demosth., der XVIII, 238 von zweihundert Trieren weiß, sich selbst widersprechen: mit Bezug auf Herod. VIII, 44 hatte deshalb V. früher (Programm von Ostern. 1842) den Ausfall des Zahlzeichen *π* vermuthet; jetzt hält er für wahrscheinlicher, daß *αἷς πρὸς τὰς τῶν ἄλλ* weggefallen sei und so aus der Endsylbe von *ἄλλων* das Relativ entstand. Dann braucht *διακοσίαις* (Σ) nicht in *τριακοσίαις* verändert zu werden. Rhod. 33 wird das von H. Wolf eingesetzte *ἔξειν* beseitigt durch eine dem Sprachgebrauch viel angemessenere und zugleich minder gewaltsame Emendation, V. schreibt nämlich *νῦν δὲ τῶν μὲν συμμάχων τοὺς τὸν αὐτὸν ἐχθρὸν καὶ φίλον ὑμῖν ὀμωμοκότας νομίζειν εὐνουστάτους — ἡγεῖσθε*, also *νομίζειν* für *νομίζετε*, mit Vergleichung von Thuc. I, 44, 1; III, 70, 4; III, 75, 1; VII, 33, 6; Xen. Hell. II, 2, 20, V, 3, 26; Anab. II, 5, 12. Es scheint, daß jemand das *νομίζειν* so abänderte, um ein Correlat zu *ἡγεῖσθε* zu erhalten, dessen es durchaus nicht bedarf. Meg. 11 trifft Dindorf in der Correctur von *βοηθήσαντας ἂν* (*βοηθήσοντας ἂν* haben alle codd.) mit V. zusammen. Die Partikel darf nicht fehlen, weil die Spartaner nur unter der Bedingung zum Wiedergewinn von Oropus den Athenern verhelfen, daß diese sich mit ihnen gegen Megalopolis verbinden. Sehr einleuchtend ist V's. Bemerkung ib. 14 gegen *ἀεί*, weil Dem. nur von den drei oben angeführten Fällen spricht und die Negation, wenn auch etwas weit abstehend verbunden werden muß mit *ἕν τι καὶ ταὐτὸ βουλομένη πράττειν*, das *ἀεὶ* aber hebt die concrete und specielle Beziehung zu jenen drei Beweisen athenischer Großmuth auf. Hal. 28 verbessert V. *οὐκ ἀλλοτρίας* in *ὡς ἀλλ.*, was in §. 42 seine Bestätigung findet. ib. 20 hat er, wie Dindorf, sich für *ἐπὶ ξένια ἐκαλεῖτε* entschieden, wenn ihm auch nicht, wie Cobet *ἐπὶ ξενίᾳ* und *ἐπὶ ξε-*

νίαν καλεῖν für ganz unrichtig gilt, siehe Curtius Inscr. Att. 14, Keil Inscr. Boeot. 27, Xenoph. Cyrop. II. 3, 10. Zu Ph. I, 22 erklärt er sich zwar für Beibehaltung von *διότι — πολίτας τοὺς στρατευομένους* = „warum ich will, daß die erwähnten Streiter Bürger sein sollen", fügt jedoch hinzu: Attamen non repugnarem, si bonus codex praeberet *πολίτας συστρατευομένους* sine articulo. Auch Ref. wünschte ehedem *πολίτας τοῖς στρατευομένοις παρεῖναι* oder *π. τῶν στρατευομένων εἶναι*, weil im folgenden §. Demosth. wirklich die Forderung stellt *πολίτας δὲ παρεῖναι καὶ συμπλεῖν*, aber eben darum brauchte er keine Mißdeutung zu befürchten, wenn er vorher so absolut und ausschließlich sagte *πολίτας τοὺς στρ. εἶναι*, sie bildeten ja den Kern des projectirten Heeres, ohne den Alles darunter und darüber gieng. Also bedarf es hier durchaus keiner Abänderung.

Für die Lesart des Σ möchten wir auch Ol. I, 8 und 15 noch eine Fürsprache einlegen. Dort hat jetzt B. in Uebereinstimmung mit Cobet V. L. 32, 307 sq. *παρῆσαν* geschrieben statt *παρῆσαν*, zugleich aber dessen weitergehende Angriffe auf *παρεῖναι εἰς τοὺς πολλούς, εἰς τὴν ἐκκλησίαν* widerlegt p. 159. Es wäre indes noch zu untersuchen, ob *παρῆσαν* l. c. im Sinne von *παρεληλύθεσαν* sich nicht noch mehr zum Ausdruck eines wider Erwarten und plötzlich sich darbietenden Vortheils eignete. Die Athener waren von ihrer glücklichen Expedition aus Euböa gerade heimgekehrt, als die Gesandten von Amphipolis auf der Rednerbühne standen, um sie zur Besitznahme ihrer Stadt zu bewegen. Ol. 15 scheint es nicht gerathen, *ἄν*, was freilich von Dobree, Dindorf, Sauppe, Westermann u. a. ebenfalls verworfen worden, wegzulassen; denn dieser Satz *ἂν ἐπὶ πολλῷ φανῶμεν ἐρραθυμηκότες καὶ ἅπαντα πρὸς ἡδονὴν ζητοῦντες* ist eine Erweiterung gegenüber dem *ἐπὶ τοῖς μεγάλοις τόκοις μικρὸν εὐπορήσαντες χρόνον*, er besteht aus zwei Gliedern, wie der der Apodosis *ὕστερον καὶ τῶν ἀρχαίων ἀπέστησαν* entgegengesetzte *πολλὰ καὶ χαλεπά, ὧν οὐκ ἠβουλόμεθα, ὕστερον εἰς ἀνάγκην ἔλθωμεν ποιεῖν κινδυνεύσωμεν περὶ τῶν ἐν αὐτῇ τῇ χώρᾳ* ebenfalls aus zweien; dies ist durch die Wiederholung von *ὕστερον* bemerklich gemacht; *ἅπαντα πρὸς ἡδονὴν ζητοῦντες* soll mit diesem Nachsatz nicht verschmolzen werden, was aber geschieht, wenn man *ἂν* streicht. Wir übersetzen: ich fürchte — daß, wenn auch wir so um hohen Preis vor aller Welt unserer Gemächlichkeit nachgegeben und nur gesucht haben, unserer Vergnügungssucht zu fröhnen" ꝛc. Beiläufig bemerkt, ist auch Symm. 4 die Partikel nicht zu entbehren, und die aus §. 5 wie Lept. 25 angeführten Stellen können die Richtigkeit von *καὶ συμμαχῆσαι* (statt *κἂν σ.*) schwerlich darthun. In ähnlicher Weise erscheint die Weglassung von *εἰ* nach *ἀλλ'* in Ph. II, 27 als große Härte, die zu rechtfertigen Citate wie Androt. 17, de pac. 15 ebenfalls nicht ausreichen.

Gute Vorschläge anderer Kritiker, welche Bömel aufgenommen hat, sind Ph. II, 16 *πάντα, ἅ τις πραγματεύεται* (*ἐκ πάντων* muß auf *δῆλός ἐστι* bezogen und mit *συντάττων* verbunden werden, wenn dies nicht in sehr schwerfälliger Weise nachschleppen soll) von Förtsch; Chers. 50 *μήτε δοκεῖ, τοὐναντίον τε* von Funkhänel (sonst *μηδὲ — τοὐναντίον τε*, aber der so auf *μηδὲ* fallende Nachdruck liegt nicht im Sinne des Redners); Ph. I, 33 *τὸν λόγον ἀπαιτοῦντες* für *τ. λ. ζητοῦντες* von Cobet, früher wurde die unclassische Phrase *τὸν λόγον ζητεῖν παρά τινος* von Niemanden beanstandet; Ph. III, 46 wird von Benseler das Marginale *ἐκ τοῦ γραμματείου ἀναγιγνώσκει* auf die §. 42 angeführte *στήλη* bezogen, und verschwindet bei B. mit Recht ganz aus dem Text. Es wäre sehr sonderbar, wollte D. den Athenern aus officiellen Acten Belege ihrer Gleichgiltigkeit und Nachlässigkeit vorlegen, statt, was er sonst überall thut, solche in der Rede selbst vorzubringen. Es handelt sich überdies zunächst hier von der Nachsicht, welche man zu Athen Leuten angedeihen ließ, die der Bestechlichkeit verdächtig waren; was sollen aber von diesen die Archive aufbewahrt haben? Ph. III, 70 rührt *ἐρωτήσας* (für *ἐρωτήσων*) wieder von Cobet (V. L. 93) her.

Rhod. 18 ist nach Schäfers Vorschlag *ὀλίγοι τοῖς πολλοῖς* der nöthigen Uebereinstimmung mit dem folgenden *ζητοῦντες ἄρχειν τοῖς μετ' ἰσηγορίας ζῆν ᾑρημένοις* wegen geschrieben; Meg. 11 wird Bense-

des κομίσασθαι τὸν Ὠρωπὸν gebilligt, aber nicht aufgenommen; um dem Hiat zu entgehen, wird der Redner hier und §. 16 den Artikel gesetzt haben, den er §. 18 wegläßt. Demselben Zweck dient auch die von Benseler vorgeschlagene Umstellung Ph. I, 37 ἀναλίσκομεν εἰς τὸ παρασκευάζεσθαι, wo wiederum V. für sicherer hielt, die hergebrachte Wortfolge beizubehalten. Man müßte consequenter Weise mehrere Stellen nach dieser Norm verändern; z. B. Ol. I, 4 καὶ αὐτὸν πανταχοῦ παρεῖναι, welcher Correctur V. begegnet, wenn er erklärt „ego praefero pausam inter πανταχοῦ et αὐτὸν in tam graviter dicto. Dasselbe Mittel will er Ol. I, 28 bei καρπῶνται ἀδεῶς und Ol. II, 22 ὁρῶ ὑμῖν ἐνούσας angewandt wissen. Sollte aber der Hiatus nicht gerade durch seine seltene Anwendung eine eigenthümliche Wirkung da hervorgebracht haben, wo D. ihn zuzulassen für gut fand? V. erkennt diese selbst an in Symm. 26, an welcher Stelle er absichtlich πρότερον δὲ οὔ, nicht πρότερον δ' οὔ aus Σ schreibt, und Rh. 15 εἰ οἷόν τε τοῦτ' εἰπεῖν τῷ συναγορεύοντι τῇ σωτηρίᾳ αὐτῶν ist mit Benselers τῇ αὐτῶν σωτηρίᾳ wenig oder nichts gewonnen.

Einige andere Vorschläge verdienten vielleicht mehr Berücksichtigung, als ihnen bis jetzt zu Theil geworden ist. Ol. III, 33 will Cobet ἀσθενοῦσι entfernen; gewiß ist ἃ τοῖς ἀσθενοῦσι παρὰ τῶν ἰατρῶν σιτίοις διδομένοις ἔοικεν eine schwerfällige Construction, mag man nun ordnen ἃ σιτίοις διδομένοις τοῖς ἀσθενοῦσι π. τ. ἰ. oder ἃ τοῖς σιτίοις διδομένοις τοῖς ἀσθενοῦσι π. τ. ἰ. ἔοικεν. Um letztere Art zu vertheidigen und die Ellipse des einen Artikels zu belegen, reicht Dem. XVIII, 45 οἰομένων — διὰ τῶν ἑτέρων κινδύνων τὰ ἑαυτῶν ἀσφαλῶς σχήσειν nicht aus, da ἑτέρων den Artikel nicht erfordert, im nom. würde man οἱ ἑτέρων κίνδυνοι ohne Anstand lesen (vgl. Ph. III, 29 τὸν χρόνον κερδᾶναι τοῦτον, ὃν ἄλλος ἀπόλλυται ἕκαστος ἐγνωκώς); daß aber ἀσθενοῦσι nicht fehlen dürfe als „gravissimum meritoque propositum loci vocabulum“ bezweifeln wir darum, weil dieser Begriff schon in den σιτία παρὰ τῶν ἰατρῶν διδόμενα enthalten ist. Die Gesunden bedürfen ja des Arztes nicht, sondern die Kranken. Aehnlich hat sich, wie Ref. eben erst bemerkt, Dindorf ausgesprochen, Praef. XV. Sehr probabel ist auch Cobets Ausspruch über de pac. 6: „Harpocratio numquam scripsisset πρυτανεύοντα ἀντὶ τοῦ διοικοῦντα, si in suo Demosthene legisset p. 58, 18 καταδεῖν τὰ παρ' ὑμῶν (διοικοῦντα) Φίλιππον (καὶ) πρυτανεύοντα, nam hunc ipsum locum indicat, welchen V. einfach anführt, ohne weiteres darüber zu sagen. Desgleichen wird man sehr versucht sein, Cobet beizupflichten, wenn er Chers. 43 καὶ τῆς δημοκρατίας für ein Glossem hält; diese Ansicht wird durch das aus Rhod. 17 beigebrachte Exempel: ὁ πόλεμος — πρὸς — τὰς ὀλιγαρχίας ὑπὲρ μὲν τούτων οὐδενός, ὑπὲρ δὲ τῆς πολιτείας καὶ τῆς ἐλευθερίας nicht widerlegt, Harpokration aber s. v. πολιτεία kann recht wohl an unsere Stelle gedacht haben, wenn er schrieb ἰδίως εἰώθασι τῷ ὀνόματι χρῆσθαι οἱ ῥήτορες ἐπὶ τῆς δημοκρατίας. Des Zusatzes bedarf es um so weniger, als oben D. §. 40 gesagt hat οὐδενὶ μέντοι μᾶλλον ἢ τῇ πολιτείᾳ πολεμεῖ und weiterhin in derselben Beziehung §. 41 οὐδὲν ἔστ' αὐτῷ βεβαίως ἔχειν, ἕως ἂν ὑμεῖς δημοκρατῆσθε.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 2. November.

Nr. 54. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

ΔΗΜΟΣΘΕΝΟΥΣ ΑΙ ΔΗΜΗΓΟΡΙΑΙ. Demosthenis contiones quae circumferuntur cum Libanii vita Dem. et argumentis Graece et Latine.

(Schluß.)

De pac. 17 hat V. die Conjectur von Reiske *σῶς τ' εἶναι* aufgenommen, im Σ steht *ωστ εἶναι* (sic) und *ὥστε εἶναι* könnte an und für sich beibehalten werden, vgl. Aehnliches, wie VIII, 17, IX, 56, XX, 22 bei Demosthenes, wo *εἶναι* die prägnante Bedeutung des Fortbestehens hat, aber hier, wo *ἀλλὰ σῶς μὲν εἶναι πάντες ἂν βούλοιντο ἕνεχ' αὑτῶν, κρατήσαντας δὲ τοὺς ἑτέρους δεσπότας ὑπάρχειν αὑτῶν οὐδὲ εἷς* folgt, fühlt man die Nothwendigkeit einer Rückbeziehung auf denselben Ausdruck, welchen auch seinerseits *κρατήσαντας* wiederholt. Indessen erhebt sich hier die Frage, ob es einer wiederholten Interpretation von *ἄχρι τῆς ἴσης* bedarf, wie V. glaubt, und nicht vielmehr die in den Adversativsatz gelegte Erklärung hinreicht, also Dindorf Recht hatte, die unci anzubringen bei *σῶς τ' εἶναι καὶ κρατεῖν τῶν ἄλλων*. Daß derselbe aber *σῷ μὲν εἶναι — βούλοιντο* verlangt, und über dem Gelüste, eine grammatische Seltenheit anzubringen, nicht gewahr wird, daß hier der Accusativ stehen muß, ist sehr merkwürdig. An unsere eigene in diesen Blättern 1849, Nr. 213, p. 750, 753 gemachte Bemerkung über Ol. I, 19 dürfen wir wohl erinnern, weil sie nicht weiter berücksichtigt worden ist, uns aber fortwährend gegründet scheint, nämlich daß, wenn Dem. den Einwurf *σὺ γράφεις ταῦτ' εἶναι στρατιωτικά* sich machen läßt, und mit *μὰ Δί' οὐκ ἔγωγε* darauf antwortet, er nicht vorher gesagt haben kann, *ἔστιν χρήμαθ' ὑμῖν — ὅσα οὐδενὶ τῶν ἄλλων ἀνθρώπων στρατιωτικά*, sondern letzteres Wort weglassen mußte. Daß der Staatsschatz großentheils für die Kriegskosten, als seiner ursprünglichen Bestimmung, verwendet werden sollte, deutet er allerdings mit *τοῖς στρατευομένοις ἀποδώσετε* an, das reicht aber auch hin, und der Redner hat nicht nöthig, den Widerspruch zu begehen, daß er erst die *χρήματα* als *στρατιωτικὰ* bezeichnet und dann doch nicht decretiren will, daß sie *στρ.* sein sollen, obwohl sie es nach seiner Erklärung wirklich sind. Auch der Zusatz §. 20 *καὶ ταῦτ' εἶναι στρατιωτικὰ* dürfte eher für eine nur durch Versehen entstandene Wiederholung derselben Worte in §. 19 gelten, und darum nach Dobree's, G. Hermann's, Sauppe's und Dindorf's Ansicht getilgt, als mit Vömel und J. Bekker, welche nur *ταῦτα* weglassen, beibehalten werden. Ferner wird man kaum läugnen können, daß Ol. III, 27 *οἷς* vor *τὰ μὲν ἄλλα σιωπῶ* etwas gezwungen ist, indem es sonderbar sich ausnimmt, wenn D. seinen Feinden zu lieb vieles verschweigen will, und kann *σοὶ σιωπῶ* den Sinn haben = Dir soll ich schweigen, weil Du es verlangst? so ist davon doch *οἷς τὰ ἄλλα σιωπῶ* wesentlich verschieden; auch hat Dionysius dies *οἷς* nicht; es mag aus *χρωμένοις οἷς* heruntergerathen sein. ib. tritt *ἐξὸν ἡμῖν καὶ τὰ ἡμέτερ' αὐτῶν ἀσφαλῶς ἔχειν καὶ τὰ τῶν ἄλλων δίκαια*

βραβεύειν unserem Gefühl nach richtiger als Antithese dem Hauptsatz ἀπαστερήμεθα — ἠσχήκαμεν gegenüber, als daß es sich den vorausgehenden Sätzen als coordinirtes Glied anschließt, deren Inhalt es ebenso als Folge zusammenfaßt, wie es der concreten Darstellung der schlimmen Gegenwart einen denkbaren Zustand besserer Art entgegensetzt. Deshalb wird, abermals nach Dionysius und Anecd. Bekk. 136, das δ' nach ἐξὸν zu streichen sein; die Construction kann hier weniger als der Gedanke entscheiden. Ol. III, 29 scheint die Vergleichung mit Chers. 66 die Einfügung von ταχὺ zu empfehlen, wenn es auch in Σ weggeblieben ist. Aristocr. 209 kann nichts beweisen, weil dort ταχὺ vor εὔποροι aus mehr als einem Grund fehlerhaft wäre. Für τὸ μὲν πρῶτον würde §. 30 τὸ μὲν πρὸ τοῦ gewiß deutlicher sein; um jenes zu vertheidigen, sind die Stellen Phil. II, 16 und Isaeus XII, 10 nicht ähnlich genug. Ph. I, 18 scheint D. εὐκαταφρόνητον ἔσται geschrieben zu haben, da die Rüstung erst noch gemacht werden soll. Das Futurum hat, freilich neben andern ganz verwerflichen Varianten Hermogenes περὶ τῶν στάσεων pag. 51 ed. Walz. In derselben Rede sehen die Sätze §. 47 κακοῦργον μὲν γάρ ἐστι κριθέντ' ἀποθανεῖν, στρατηγοῦ δὲ μαχόμενον τοῖς πολεμίοις und §. 49 ἀνοητότατοι γάρ εἰσιν οἱ λογοποιοῦντες wie interpretamenta aus, was Dobree und nach ihm Cobet (in der oratio de arte interpretandi grammatices et critices fundamentis innixa p. 140) bemerkten; letzteren hat Vömel nicht angeführt. Für ein solches möchten wir auch den Zusatz Symm. 40 ἢ ἀκουσίου (so Σ) halten, nebst dem vorangehenden ἤτοι τινὸς ἑκουσίου, da der διαλλακτὴς an sich es ist, den die Griechen nöthig haben, seine größere oder geringere Bereitwilligkeit aber nicht in Betracht kommt, um so weniger, als der König von Persien diese Rolle immer gern übernahm. ib. 37 ist an der Richtigkeit der aus Σ recipirten Lesart εἴγ' ὁμόθυμον (statt ὁμοθυμαδὸν) ἦν μετὰ πάντων noch zu zweifeln, weil die Construction auffällt, und die antiqua manus, die in Σ manchen Fehler tilgte, auch hier αδ übergeschrieben hat. Eine große Härte hat sich der Verf. von de foed. Alex. erlaubt, wenn er §. 30 schrieb διεβεβαιωσάμην ἄν, ὡς τοῦθ' ἡλικίας ἔχων ἅμα καὶ τῷ δικαίῳ ἡμᾶς ἀνεγκλήτως καὶ τοῖς καιροῖς ἀσφαλέστατα χρήσασθαι τοῖς ἐπὶ τὸ συμφέρον κατεπείγουσιν, indem das ἂν von seinem Infinitiv χρήσασθαι sich so weit entfernt, wo es so leicht war, dasselbe hinter ἀσφαλέστατα, zu setzen, und der Zwischensatz zu διεβεβαιωσάμην gehörig ὡς τοῦθ' ἡλικίας ἔχων die Partikel von χρήσασθαι ganz losreißt: weit erträglicher ist die Construction in Xen. Hell. VI, 1, 9, wo dergleichen nicht stattfindet, daher dieser von V. zugezogene Beleg nicht genügt, um die Authenticität der handschriftlichen Lesart zu sichern.

Mehreremale hat V. einen richtigern Sinn oder eine kräftigere Form des Ausdrucks bloß mittelst Aenderung der bisherigen Interpunction hergestellt; z. B. Ol. II, 3, wo durch das Kommazeichen nach ἡμῖν δ' οὐχὶ die Worte καλῶς πεπρᾶχθαι eine mit eigenthümlichem Nachdruck an den Schluß des Satzes gestellte Exposition des allgemeinern ὅσ' ἂν εἴποι τις ὑπὲρ τούτων bilden, welche das bittere Gefühl von Philipps Ueberlegenheit stark hervorhebt; dagegen leidet das übliche ἡμῖν δ' οὐχὶ καλῶς πεπρᾶχθαι an einer gewissen Mattigkeit. Darnach mußte sich die Uebersetzung richten, welche in der frühern Ausgabe lautete: quamobrem? quia quicquid ea de re dixeris, id ut illi aliquid parere laudis sic a nobis non praeclare administratum esse videtur, jetzt aber: quamobrem? quia quidquid iis de rebus dixeris, id illi neque autem vobis parere laudem videtur, praeclare administratum esse. Mit Recht bemerkt die Note zu Ph. I, 27: post ἱππαρχεῖν vulgo est signum interrogationis. acerbior est irrisio sine interrogatione. Gezwungen war bisher ib. 33 die Verbindung ἐντελῆ πᾶσαν τὴν δύναμιν, da vielmehr ἐντελῆ zu τἆλλα gehört und πᾶσαν τὴν δύναμιν zu νόμῳ κατακλείσητε. ib. 36 ist die bereits von Fritzsche Qu. Luc. 135 angegebene Interpunction nach πότε (sc. ἔσται), welche bei den früheren Herausgebern keine Beachtung gefunden hat, benützt: τίς χορηγὸς ἢ γυμνασίαρχος τῆς φυλῆς πότε, καὶ παρὰ τοῦ καὶ τίνα λαβόντα τί δεῖ ποιεῖν, statt τίς χ. ἢ γ. τ. φυλῆς, πότε καὶ παρὰ τοῦ κτἑ.; man sieht, dem ersten Glied beigefügt hat πότε Sinn, dem zweiten zugeschoben eigentlich keinen. Chers.

16 wird eine logisch richtigere Distinction, welche zugleich der Periode den Ausdruck conciser Schärfe gibt, dadurch gewonnen, daß ein Kolon vor *ἀμυνεῖσθαί φησι* tritt; hängt *ἀλλ' εἴγ' ἐκ τῆς ἐπιστολῆς δεῖ σκοπεῖν ἧς ἔπεμψε πρὸς ὑμᾶς* mit *ἀμυνεῖσθαί φησι τοὺς ἐν Χερρονήσῳ* wie vulgo zusammen, so erhält man statt der picanten Ellipse von *δῆλόν ἐστι* nach *ἀλλ'* einen lästigen Pleonasmus in *φησι*: es müßte dann heißen *ἀμυνεῖται*. ib. 29 schleppt *ταῦτ' ἐστὶν* mit der Ellipse von *ἱκανά*, statt daß es mit *ταῦτ' ἦν* verknüpft, eine Steigerung hervorbringt: Das ist Sache des Vernünftigen, das sollte es sein; mit Hinblick auf die, welche für verständig gelten wollen und es doch nicht durch ihre Vorschläge beweisen. Freilich könnte man dies *ταῦτ' ἐστὶν* oder, wie die codd. außer Σ haben, *ταῦτ' ἐστὶν ἱκανά*, allenfalls auch für eine erklärende Erweiterung zu *ψήφισμα εἰσαγγελία πάραλος* halten. ib. 35 ist *ἀνάγκη φάσκειν — ταῦτα* nicht Nachsatz, sondern Parenthese, womit D. die fingirte Rede der Griechen unterbricht; also auch nicht volle Interpunction, wie in andern Ausgaben nach *ταῦτα* anzubringen. de pac. 31 hat V. den Hiatus dadurch gemildert, daß *ἐδόκει* wie ein Zwischensatz von *εἶναι* und dem vorausgehenden *αὐτοῖς* geschieden ist; Ph. II, 18 der überladenen Periode *ἐπὶ τῇ πόλει θεραπεύει τινὰς Θηβαίους καὶ Πελοποννησίους τοὺς ταὐτὰ βουλομένους τούτοις* ihre Schwerfälligkeit benommen, indem er *ἐφέστηκεν ἐπὶ τῇ πόλει* verbindet. Chers. 17 gehört *νὴ Δία* zu dem Bescheid, welchen der interlocutor gibt, wie das folgende *μὰ Δία* zeigt; Meg. 9 verhindert die genauere Interpunction *παραινούντων τούτων καὶ μή, βοηθητέον* Undeutlichkeit und ib. ist nach der indirekten Frage *ποτέραν τὴν ἀρχὴν — ὑπὲρ Μεσσήνης* mit Recht kein Fragezeichen angebracht (vgl. den ähnl. Fall Ol. I, 24); ib. 11 muß *νῦν* mit dem folgenden verbunden werden, so verstärkt es, wozu auch das Hyperbaton beiträgt, den Gegensatz zu *τοῖς πείσασιν ὑμᾶς, ὅτ' ἐκινδύνευον Λακεδαιμόνιοι, βοηθεῖν αὐτοῖς*, während es neben *ἔσεσθαι* gestellt, bedeutungslos ist. Eine Frage sei erlaubt wegen Meg. 18, ob nämlich nicht nach *ἀλλ'* ein Gedankenstrich zu setzen ist, so daß D. eine schlimme Ahnung unterdrückte, was er andeutet mit *ἐάσω τό γ' ἐπελθὸν εἰπεῖν μοι*. So würde sich der Schlußsatz *περὶ πολλῶν δ' ἂν οἶμαι κίνδυνον ἡμῖν γενέσθαι* leichter anreihen.

Nur weniges wollen wir noch anhangsweise hinzufügen. Im Widerspruch mit mehreren Ausgaben schreibt V. Ol. I, 2 *ὑπὲρ σωτηρίας αὐτῶν*, nicht *ὑ. σ. αὑτῶν*. Wie viel hier an dem einen Spiritus hängt, setzte Ref. seiner Zeit in diesen Blättern (1849, p. 749) und jetzt V. auseinander, indem er zugleich bemerkt, daß, wenn die Athener gemeint wären, Dem. *τῆς αὐτῶν σ.* geschrieben hätte, und Hermogenes 410 ed. W. gewiß nicht *ὑπὲρ σ. ὑμῶν αὐτῶν φροντίζετε* las, wenn er die Periploke der Stelle in das unverholene *εἰ δὲ μή, ἀπολεῖται τὰ πράγματα* umsetzte. Man berichtige darnach auch Rhet. Gr. ed. Sp. p. 432, 22. Ol. I, 3 wird *τρέψηται* beibehalten und mit in suum commodum vertat interpretirt. Dobrees *ἀνατρέψῃ τε* paßt nicht zu dem folgenden, dem Sinne nach viel milderen *παρασπάσηται*. ib. beachte man die Anmerkung über *ἄνθρωπος*, welches den in der Rede vorher noch nicht genannten Philipp bezeichnet. Ol. I, 5 wird *αὐτῷ* verworfen, weil das Pronomen nicht auf ein hinzuzuverstehendes *οἶδε* bezogen werden kann. In ähnlicher Weise ist das Reflexivum mit dem obliquen Casus von *αὐτὸς* Ol. II, 4, 6, 10 (*περὶ αὐτὰ*), Ol. III, 26, de pac. 20, 22, Ph. II, 24 vertauscht worden. Ol. III, 2 ist *περὶ τοῦ τίνα τιμωρήσεταί τις ἐκεῖνον τρόπον* eine nicht bloß numerösere, sondern auch durch das Hyperbaton eindringlichere Lesart, als die der vulg. *π. τ. τίνα τρόπον τις τιμ. ἐκεῖνον*, dargeboten von Σ, Bav. Vind. 1; beide letztere adoptiren den Schreibfehler von Σ *τις καὶ ὃν* (welchen Dindorf aufgenommen hat, als wäre hier noch die Frage, an wem man sich rächen müsse) in der Weise, daß sie zugleich die Berichtigung *ἐκεῖνον* am Rande haben, welche in Σ selbst fehlt. Ph. I, 19 macht V. von der Lesart *πρὸ δὲ τούτων* die Evidenz des Zusammenhanges beider Theile der Rede abhängig: nisi *πρὸ δὲ τούτων* legitur, duae huius Philippicae orationis partes sibi contradicunt. Wenigstens, möchten wir sagen, ist, wenn man jene adoptirt, die Ausrüstung von 50 Trieren als weniger dringlich bezeichnet. Dindorf hat noch *πρὸς δὲ τούτοις*. Chers. 65 wird die rich-

tige Schreibart σὺν εὖ πεπονθότων, welche einst Schäfer Mel. cr. 68 empfahl, jetzt von V. wie auch von Dindorf restituirt. Rh. 19 ist nicht ἐπανάξοντας, wie letzterer ändert, sondern nur ἐπάγοντας aufgenommen.

Von den unächten Reden, wie Ph. IV, de rep. ordinanda, or. ad Philippi epistolam und dieser epistola selbst erlauben wir uns, als von werthlosen Produktionen zu schweigen, wenn sie auch mit der sich überall gleichbleibenden Sorgfalt behandelt sind, und ihre Nutzbarkeit zur Kritik der übrigen Staatsreden nicht geläugnet werden kann.

Den Schluß des Bandes bilden Indices ad annotationem, 889—908, welche insbesondere den Bearbeitern der griechischen Grammatik sehr dienlich sein werden.

Kayser.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Aesthetica.

A. Gertner, Sage und Geschichte des Siegerlandes in einer Sammlung von Gedichten. Siegen 1855.

E. Geibel, Neue Gedichte. Stuttg. 1856.

C. v. Noorden, Die Sage von Helgi. Liederkreis nach der Edda. Bonn 1857.

E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipz. 1857.

Wolf. Müller von Königswinter. Lorelei. Rheinisches Sagenbuch. 2. verm. Aufl. Köln 1857.

F. H. Müller, Döntjes un Vertellses in Brookmerlander Taal de verbreedste Ostfreeske Mundart. Berl. 1856.

S. H. Mosenthal, Der Sonnenwendhof. Volksschauspiel. Leipz. 1857.

Lieder aus der Fremde. In Beiträgen von F. Bodenstedt, A. Ellissen, F. Freiligrath, E. Geibel &c. Hannover 1857.

Paul Heyse, Die Braut von Cypern. Novelle in Versen. Stuttg. 1856.

Alb. Grün, Göthe's Faust. Briefwechsel mit einer Dame. Gotha 1856.

Schwedische Volkslieder der Vorzeit. Aus der Sammlung von E. G. Geijer u. A. A. Afzelius. Uebertragen von R. Warrens. Leipz. 1856.

J. Ant. van der Goes, Alle de Gedichten. 3. druk. Amsterd. 1714.

H. Conscience, Der Goldteufel. Aus d. Vlämischen von K. Arenz. Th. 1. 2. Leipz. 1856.

J. Wenzig, Kränze aus dem böhmischen Dichtergarten. Leipz. 1856.

Th. Thorild, Samlade skrifter. Delen 1. 2. 3. 4. Stockholm 1849.

Es. Tegner, Smärre samlade dikter Bd. 1. Stockholm 1828.

J. L. Runeberg, Samlade skrifter. B. 1—3. Örebro 1851 — 52.

J. G. Oxenstjerna, Arbeten. Del 1—4. Stockholm 1805 — 15.

J. Nybom, Samlade dikter. Del. 1. 2. 3. 4. Upsala 1844 — 46.

K. A. Nicander, Samlade Vitterhets-Arbeten. Delen 1. 2. Stockholm 1852.

P. D. A. Atterbom, Samlade dikter. Bd. 1. 2. Upsala 1837 — 38.

A. M. Lenngren, Skalde-försök. 5. Aufl. Stockholm 1852.

S. Grundtvig, Gamle Dansker Mindor i Folkemunde. Ny Samling. Heft 1. 2. Kjobenhavn 1856.

G. Fr. Gondola, Versione libera dell' Osmanide poema illirico. Ragusa 1827.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 4. November.

Nr. 55. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Investigations, chemical and physiological, relative to certain american vertebrata. By Joseph Jones, M. D., Professor of Chemistry in the Savannah medical college. Smithsonian contributions to knowledge. Accepted for publication, March 1856. Washington City, published by the Smithsonian institution, July 1856, New York: G. P. Putnam and Co. T. K. and P. G. Collins, Printers, Philadelphia.

Erwägt man den außerordentlichen Zuwachs, den das Verständniß der Anatomie und Physiologie durch die als selbständige Doctrin noch jüngere Zootomie erhalten hat, so darf man wohl mit Recht eine der nächsten Zukunft vorbehaltene Ausdehnung der physiologischen Chemie und eine tiefere Einsicht in physiologische Vorgänge erwarten, da namhafte Forscher der Neuzeit Eifer und Talent der Untersuchung auch anderer Organismen neben dem menschlichen oder den nächstverwandten in chemisch-physiologischer Richtung zuwenden. Die uns vorliegende Schrift ist das Resultat eines in solchem Umfange und mit gleicher Consequenz durchgeführten wohl noch vereinzelt dastehenden Studiums dieser Seite allgemein physiologischer Forschung, der es zum Lobe gereichen muß, daß sie sich auf die Wirbelthiere beschränkt, indem nur eine solche Beschränkung es gestattete, die innere Tiefe der Arbeit höher zu potenziren.

Doppelt aber muß die Wissenschaft sich dem gelehrten Forscher zu Dank verpflichtet fühlen, wenn man berücksichtigt, daß bei der Ausführung dieser ausgedehnten Untersuchung sich zu den gewöhnlichen Schwierigkeiten derartiger Arbeiten im Laboratorium auch noch die äußeren Verhältnisse erschwerend gesellten; denn der Verf. stellte seine Untersuchungen an Thieren an, deren Lebensweise, sowie die Unzugänglichkeit ihrer Aufenthaltsorte und ihr miasmatischer Zustand außer ernstem wissenschaftlichem Eifer auch einen hohen Grad persönlicher Energie verlangten, um alle diese äußeren Hindernisse zu überwinden. Um so mehr gewinnt uns die bescheidene Sprache, mit welcher der Verf. seine Arbeit dennoch nur als einen unvollendeten Beitrag und ein von Anderen zu ergänzendes Fragment hinstellt; ein jedes Fragment aber, welches wie das vorliegende eine in sich abgegränzte Vollkommenheit besitzt, kann mit Recht eine gesicherte Selbständigkeit beanspruchen. Dies findet auf das vorliegende Werk um so gegründetere Anwendung, als es offenbar überhaupt nur äußerst wenigen Forschern möglich gewesen wäre, gerade über die gewählten Thierspecies Erfahrungen zu sammeln; indem so dieser Beitrag in seiner Tiefe und Gründlichkeit vielen Untersuchungen an leichter zugänglichem Materiale voraneilt, darf man ihn im Voraus als eine werthvolle Ergänzung derartiger gründlicher Forschungen an allgemeiner zu erlangenden Thierspecies betrachten.

Das ganze Werk umfaßt auf 134 Großquart-Seiten in 10 Capiteln zunächst eine ausgedehnte Un-



tersuchung über das Blut einer zahlreichen Reihe von Species aus sämmtlichen Ordnungen der Vertebraten, sowohl im normalen Zustande, als auch im alterirten Zustande, wenn die Thiere längere Zeit dem Hunger und Durste ausgesetzt waren, sodann (Cap. IV) den Einfluß, den eine unnatürliche vegetabilische Nahrung auf fleischfressende Schildkröten ausübt. Hierauf folgen interessante vergleichend anatomische und physiologische Beobachtungen über den Verdauungskanal und über die Verdauung von Albumin und Fleisch, über das Pancreas, die Leber, Milz und Nieren. An letztere sich anreihend, bildet eine Untersuchung über den Harn kaltblütiger Thiere den Schluß.

Alle diese Abschnitte zeichnen sich durch eine musterhafte logische Ordnung und zahlreiche die Uebersicht so wesentlich fördernde tabellarische Zusammenstellungen aus, es finden sich die Hauptresultate am Ende jeder dieser Abhandlungen in kurzen Sätzen zusammengetragen, wodurch es nicht wenig erleichtert wird, den Gang der jedesmaligen Untersuchung, wie die Resultate, zu welchen sie führt, übersichtlich zu erfassen. Die letzteren Capitel liefern für die vergleichende Anatomie schätzbare Beiträge und sind mit sachgemäßen vortrefflichen Holzschnitten versehen, wodurch die darauf sich beziehenden Thesen dem Leser augenscheinlich vorgeführt werden.

Nachdem wir so die Grenzen des vorliegenden Werkes im Allgemeinen bezeichnet haben, wollen wir speciell nachweisen, wie weit der Verf. die innere Ausbildung dieses weiten Gebietes durch seine Arbeit zu fördern wußte.

Das Blut der verschiedenen Ordnungen von Wirbelthieren bildet den Gegenstand der ersten Abhandlung. Wir begegnen als Einleitung zunächst einer dem Zweck entsprechenden Darlegung der vom Verf. für seine Bestimmungen gebrauchten Methoden und einer kurzen Kritik der sonst gebräuchlichen Methoden. Daß der Verf. es der Mühe Werth achtet, bei diesem Gegenstande zu verweilen, beweist uns von seiner Seite die richtige Würdigung der Wichtigkeit derartiger Erörterungen, ohne die eine Beurtheilung solcher Analysen und ein Vergleich ihrer Ergebnisse mit denen anderer Forscher schlechterdings unmöglich wird. Obgleich nun die geringe von manchen kaltblütigen Thieren zu erlangende Blutmenge oft eine vollständige Analyse beinahe unmöglich macht, so sucht der Verf. doch für die in jeder Ordnung mehrfachen Vertreter der Wirbelthiere folgende 12 Bestimmungen mit Sicherheit auszufüllen:

1) Wasser.
2) Feste Bestandtheile.
3) „ „ des Serum's.
4) Feuchte Blutkörperchen.
5) Feste Bestandtheile derselben.
6) Wasser derselben.
7) Liquor Sanguinis.
8) Wasser desselben.
9) Feste Bestandtheile desselben.
10) Albumin und Extractivstoff.
11) Fibrin.
12) Fixe salinische Bestandtheile.

Diese quantitativen Bestimmungen sind mit dem Blute von 20 Species ausgeführt, woraus sich von selbst die Würdigung des Fleißes und der Ausdauer, *welche* der Verf. diesem Abschnitte gewidmet, ergibt. Außerdem ist jedesmal die Bestimmung der specifischen Gewichte des Serum's und des Blutes beigefügt, deren Vergleichung zu dem interessanten Resultate führt, daß das Blut in der ganzen Thierreihe sich mit ihrer gesteigerten Entwicklung mehr concentrirt.

Von besonderem Werthe aber ist eine sodann nachfolgende Versuchsreihe über die auf das Körpergewicht bezogene relative Blutmenge. Da dieselbe namentlich für kaltblütige Thiere neue Data liefert, so mußte die dabei verwendete Bestimmungsmethode diesen Gattungen besonders angepaßt werden. Die bisher gebrauchten Methoden, nur berechnet auf die Blutbestimmungen bei warmblütigen Thieren, können bei den eigenthümlichen Verhältnissen der kaltblütigen Thiere nicht wohl mit Sicherheit angewendet werden. Nach Valentin's Methode wird bekanntlich in einem Theile des abgelassenen Blutes die Bestimmung der darin enthaltenen festen Bestandtheile vorgenommen, hierauf eine gewogene Menge Wasser eingespritzt, worauf nach einer zeitweiligen Circulation

aus der abermaligen Bestimmung der festen Bestandtheile ein Schluß auf die Gesammtmenge des Blutes ermöglicht wird. Der Verf. zeigt ausführlich, daß der Anwendung dieser Methode bei seinen Bestimmungen sich die langsame Circulation, sowie die Fehlerquelle der Resorption und Secretion eines Theiles des Injektionswassers entgegenstelle. Ebenso wenig geeignet ist das Verfahren, die Blutmenge aus dem Eisengehalt der Asche des von Haaren befreiten Thieres zu bestimmen, indem nur in den Haaren und den Blutkörperchen Eisen enthalten ist. Endlich erscheint auch Lehmanns Methode, welche sich bekanntlich darauf gründet, daß im Blute nur eine bestimmte Menge Harnzucker gelöst bleiben kann, ohne von den Nieren secernirt zu werden, für kaltblütige Thiere nicht wohl zulässig. Der Verf. erreicht deshalb sein Ziel auf einem einfacheren, aber durch die besonderen Verhältnisse ohne Zweifel sicherern Weg, indem er nur die Jugularvenen und Arterien durchschneidet und bei zurückgebogenem Nacken das Blut ausfließen läßt.

Diese Versuche ergeben, daß die relative Blutmenge bei kaltblütigen Thieren weit geringer ist, als bei warmblütigen. Es läßt sich jedoch nicht für jede Species oder jedes Genus mit Bestimmtheit eine relative Blutmenge angeben, sie wechselt vielmehr sowohl bei verschiedenen Individuen derselben Species, wie bei weit auseinanderstehenden Geschlechtern.

Ueber den Wassergehalt im Blute kömmt der Verf. zu dem Resultate, daß derselbe bei Fischen und Wasserreptilien am größten, bei Schlangen, Vögeln und Säugethieren am geringsten ist. Mit höherer Entwicklung in der Thierreihe wird ferner das Blut reicher an organischen Bestandtheilen. Die Menge der Blutkörperchen ergibt sich bei kaltblütigen Thieren im Allgemeinen am geringsten, bei warmblütigen am größten. Jedoch in manchen kaltblütigen Thieren, namentlich bei Schlangen, fand sie sich beträchtlicher, als selbst bei Vögeln und Säugethieren. Hieraus ergibt sich als wichtige Folgerung, daß eine gesteigerte Menge von Blutkörperchen nicht nothwendig eine höhere Temperatur bedingt, was sich aus der sehr allgemein angenommenen Ansicht, daß gerade sie der eigentliche Focus der vitalen Verbrennung seien, nothwendig folgern würde. Vielmehr sucht der Verf. die wesentliche Funktion der Blutkörperchen in anderer Weise und zwar sehr überzeugend zu definiren. Bekanntlich enthalten die Blutkörperchen vorherrschend Phosphate und Kalisalze, während die Blutflüssigkeit reicher an Chloriden und Natron ist; Kalisalze und Phosphate sind nun aber auch, wie Baron v. Liebig nachgewiesen, die wesentlichen unorganischen Bestandtheile in der Muskelfaser und Hirnsubstanz und man kann daher dem Verf. nur mit Ueberzeugung beipflichten, wenn er die Blutkörperchen als ein großes Sekretionsorgan dieser für Hirnmasse und Muskeln nothwendigen unorganischen Grundlagen aus dem Blutwasser hinstellt. Jedenfalls muß dem Verf. die Priorität für diese Ansicht wenigstens in so conciser Weise ausgesprochen, zuerkannt werden.

Ueber den in neuerer Zeit vielfach, aber leider ohne besonders glücklichen Erfolg, mit besonderer Aufmerksamkeit untersuchten eigenthümlichen Geruch der Thiere theilt der Verf. die Erfahrung mit, daß derselbe auch bei den von ihm untersuchten Thierspecies im Blute seinen Träger finde, obgleich er oft durch Absonderungen eigenthümlicher Organe verdeckt wird.

Es folgen hierauf schätzbare Beobachtungen über die Gestalt der Blutkörperchen kaltblütiger Thiere und über den Einfluß verschiedener Gase auf dieselben, erläutert durch treffliche Holzschnitte, sowohl der normalen wie der auf angegebene Weise veränderten Blutkörperchen. Die Inspiration von Kohlensäure und Wasserstoffgas machte dieselben einschrumpfen und sie zeigten dann unter dem Mikroscope von ihrer ursprünglich elliptischen Gestalt abweichende Formen. Die Einwirkung schien sich jedoch nur auf die äußere Hülle zu erstrecken, indem die Nuclei, wenn jene durch Essigsäure entfernt war, unverändert zum Vorschein kamen. Von Wichtigkeit ist auch der constante Harnzuckergehalt im Harne der in diesen Gasen oder bei vollkommenem Luftabschluß gestorbenen Thiere, der sich im normalen Zustande nicht darin findet. Dies rührte natürlich von dem Umstande her, daß der von der Leber abgesonderte Traubenzucker durch die Respiration nicht oxydirt werden konnte und sich im

Folge dessen im Blute anhäufen und als Sekret durch die Nieren austreten mußte.

Auffallend ist die Wirkung von Kohlenoxydgas auf die Blutfärbung; das Blut eines Coluber guttatus und einer Rana pipiens, die darin starben, war hochroth gefärbt. Ersterer dauerte 45, letztere nur 10 Minuten in einer Atmosphäre von Kohlenoxydgas aus. Der Verf. sucht die Differenz in der Zeit aus der nackten Haut der Rana p., die eine leichtere Absorption des Kohlenoxydgases gestattete, zu erklären.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Aesthetica.

C. Fr. Dahlgren, Samlade Arbeten. Del. 1 — 5. Stockholm 1847 — 52.

Jac. Cats, Dichterlijke werken. Bd. 1. 2. Amsterd. 1828.

J. Sinclair, The Correspondence, with reminiscences of the most distinguished characters who have appeared in Great Britain. Vol. 1. 2. Lond. 1836.

Fichte's und Schelling's philosophischer Briefwechsel aus dem Nachlasse Beider herausg. von J. H. Fichte und K. Fr. A. Schelling. Stuttg. 1856.

J. M. Warter, Selections from the letters of Robert Southey. Vol. 1 — 4. Lond. 1856.

P. Cunningham, The letters of Horace Walpole, Earl of Oxford. Now first chronologically arranged. Vol. 1. Lond. 1857

P. van Hemert, Trias epistolarum ad Danielem Wyttenbach. Amstelod. 1810.

J. Boswell, Letters. Now first published from the Original Mss. With notes and illustrations. Lond. 1856.

Dr. H. Düntzer und F. Gottf. v. Herder, Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder, Göthe, Schiller ꝛc. Bd. 1—3. Frankf. 1856.

M. A. E. Green, Letters of Queen Henrietta Maria; including her private correspondence with Charles I.; collected from the public archives and private libraries of France and England. Lond. 1856.

F. Albrecht, Das Fischerstechen in Ulm. Ulm 1855.

St. A. Morcellus, Πάρεργον inscriptionum novissimarum ab anno 1784 Andreae Andreii rhetoris cura editum. Patavii 1818.

J. Hack, Der christliche Bilderkreis. Schaffhausen 1856.

G. Cruikshank, An essay on the genius. Lond. 1840.

J. A. Crowe and G. B. Cavalcaselle, The early Flemish painters: notices of their lives and works. Lond. 1857.

W. Strack, Ansicht der Eggostersteine im Fürstenthum Lippe in Aquarell-Manier. Bückeburg 1826.

A. Stahr, Nach fünf Jahren. Pariser Studien aus dem Jahre 1855. Th. 1. 2. Oldenb. 1857.

B. Soster, Considerazioni filosofiche sull' odierna riforma dell' insegnamento publico della pittura e della scultura. Milano 1856.

A. de Laforge, La peinture contemporaine en France. Par. 1856.

M. J. Delécluze, Les beaux-arts dans les deux mondes en 1855. Par. 1856.

Dr. W. Schwarz, System der Gesangkunst nach physiolog. Gesetzen. Hannover 1857.

F. Sieber, Vollständiges Lehrbuch der Gesangskunst. Lief. 1. Magdeburg 1856.

C. Haushalter, Geschichte des Mozart-Vereins. Denkschrift. Erfurt 1856.

Fr. D. Wackerbarth, Music and the Anglo-Saxons: being some account of the Anglo-Saxon Orchestra. Lond. 1837.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 6. November.

Nr. 56. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Investigations, chemical and physiological, relative to certain american vertebrata etc.

(Schluß.)

Von besonderem Interesse sind die Angaben über die Entwicklung des Albumins in der Thierreihe, welche der Verf. aus seinen verdienstvollen Untersuchungen mittheilt. Während den Wirbellosen das Fibrin als solches völlig fehlt, ist es bei den Fischen und Lurchen weich und unbeständig und setzt sich rasch in Albumin um. Bei den Schlangen und Cheloniern löst es sich zwar nicht mehr, hat aber doch wenig Festigkeit. Es gleicht hier nach des Verfassers Beobachtungen ganz dem Fibrin der durch häufigen Blutverlust erschöpften warmblütigen Thiere. Mit Scharfsinn macht der Verf. darauf aufmerksam, daß sich in dieser Thatsache also ein abermaliges Beispiel findet, wie ein pathologischer Zustand höher entwickelter Geschöpfe auf einer tieferen Stufe der Organisation als Norm auftritt.

Die Versuche über die Wirkung des Hungers und Durstes bestätigen theils die darüber vorliegenden Erfahrungen anderer Forscher, liefern aber zugleich einige neue Resultate. Der Wassergehalt im Blute verminderte sich im Allgemeinen rascher als die festen Bestandtheile. Die Blutkörperchen waren der Resorption so gut als die übrigen Bestandtheile ausgesetzt, woraus der Verf. den wichtigen Schluß zieht, daß sie am Ersatz der Gewebe und Organe einen wichtigen Antheil haben. Auch fand der Verfasser, daß Magen und Eingeweide der durch Hunger und Durst gestorbenen kaltblütigen Thiere, nicht wie es bei den warmblütigen der Fall ist, entzündet und schwürig wird. Die auch an warmblütigen Thieren bekannte Thatsache, daß das Fett am schnellsten der Resorption unterliegt, bestätigten des Verfs. Versuche auch für kaltblütige Thiere.

Lehrreich ist die Beobachtung, daß die relative Gewichtsabnahme verhungerter Thiere bei kalt- und warmblütigen nahezu gleich erscheint, so daß, wie der Verf. richtig folgert, die warmblütigen an Dauer bis zum Tode verloren, was sie an Energie und Intensität gewonnen.

Eine Versuchsreihe über die relative Größe des Herzens ergab dieselbe übereinstimmend mit bekannten Erfahrungen für Vögel am bedeutendsten, für Fische am geringsten Das Herz warmblütiger Thiere ergab sich 2- bis 5mal größer, als das der kaltblütigen.

Gestützt auf detaillirte Erfahrungen gelangt der Verf. zu dem wichtigen Satze, daß die Respiration in der Thierreihe um so vollkommner und entwickelter sich ausbildet, je mehr die Flüssigkeiten verfeinert und die festen Organe entwickelter werden. Die Entwicklung dieses Satzes ist durch eine an sich verdienstvolle, wenn auch nicht durchaus auf neuen Beobachtungen fußende zootomische Betrachtung über

die Ausbildung der Respiration in der Thierreihe unterstützt.

Hunger und Durst vereinigt mit einem Wechsel in der Nahrung bei fleischfressenden Cheloniern (Emys serrata und terrapin) führten zu lehrreichen Erfahrungen. Wurden die längere Zeit ausgehungerten Thiere ausschließlich mit vegetabilischer Nahrung gefüttert, so erkrankte das Pankreas und es zeigten sich braune und schwarze harte Massen darin. Das während des Fastens verlorene Blut wurde rasch bei vegetabilischer Nahrung wieder ersetzt und es fand sich darin das Verhältniß zwischen Blutkörperchen und Liquor sanguinis nicht wesentlich verändert; die festen Bestandtheile waren jedoch geringer als bei Fleischnahrung. Wegen des geringeren Gehaltes der Vegetabilien an salinischen Bestandtheilen mußte die Menge derselben sich im Blute bei der ungewohnten Nahrung vermindert zeigen.

Zootomisch und physiologisch interessant sind die nachfolgenden vergleichenden Beobachtungen des Vfs. über die Entwicklung des Darmkanals, je nachdem Fleisch oder Vegetabilien die natürliche Nahrung des Thieres bilden; im ersteren Falle findet sich der Darmkanal, entsprechend dem größeren Nahrungswerthe des Aliments kurz, im letzteren dagegen oft von überwiegender Länge. Dieser Unterschied trat namentlich bei fleischfressenden und frugivoren Cheloniern auffallend hervor.

In einer großen Anzahl von Beobachtungen an Fischen, Reptilien, Vögeln und Säugethieren fand der Verf. nirgends im Dünndarm unverdautes Fleisch; so enthielt der Magen eines Alligators die Knochen, Klauen und Haare eines Schweines, so rein von Fleisch, wie ein präparirtes Skelett. Der Verf. folgert hieraus, daß die künstliche Verdauung der wirklichen außerordentlich weit nachstehe, so wie auch, daß die Versuche über die Menge ausgesonderten Magensaftes nur wenig der Wahrheit annähernde Resultate geben können, indem ein großer Theil desselben unmittelbar nach der Aussonderung wieder mit den verdauten Elementen resorbirt wird.

In dem nun folgenden Abschnitte begegnen wir schätzbaren Untersuchungen über den Bau und die Entwicklung des Pankreas. Unter den Knorpelfischen gleicht bei den Cyclostomi und Plagiostomi das Pankreas völlig dem der Säugethiere, einfacher findet es sich schon bei den Stöhren gebaut, bei den Knochenfischen ist es nur noch rudimentär. Bei Hypoglossus rondeletus, Karpfen und Ophisurus serpens ist das Pankreas nur durch einfache Zellen und beutelförmige Eindrücke in der Schleimhaut des Dünndarms angedeutet; bei Amodytes tobianus findet sich dafür sogar nur ein einfacher zu einer Tasche erweiterter Blindbarm. Deren mehrere zeigen sich bei Salmo spirhingulus; bei Gadus und Scomber vermehren sich dieselben noch und theilen sich schon vielfach. Die Beobachtungen des Verfs. bestätigen die Entdeckung Bernard's über die Funktion des Pankreas im thierischen Organismus, daß nämlich sein Sekret dazu diene, mit den Fetten des Aliments eine Emulsion zu bilden und sie so für die Absorption geeignet zu machen. Diese Ansicht wird namentlich dadurch bestätigt, daß sich eine solche Emulsion reichlich in den Eingeweiden unterhalb der Pankreaseinmündung findet, dagegen durchaus nicht im Magen. Auch über das Gewicht des Pankreas bei den untersuchten Thierspecies liefert der Verf. eine ähnliche Zusammenstellung wie beim Herzen.

Als besonders wichtig aus dem interessanten Abschnitte über die Leber entnehmen wir, daß sie sich bei Vögeln kleiner, als bei manchen Reptilien und Säugethieren fand, was offenbar mit der Ansicht mancher Physiologen, die eigentliche Aufgabe der Leber sei die Erzeugung von Zucker, durch dessen Verbrennung die Temperatur des Blutes vermittelt werde, im Widerspruch steht, indem bekanntlich gerade bei den Vögeln die Blutwärme am beträchtlichsten ist.

Bei der Untersuchung der Milz fand der Verf. dieselbe bei Vögeln und Schlangen am kleinsten, bei Fischen und Säugethieren am größten, und folgert daraus sehr überzeugend, daß der Milz nicht unbedingt jener von einigen Physiologen angenommene Einfluß auf Erzeugung, Veränderung oder Zerstörung der Blutkörperchen zukommen könne, indem sie dann gerade entgegengesetzt bei Vögeln am meisten entwickelt hätte angetroffen werden müssen.

Die fragmentarische Untersuchung der Nieren enthält manche beachtenswerthe Beobachtung. So fand der Verf. nach der Unterbindung der Nieren bei Schlangen zahlreiche mikroskopische Krystalle von harnsaurem Ammoniak im Blute, woraus er die Folgerung zieht, daß die Nieren als Excretionsorgane, nicht als Secretionsorgane zu betrachten seien; über den Unterschied zwischen Secretion und Excretion gibt der Verfasser die scharfsinnige Definition, daß sich letztere nach Amputation der Organe auf andere übertragen lasse, niemals dagegen eine Secretion, wie z. B. die des Speichels rc. Ueber das Gewicht der Nieren stellt der Verf., wie es schon bei den früher erwähnten Organen geschah, eine Tabelle zusammen. Die Nieren der Früchte- und Kräuterfressenden Vögel sind im Allgemeinen größer, als die der Fleischfressenden; ein ähnliches Verhältniß findet bei den Säugethieren statt. Aus demselben Grunde haben Saurier und Schlangen kleine, kräuterfressende Chelonier dagegen große Nieren. Ist indes der Dauungskanal ein außerordentlich langer und geht daher die Assimilation allmälig vor sich, so können auch bei den Thieren mit vegetabilischer Nahrung die Nieren kleiner sein.

Einen Anhang zu diesem Capitel bildet der letzte Abschnitt, welcher von dem Harne handelt. Ueber den Harn der Fische sind die Angaben der Physiologen äußerst sparsam, da die Fischharnblasen fast immer leer gefunden werden. Um so willkommener sind die Angaben über den Harn von Corvina ocellata, welchen der Verf. in einer zur qualitativen Analyse hinreichenden Menge zu sammeln wußte. In manchen Schlangenexcrementen und den Excrementen von Cheloniern wurde Harnstoff, und bei Coluber Cooperi oxalsaurer Kalk gefunden. Der Nachweis von Hippursäure bei Testudo polyphemus ist gleichfalls von Interesse. Auch dieser Abschnitt ist mit zahlreichen tabellarischen Uebersichten gleich den früheren versehen.

Wir glaubten den Werth des vorliegenden Werkes nicht besser vor Augen führen zu können, als indem wir eine Wanderung durch dasselbe vornahmen und bei einigen Hauptpunkten flüchtig verweilten. Es finden sich in demselben so vielfache wirklich geniale Auffassungen über physiologische Funktionen der einzelnen Organe, über die Entwicklung der Thierreihe und der Wechselbeziehung zwischen den einzelnen Stufen derselben, — so viele durchaus neue Beobachtungen von zootomischer und zoologischer Bedeutung, — daß wir das Werk mit Recht als eine hervorragende Erscheinung im weiten Gebiete der Naturforschung betrachten dürfen. Es gebührt der Arbeit des gelehrten Verfs. — und darin glauben wir nicht zu irren — ein ehrenvoller Platz unter den glücklichen Unternehmungen und mühevollen Leistungen der Neuzeit.

A. Vogel.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Theologia.

Stirm, Apologie des Christenthums. Gekrönte Preisschrift. Stuttgart 1836.

E. Ranke, Fragmenta versionis latinae Antehieronymianae prophetarum Hoseae, Amosi et Michae e cod. Fuldensi eruit . . . Marburg 1856.

Heliand. Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen von K. Simrock. Elberfeld 1856.

Athenagorae Atheniensis philosophi Christiani supplicatio pro Christianis Imperatoribus M. Aurelio Antonino et L. Aurelio Commodo, Armeniacis Sarmaticis et quod maximum est, philosophis. Cura et studio Dr. L. Paul. Halle 1856.

S. Patris nostri Gregorii Nysseni Basili magni fratris quae supersunt omnia ad fidem codd. mss. recens., latinis versionibus quam acurratissimis instr. et genuina a supposititiis discrevit G. H. Forbesius. T. 1. Fasc. 1. Lond. 1856.

Jul. Firmici, Materni de errore profanarum religionum libellus ex rec. C. Bursian. Lips. 1856.

Fr. X. Patritius, De consensu utriusque libri Machabaeorum. Romae 1856.

J. Berger de Xivrey, Etude sur le texte et le style du nouveau testament. Par. 1856.

H. Meßner, Die Lehre der Apostel. Leipz. 1856.

W. Fr. Geß, Die Lehre von der Person Christi, entwickelt aus dem Selbstbewußtsein Christi und aus dem Zeugnisse der Apostel. Basel 1856.

J. H. Scholten, Dogmatices christianae initia. Ed. 2. Lugd. Bat. 1856.

K. F. W. Hasselbach, Für Bunsen wider Stahl. Halle 1856.

Leal Conselheiro o qual Fez Dom Duarte, Rei de Portugal . . . preced. d'uma introd. Vis. de Santarem . . . trasl. do manuscrito por J. J. Roquette. Par. 1854.

Naeman oder Altes und Neues. 3. umgearb. Auflage. Von Pfarrer Passavant. Basel 1856.

J. Passavanti, Lo specchio della penitenza. Novamente collaz. . . . da F. L. Polidori. Firenze 1856.

J. M. Neale, Mediaeval preachers and mediaeval preaching. Lond. 1856.

J. Rupp, Von der Freiheit. Ein Zeugniß für das Evangelium vom Standpunkte des protestantischen Dissidententhums. Bd. 1. 2. Leipz. 1856.

G. H. A. Rittelmeyer, Die evangel. Kirchenliederdichter des Elsasses. Jena 1856.

W. Leitritz, Beiträge zu einer fruchtbaren Behandlung der durch die preuß. Regulative bestimmten evangel. Kirchenlieder. Zeitz 1856.

E. Thomson, Select monuments of the doctrine and worship of the catholic church in England before the Norman conquest. Lond. 1849.

Dr. G. Volkmar, Die Religion Jesu und ihre Entwickelung. Leipz. 1857.

Malaspina di Samazaro, Memorie storiche della fabbrica della cattedrale di Pavia. Milano 1856.

Th. Greenwood, Cathedral Petri. A political history of the great latin patriarchate. Books 1. 2. Lond. 1856.

N. Beets, Paulus in den wichtigsten Augenblicken seines Lebens und Wirkens. A. d. Holländ. von C. Groß. Gotha 1857.

Dr. K. J. C. Will, Benzo's Panegyrikus auf Heinrich IV. Mit besonderer Rücksicht auf den Kirchenstreit zwischen Alexander II. und Honorius II. und das Concil zu Mantua kritisch behandelt. Marb. 1856.

Dom. Zanelli, Il Pontifice Nicolo V ed il risorgimento delle lettere, arti e scienze in Italia. Roma 1855.

Dr. G. Voigt, Enea Silvio [illegible] Piccolomini als Papst Pius II. und sein Zeitalter. Bd. 1. Berl. 1856.

L. Tosti, Storia dell' origine dello scisma greco. Vol. 1. 2. Firenze 1856.

L. Rousseau, Croisade du XIX siècle. Par. 1841.

Dr. P. Prezzolini, Storia religiosa del popolo Fiorentino. Vol. I. Disp. 1—10. Firenze 1856.

J. J. Blunt, A history of the christian church during the first three centuries. Lond. 1856.

J. Leone, Roma empia ossia Paganesimo e Volterianismo professati da Papi e da Vescovi. Torino 1856.

L. de la Vicomterie, Les crimes des Papes. Revus et considerablement augmentés d'après des documents authentiques des meilleurs auteurs. I. part. Bruxelles 1856.

J. P. N. Land, Joannes, Bischof von Ephesos, der erste syrische Kirchenhistoriker. Einleitende Studien. Leyden 1856.

A. Desroches, Histoire du Mont Saint-Michel et de l'ancien diocèse d'Avranches. T. 1. 2. Avec Atlas. Caen 1838.

Handelingen van de algemeene christelijke synode der hervormde kerk in het konigrijk der Nederlanden en 1848—50. Gravenhage 1848—50.

F. A. Gehe, Die Uebertreibungen auf dem Gebiete der protestantischen Theologie und Kirche unserer Zeit. 2. Aufl. Zwickau 1856.

Etourneau, Les Mormons, avec une préface par M. Pierre Vinçard. Par. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 9. November.

Nr. 57. 1857.

Philosophisch-philologische Classe.

C. L. Urlichsii philologiae p. p. o. disputatio critica de numeris et nominibus propriis in Plinii Naturali Historia, Wirceburgi MDCCCLVII. 24 S. 4.

Das vierhundertjährige Jubiläum der Freiburger Universität gab die erfreuliche Veranlassung zu der hier kurz zu besprechenden Beglückwünschungsschrift, in welcher Hr. Prof. Urlichs neue Spenden aus dem reichen Schatze seiner kritischen Studien in einer Weise mitgetheilt hat, welche den Leser einen sicheren Blick in die Methode thun läßt, welche der Hr. Verf. bei der anerkannten Maßen besonderen Schwierigkeiten unterworfenen Berichtigung des Plinianischen Textes angewendet wissen will und seinerseits wirklich anwendet. Er hat nämlich seine hier gebotene kritische Besprechung solcher Stellen der letzten Bücher des Plinius, bei welchen es sich vorzugsweise um Namen und Zahlen handelt, nach einer sechsfachen Verfahrungsweise: restituendo, interpungendo, mutando, transponendo, delendo, supplendo eingetheilt. Von diesen Verfahrungsweisen ist offenbar keine ohne Weiteres als unberechtigt abzuweisen; es ist aber klar, daß einige derselben eine ganz besondere Vorsicht erfordern und deshalb eine auf derselben gegründete Verbesserung nicht ohne Weiteres als unumstößlich hingenommen werden kann.

Als Beispiel der Wiederherstellung des Verdorbenen ist XXXIV, §. 47 gewählt, wo die Ausgaben Cassio Silano haben, die besten Handschriften aber (außer der Bamberger, welche den Schreibfehler Calano hat) Salano bieten, was wohl mit Recht zur Aufnahme empfohlen wird.

Wenn von der Interpunktion gesagt wird, sie sei vorzüglich an solchen Stellen unsicher, wo verschiedene Künstler und Kunstwerke ohne Partikelverbindung aufeinander folgen, so läßt sich dieses zwar an sich ohne Bedenken zugestehen; doch ist diese Schwierigkeit durchaus nicht auf die kunstgeschichtlichen Bücher zu beschränken; sie findet sich vielmehr in den Büchern, in welchen von den Heilkräften der Pflanzen die Rede ist, mindestens in gleichem Grade. Bei der zuerst besprochenen Stelle XXXIV, §. 79 ist die Streichung des Komma zwischen Lyciscum und mangonem allerdings der Deutlichkeit wegen zu empfehlen, es könnte aber auch, wenn es stehen bleibt, mangonem puerum als Apposition gefaßt werden. §. 66 ist wohl mit Recht Alexandrum Thespiis venatorem zusammenbezogen. Wenn XXXV, §. 93 gelesen werden soll: Mirantur eius Habronem Sami et Menandrum, regem Cariae Rhodi et Antaeum, so ist nur die Aufnahme des et vor Menandrum aus der in solchen Dingen keineswegs zuverlässigen Münchner Handschrift bedenklich, so daß sichs frägt, ob nicht zu interpungiren ist: Habronem, Sami Menandrum. Das et vor Antaeum ist wohl nur aus Versehen statt item gesetzt.

Unter den Veränderungen versteht Hr. U. solche Verbesserungen, bei welchen falsch geschriebene Buchstaben oder Silben berichtigt, fälschlich eingeschobene getilgt, ausgelassene hinzugefügt werden, alles mit gehöriger Beachtung der Möglichkeit, wie das

als das Richtige Erklärte in das in den Handschriften sich Findende übergehen konnte. Hierbei sind besonders die Zahlen in's Auge gefaßt. So wird nicht unwahrscheinlicher Weise XXXIV, §. 41 post LXVI, annum statt post (LVI), und MCCC talentis statt CCC vorgeschlagen, und XXXIV, §. 45. CXIX S. pedum statt CX, XXXVI, §. 30. XXXX cubitis statt XXV., ferner XXXIV, §. 70 (nach der Lesart der Bamberger Handschrift ephoram) canephoram statt oenophorum, und XXXV (nicht XXX), §. 116 (nach der Lesart der Bamberger Handschrift studio) S. Tadio statt Ludio, und nach den besten Handschriften portus für porticus.

Die Umstellung wird für einzelne Wörter, ganze Zeilen, ja ganze Seiten und Blätter geltend gemacht und die Ursache davon darin gesucht, daß Plinius sein Werk wenigstens zum Theil nicht selbst herausgegeben hat. Wenn dies hier auf die letzten Bücher beschränkt wird, so spricht der Umstand dagegen, daß sich die Unterschrift editus post mortem in der Riccardianischen Handschrift schon hinter dem 12. Buche findet, und an eine Ueberarbeitung des bereits herausgegebenen Werkes ist wohl kaum zu denken. So viel darf aber als allgemein angenommen betrachtet werden, daß manche Zusätze, die Plinius an den Rand seines Manuscriptes geschrieben hatte, von anderer Hand in ungehöriger Weise oder an unrechtem Orte eingeschaltet worden sind.

Wie vorsichtig man aber bei Anwendung dieser Annahme auf einzelne Fälle zu Werke gehen müsse, hat U. selbst gezeigt, indem er gegen Th. Bergk die Stellung der Worte: quam statuam etc. XXXIV, §. 63 gut vertheidigt hat. Sehr ansprechend ist aber die Vermuthung, daß XXXV, §. 71 die Worte Pinxit et minoribus tabellis libidines, eo genere petulantis ioci se reficiens weiter hinauf nach Ulixes zu stellen seien. Uebrigens ist doch zu bemerken, daß der Beweis für die unpassende Stellung der Worte Pinxit et u. s. w., den Hr. U. von Th. Bergk angenommen hat, keineswegs auf festen Füßen steht. Wenn nämlich geltend gemacht wird, daß die Partikel nam sich auf die vorausgehenden Worte superatus a Timanthe beziehen müßten, so ist zu bemerken, daß, wie auch bei andern Schriftstellern, so namentlich bei Plinius öfters, bei Uebergängen sich ein nam findet, wo sich nur entfernt eine causale Beziehung nachweisen läßt; z. B. XXVIII, §§. 24, 31, 80.

Als Beispiel solcher Stellen, wo etwas in den Handschriften sich Vorfindendes gestrichen werden mußte, als aus Dittographie oder aus Glossemen hervorgegangen, ist eine Stelle angeführt, XXXIV, 76 (nicht 70), wo Ref. die Worte docuit neminem talento minoris annuis XD, so zu rechtfertigen, versucht hat, daß sie bedeuteten, Pamphilus habe sich ein Talent in 12 Jahresraten zahlen lassen, wo ihm Sillig beistimmte, während Hr. U. dagegen geltend macht, daß des Pamphilus Schüler, wie Apelles, sich gewiß nicht eine 12 jährige Lehrzeit hätten gefallen lassen, und annimmt, es habe ein Erklärer IↃↃCIↃX, d. i. DCX zur Angabe des Werths in römischer Münze hinzugeschrieben und daraus sei annuis XD geworden. Allein es fragt sich, ob die Zahlung in 12 Jahresraten auch eine so lange Lehrzeit nöthig machte.

An der zweiten hierher gehörigen Stelle, XXXIV, §. 59, hat die Ansicht des Ref. bei Sillig und *Brunn* Beifall gefunden, nicht so bei Hrn. U. Es handelt sich hier um die auf Vicit eum (Myronem) Pythagoras ex Italia pancratiaste Delphis posito folgenden Worte: eodem vicit et Leontiscum. Ref. muß gestehen, daß er in Folge des ihm durch die Umstände gebotenen Strebens nach Kürze, die in dem Kunstblatte 1831. N. 87, ausgesprochene Ansicht in den Anmerkungen zu der Collation der Bamberger Handschrift nicht genau wieder gegeben hat. Wie die Worte nach der Lesart der Bamberger Handschrift lauten, scheint unter Leontiscum allerdings ein Künstler verstanden werden zu müssen, während Pythagoras anerkannter Maßen einen Leontiscus in Erz gegoßen hat. Deshalb stellte Ref. die Vermuthung auf, es habe sich irgendwo die Notiz gefunden, Pythagoras habe durch seinen Pankratiasten in Delphi auch den Leontiscus übertroffen, d. h. seine bekannte Statue, wofür als Parallele XXXV, 92 Apelles inchoaverat et aliam Venerem Coi superaturus fama (so Hr. U. wohl richtig für famam) illam superiorem angeführt wird, Plinius

habe aber unter Leontiscus einen Künstler verstanden, und diesen so dem Myro gegenüber gestellt. Gesetzt aber auch, Ref. hätte unter Leontiscum ohne Weiteres die Statue des Pythagoras verstanden, so ist der Einwurf gegen die Anführung jener Parallele: quum ibi duo opera inter se comparentur, hic vero ex Jani sententia non artifices sed artifex et statua comparentur, nicht treffend, da ja eodem (pancratiaste) und Leontiscum sich eben so gegenüber stehen, wie die beiden Statuen der Venus. Hr. U. hatte aber dabei wohl die Gegenüberstellung von Leontiscus als Statue und von Myro im Sinne, die sich mit der Vergleichung jener beiden Statuen allerdings nicht parallelisiren läßt. War aber einmal der Erklärungsversuch des Ref. aufgegeben, so mußte ein anderes Heilmittel gesucht werden; weshalb Hr. U. die Worte eodem vicit et Leontiscum hier gestrichen, und nach et Libyn, (so interpungirt er richtig) puerum tenentem tabellam eodem loco eingesetzt wissen will: eodem fecit et Leontiscum. Hiergegen ist das Bedenken zu erheben, daß nicht bloß versetzt, sondern auch geändert werden soll, ferner, daß eodem (loco) fecit, so unmittelbar nebeneinander stehend der Ausdrucksweise des Plinius nicht recht angemessen ist, da z. B. im Vorhergehenden eodem loco am Schluße des Satzes viel leichter mit der Ellipse von stantem oder von qui ostenditur aus dem Vorhergehenden: qui Olympiae ostenditur, erklärt werden kann.

Bei der folgenden Stelle XXXV, §. 99: Pinxit et currentes quadrigas et supplicantem paene cum voce et venatores cum captura et Leontion Epicuri et anapauomenen propter fratris amorem, item Liberum patrem et Artamenen spectatos Romae in aede Cereris hat Hr. U. gewiß mit Recht eine Umstellung vorgeschlagen; allein seine Auseinandersetzung läßt es weder ganz klar an das Licht treten, wie umgestellt werden, noch wie die Umstellung erklärt werden soll. Ref. möchte daher eine etwas andere Weise dafür in Vorschlag bringen. Vorerst fragt es sich aber, ob Hr. U. mit Recht die Worte Epicuri und patrem ausgeworfen wissen will. Daß die Chronologie nicht wohl zuläßt, daß man annehme, Aristides habe die Geliebte des Epikur gemalt, ist richtig, eine andere Frage ist aber die, ob nicht der Irrthum von Plinius selbst herrührt, wofür die griechische Endung spricht, die er bei dem Namen eines Mannes nicht gebraucht haben würde. Patrem steht zwar in der Bamberger und der Vossischen Handschrift nicht; doch macht Sillig auf den steten Gebrauch des Plinius aufmerksam, und wenn et Artamenen darauffolgte, konnte dieses Wort offenbar leicht ausfallen. In Betreff dieses Namens Artamenes verweist Hr. U. mit Recht auf Plutarch. de frat. am. 18, wo Ariamenen steht, was Ref. wegen der Lesart der meisten Handschriften Ariadnen auch den Plinius vindiciren möchte. Vollkommenen Beifall verdient es wohl, daß Hr. U. die Worte et supplicantem paene cum voce propter fratris amorem zusammen zu bringen sucht und darin auch eine Darstellung aus der persischen Geschichte (vgl. Herod. III, 119) findet. Ref. möchte aber annehmen, die Stelle sei vor der Verderbniß so geschrieben gewesen:

> pinxit et currentis quadrigas
> et venatores cum captura et le-
> ontion epicuri et anapauomenen
> et supplicantem paene cum voce
> propt fratris amorē et ariamenen
> item liberum patrem,

es habe dann ein Abirren von anapauomenen auf ariamenen stattgefunden, das Ausgefallene sei an dem Rand beigeschrieben und hinter den Zeilen stückweise eingesetzt worden.

Auf die sechste Art der Textverbesserung, die Auffindung und Ausfüllung von Lücken geht Hr. U. nicht weiter ein, da es leichter ist solche zu entdecken als sie auszufüllen, und erwähnt nur, daß XXXV, §. 96 in den Worten: Fecit et Neoptolemum ex equo adversus Persas ein Participium ausgefallen sei. Wie wohl berechtigt die Annahme von Lücken bei Plinius sei, zeigt die Bamberger Handschrift; daß aber Sillig darauf hin manchmal Lücken angenommen habe, wo durch veränderte Interpunction oder eine unbedeutende Aenderung anderer Art der Zusammenhang leicht herzustellen ist, glaubt Ref. durch seine Textesbearbeitung dargethan

zu haben. Die Ausfüllung der Lücken bleibt aber natürlich Sache des Commentars; wer sie in den Text setzen wollte, würde in den meisten Fällen mit Recht der Interpolation beschuldigt werden.

Diese Beiträge zur Kritik des Plinius lassen den Ref. auf's Neue bedauern, daß er bei seiner kritischen Bearbeitung dieses Schriftstellers, (deren dritter Band, schon seit Anfang des Jahres gedruckt, nur durch die Verzögerung des Stereotypierens bisher am Erscheinen verhindert worden, und der vierte Band größtentheils ausgearbeitet auch bereits im Drucke ist) weder die demnächst erscheinende Plinianische Chrestomathie noch die später zu erwartende Fortsetzung der Vindiciae Plinianae des Hrn. Prof. Urlichs benützen konnte; übrigens wird er auch später jede Belehrung gerne annehmen, und freut sich des durch ein günstiges Geschick ihm zum nachbarlichen Freunde gewordenen trefflichen Mitarbeiters auf der Bahn, auf welche den Ref. vor fast dreißig Jahren ein hochverehrter Lehrer geleitet, und die er seitdem aus eigener Lust und Freude an der schwierigen Aufgabe, mit geringer Unterbrechung verfolgt hat.

L. v. Jan.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Historica.

Hammer-Purgstall, Geschichte der Chane der Krim unter Osmanischer Herrschaft. Wien 1856.

V. Guérin, Description de l' île de Patmos et de l'île de Samos. Par. 1856.

B. S. Cunibert, Essae historique sur les révolutions et l'indépendance de la Serbie depuis 1804 jusqu' à nos jours. T. I. 2. Leipz. 1855.

G. Tucker, The history of the United states, from their Colonisation to the End of the twenty-sixth Congress, in 1841. Vol. 1—4. Philadelph. 1856.

Sheil, Glimpses of life and manners in Persia. Lond. 1856.

A. Ross, The red river settlement: its rise, progress and present state. Lond. 1856.

Reports of the prison discipline society, Boston. Vol. 1—3. Boston 1855.

N. Peuchgaric aîné, La Plata de 1851 à 1854. Relation des événements politiques. Moeurs, coutumes, caractère, éducation, gouvernement, commerce etc. Paris 1856.

Ghévond, Histoire des guerres et des conquètes des Arabes en Arménie, traduit par Garabed V. Chanahzarian, et enrichie de notes nombreuses. Par. 1856.

J. Frost, History of the State of California. Auburn 1850.

E. Cornet, Le guerre dei Veneti nell' Asia 1470—1474. Vienna 1856.

Letters and papers relating chiefty to the provincial history of Pennsylvania. Vol. 1. 2. Philad. 1855.

de la Bissachère, Etat actuel du Tunkin, de la Cochinchine et des royaumes de Camboge, Laos et Lac-tho. Vol. 1. 2. Par. 1812.

Fr. Fleming, Southern Africa: a geography and natural history of the country, colonies and inhabitants. Lond. 1856.

J. Barthélemy Saint-Hilaire, Lettres sur l'Egypte. Par. 1856.

C. Botta, Storia della guerra dell' indipendenza degli stati uniti d'America. Vol. 1. 2. Firenze 1856.

Dr. Meinicke, Beiträge zur Ethnographie Asiens. Prenzlau 1837.

J. M'Cosh, Topography of Assam. Calcutta 1837.

H. Lutteroth, Geschichte der Insel Tahiti und ihrer Besitznahme durch die Franzosen. A. d. Franz. von Dr. Th. Bruns. Berl. 1843.

C. Grover, The Bokhara victims. Lond. 1846.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 11. November.

Nr. 58. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Classification und Beschreibung der Felsarten, gegründet auf ihre mineralogische Beschaffenheit, ihre chemische Zusammensetzung und ihre Structur. Von Dr. Ferdinand Senft, Professor ꝛc. Eine gekrönte Preisschrift. Mit XII Tabellen. Breslau 1857. Lex. 8. S. XXXII u. 442. Verlag von Wilh. Gottl. Korn.

Herr Verf. hat für seine von der Kais. Leopold.-Karolin.-Akademie zu Breslau gekrönte Preisschrift 2 Hauptabtheilungen angenommen, deren erste die systematische Gliederung der Felsarten und die Bestimmungstafeln enthält, während die zweite die ausführliche Beschreibung der einzelnen Felsarten umfaßt. Hr. Verf. theilt die bei der Gesteinsbildung thätigen Mineralien ein: 1) in solche, welche zur Bildung irgend einer gegebenen Felsart wesentlich gehören, von denen also keines in dem Gemenge der von ihnen einmal zusammengesetzten Felsart fehlen darf, wenn nicht die letztere ihren selbstständigen Charakter verlieren und zu einer anderen Felsart werden soll. Diese zum charakteristischen Wesen eines Gesteines gehörenden Mineralien nennt man darum die „wesentlichen Gemengtheile" dieses Gesteins. 2) In solche, welche in einer Felsart als Gemengtheile erscheinen, aber auch fehlen können, ohne daß darum der wesentliche Charakter der Felsart geändert wird. Solche Gemengtheile, die also nicht zum Wesen einer Gesteinsart gehören, nennt man „zufällige, fremdartige oder accessorische Beimengungen." Hiernach ergibt sich für die bei der Felsartenbildung thätigen Mineralien folgende Uebersicht:

A. Mineralien, welche als wesentliche Bildungsmittel von Felsarten auftreten:

I. Für sich allein schon Felsarten bildende:

a. nur für sich allein Felsarten darstellende:

Anthracit, Steinkohle, Braunkohle, Eis, Steinsalz, Gyps, Dolomit, Mergel, Braun- und Rotheisenerz, Eisenspath, Perlit, Pechstein, Obsidian, Serpentin, Opal, Kieselschiefer, Hornstein, Feuerstein.

b. nicht nur für sich allein, sondern auch im Gemenge mit anderen Mineralien, Felsarten bildende:

Quarz, Augit, Hornblende, Chlorit, Talk, Thon, Kalk.

II. Nur im Verbande mit anderen Mineralien als wesentliche Felsgemengtheile auftretende:

a. nur in einer einzigen Felsart wesentlich auftretend; außerdem aber oft zufällig in verschiedenen Felsarten:

Leucit, Nephelin, Topas, Zirkon, Granat, Turmalin, Hypersthen, Smaragdit, Andesin.

b. in mehreren Felsarten als wesentlicher, in anderen auch wohl als zufälliger Gemengtheil auftretend:

Zeolithe, Labrador, Orthoklas, Sanidin, Albit, Oligoklas, Eisenchlorit, Glimmer, Diallag, Magneteisenerz.

B. Mineralien, welche gewöhnlich nur als zufällige Felsgemengtheile auftreten:

Titaneisenerz, Eisenkies, Olivin, Chabasit, Stilbit, Chiastolith, Talkspath.

Die die Felsarten zusammensetzenden krystallinischen Mineralindividuen sind wieder von doppelter Art: I. Die Einen bestehen in ihrer ganzen Masse nur aus Individuen von einer und derselben Mineralspecies; sie sind also zu betrachten als massenhafte Aggregate von Individuen einer einzigen Mineralspezies: „Einfache krystallinische Gesteine." II. Die Anderen sind aus 2, 3 oder 4 verschiedenen Mineralspecies zusammengesetzte Aggregate, deren einzelne Gemengtheile bald deutlich zu erkennen sind, bald auch so fein und innig vermischt erscheinen, daß man die einzelnen Mengungsmineralien entweder gar nicht mehr oder nur mit dem Vergrößerungsglase auffinden und unterscheiden kann: „Gemengte krystallinische Gesteine", und zwar deutlich gemengte, phaneromere und undeutlich gemengte, kryptomere.

Bezüglich des Gefüges unterscheidet Hr. Verf. folgende Arten: 1) Körniges, — 2) blättriges, — 3) stängliches oder faseriges, — 4) dichtes, — 5) Porphyr- und 6) Sphäroid-Gefüge. Außer diesen verschiedenen Arten des Gefüges gibt es noch eine Struktur, welche durch die zufälligen Einschlüsse eines Gesteines hervorgebracht wird. Es ist die amygdaloidische und variolitische oder mandelstein- und blattersteinförmige Structur.

Die „Trümmergesteine oder klastische Felsarten" sind charakterisirt durch scharfkantige oder abgerundete, noch frische oder schon verwitterte, größere oder kleinere Felstrümmer, welche durch ein in der Regel thoniges, mergeliges, kalkiges oder auch kieseliges, seltener schlackiges oder scheinbar krystallinisches Bindemittel zum Ganzen verkittet erscheinen. Je nach der Größe und Form der in dem Bindemittel eingekitteten Felstrümmer unterscheidet Hr. Vf. folgende Arten der Structur: 1) Die Psephit-, 2) die Psammit- und 3) die Pelit-Structur.

Was die Aufstellung eines petrographischen Systems der Felsarten betrifft, so leidet diese an Schwierigkeiten, welche wenigstens für jetzt noch nicht ganz zu überwinden sind.

1. Das Gemenge vieler Felsarten ist so innig und undeutlich, daß man in manchen Fällen selbst nicht mit dem Vergrößerungsglase die einzelnen Gemengtheile unterscheiden kann. — 2. Die Bestandesmasse einer und derselben Felsart ändert scheinbar ab. — 3. Das Gefüge von einer und derselben Felsart bleibt sich nicht immer gleich.

Den besten Haltpunkt für eine Classification der Felsarten würde stets die mineralische Zusammensetzung der Gesteine geben; da aber diese in vielen Fällen nur durch die Anwendung von chemischen Mitteln gefunden werden kann, so ist wohl das allgemeine chemische Verhalten der Gesteine gegen Lösungsmittel das einzige sichere Mittel, um die verschiedenen Felsarten zu classificiren, noch dazu da dieses Mittel keine erheblichen Schwierigkeiten in den Weg legt.

Der Bau des hier aufgestellten Systems selbst besteht aus 2 Abschnitten. Der 1. beschäftigt sich mit der Unterscheidung und Bestimmung, so wie mit der bündigen Charakterisirung der einzelnen Felsarten, und besteht aus mehreren tabellarischen Uebersichten, von denen die einen zur Auffindung der Klassen, die anderen zur Bestimmung der Ordnungen und Gruppen in jeder Klasse, und die 3. zur Vergleichung und Unterscheidung der einzelnen Arten in jeder Gruppe leiten sollen. Da die Vergleichung verschiedener Körper miteinander am sichersten zur Unterscheidung derselben führt, so hat Hr. Vf. diese Uebersichten so geordnet, daß die verwandten oder ähnlichen Gesteine wo möglich nebeneinander gestellt erscheinen. Der 2. Abschnitt umfaßt die ausführliche Charakteristik, die chemische Analyse und die Angabe der Lagerorte und Lagerungsverhältnisse von jeder Felsart, so weit alle diese Facta bis jetzt bekannt sind.

In dessen 1. Abtheilung handelt Hr. Vf. die „krystallinischen Felsarten" ab, und stellt als 1. Ordnung die „Hydrolyte" auf. Bei der Gruppe „Eis" unterscheidet er je nach dem Bildungsmaterial und Gefüge ein Schnee- und Wasser-Eis mit mehreren

Unterabtheilungen, wie z. B. der Firn, das Gletschereis ꝛc. Ersterer besteht aus losen oder lockeren Aggregaten von Körnern, oder Körnern die durch einen Eiskitt miteinander verbunden sind; letzteres aus Eiskörner, welche miteinander zum festen Ganzen verschmolzen sind.

Das Wassereis kann sein: a. ein dichtes: α. Süßwassereis: wasserhell, in größeren Massen grünlich; ganz durchsichtig, fest und hart. β. Meereseis. Mehr oder weniger weißlich und trüb, oft nur durchscheinend; nicht so fest wie α. b. Schwammiges, nadeliges Eis. c. Stalactiten-Eis, überall, wo Wasser an Felswänden herabtröpfelt oder gleitet; dicht, weißlich. 2. Gruppe. „Steinsalz". Normalbestand: Chlornatrium; Abänderungen werden hervorgebracht, theils durch chemische, theils durch mechanische Beimischungen. Die 2. Ordnung enthält die „Anhydrolyte"; 3. Gruppe: Schwefelsaure Kalkerde als Anhydrit und Gyps. Ersterer wird überall gefunden, wo Steinsalzlager vorkommen; Letzterer im Glimmerschiefergebirge, im Grauwacke-Thonschiefergebirge, in der Steinkohlenformation, im Zechsteingebirge, im Triasgebirge, im Jura-, Kreide- und Braunkohlengebirge und in dem Steinsalzgebirge des Tertiärgebietes. — 4. Gruppe: Kohlensaure Kalkerde, als Kalkstein, Dolomit, Mergel, mit ihren zahlreichen Varietäten. Hr. Vf. hat den Mergel zu den einfachen krystallinischen Mineralien gerechnet, obwohl er ein Gemenge von Thon und Kalk ist. Abgesehen davon, daß sich auf diese Weise der Mergel allein sicher bestimmen läßt, hegt Hr. Vf. die Ansicht, daß der Mergel in der That kein rein mechanisches Gemenge ist, indem man nur durch Säuren den Kalk von seinem Thone trennen kann. — 5. Gruppe: Kohlensaures Eisenoxydul, Spatheisenstein. 6. Gruppe: Eisenerze; thoniger Sphärosiderit; Eisenoolith, Bohnerz nebst Anhang. — 7. Gruppe: a. Magnesite, kieselsaure Magnesia, als: Serpentinfels, Chloritschiefer, Talkschiefer, Amphibolit, Pyroxenit. b. Argiloide, als: Thonschiefer, Schieferthon, Brandschiefer, welcher bei Abnahme des Bitumengehalts in Schieferthon übergeht. — 8. Gruppe: Kieselsäure; Quarzit, Kieselschiefer nebst Anhang. — 9. Gruppe: Hyalolithe; Pechstein und Pechsteinporphyr, Perlit, Obsidian, Bimsstein und Anhang.

Die II. Klasse umfaßt die „gemengten, krystallinischen Felsarten".

1. Gruppe: Sanidingesteine; eigentlicher Trachyt, Trachytporphyr, Phonolith, Andesit. — 2. Gruppe: Orthoklasite. A. Porphyre. Die Grundmasse im Allgemeinen Felsit d. h. ein inniges und in der Regel undeutliches Gemenge von Orthoklas oder Oligoklas und Quarz. Einsprenglinge dieser Grundmasse sind Körner und Krystalle von Orthoklas oder Oligoklas oder auch Loxoklas; sehr häufig auch Quarzkörner oder Glimmerblättchen oder Hornblendenadeln. Hierher gehören: quarzfreier Porphyr, Felsitporphyr und Syenit- oder Granitporphyr.

B. Körnige und schieferige Orthoklasite; Granit, Syenit, Miascit G. Rose's, Granulit; Gneiß. 3. Gruppe: Stilpnolithe oder Glimmergesteine, als: Glimmerschiefer, Eisen-, Kalk-Glimmerschiefer. — 4. Gruppe: Quarzit; Quarzschiefer, Itakolumit, Greisen- und Turmalinfels. — 5. Gruppe: Amphibolite; Diorit und Dioritporphyr. — 6. Gruppe: Hyperite; Eklogit, Gabbro, Hypersthenit. — 7. Gruppe: Diabasite. Eine Gruppe, welche die Mitte zwischen Amphiboliten, Hyperiten und Basaltiten hält und ist im Allgemeinen ausgezeichnet: 1) durch die unreingrüne Färbung ihrer Gesteine; 2) durch den gänzlichen Mangel an Quarz; 3) durch das sehr seltene Auftreten, wenn nicht gänzliche Fehlen des Glimmers; 4) durch die häufige Erscheinung von kohlensaurem Kalk theils unmittelbar im Gemenge, theils in Mandeln, Kugeln und anderen Ausscheidungsformen; 5) durch die theilweise, häufig unter Brausen erfolgende Lösbarkeit ihrer Gesteine in Salzsäure; 6) durch die zahlreichen Breccien, Sandsteine und Tuffe, von denen sie umgeben werden, und in welche einzelne ihrer Gesteine oft übergehen; 7) durch ihr vorherrschendes Auftreten im Gebiete der Grauwacke und des Thonschiefers. Hieher zählen: Diabas, Diabasschiefer, Aphanit, Diabasporphyr, Diabasmandelstein.

Das Hauptgestein dieser Gruppe ist der körnige Diabas. Aus ihm entsteht: a. durch Zunahme des

Chlorites und dadurch erfolgende Schieferung des Gefüges: Der Diabasschiefer. b. Durch Verfeinerung des körnigen Gefüges bis zum dichten: der Aphanit. Aus dem Aphanit geht nun weiter hervor: a. durch Chloritzunahme und Schieferigwerden des Gefüges der Aphanitschiefer und Schalstein; b. durch Hervortreten des Kalkes in der Form von Kugeln: der Diabasmandelstein; c. durch Hervortreten von Augit oder Oligoklaskrystallen und Zurückdrängen des Kalkes: der Diabasporphyr. 8. Gruppe: Melaphyre.

Wie die Diabasite und Basaltite ausgezeichnet sind durch ihren Gehalt an Augit und ihr hohes specifisches Gewicht, welches mindestens = 2, 8 ist, so sind die Melaphyre ausgezeichnet durch ihren scheinbaren Mangel an Apatit und ihr geringeres Gewicht, welches höchstens = 2, 75 beträgt. Wie ferner bei den Diabasiten die grünliche und bei den Basaltiten die schwärzliche Farbe vorherrscht, so macht sich bei den Melaphyren die röthlichgraue mit grün und schwarz gemischte Färbung geltend. Wie endlich die Diabasite ihren Hauptsitz im Gebiete der Thonschiefer-Grauwackeformation haben und die Basaltite vorherrschend im Braunkohlenterritorium oder überhaupt in den jüngeren Formationen auftreten, so zeigen sich die Melaphyre in der Regel im Gebiete der Steinkohlen und des Rothliegenden, seltener im Zechsteine. Gemeinschaftlich miteinander haben diese 3 Gesteingruppen: 1. ihren starken Gehalt an Labrador, an Eisenchlorit, an Kalkspath und an einem magnetischen Eisenerz; 2. ihren Mangel an Quarz als wirklichen Gemengtheil; 3. ihre theilweise, mit gelber Farbe erfolgende Lösbarkeit in Salzsäure und 4. ihre Neigung zur Bildung von Mandelsteinen.

Die Gruppe der Melaphyre umfaßt nur eine Hauptart; diese ist der dichte oder feinkörnige Melaphyr, in welchem man keine einzelnen Gemengtheile deutlich unterscheiden kann.

9. Gruppe: Basaltite.

Diese Gruppe ist im Allgemeinen durch die dunkeln, meist in's Schwarze oder Schwarzgraue ziehende Färbung, durch das hohe specifische Gewicht, durch die Zähigkeit und schwere Zersprengbarkeit, durch den Augit- und Magneteisen-Reichthum ihrer Gesteine, so wie durch das reichliche Auftreten von Olivin- und Zeolith-Arten ausgezeichnet. Alle besitzen mindestens 30 — 40 % in Salzsäure zersetzbare Gemengtheile. Je nach ihren Gemengtheilen zerfallen die Arten dieser Gruppen in 2 Reihen: a. die eine Reihe besitzt neben Augit, Labrador zum Gemengtheil: eigentliche Basaltite; b. die andere Reihe enthält neben Augit, Leucit oder Nephelin: Nephelintrappe.

I. Eigentliche Basaltite. Alle bestehen aus Augit, Labrador und Magneteisen und sind nur durch ihre Gefüge voneinander verschieden; alle gehen oft in einer und derselben Ablagerung ineinander über; alle kommen häufig zusammen vor; alle zeigen ein und dieselben Lagerformen und Lagerungsverhältnisse, als Dolerit, Anamesit, Basalt, Wacke. II. Nephelin- und Leucit-Trappe. Krystallinischkörnige, deutlich gemengte Basaltite, welche aus Nephelin oder Leucit, mit Augit und etwas Magneteisen bestehen. Sie sind den Doloriten in ihrem ganzen Habitus sehr nahe verwandt. Nephelindolerit, Leucitophyr.

Blickt man auf die Arten der Basaltite zurück, so möchte die Hauptart dieser Gruppe der deutlichkörnige Dolerit sein; einerseits weil er meistens den Kern basaltischer Gänge bildet, und den Basalt in seiner krystallinisch ausgebildeten Form zeigt, andererseits weil er in gewisser Beziehung den Vermittler zwischen dieser Gruppe und den Melaphyren und Diabasiten bildet.

Aus ihm entwickeln sich 2 Reihen von Gesteinen:

mit Beibehaltung des körnigen Gefüges, aber mit Veränderung eines Gemengtheiles (des Labradors): der Nephelindolorit und der Leucitophyr.	mit Beibehaltung der Gemengtheile, aber mit Veränderung des Gefüges: der Anamesit, der Basalt und die Wacke.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 13. November.

Nr. 59. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Classification und Beschreibung der Felsarten ꝛc.

(Schluß.)

In der II. Abtheilung erörtert Hr. Verf. die „Klastischen Felsarten". I. Classe: Pseudoklastische Gesteine. I. Ordnung: Gesteine mit einem orthoklas-, sanidin- oder labradorhaltigen Cäment. Ihrer ganzen Beschaffenheit nach schließen sie sich an die gemengten krystallinischen Gesteine an; sie haben ein krystallinisches Bindemittel, gehen in krystallinische Gesteine über, kommen gewöhnlich in deren nächster Umgebung vor, und sind vulkanischen Ursprungs; daher in der Regel ungeschichtet.

1. Gruppe: Trachytische Trümmergesteine, als: Trachytbreccie. — 2. Gruppe: Felsitische Trümmergesteine: Porphyrbreccie. — 3. Gruppe: Diabasische Trümmergesteine: Diabasbreccie. — 4. Gruppe: Melaphyrische Trümmergesteine: Melaphyrbreccie. — 5. Gruppe: Basaltische Trümmergesteine: Basalt- und Dolorit-Breccie.

II. Ordnung: Pseudoklastische Gesteine mit krystallinisch kieseligem, kalkigem oder eisenerzigem Bindemittel.

1. Gruppe: Quarzige Trümmergesteine: Kieselbreccie, Kieselsandstein, Lyditbreccie, Puddingstein und Arkose. — 2. Gruppe: Kalkige Trümmergesteine: Kalksteinbreccie. — 3. Gruppe: Eisentrümmergesteine: Tapanhoacanga, Eisensandstein.

II. Classe: Hemiklastische Gesteine.

I. Ordnung: Tuffe, deren Cäment aus geschlemmter vulkanischer Asche oder aus vulkanischem Schlamme oder auch aus dem Verwitterungsprodukte vulkanischer Gesteine besteht und nur undeutliche oder auch keine Felstrümmer, aber häufig krystallinische Mineralien einschließt. Gewöhnlich mehr oder weniger deutlich geschichtet und meist im Verbande mit den pseudoklastischen Gesteinen der I. Ordnung, in welche sie auch häufig Uebergänge zeigen.

1. Gruppe: Sanidintuffe: Trachyt-, Phonolith-, Bimsstein-, Tuff- und Alaunfels. — 2. Gruppe: Basalttuffe: Basalttuff, Peperin, Schalstein.

II. Ordnung: Tuffe, deren Bindemittel aus der verkleinerten Masse der Trümmer besteht, welche in ihm eingebacken liegen, sehr selten oder nie frische Mineralkrystalle einschließen, sich eng an die Tuffe der I. Ordnung anschließen und den Uebergang zur III. Classe bilden.

3. Gruppe: Sanidinkonglomerate: Trachyt-, Phonolith-, Bimsstein-Konglomerat und Traß. — 4. Gruppe: Basaltkonglomerate. — 5. Gruppe: Diabsit- oder Chlorolithkonglomerate: Diabas- oder Grünsteinkonglomerat, Diabastuff. — 6. Gruppe: Orthoklasit-Konglomerate. Diese Gruppe umfaßt Trümmergesteine, deren Bindemittel sich bald wie verkleinerter Steinschutt, bald wie sandiger Thon

verhält. Sie bildet den Uebergang von der 2. Klasse zur 3. Klasse der klastischen Gesteine und enthält mehr örtliche Bildungen.

III. Klasse: Holoklastische Gesteine. I. Ordnung: Eigentliche Konglomerate. In einem stets erdigen Bindemittel liegen mehr oder weniger abgerundete, seltener scharfkantige, meist halb angewitterte, wenigstens haselnußgroße Felstrümmer.

a. Einfach gemengte Konglomerate.

1. Gruppe: Thonige Konglomerate: Quarz-, Granit- und Gneiß-, Porphyr-Konglomerat. — 2. und 3. Gruppe: Kalkige Konglomerate: Das Kieselkonglomerat des Grauliegenden, das Kohlenkonglomerat.

b. Mehrfach gemengte Konglomerate.

Ein und dasselbe Gestein enthält in seinem Bindemittel Trümmer von verschiedenen Felsarten, von denen aber oft eine Art an Menge vorherrscht.

1. Gruppe: Thonige Mengkonglomerate. Wenn auch dieselben als ein wahres Gemisch von verschiedenartigen Gesteintrümmern erscheinen, so herrschen doch in den einzelnen Schichtmassen derselben bestimmte Arten von Gesteintrümmern vor, so daß man hiernach:

Quarz-Gneiß-Konglomerate,
Quarz-Granit-Kongl.,
Granit-Thonschiefer-Kongl.,
Porphyr-Granit-Kongl.,
Granit-Glimmerschiefer-Kongl.,
Porphyr-Melaphyr-Kongl.

unterscheiden kann. Das Bindemittel aller dieser Konglomerate ist ein intensiv braunrother, gewöhnlich mit fein- oder grobkörnigem Sande und zarten Glimmerschüppchen untermengter Thon. — 2. Gruppe: Sandig-thonige Knochenkonglom. — 3. Gruppe: Kalkige Mengkonglomerate: Nagelfluh, Knochenkonglomerat.

II. Ordnung: Eigentliche Sandsteine.

1. Gruppe: Thonige Sandsteine: Der Kaolinsandstein, der gemeine thonige Sandstein, der kieselig-thonige-, der eisenschüssige Sandstein. — 2.

Gruppe: Kalkige Sandsteine: Kalkiger-, mergeliger Sandstein, der Glaukonitsandstein. — 3. Gruppe: Kohlige Sandsteine: Der erdig-bituminöse Sandstein und der Asphaltsandstein.

III. Ordnung: Schiefergesteine.

Hieran reiht Hr. Vf. eine Beschreibung und Erklärung des „Gebirgsschuttes", worunter er die aus der Zertrümmerung oder Zersetzung von Gesteinen entstehenden Produkte versteht. Je nach der Art ihrer Entstehung und der Form ihres Aggregatzustandes können aber dieselben in folgende 2 Klassen getheilt werden:

I. Gebirgsschutt, welcher durch mechanische Zertrümmerung einer Felsmasse entstanden ist und noch mehr oder weniger den Charakter seiner Muttergesteine an sich trägt: Steinschutt.

A. Verwitterungsschutt.

Je nach der Größe seiner einzelnen Massentheile zerfällt er in 1. Steinschutt, dessen Massentheile mindestens die Größe einer Haselnuß haben: Blöcke, Gerölle, Grus; 2. in Steinschutt, dessen Massentheile höchstens die Größe einer Erbse erreichen und bis zur Kleinheit des Staubes herabsinken: Sand.

B. Vulkanenschutt.

Durch vulkanische Eruptionen erzeugter: vulkanische Gerölle, vulkanischer Sand und Asche.

II. Gebirgsschutt, welcher durch chemische Zersetzung und Umwandlung einer Felsmasse entstanden ist und bei vollkommener Ausbildung wenig oder nichts ähnliches von seinem Muttergesteine mehr hat, sondern ein mehr oder minder loses, krümliches bis staubiges Aggregat darstellt: Erdkrume.

Die Felsarten, welche bei ihrer Verwitterung chemisch zersetzt und in Erdkrumen umgewandelt werden, bestehen im Allgemeinen entweder aus Doppel- und Trippelsalzen der kieselsauren Thonerde oder aus Salzen der Kalkerde. Es gibt nachfolgende Arten von Erdkrumen: a. solche, welche vorherrschend aus thonigen Substanzen bestehen; b. solche, welche vorherrschend Kalk besitzen oder auch die Eigenschaften desselben vorherrschend offenbaren; und c. solche Krumen, welche als ein inniges Gemenge

von Thon oder Kalk und Humus bestehen und in welchem die humose Substanz vorherrscht.

I. Ordnung: Thonige Krumen.

1. Gruppe: Fetter Thon: Walkererde, Kaolinerde, der Thon. — 2. Gruppe: Magere Thone: Der Letten, der Lehm.

II. Ordnung: Kalkige Krumen. Davon gibt es nach Hrn. Vf. 2 Arten: eine, welche im Allgemeinen vorherrschend die physischen Eigenschaften des Thones, und eine andere, welche im Allgemeinen die Eigenschaften des kohlensauren Kalkes wahrnehmen läßt. Jene erste nennt Hr. Vf. „Kalkthon"; diese 2. aber „Mergel".

1. Gruppe: Der Kalkthon. — 2. Gruppe: Der Mergel.

III. Ordnung: Kohlenreiche Krumen: Die Humuskrume, der Marsch und die Torfkrume.

Hierauf handelt Hr. Vf. die „Anthracide" ab, indem er Allgemeines über die Bildung der Kohlen vorausschickt. Alle Kohlen sind Produkte des unvollkommenen Verbrennungsprocesses von vegetabilischen Substanzen und bilden sich überall da, wo abgestorbene Pflanzenmassen von Medien, welche den ununterbrochenen Zutritt von atmosphärischem Sauerstoff ganz oder zum großen Theil hemmen, mehr oder weniger mächtig überdeckt werden. Becken von stehendem oder nur wenig bewegtem Wasser, in denen Pflanzen wachsen, oder in welche Pflanzen gefluthet werden, sind daher der Hauptbildungsheerd für vegetabilische Kohlen aller Art. Gewöhnlich erscheinen die Kohlen in mehr oder minder starke, oft äußerst regelrechte und auf weite Strecken hin parallel ausgedehnte Schichten abgetheilt, welche in der Regel durch zwischenlagernde Schichten von Sandsteinen, Schieferthonen oder auch plastischen Thon von einander getrennt sind. Hierher gehören: Anthracit, Schwarzkohle, Braunkohle, Torf.

Hieran schließt Hr. Vf. seine Besprechung über „Zoogenite." Wie die Pflanzenwelt, so hat auch das Reich der Thiere seinen Tribut zum Aufbau der Erdrinde gespendet, sei es nun, daß Individuen dieses Reiches, welche gesellig an irgend einem Orte lebten, theils schon während ihres Lebens durch die Menge ihrer Exkremente, theils nach ihrem Tode durch die Verwesung ihrer weichen Körpermassen bedeutende erdige Anhäufungen an ihrem gemeinsamen Wohnorte erzeugten, — oder sei es, daß die harten steinartigen Gehäuse oder Panzer von Thieren nach dem Absterben und der gänzlichen Zerstörung der weichen Körpertheile ihrer Insassen sich mehr oder minder wohl erhalten an den ehemaligen Wohnsitzen dieser Thiere anhäuften. Man kann darum 2 Gruppen von Zoogeniten unterscheiden, nämlich: 1. Zoogenite, welche aus den Exkrementen und weichen Verwesungsmassen von Thieren zusammengesetzt sind, und 2. Zoogenite, die aus den kalkigen oder kieseligen Gehäusen oder Panzern von verwesten und ganz zerstörten Thierkörpern bestehen. Die 1. dieser beiden Gruppen zeigt zwar verhältnißmäßig nur wenig, ja oft gar keine Spuren von den Thierkörpern mehr, denen sie ihr Dasein verdankt, aber sie enthält stets noch unter ihren chemischen Bestandtheilen Stoffe, welche auf ihren Ursprung von thierischen Organismen unzweifelhaft hinweisen und unter denen namentlich Ammoniak, Harnsäure und Ulminsäure sich bemerkbar machen. Zu dieser Gruppe gehören vorzüglich die massigen Anhäufungen der unter dem Namen „Guano" allbekannten Ablagerungen von Exkrementen und Verwesungsmassen gewisser Wasservögel und anderer Seethiere. Die 2. der genannten beiden Gruppen zeigt im Gegensatze zu der 1. zwar noch mehr oder weniger wohl erhalten die äußere Gestalt oder vielmehr die Hülse von Thierkörpern, aber sie besitzt in dieser Hülse entweder gar keine oder nur sehr geringe Spuren von organischer Materie und besteht vorherrschend aus wahrer Mineralsubstanz, namentlich aus kohlensaurem Kalke oder aus erstarrter Kieselsäure. Die Arten dieser Gruppe — zu denen die vorherrschend aus Kieselpanzern von Infusorien bestehenden Massen des Kieselmehls, des Polierschiefers, des Opals und Flints zum großen Theile, so wie die aus Foraminiferen oder Infusorien zusammengesetzten Kalksteine, wie Kreide, Nummulitenkalkstein &c. gehören — können daher ebensowohl zu den Anorganolithen wie zu den Organolithen gezählt werden, da ihre Substanz ganz die chemischen Merkmale der ersten an sich trägt,

während nur ihre — oft erst unter einem guten Mikroskope erkennbare — äussere Form ihre thierische Abkunft andeutet.

Nun folgt ein sehr genaues und umfassendes Register, dem sich zum Schluß die „Uebersichtstafeln“, durch welche die Lagerungsverhältnisse und die Vorkommnisse der krystallinischen und klastischen Felsarten in den einzelnen Formationen veranschaulicht werden sollen, anreihen.

Ehe wir aber von Hrn. Vf's. trefflicher Arbeit Abschied nehmen, müssen wir noch auf einige wenige Punkte seiner Arbeit, welche vielleicht auffallen möchten, aufmerksam machen.

Nach Hrn. Vf's. Ansicht gehören: 1) alle feste anorganischen Aggregatmassen, sobald sie für sich allein schon bedeutende Strecken der Erdrinde zusammensetzen, zu den Fels- oder Gebirgsarten. Demgemäß mußte das Eis eben so wie auch der Guano in der Klassifikation eine Stelle erhalten; denn wenn auch die letzt genannte Aggregatmasse von Thieren abstammt, so ist sie doch durch den Verwesungsproceß anorganisch geworden, und die in ihr enthaltenen noch nicht verwesten Thierreste sind für ihre Masse gewissermaßen dasselbe, was die paläontologischen Thierreste für die Kalksteinstraten der älteren Formationen sind. Aber nach dem oben aufgestellten Begriffe durften der Schwerspath, Flußspath und noch einige andere Ganggesteine hier nicht aufgenommen werden. 2) Einige Felsarten neigen sich ihrem Gemenge und Aeußeren nach zu mehreren Felsarten zugleich hin. Dies ist z. B. der Fall bei dem Itabirit, welcher sich nach seiner Natur den Eisenerzen anschließt, seinem Aeußeren nach aber häufig dem Eisenglimmerschiefer nähert. Hr. Vf. hielt es daher für nicht unzweckmäßig, diese doppelgestaltigen Felsarten auch mehrfach anzuführen, nämlich einmal da, wo sie ihrem Wesen nach hingehören, und dann anhangsweise hinter derjenigen Felsart, welcher sie sich äußerlich nähern. Der Grund für dieses Verfahren lag einfach in dem Bestreben des Hrn. Vfs., dem bestimmenden Geognosten die Arbeit zu erleichtern. 3) Der oolithische Kalkstein — und namentlich der Pisolith — wird gewöhnlich zu den Aragoniten gerechnet. Hr. Vf. hat aber dies unterlassen, weil diese Felsart nach ihrem chemischen Verhalten im Grunde doch nur zum kohlensauren Kalke gehört.

Druck wie Ausstattung vorzüglich.

Dr. Anton Wenard.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Schluß.)

Theologia.

Th. F. Curtis, The progress of Baptist principles in the last hundred years. Bost. 1855.

Th. Claparède, Histoire des églises réformées du pays de Gex. Par. 1856.

J. H. Reinerding, Der heilige Bonifazius als Apostel der Deutschen. Würzburg 1855.

A. de Roskovány, Monumenta catholica pro independentia potestatis ecclesiasticae ab Imperio civili. Vol. 1—4. Wien 1856.

Dr. Fr. Liebetrut, Ueber geordnete Entwickelung der Ehe. Berlin 1856.

Ch. Cosci, De reparatione Tori conjugalis tam nullo existente seu soluto, quam salvo vinculo matrimonii ejusque effectibus. Florentiae 1856.

Das Eherecht der Katholiken im Kaiserthume Oesterreich. Wien 1857.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 16. November.

Nr. 60. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Erde und Ewigkeit. Die natürliche Geschichte der Erde als kreisender Entwicklungsgang im Gegensatze zur naturwidrigen Geologie der Revolutionen und Katastrophen. Von G. H. Otto Volger. Frankfurt a. M. 1857. 8. S. XII u. 578. Verlag von Meidinger Sohn u. Comp.

Abermals können wir von dem in diesen Blättern schon mehrfach gerühmten Herrn Verf. eine Arbeit in Anzeige bringen, welche alle Berücksichtigung verdient. Dieselbe zerfällt außer einem Vorworte in 4 größere Abschnitte mit vielen Unterabtheilungen. Der I. Abschnitt „Menschliches Streben", wird gleichsam als Friedensgruß Vorübergehenden und Eintretenden im philosophisch-dichterischen Gewande dargebracht. Der II. Abschnitt erörtert „Endlichkeit und Ewigkeit", Hrn. Vfs. Betrachtungen in den Vorhallen. Nach seiner Annahme kennt man von der Erde nur die Oberfläche und was ihr nahe liegt. Die Forschung entziffert aus den Erscheinungen dieser Oberfläche eine lange Geschichte, deren Verlauf unermeßliche Zeiträume füllte, Ewigkeiten für unseren Begriff. Den Denkstein eines Anfanges, den Aussichtspunkt von welchem ein Ende dieser Geschichte sich erspähen ließe, findet man nicht. Keines der unserer Beobachtung zugänglichen Verhältnisse gestattet uns auch, anzunehmen, daß die Kette der Erscheinungen, welche die Oberfläche der Erde uns darbietet, je einen Anfang gehabt habe, je ein Ende haben werde. Hat die Geschichte der Erde, jenseit dieser Kluft, an welcher die Erforschung der Erdoberfläche uns unbefriedigt verläßt, einen Anfang, so muß er wurzeln in der Geschichte der Entstehung des Weltenbaues. Unsere Erde wie alle Gestirne können nur entstanden sein unter einem gemeinsamen Gesetze. Die „Gesetze des Himmels", bespricht Hr. Vf. auf historisch-kritische Weise, ohne gerade etwas Neues zu liefern. Ihnen folgt die Beschreibung des „Zustandes vor der Bildung der Welt", und des „Herzschlages der Natur", unter steter Berücksichtigung und strenger Sichtung des schon vorhandenen Materials. Die Erde ist eine Kugel, abgeplattet zwar an ihren Polen; aber diese Abplattung ist nur eine Folge ihrer Umschwingung um ihre eigene Axe, in Folge deren der Umfang gegen die Gleicherlinie hin anschwellen mußte. Jedes Stäubchen dieser Kugel strebt durch die Schwere sich an sie zu heften, strebt selber zu ihrem Mittelpunkte hin und wird nur so lange, an der Oberfläche, so fern noch vom Mittelpunkte, zu verweilen gezwungen, als andere Massen, von überwiegender Schwere, von welchen der Mittelpunkt bereits umlagert ist, das Stäubchen hindern, zum Mittelpunkte selbst hinzusinken. Ueber dem Erdboden ruhen Wasser und Luft und beide streben, nach dem Triebe der Schwere, in den Boden einzudringen, wo immer sich ihnen Zwischenräume darbieten mögen. Die Stoffe im Innern der Erde sind schwerer als diejenigen, welche ihre Oberfläche bilden oder dieser nahe liegen. Also alle Theile der Erde sind angeordnet nach dem Gesetze der Schwere. Jeder Zustand weist auf einen andern zurück, welcher ihm vorherging und den ge-

genwärtigen bedingte. Es ergibt sich nach Hrn. Vf. die Vermuthung, daß die Stoffe, welche gegenwärtig in ihrer Zusammenballung den Erdball darstellen, einst sich zusammengeballt haben nach dem Gesetze der Schwere um einen gemeinsamen, gleichsam anziehenden Mittelpunkt. Ist diese Vermuthung unabweisbar, so folgt ferner, daß also vor der Zusammenballung die Stoffe der Erde in einem Zustande der Zerstreuung sich befanden. Als ein vollkommener Nachweis für die erste Bewegung gilt Hrn. Verf. die gegenseitige Abstoßung, welche, der als Schwere sich äußernden Anziehung entgegengesetzt, von den Stofftheilchen gegen einander ausgeübt wird. Ferner ergibt sich nach Hrn. Verf. aus dem gegenwärtigen Wärmezustand der Erde und des Weltraumes eine nothwendige Schlußfolgerung, ganz im Gegensatze zu den Annahmen von Kant und La Place, daß der ursprüngliche Zerstreuungszustand mit einer alle unsere Begriffe übersteigenden Kälte verbunden gewesen sein müsse. Auch lassen uns die Erscheinungen der Federkraft, mit welcher Körper die verdichtend auf sie einwirkende Kraft an ihrem, mit der Verdichtung wachsenden, Widerstande gleichsam erlahmen machen und überwinden, um alsbald in ihren früheren Zustand zurückzukehren, eine Rückkehr aus der Verdichtung in den ursprünglichen Zustand der Zerstreuung gleichwohl denkbar bleiben. So mag neue Auflösung von dem allgemeinen Mittelpunkte aus dem Fortschreiten der Ordnung und Bildung zerstörend wieder nachfolgen und im Wechsel zwischen der vollendeten Ordnung und der vollendeten Zerstreuung der Herzschlag gleichsam der Natur in alle Ewigkeiten fortschlagen.

In dem Abschnitte „die Erde“ wendet Hr. Verf. seine Blicke ab von dem endlosen Gewimmel der Welten, um sie zur Betrachtung des Werdens unserer Erde allein zu sammeln. Dieselbe kann unter dem ordnenden Gesetze der Schwerkraft und der Fliehkraft nur als eine Hohlkugel gebildet sein, deren Hülle sich um ihre Axe wälzt, mit einer Bewegung, in welcher alle die zahllosen Bewegungen aller der zahllosen Hüllen von Hohlkugeln niederer und höherer Ordnung, aus deren Vereinigung sie selber entstanden ist, sich zu einem Gesammtergebnisse vereinigt finden. Der Schwerpunkt der Erde liegt in ihrem Mittelpunkte. So walten im Innern der Erde entweder die schwerern der uns bekannten Stoffe im höheren Grade, als in der Nähe der Oberfläche vor, oder müssen schwerere Stoffe, als die uns bekannten, oder aber die uns bekannten Stoffe in einem dichteren Zustande vorhanden sein, als in den uns zugänglichen Theilen ihrer äußeren Lagen.

Die gegenwärtig in der Erde herrschenden Wärmezustände müssen, weit entfernt, für einen Ueberrest eines früheren Glutzustandes angesehen werden zu dürfen, vielmehr für das aus der Verdichtung der sich zusammenballenden Stoffe selber hervorgegangene Ergebniß hingenommen werden.

Der 3. größte Abschnitt enthält die „Urkunden zur Geschichte der Erde“, eine Rundschau im Heiligthume der Wissenschaft.

Betrachtet man nach Herrn Verf.: 1) „den Boden, auf dem wir leben“, so finden wir immer und immer Gräber von ganzen Geschlechtern von Thieren, die einst lebten, um zu erlöschen, Gräber von ganzen Fluren und Wäldern, die einst grünten, um zu welken, zu sinken, zu modern. Nichts mehr vom frischen Jugendkleide der neugebildeten Erde, keine Spur von dem Thone, der damals den Grund des Meeres bildete, als unter der ungestörten Ordnung der Schwere, Wasser ringsum noch die Erde umhüllte, die Wassergeborene. Die Erde hat sich selber begraben unter den Leichen und Gebeinen ihrer eigenen Kinder, und nur aus den Denksteinen dieser seit Jahrtausendmaltausenden Erzeugten, seit Jahrtausendmaltausenden Gestorbenen lesen wir mühsam, kaum den Sinn noch deutend, öfter errathend, und ohne eine Jahreszahl, die lückenvollen Bruchstücke der Geschichte der Erde — nein, der Erdoberfläche! 2) „Die Veränderlichkeit des Grundes“. Daß die Bildung geschichteter Bodensätze und Ablagerungen mit Schneckengehäusen und Muschelschalen wie Fischgerippen und anderen Wasserthierüberresten ein Werk der Gewässer sei, hat man zu keiner Zeit bezweifeln können. So räthselhaft auch die Verbreitung solcher Schichten in allen Gegenden der Länder und bis zu den höchsten Höhen der Gebirge blieb, stets griff man eher zu den unzulässigsten Erklärungen, als daß man diese Spuren der Gewässer zu

verlängnen wagte, und so mannigfaltig auch jene Erklärungsversuche waren, ein Grundgedanke ist ihnen allen gemein: Die Vermuthung geschehener Veränderungen in den Verhältnissen der Gewässer und Festländer zu einander. Auch Hrn. Verf. hat diese Vermuthung sich aufgedrungen; ja vergleichende Ueberblicke haben sie ihm zu fester Ueberzeugung erhoben. Die Lagen der verschiedenen Erd- und Steinarten, aus welchen unser Boden besteht, würden, auch wenn dieselben von eingeschwemmten Ueberresten erkennbarer Wassergeschöpfe keine Spur enthielten, durch ihre ganze Erscheinung beurkunden, daß sie als Bodensätze in Gewässern gebildet sein müssen. Eben die Sonderung der Lagen von einander ist es, welche den Bodensätzen, die sich deutlich von einander geschieden zeigen, den Namen der „Schichten" zugezogen hat. Auch die Schichten des Bodens, auf dem wir leben, befinden sich in manchen Gegenden und oft meilenweit in einer solchen Lage, daß sie der Wasserebene wenigstens annäherungsweise entsprechen oder doch nicht so erheblich von derselben abweichen, daß man ihre Ablagerung aus dem Wasser in einer solchen Stellung nicht für möglich halten könnte. Auch zieht Hr. Verf. den Schluß, daß die Schichten, welche gegenwärtig in einer geneigten Lage sich befinden, ursprünglich in nahezu wasserebener Lage abgesetzt sein müssen, und daß somit ihre Lage mannigfaltige Verschiebung erlitten habe. Die ungleichartigen Stellungen der Schichten erscheinen Hrn. Verf. als Beweise und Merkmale der Verschiebungen, welche in dem Boden, auf dem wir leben, vorgegangen sind.

So drängt sich ferner die Vermuthung gleichsam von selber herbei, daß auch das Aufragen des Festlandes vom Meeresgrunde eine Folge geschehener Verschiebungen der Schichten des Bodens sei, und faßt man diese Verschiebungen in dem Sinne auf, daß gewisse Theile des Bodens durch dieselben in eine höhere Lage gebracht und so aus dem bedeckenden Meere hervorgetaucht seien, andere Theile des Bodens in eine tiefere Lage gelangt, gleichsam Sammelbecken für die Gewässer gebildet haben und daß so das Gleichbleiben des allgemeinen Höhenstandes des Wasserspiegels gesichert erschien, so lösen sich unzählige Räthsel, welche die unverkennbaren Spuren der Gewässer auf den Höhen des Festlandes und bis zu den höchsten Spitzen der Gebirge und welche die geneigten Stellungen der wassergebildeten Schichten uns darboten. Im Allgemeinen stellt sowohl die Oberfläche, als auch das Innere des Bodens, auf welchem wir leben, eine große Mannigfaltigkeit in der Lagerung, Verbreitung, Zerstückelung und Stellung der Schichtenfolgen dar. Zu dieser Mannigfaltigkeit kommt eine 2., welche die Beschaffenheit der Schichten selbst betrifft. Je nachdem nämlich eine Gegend zu der Zeit, wo die eine Schichtenfolge gebildet wurde, in der Nähe der Mündung eines geschiebeführenden Gebirgsstromes, oder eines durch den Triebsand größerer Flüsse mit Sandbänken und Watten sich umsäumenden Gestades, zu der Zeit, wo eine andere Schichtenfolge entstand, auf dem Grunde eines durch schwammiges Flußwasser getrübten Meerbusens oder endlich unter der Tiefe der klaren Hochsee lag, wurde die eine Schichtenfolge aus Bänken grober Geschiebe oder Lagern von Sand, die andere aus Bodensätzen von Thonschlamm oder aus Schichten von Kalk aufgebaut. Da aber verschiedene Gegenden zu gleicher Zeit, eine und dieselbe Gegend zu verschiedenen Zeiten in dieser Beziehung sehr ungleichen Verhältnissen ausgesetzt waren, so ergab sich daraus ein bunter Wechsel der Beschaffenheit der Schichten, sowohl im Verfolg der Verbreitung einer gleichzeitig abgelagerten Schichtenfolge, als auch in der Aufeinanderlagerung verschiedener Schichtenfolgen.

Bezüglich der Altersreihe der Schichtenfolgen theilt sie Hr. Verf.: 1) in Ur-, 2) Uebergangs-, 3) Steinkohlen-, 4) Kupferschiefer-, 5) Steinsalz-, 6) Jura-, 7) Kreide- u. 8) Molassen-Gebirge, 9) Neubildungen, ein.

Die Dicke der Bodenschichten ist eine sehr ungleiche, ebenso auch die Dicke einer ganzen Schichtenfolge und einer ganzen Abtheilung.

Auch hegt Hr. Verf. die Ueberzeugung, was jetzt „Urgebirg" heißt, das war einst Neubildung und in keinem andern Zustande als die jetzigen „Neubildungen". Wie jene Neubildungrn einer fernen Vergangenheit allmälig alle Stufen der Umwandlung erlitten, bis sie den Zustand erreichten, in welchem sie nun vor uns liegen — so werden die „Neubildungen" der Gegenwart allmälig die nämlichen Stufen der Umwandlung durchlaufen, bis sie, die „Ur-

gebirge" einer fernen Zukunft, in den Zustand gelangen, in welchem jetzt die „Urgebirge" vor uns liegen. Den Gang der Umwandlung, durch welche aus Neubildungen Urgebirge werden, lehrt uns die Geschichte des Steinreiches.

Für die in unserem Boden herrschenden Wärmeverhältnisse ergibt sich nach Hrn. Verf. aus allen Erfahrungen, daß überall von der mittleren Bodenwärme eines jeden Ortes ausgehend, gegen die Tiefe hin, und in einem ungleichmäßigen Gange, im Allgemeinen eine Zunahme der Wärme stattfindet. Denn über die Verhältnisse der Bodenwärme läßt sich nur das mit wahrem Grunde behaupten, daß diese Verhältnisse gegenwärtig weder auf eine erwärmende, noch auf eine abkühlende Wirkung des Erdinnern schließen lassen, sondern daß sie durchaus selbständig sind und sich gerade so verhalten müssen, möge nun das Innere der Erde ein Gluttropfen oder eine Eisscholle sein. In der Unebenheit der Oberfläche des Erdbodens, in ihren Erhöhungen und Vertiefungen, in der ungleichartigen, meistens nicht mehr wasserebenen, sondern verschobenen, geneigten, oft steilen, selbst überfalzten Lagerung der Schichten erkennt man den Beweis geschehener Hebungen und Senkungen. Was auf dem Grunde der Gewässer unter dem vertheilenden und verebnenden Einflusse der beweglichen Fluth in ausgebreiteten, flachen Lagen gebildet war, ist durch die Schwellung des Untergrundes dem Wasserreiche entstiegen und ragt als Land in das Luftmeer. Während Festländer im Laufe der Jahrtausende zusammensinkend dem Schooße des Meeres von Neuem anheimfallen, bereitet sich der Meeresgrund in anderen Gegenden, aus den Wellen empor zu tauchen. Wo letzteres der Fall ist, da kündigt er durch Untiefen sich an, durch langgestreckte Bänke, durch Klippenreihen, durch Inseln; nirgend erscheint ein ebener Grund in weiter Erstreckung gleichzeitig. Thal und Gebirge sind vorgebildet schon auf dem Boden des Gewässers. Bei einer Ueberschau der ganzen Erde tritt nach Hrn. Verf. unverkennbar ein Gesetz hervor, nach welchem die Höhen um so ausgedehnter und die Emporragungen der äußersten Gipfel um so beträchtlicher werden, je mehr man sich von den Angelpunkten entfernt und der Gleicherlinie sich nähert. Dieses Gesetz steht in Uebereinstimmung mit demjenigen, nach welchem in den Höhen über der Erdoberfläche die Wärme geregelt ist.

Aus Hrn. Vfs. mühsamen Untersuchungen über die Erdbeben geht der wohlbegründete Schluß hervor, daß dieselben Ereignisse sind, welche in Gegenden von gewisser Beschaffenheit ihres Schichtengebäudes durch Einflüsse hervorgerufen werden, die mit der Witterung auf das Innigste zusammenhängen. Nicht die Wärme, sondern die Schwere ist es, welche die meisten Erdbeben erzeugt. Kein Erdbeben hat Zusammenhang mit dem Innern der Erde.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

C. v. Decker, Algerien und die dortige Kriegführung. Bd. 1. 2. Berl. 1844.

G. V. Chahnazarian, Esquisse de l'histoire de l'Arménie coup d'oeil sur l'Arménie ancienne. Par. 1856.

W. J. Bromwell, History of immigration to the united states. Redfield 1856.

J. Wenzig, Studien über Ritter Thomas v. Stitné. Ein Beitrag zur europäischen Culturgeschichte. Leipz. 1856.

Thomson, Memoirs of Viscountess Sundon, mistress of the robes to Queen Caroline, consort of George II. Vol. 1. 2. Lond. 1848.

W. Stirling, Velasquez und seine Werke. Berlin 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 18. November.

Nr. 61. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Erde und Ewigkeit etc.

(Schluß.)

Der Ausbruch jener Erscheinungen, auf welchen das Wesen eines „Vulkans" beruht, kann nach Hrn. Verf. nicht ausbleiben, wenn in einer sinkenden Gegend in den Tiefen des Erdbodens, zu den Faulbergen aufgelöste Augit- und Feldspathgesteine über erweichte und ausgelaugte moderhaltige, vollends salzreiche Schichten gelagert sind, in welchen der Sauerstoff der vom eindringenden Wasser herbeigeführten Luft, bei der höheren Wärme der Tiefe, zur Verbrennung der ungesäuerten Gase dient, in welchen der von den heißen Dämpfen verarbeitete Brei gepreßt wird durch die Last des sinkenden Gebirges, wenn das Salz mit den Kieselsäureverbindungen in Wechselwirkung tritt, und die Reibung des durch die Pressung in Bewegung gesetzten, grusigen Schlammes endlich die heftigste Glut erzeugt. Der Punkt, i. e. Krater, an welchem die vulkanischen Auswürfe hervorbrechen, muß nothwendig in der Nähe des Randes eines Senkungsfeldes sich befinden.

3) Die „ewige Wage" des Gleichgewichts zwischen den Höhen und Tiefen der Erde, zwischen Zerstörung und Bildung, Erwärmung und Abkühlung ist das „Meer". Unabläßig schwankend schließt es zwischen die Grenzen seiner Schwankung die Gleichgewichtslage der Ruhe ein, welche es nur erreicht, um dieselbe zu durchlaufen; während der eine Hebel sich senkt, steigt der andere empor. Verharrung in der Ruhe wäre Erstarrung der Natur, der ewig beweglich lebendigen. Die Schwankungen der Gezeiten, von der Höhe der Fluth bis zur Tiefe der Ebbe, betragen vollends nur wenige Schuh.

4) Die „ewige Verjüngung". Jede Zerstörung, welche an dem Bestande des Schichtengebäudes der Erde nagt, gibt mit Nothwendigkeit den Anlaß zu einer Neubildung, wie jede Neubildung nothwendig einer vorhergängigen Zerstörung bedarf, und das jederzeit Neugebildete geht seiner Zerstörung entgegen und wird unfehlbar nicht wieder Neubildungen erzeugen. Deshalb ist der Zerstörung und Neubildung kein Anfang und kein Ende denkbar; mit dem ewigen Gange der Zerstörung ist der ewige Gang der Verjüngung unzertrennlich verbunden. Hr. Verf. kennt keine Urbildung auf der Erde; ebenso wenig kann eine Neubildung die letzte, ewig jüngste bleiben: die Wissenschaft sieht rückwärts keinen Tag des Anfangs, bangt nicht vor einem jüngsten Tage! Der Kreislauf des ewigen Werdens in der Natur erscheint uns nicht als einfacher, sondern als ein unendlich vielfach verschlungener.

Die aufgelösten Stoffe, welche das Wasser enthält, können nicht unter dem einfachen Einfluße der allgemeinen Schwere, sondern nur unter der Mitwirkung stofflicher Beziehungen vor sich gehen, durch welche entweder ein Mißverhältniß des Gelösten zur Menge des Lösungsmittels herbeigeführt oder aber ein Stoffumsatz veranlaßt und damit der lösliche Stoff in einen unlöslichen umgewandelt wird. Der-

artige stoffliche Beziehungen sind theils unmittelbare, theils durch den Stoffwechsel der Pflanzen und Thiere vermittelt. Die unmittelbaren treten vorzugsweise im Innern des Erdbodens, von Schicht zu Schicht fortschreitend, als gesteinsumwandelnde Vorgänge in großer Allgemeinheit und in umfassendstem Maße auf; die vermittelten dagegen in ebenso allgemeiner Verbreitung und ebenso großartigen Verhältnissen in den Gewässern als Bildner neuer Bodenschichten. Indessen gibt es doch auch unmittelbare stoffliche Abscheidungsvorgänge, welche wahre neue Ablagerungen in solchem Umfange erzeugen, daß dieselben hier nicht übergangen werden dürfen. Es sind unterirdische Vorgänge, durch welche Höhlungen in der Erde ausgefüllt, Gangmassen in das Schichtengebäude des Bodens eingefügt, und bindende Mörtel in die durch Aufschüttungen lockerer Massen entstandenen Schichten gegossen werden, und die Abscheidungen des Salzes aus den stehenden Gewässern.

Die meisten und umfassendsten Schichten, welche in den Gewässern sich bilden, bestehen vorherrschend aus Pflanzen- und Thierkörpern und den durch diese aus dem Wasser abgeschiedenen Steinstoffen. Die auf solche Weise unter Vermittlung des Pflanzen- und Thierreiches gebildeten Ablagerungen überbieten die unter dem alleinigen Einflusse der Schwere abgesetzten in demselben Grade, als die Menge der in den Gewässern aufgelösten Stoffe die der Geschiebe- und Schlamm-Massen übertrifft.

Wie unter den Neubildungen die kalkigen weitaus vorherrschen und die Schlamm-, Sand- und Geschiebeabsätze sowie die Salzablagerungen ungleich überbieten, so zeigt sich dieses nämliche Verhältniß in allen Schichtenfolgen aus früheren und den frühesten Zeiten, soweit der Zustand der Gesteine in denselben noch dem ursprünglichen Neubildungszustande wenigstens ähnlich ist. Je mehr aber die Beschaffenheit der Schichten einer ältern oder jüngern Schichtenfolge von derjenigen der Neubildungen abweichend gefunden wird, um so mehr pflegt auch die Ausdehnung der Kalkmassen vermindert zu sein oder vollends zurückzustehen. Beide Verhältnisse sind abhängig von gemeinsamen Bedingungen. Die ewige Zerstörung greift die Kalkmassen vorzugsweise an. Je länger also eine Schichtenfolge den Angriffen der Zerstörung ausgesetzt gewesen, d. h. im Allgemeinen je älter sie ist, um so mehr muß das Vorherrschen des Kalkes beschränkt und das Verhältniß der minder zerstörbaren Schichten von anderer Bildung begünstigt sein. Die Kalkmassen sind in dieser Beziehung in dem gleichen Nachtheile, wie die Gyps- und Salzmassen. Gerade aus der Umwandlung ursprünglich kalkiger Schichten gehen die Gesteine hervor, welche in den Neubildungen gänzlich fehlen und welche in den Schichtenfolgen, deren Beschaffenheit derjenigen der Neubildungen mehr oder weniger unähnlich ist, in um so größerer Häufigkeit zum Vorscheine kommen, je weiter diese Unähnlichkeit sie von den Neubildungen entfernt. Sie sind in der That an die Stelle der Kalkmassen getreten, auf deren Kosten sie sich gebildet haben. Aber eben deshalb sind sie selber der sichere Beweis, daß einst auch in solchen Schichtenfolgen die Kalkmassen mindestens ebenso mächtig und ausgedehnt waren, als jetzt diese ihre Stellvertreter. Kein Granit ohne Kalk! — Dieser Satz, nicht minder begründet, als jener, daß aller Kalk vom Lebendigen herrührt, wird die Gewähr für die Ewigkeit der Ordnung der Natur vollenden.

Die Vorgänge der ewigen Zerstörung sind begleitet von einer fortwährenden Einbuße an Wärme. Die Wärme der ruhigen Tiefe wird an der Oberfläche in Bewegung und Ausdehnung der Stoffe umgesetzt. Die ewige Verjüngung ist verbunden mit einer fortwährenden Wiederherstellung von Wärme. Die Gebirge sind nach Hrn. Verfs. Meinung so entstanden, indem die Schichten ihre wasserebene Lagerung verließen und in die geneigteren Stellungen übergiengen.

Der Schleifung der Gebirge, der Versenkung der Länder, der Zertrümmerung und Auflösung der Schichten bietet ein unabläßiger Bodensatz neuer Schichten, die Häufung neuen Grundes, die Schwellung und Erhebung neuer Gebirge, die gleichgewährende Wette. Die Wage des Meeres schwankt ohne Rast und Ruhe hierhin und dorthin um das stets gestörte, stets wieder hergestellte Gleichgewicht.

5) „Die Geschichte des Steinreiches“. Der Anfang und das Endziel dieser Geschichte scheint sich uns darzustellen in den Zuständen der Neubildungen einerseits und der Urgebirge andrerseits. Das Wesentliche der Umbildungen, durch welche die verschiedenen Theile des Schichtengebäudes — die „Gebirgsmassen“ — aus den Zuständen der Neubildungen in die der Urgebirge übergeführt werden, muß sich in den Gegensätzen dieses Anfanges und Endziels am Deutlichsten kundgeben. Es gibt sich ein 2facher Gegensatz kund, der eine betrifft die Formen der Stoffe, aus welchen die Gebirgsmassen bestehen, der andere die Stoffe selbst. Manche Neubildungen verdienen diesen Namen nur in beschränktem Sinne, wie z. B. Geschiebe, Sand, Lehm und der zerriebene Steinstaub des Schlammes ꝛc. Wahre Neubildung im engsten Sinne setzt nicht allein eine völlige Zerstörung der bisherigen Form, vollständige Auflösung, sondern auch die Umsetzung der bisherigen Stoffverbindung voraus. In den neugebildeten Bodensätzen herrschen überall, soweit sie wahre Neubildungen sind, die Lebensformen der Pflanzen und Thiere. In den Urgebirgsmassen dagegen ist von solchen Lebensformen keine Spur, sondern durch und durch herrschen in diesen die Formen der Quarze. Keine Schicht besteht bloß aus einem Stoffe und jede Art der Quarze*) hat ihre eigenthümlichen Gestaltungsgesetze.. Quarze, welche aus verschiedenen Stoffen bestehen, besitzen auch verschiedene Form. Nimmt man auf äußere und innere Form gleichzeitig Rücksicht, so kann man nicht allein den Satz, daß verschiedener Stoff stets verschiedene Form bedingt, in aller Strenge aufrecht erhalten, sondern auch hinzufügen, daß gleicher Stoff stets eine gewisse — keineswegs rücksichtslose — Gleichheit der Form, ähnlicher Stoff eine gewisse Aehnlichkeit der Formverhältnisse mit sich führe. Die Gesteine selbst bestehen aus verschiedenen Arten, deren einer ihre Entstehung durch die andere bedingt wurde. Die Kette dieser Bedingtheit und Abhängigkeit geht durch alle Glieder des Steinreiches hindurch. Die verschiedenen Bestandtheile eines Gesteins, welche in dessen Bildung erst gebildet worden sind, die verschiedenen Quarze einer gemeinsamen Lagerstätte, bieten die deutlichsten Beweise einer ungleichzeitigen Entstehung dar. Ferner ist jede „Truggestalt“, Pseudomorphose, eine sichere Urkunde eines Stoffumsatzes, welcher in dem Gesteine stattgefunden hat, dem sie angehört. Sie verbürgen im Reiche der Steine die ewige Wiedergeburt. Auch gibt es nach Hrn. Verf. ohne Moder keine Erze, ohne schwefelsaure Verbindungen keine schwefelhaltige Lebensstoffe, ohne Erze und schwefelhaltige Lebensstoffe keine schwefelsauren Verbindungen. Ohne die Stoffe der ewigen Teufe keine Stoffe der Schichten unter Tage.

Daß sich die kieselsauren Verbindungen, aus welchen die kohlensauren Verbindungen entstehen, nur aus kohlensauren Verbindungen bilden, verbürgt Hr. Verf. als den allgemein gültigsten Satz. Ebenso ohne Kalk kein Feldspath, ohne Thiere und Pflanzen kein Urgebirge!

An diese Abschnitte reiht Hr. Verf. eine Geschichte des Pflanzen- und Thierreiches, welcher der 4. Abschnitt: „Nachgedanken und Scheidegruß“ folgt. Bei den Quarzen (Krystallen) vollzieht sich das Dasein der Art in einem einzigen Wuchse. Zeugung und Fortpflanzung findet nicht statt. Aber die begonnene Art unterwirft den entsprechenden Stoff, welchen sie an sich zu ziehen vermag, ihrem Gestaltungsgesetze. Jede Art hat wirklich ihr bestimmtes Maß; die Vollendung des Wuchses bestimmt das Lebensalter der Art. Ohne Zweifel entsteht im Steinreiche jede Art da, wo die Bedingungen ihrer Entstehung zusammentreffen und dauert so lange, als ihre Bedingungen fortdauern; mit diesen erlischt sie. Alle Arten der Quarze bilden gemeinsam ein Ganzes, das Steinreich; doch gehören alle Arten einem großen Kreislaufe an, den sie in zahlreichen untergeordneten Nebenkreisen durchlaufen. Nicht alle Arten kehren in gleichen Zeiträumen wieder: so lehrt es das Steinreich. Die einen kehren in kleineren Bahnen, in größeren die anderen zurück; diese Bahnen sind nur Nebenkreise verschiedener Ordnung des großen Umganges des Weltenrades. Uebrigens hat man den Grundsatz bis auf das Aeußerste zu treiben

*) Hr. Verf. hat an die Stelle des Wortes „Krystall“ das deutsche Wort „Quarz“ gesetzt.

gestrebt, daß wenigstens alle Arten der verschiedenen Hauptabtheilungen des Schichtengebäudes verschiedenartig sein müßten.

Dr. Anton Besnard.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

W. Sartorius v. Waltershausen, Gauß zum Gedächtniß. Leipz. 1856.

J. Orsolini, Vita della Signora Livia Vipereschi. Roma 1717.

Nourrisson, Le cardinal de Bérulle: sa vie, ses écrits, son temps. Par. 1856.

A. Meißner, Heinrich Heine. Erinnerungen. Hamb. 1856.

C. F. Jäger, Andreas Bodenstein von Carlstadt. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit. Stuttgart 1856.

Ed. Paxton Hood, William Wordsworth: a biography. Lond. 1856.

Dr. K. Hase, Jenaisches Fichte-Büchlein. Leipz. 1856.

W. Field, Memoirs of the life, writing and opinions of S. Parr. Vol. 1. 2. Lond. 1828.

Ch. des Guerrois, Jean Passerat, Poëte et Savant. Par. 1856.

Th. Pereg. Courtenay, Memoirs of the life, works and correspondence of Sir Will. Temple. Vol. 1. 2. Lond. 1836.

E. A. Zuchold, Dr. Ludwig Leichhardt. Eine biographische Skizze. Nebst einem Berichte über dessen zweite Reise im Innern des Austral-Continents nach dem Tagebuche seines Begleiters, des Botanikers Daniel Bruce. Leipz. 1857.

F. Boissard, Dante révolutionnaire et socialiste mais non hérétique. Par. 1854.

H. Bischoff, Sebastian Frank und deutsche Geschichtschreibung. Beitrag zur Culturgeschichte vorzüglich des 12. Jahrhunderts. Gekrönte Preisschrift. Tübingen 1857.

A. Berndt, Dr. Fr. Aug. Gottlob Berndt. Eine biographische Skizze. Greifswald 1856.

Ag. Schebest, Aus dem Leben einer Künstlerin. Stuttgart 1857.

Roselly de Lorgues, Christophe Colomb, histoire de sa vie et de ses voyages d'après des documents authentiques tirés d'Espagne et d'Italie. Vol. 1. 2. Par. 1856.

J. M. Neale, The life and times of Patrick Torry. Lond. 1856.

P. Giaxich, Vita di Girolamo Muzio. Trieste 1847.

M. Ferrucci, Elogio del Cav. Prof. Giovanni Rosini. Pisa 1856.

Dr. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. Th. 1. Wien 1856.

Usher Parsons, The life of Sir William Pepperell. Bost. 1855.

A. Vial, Johann Balthasar Schuppius, ein Vorläufer Speners, für unsere Zeit dargestellt. Mainz 1857.

H. de Riancey, Le générale Comte de Coutard, étude historique sur la république, l'empire et la restauration. Par. 1857.

A. Oulibicheff, Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. Leipz. 1856.

T. Mücke, Dr. Alberti Georgii Walchii vita. Schleusing. 1843.

Dr. A. Benisch, Two lectures on the life and writings of Maimonides. Lond. 1847.

Ancelot, Vie de Chateaubriand. Par. 1856.

S. P. Lyman, Life of Daniel Webster. New York 1855.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 20. November.

Nr. 62. 1857.

Historische Classe.

Neue Schriften über Canada.

(2. Artikel.)

1) Canada: past, present and future. Being a historical, geographical, geological and statistical account of Canada West, by W. H. Smith, containing ten county maps, and one general map of the province, compiled expressly for the work. Toronto (1853) 2 B. 8.

2) Canada and her resources. Two prize essays, by J. Scheridan Hogan and Alex. Morris. Ed. 2. Lond. 1856. 8.

3) Briefe über West- oder Obercanada, das Runnerunwesen und die deutsche Gesellschaft in New-York, mit einem Anhange über die O. Townships Untercanada's, ein Wegweiser für Auswanderer von Jacob Teuscher. Preston und Basel 1854. 12.

5) Lands of the Slave or Cuba, the United States and Canada, by H. A. Murray. London 1855. 2. B. 8.

5) Reisen in Canada und durch die Staaten von New-York und Pensylvanien von J. G. Kohl. Stuttgart und Augsburg 1856. 8.

6) Tableaux du Commerce et de la navigation de la province de Canada pour l'an 1850, d'après les Rapports officiels, Torento 1851. 448 S. 8. und viele andere Berichte, die unten einzeln genannt werden.

Wir haben in Nr. 34 die neueren geschichtlichen Werke über Canada zusammengestellt und behielten uns vor, in einem 2. Artikel über die neueren geographisch-statistischen Werke über Canada zu berichten. Die obengenannten Werke sind von sehr verschiedenen Verfassern und von sehr verschiedenem Charakter. Vier sind von Canadiern und diese, wie die im Verlaufe unserer Anzeige angezogenen einzelnen officiellen Berichte, enthalten offenbar das reichste Material zur Kunde des Landes, obwohl, was die Form betrifft, nur die 2. Schrift vollendet ist. Die Schrift des Engländers ist eine flüchtige Reisebeschreibung, und Kohl's Reise ist auch mehr unterhaltend und belehrend, als daß sie eine gründliche Erschöpfung des Gegenstandes bezweckte. Teuschers kleines Werkchen ist speciell für Auswanderer geschrieben.

Ehe wir die einzelnen Werke besprechen, mag zur Ergänzung unserer früheren Anzeige aus Kohl, dessen Buch uns damals noch nicht vorlag, noch ein oder das andere erwähnt werden. Wir bemerkten das Verschwinden der Rothhäute vor den eindringenden Weißen; ebenso sollen nach Kohl p. 161 „die amerikanischen wilden Pflanzen den europäischen Unkräutern fast ebenso weichen wie die Aborigines den Immigranten. Ueberall, wo Europäer hingehen,

springe sogleich eine europäische Vegetation auf, die sehr energisch um sich greife und die einheimische amerikanische verdränge und ausrotte". Er suchte die Reste einiger Indianerstämme auf, namentlich im Dorfe St. Lorette (S. 154.) Niemand verläugnet seine alte Nationalität, wie der Esthe in Esthland, obwohl sie jetzt Christen sind. Die Bauern im Dorfe sprechen noch immer von der Nation der Huronen. Ein Häuflein Algonquin und Irokesen in einem andern Dorfe lebt jedes noch für sich und heirathet nicht unter einander, hat zwar nur eine Kirche, aber zwei Geistliche, die in ihren verschiedenen Sprachen ihnen predigen (p. 196). Es gibt noch einzelne reiche Erbinnen unter ihnen mit 20,000 L. Vermögen, die ein Engländer nicht verschmäht (S. 199), während eine 70jährige Alte Nachts Körbe flocht, welche die Tochter des Tags in die Stadt trug (S. 231). Vgl. auch S. 344, 361 und 373. Auch über die Seigneurien und den Charakter der französischen Canadier gibt er einige Nachrichten S. 100 — 107. Den Seigneurs fiel es nie ein, die Naturkräfte des Landes zu benutzen, wie jetzt die Amerikaner z. B. die Wasserkräfte anwenden (S. 221). Er bestätigt die Unwissenheit der französischen Landbevölkerung, denen ihr Dorfpriester noch ein Orakel ist (S. 119). Sie werden sonst gerühmt; einzelne lernen jetzt englisch (S. 293), werden aber auch immer mehr den englisch-amerikanischen Einflüssen zugänglich und den Engländern gleichgestellt. Wolf's und Malcolm's gemeinsames Denkmal in Quebec (S. 139) ist dafür ein eigenthümliches Zeugniß. Die fast unabhängige parlamentarische und republikanische Regierung schildert er S. 115 und 172. Doch kommen wir zu den einzelnen Werken.

Smith, der Verf. von Nr. 1, hatte schon 4 Jahre zuvor den Canadian Gazetteer. Toronto 1849, 8. herausgegeben, der von Montgommery Martin u. a. stark benutzt wurde. Bei der zunehmenden Einwanderung vermißte er indessen ein ausführlicheres Werk. R. Gourlay's Statistical account of Upper Canada etc. London 1821. 3 B. 8., sagt er, sei zu veraltet, da das Material schon 1817 gesammelt wurde. Er hat als Privatmann sichtlich fleißig allerlei Material zusammengetragen, klagt aber selbst, wie schwierig das in einem neuen Lande sei, wo einem nicht wie Montgommery Martin und Mac Gregor die officiellen Akten zu Gebote ständen. Wir wissen nicht, ob ihm in Canada die folgenden Werke zugänglich waren: Tables of the Revenue, Population, Commerce etc. of the United Kingdom and its Dependancies, compiled from official Returns. Part. XII — XVII. London 1844 49. 6 B. Fol. — Reports made for the year 1842 to the Secretary of State baving the Departement of the Colonies etc., to exhibit the past and present state of H. M's. Colonial Possessions etc.; transmitted with the Blue Books for 1845. London 1846. fol.; dieselben transmitted with the Blue Books for 1848. London 1849. fol. Die Reports on the past and present state of her Majesty's colonial possessions (transmitted with the Blue Books for the year 1853). London 1855 enthalten über die Gegenstände, die das Werk behandelt, zum Theil noch neuere statistische Angaben über die Einwohnerzahl nach dem Census von 1851, die Aus- und Einfuhrlisten, die Anzahl der Schulen, die Besoldung der Lehrer bis 1853; die Angaben über die Einwanderung und den Schiffsverkehr und die Zahl der zu Quebec erbauten Schiffe bis 1854; ebenso eine Tabelle über den Eisenbahn- und Postverkehr bis dahin; eine Aufzählung der Indianerstämme u. s. w., die man bei Smith vermißt.

Indeß enthält das Smith'sche Werk eine Menge specieller und localer Nachrichten mit Karten über die einzelnen Grafschaften, auch Ansichten von Oertern, die man dort nicht suchen darf. Das Ganze ist aber mehr eine Anhäufung von Material, ohne wissenschaftliche Verarbeitung. Die Einleitung gibt in 2 Cap. zunächst eine Uebersicht der Geschichte Canada's, die wir übergehen, da die ältere Geschichte Canada's namentlich neuerdings in besondern Werken besser behandelt worden ist (s. Nr. 34). Das 3. Capitel gibt allgemeines statistisches Detail über die Bevölkerung von Obercanada 1806—49, seine Einkünfte 1846, 47, 49, die Zahl der in Quebec und Montreal 1805 — 1849 angekommenen und dort gebauten Schiffe, ihre Ladung in den verschiedenen Jahren,

ihre Bestimmung 1849, den Betrag und Werth der ausgeführten Produkte 1849, sowie den Betrag der Einfuhr in den einzelnen Häfen 1848 u. 49, den Betrag des Eigenthums an angebauten Aeckern, an Häusern und Vieh 1825—1847. Das Hauptwerk enthält dann die Beschreibung der einzelnen Grafschaften und Städte mit historischen und statistischen Nachrichten. W.-Canada zerfällt jetzt in die Grafschaften: Essex, Kent und Lambton, den frühern Western-Distrikt. 2) Middlesex, früher London-D. 3) Oxford, früher Brock-D. 4) Norfolk, früher Talbot-D. 5) Lincoln, Haldimand und Welland, fr. Niagara-D. 6) Wentworth und Halton, fr. Gore-D. 7) York, fr. Home-D. Diese Grafschaften beschreibt er in Th. 1; die Beschreibung von York wird auch noch in Th. 2 fortgesetzt. Es unterbricht sie nemlich am Ende des ersten Bandes ein alphabetisches Adreßbuch der vornehmsten Kaufleute und Gewerker, Gastwirthe 2c. Es folgen dann in Th. 2: 8) Simcoe, seit 1843 vom Home-D. getrennt. 9) Waterloo, fr. Wellington-D. 10) Huron, Perth u. Bruce, früher der Huron-D. 11) Northumberland und Durham, früher Newcastle-D. 12) Peterborough, fr. Colborne-D. 13) Hastings, fr. Victoria-D. 14) Prince Edward. 15) Frontenac, Lennox und Addington, fr. Midland-D. 16) Leeds u. Grenville, fr. Johnstown-D. 17) Lanark u. Renfrew, fr. Bathurst-D. 18) Carleton, früher Dalhousie-D. 19) Prescott u. Russell, fr. Ottawa-D. 20) Stormont, Dundas u. Glengarry, früher Eastern-D. Wir haben diese neue Eintheilung der Grafschaften angeführt, weil Wappaeus in Steins Handbuch B. 1 S. 386 fgg. nur die veraltete der 20 Distrikte gibt. Die Beschreibung der einzelnen Ab-Abtheilungen ist nicht gleich ausführlich. Smith gibt die Grenzen einer jeden Grafschaft an, dann die Städte (Towns), die Zahl der Mühlen, den Betrag der einzelnen Ein- und Ausfuhrartikel, den allmäligen Anwuchs der einzelnen Oerter, die Zahl der Schulen der einzelnen Townships, mit dem jährlichen Gehalte der Lehrer und dem Zuschuße aus dem Schulfond, die Kosten und den Ertrag der öffentlichen Werke 1849, mit Tabellen über die Größe der Bevölkerung, den Betrag des angebauten Landes nach Umfang und Werth des Betrages der verschiedenen Korn- und Gartenprodukte und des Viehstandes in den einzelnen Townships 1850 und des verkäuflichen Kron- und Kirchenlandes daselbst, so wie die Entfernung der Hauptörter von einander. Den Beschluß macht eine allgemeine, aber ungenügende Uebersicht über die Produkte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreichs W. Canada's; die erstern nach Gosses Canadien Naturalist, — neben den englischen Namen, die wissenschaftlichen, so auch bei den Bäumen; — die Produkte des Mineralreichs nach dem Report des Provincial geological survey. Das Klima dann besprechend, schweift er zu viel in Vergleichung anderer britischer Colonien ab, um die Vorzüge Canada's an's Licht zu stellen. Er gibt endlich die Zahl der Schulen und den Sold der Lehrer 1850 an, die Indianerstämme und deren Besitz 1847 und die Unterstützung, die sie 1834 und 1842 erhielten. Man sieht eine Sammlung von mancherlei schätzbaren Nachrichten, aber, wie bemerkt, ungeordnet.

Die beiden kleinen Preisschriften Nr. 2 von Hogan und Morris gewähren eine gute Uebersicht der Verhältnisse beider Canada's, die den Vorzug hat, daß sie sich bis auf die neueste Zeit erstreckt. Bei Gelegenheit der Pariser Ausstellung war Canada im Lande zum Gegenstande einer Preisaufgabe gemacht worden, 19 Essays giengen ein, eine davon wurde als unleserlich verworfen, die beiden genannten vom Executive Comittee und eine 3te französische von J. D. Taché als die des Preises würdigsten bezeichnet und vom Generalgouverneur Head gekrönt, aber auch noch 3 andere — alle von Canadiern verfaßt — mit einem Preise von 25 L. belohnt. Hogan gibt nach einer allgemeinen Einleitung eine kurze geographische und topographische Beschreibung der vereinigten Provinzen Canada's, seiner Flüsse und Seen; schildert die früheren Ansiedler Obercanada's, im Gegensatze der spätern und des französischen Habitant in Untercanada, und weiset die Zunahme seiner Bevölkerung und die seiner Städte und des Ackerbaues selbst im Vergleiche mit der in den Ver. Staaten nach. Die Naturprodukte Ca-

nada's, — namentlich sein Zimmerholz und Fisch-Reichthum, — die geologischen Verhältnisse des Bodens, sein Klima, seine Manufacturen, namentlich sein Schiffsbau, sein Handel, die Einnahme und Ausgabe und sein Bankwesen werden geschildert. Was zur Einwanderung anreizen kann, wird hervorgehoben und zu dem Ende werden die Fortschritte im Erziehungswesen und der Moral, die religiösen Zustände, die innern Communikationsmittel, namentlich die Dampfschifffahrt auf dem St. Lorenzfluß und den Seen, seine Canäle und Eisenbahnen, endlich das Municipalsystems Obercanadas und die Verwaltung ganz Canadas geschildert.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Drittes Quartal. April — Juni 1857.

(Schluß.)

H i s t o r i a.

Th. Lebreton, Biographie normande, recueil de notices biographiques et bibliographiques sur les personnages célèbres nés en Normandie. T. I. Rouen 1857.

H. Keussen, De Philippo Heinsbergensi Archiepiscopo Coloniensi 1167—1191. Crefeld 1856.

J. Kankoffer, Peter Pazmann, Cardinal. Wien 1856.

J. C. de Jonge, Henrik van Wyn als geleerde en staatsman. Gravenhage 1832.

K. Hensel, Eliza und ihr Bramin. Posen 1856.

Alb. Chr. Dies, Biographische Nachrichten von J. Haydn. Wien. 1810

Saint-René Taillandier, Allemagne et Russie; études historiques et littéraires. Par. 1856.

Jacob (Paul Lacroix), Oeuvres historiques et littéraires. I. Serie. Dissertations relatives à l'histoire de France. T. I. Bruxelles 1856.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

M a n u s c r i p t e.

Chronic der Reichsstadt Ulm bis Ao. 1700. Cod. chart. in 4.

Chronica und Beschreibung von der alten löblichen Reichsfreyen Stadt Ulm im Schwäbischen Crayß gelegen, von deren Ursprung bis zum Jahr 1635. Cod. chartac. in fol.

Prolegomena in die Nürnbergische Annales. Cod. chart. in fol.

Joh. Renner's große Bremer Chronik in niedersächsischer Sprache. 2 Bände in fol. Cod. chart. in fol.

Joh. H. Weyß, Peregrination, oder kurtze Beschreibung aller derer Stätten, Flecken und Dörfferen, welche er anno 1654 und 55 im 2. Jahr seiner Wanderschaft durchreiset. Th. 1. 2. Cod. chart. in 8.

Chronica der Reichsfreyen Stadt Ulm im Schwäbischen Kreise, von deren Ursprung bis zum Jahr 1676. Cod. chart. in fol.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 23. November.

Nr. 63. 1857.

Historische Classe.

Neue Schriften über Canada.

(2. Artikel.)

Nr. 2—6.

(Fortsetzung.)

Morris beginnt nach einer kurzen Einleitung mit dem geologischen Bau und den geographischen Verhältnissen Canadas, hebt dann die für den Handel wichtigsten Producte des Waldes, des Bergbaues und Ackerbaues hervor, und schildert das Manufacturwesen und den Handel. Das Municipalsystem, die Gesetzgebung, das Post- und Gerichtswesen, die Banken und die Preßverhältnisse werden, wie auch das Schulwesen, genauer als von Hogan behandelt. Das folgende Capitel von den politischen Institutionen ist nur kurz. Unter dem Titel „Statistick", begreift er die Zunahme der Bevölkerung, der Einwanderung, gibt den Status des religiösen Census, der Ackerproducte, der Einnahmen, Ausgaben und der Provincialschulen. Das letzte Capitel behandelt das Klima Canadas. Gegen die Anordnung der einzelnen Theile beider Abhandlungen, sieht man, ließe sich manche Ausstellung machen, auch sind nicht alle Gegenstände gleich sorgfältig von beiden behandelt; doch sind die Schriften wichtig, nicht nur wegen der Darstellung der neuesten Verhältnisse, sondern auch weil die Verfasser mehrere Schriften benutzen konnten, die nicht leicht nach Europa kommen. Zwei große Karten erhöhen den Werth des Werkes. Beide sind von Tho. C. Keefer für die Canadischen Commissionäre der Pariser Ausstellung in Montreal 1855 in Fol. herausgegeben. Die erste nach Mercators Projection soll die Geeignetheit des Lorenz-Flusses zu einer Verbindung Europa's mittelst einer W. N. Eisenbahn durch Canada zum stillen Ocean erläutern, die zweite die Verbindung Canadas und der untern Provinzen mittelst Dampfschiffe und Eisenbahnen mit den Ver. Staaten von Nordamerika zeigen.

Unerheblicher sind die Briefe über Canada von Teuscher (No. 3), obwohl sie für den deutschen Auswanderer ganz zweckmäßige statistische Angaben zum Theil aus canadischen Werken, wie dem Prestoner Bauernfreund, aber auch aus officiellen Quellen, und praktische Anweisungen enthalten. Besonders schildert er p. 135 fgg. das Unwesen der Runner in New York. Es sind dieß eine Art Mäkler oder Agenten der 3 Beförderungslinien für Auswanderer, die ihnen die Billete besorgten und sie dabei betrogen. Ihrer waren 280, die jede Woche 20 Doll. erhielten.

Das vierte Werk von Murray ist auch unbedeutend. Er schildert kurz seine Reise von London nach New York, seinen Aufenthalt da, dann seine Reise von da nach Louisville, St. Louis, New Orleans, Havana, Cuba, Baltimore, Philadelphia, Richmond, New York und Canada, von dem er nur kurz handelt. Einen bedeutenden Theil nehmen Abschweifungen ein über den Glauben der Mormonen, die Erziehung und das Mustergefängniß in Boston,

die Sclaverei in den Ver. Staaten, Rathschläge für Emigranten nach Canada u. s. w.

Kohl, der Vf. von No. 5, ist durch seine vielen Reisebeschreibungen hinreichend bekannt. Einem so viel gereisten Mann kann es an Beobachtungsgabe und vielfach interessanten Vergleichen der verschiedenen Länder, die er gesehen hat, nicht fehlen, und wenn seine Arbeiten auch etwas leicht sind, lesen sie sich doch immer angenehm und sind anregend, wenn sie auch ein Land nicht gründlich kennen lehren. Das große Publikum ist für eine gründliche Belehrung im Ganzen ja auch nur gar zu wenig empfänglich! Er macht es sich freilich leicht; er reiset auf den Eisenbahnen oder den Dampfschiffen durch das Land, unterhält sich mit Eingeborenen oder Fremden und zeichnet seine Gespräche auf (S. 118, 178, 202, 379 u. a.); weilt eine kurze Zeit in den Hauptstädten, besucht die interessantesten Plätze, unterrichtet sich über die Verhältnisse der Schulen, Kirchen, dieses und jenes Gewerbes, durchblättert die eine oder andere Reisebeschreibung oder ein statistisches oder beschreibendes Werk, nimmt diese oder jene Notiz daraus (S. 306 fg. u. 317); einzeln kommt ihm auch ein selteneres Buch *) unter die Hände und man erfährt wenigstens, daß er das Buch gesehen hat, und bald ist ein neuer Band seiner zahlreichen Reisen fertig! So auch hier. Längs dem Hudson durch Albany und Vermont gelangt er durch den Champlain-See nach Canada. Die Schilderung der Lage und Verhältnisse der einzigen Militär-Akademie der Ver. Staaten zu Westpoint S. 7—16 ist nicht ohne Interesse.

In Canada wird zunächst Montreal besucht, auf dem St. Lorenz geht's dann nach Quebec und von da wieder zurück nach Montreal, dann auf der Ottawa nach Bytown, das sich schnell hebt, zum Ontario-See nach Toronto, zum Simcoe-See, den Niagarra-Fällen, dem Erie-See, wo Buffalo in kürzester Zeit zu einer prächtigen Stadt von 100,000 E. emporgestiegen ist. Er ist da schon wieder in den Ver. Staaten und schildert noch kurz ein Stück von Pensylvanien und New Yersey. Er hat sich nie von der großen Heerstraße entfernt, und wir erfahren nicht einmal, in welchem Jahre er Canada besucht hat, noch wie lange er dort verweilte. Für solche allgemeine Schilderungen ist dieses auch nicht erstwesentlich; lange wird es so nicht gewesen sein. Zur Charakteristik nicht bloß des Buches, sondern auch der Anschauungsweise des Vf. mögen noch einige Züge hervorgehoben werden. Kaum ist der Champlain-See erblickt, so wird über ihn nicht nur philosophirt, sondern auch, wie es in vorhistorischer Zeit dort ausgesehen habe, uns mitgetheilt (S. 66). Die Seen machen natürlich einen großartigen Eindruck. Dennoch muß der Schöpfer S. 304 Hrn. Kohl's Tadel erfahren: „Jemand der diese Seen zu $\frac{9}{10}$ mit Erde zuwürfe und vertilgte, könnte dem Lande ein ganz anderes Geschenk machen. Faute de mieux, das gebe ich zu, können diese Seen als ganz nützliche Veranstaltungen betrachtet werden, aber aus national-ökonomischem Gesichtspunkte ist ein See als eine weite Wüste, als eine ganz überflüßig breite Verkehrsstraße, eine wahrhaft verschwenderische Vorrichtung. Schön und sparsam eingerichtete Systeme von zusammenlaufenden Flüssen sind unendlich viel bewunderungswürdigere Naturproducte als solche große, plumpe, ich möchte sagen, organisirte Seen-Systeme, wie das des Lorenzo u. s. w.“ Auch über die Lage von Montreal und die Bedeutung von dessen Position wird gleich und nicht ganz übel speculirt (S. 74—77) und ebenso später über die von Quebec (S. 124), Bytown (S. 214) und Toronto (S. 305). Es fehlt nicht an interessanten Bemerkungen, z. B. (S. 255) daß

*) Alte interessanten Karten oder Documente, die für die älteste Geschichte Canadas von Interesse sind, gibt es nach S. 170 da nicht mehr. Alles ist Copie von Paris. Die historische Gesellschaft von Quebec hatte kürzlich herausgegeben: Voyages de découverte au Canada entre les années 1534—1542. Dagegen macht sich Logan in Montreal um die Aufnahme des Landes, namentlich des Ottawa-Flusses verdient, und die Karten, welche Indianer, Halfbreeds und Lumbermen ihm einsandten, waren nicht zu verachten (S. 242), wie denn die Indianer fast überall den Europäern in ihren Entdeckungen lange vorausgingen. (S. 241).

wilde Weinreben überall in den Wäldern bei Bytown und auch in Hecken ranken und der Weinstock in den Wäldern am ganzen Ottawa, der doch 5 Monate im Jahre zugefroren ist, hinauf geht. Auf den alten Landkarten des St. Lorenz-Flusses sind Weinberge und Weingärten häufig gezeichnet, und man begreift nun, wie die Normanen 800 Jahre vor den Franzosen hier das Weinland fanden. Vom practischen Interesse ist, was er über die Bildung der Bibliothek in Toronto (S. 310), der zweckmäßigen Auswahl der Bücher dort und der Unterstützung der young men's association und ähnlicher Vereine, die wenn sie, um sich zu bilden, 2—300 L. für sich zusammen bringen, durch eine gleiche Summe von der Regierung unterstützt werden, sagt. Den Landschaftsmalern empfehlen wir mit ihm (S. 334), sich die neuen und interessanten Sujets, wie sie Canada nicht weniger als Asien's und Afrika's reiche Natur in größter Manigfaltigkeit bietet, aufzusuchen, statt sich stets abzumühen, den einförmigen europäischen schon so oft dargestellten Gegenden immer neue Standpunkte abzugewinnen.

Das sechste Werk vom General-Inspector Hincs gibt auf 35 Tafeln detaillirte Nachrichten über die Handelsverhältnisse Canadas. Ohne hier das Einzelne anzugeben, fassen wir lieber zur Ergänzung von Wappaeus die neuesten statistischen Angaben über die Hauptverhältnisse Canadas aus obigen Werken zusammen, wobei wir eine Anzahl wichtiger Reports, die in Canada gedruckt und in Europa wohl selten sind, aufführen werden.

Die Größe Canadas nimmt Morris nach Bouchette zu 346,863 e. □M. an. — 6mal so groß als England mit Wales, $\frac{1}{6}$ der Ver. Staaten; seine Bevölkerung beträgt aber nur noch $\frac{1}{13}$ der dieser Staaten, die occupirten Acres betragen $\frac{1}{10}$. In Ober- oder West-Canada waren von 100,000 (141,000) e. □M. oder 64 Mill. Acres à 1,585 preuß. Morgen, den 1. Januar 1854 21,049,164 vermessen; 20,243,441 A. davon mit den Städten und Dörfern eigneten sich für den Anbau; 31,175 A. nahmen die Bergdistrikte ein und 453,558 waren den Indianern vorbehalten; nach Keuscher 1851 von 21,074,680 A. aber nur erst 3,968,724 wirklich cultivirt und zwar 2,274,586 Saatfelder, 1,367,648 A. Wiesen, 55,489 A. Gärten. — 17,105,956 A. noch wildes Land. In Unter- oder Ost-Canada waren von 205,863 e. □M. 8,120,056 A. Kronland aufgenommen, davon 4,334,209 A. vergeben (granted), 3,791,000 noch nicht; früheres Lehnland gab es 9,027,880 A., den Indianern vorbehalten waren 230,000 A. Die hypsometrischen Verhältnisse im Bereiche der Seen veranschaulicht die Karte von Keefer gut. Wir müssen aber der Kürze wegen auf diese verweisen und heben nur hervor, daß, wenn der Obere See, welcher 600' tief ist, 1650' hoch liegt, der Ontario-See nur 766', Montreal 590', Quebec 410' hoch liegen. Die gewaltige Wassermasse, die der Lorenzfluß dem Oceane zuführt, zeigt die Berechnung Mac Taggarts, nach welcher diese im Jahre täglich 240 Tage über 4512 Mill., und 125 Tage 25,560 Mill., im Ganzen jährlich 4,300,000 Millionen Tonnen Wasser, beträgt. Die specielle Geographie und Beschreibung der Naturproducte wird von allen nur ungenügend behandelt; sie fassen das politische Moment vorzüglich in's Auge. Der Werth der vegetabilen Producte Canadas war nach Hogan 1851: L. 9,200,000, darunter der vom Korn L. 5,630,000; die Waizenausfuhr war von 296,020 Bushels im J. 1832 auf 5,496,718 B. im J. 1852, also auf das 18fache gestiegen; die Kornausfuhr verdoppelte sich in 15 Jahren und beträgt jetzt die Hälfte der der Ver. Staaten. Von Waldproducten wurde 1853 für L. 2,355,255 Zimmerholz ausgeführt, davon für 1,682,125 nach Großbritanien; der innere Verbrauch übersteigt aber 2 Mill. L. Der Gesammtwerth des Viehstocks war nach Morris 1852 in Obercanada L. 6,133,354, in Untercanada L. 4,814,183, die Zahl der Schafe betrug 1851: 1,600,000, das Jungvieh 435,305 Stück, der Pferde waren 385,801. Die **Rapports de la Soc. d'agricult. du Bas-Canada. Quebec 1851 fgg. 8.** geben über die Ackerbauverhältnisse nähern Aufschluß. Auf der Londoner Industrieausstellung 1851 erregte eine geologische Karte von Canada mit einer Sammlung von Mineralien, Auf-

sehen. Die geologische Aufnahme der Provinz schreitet vorwärts. Die gesetzgebende Versammlung hatte 10,000 L. dafür ausgesetzt. Jährlich erscheinen Berichte der Commission, welche das Land vermißt. Uns liegen die Exploration géologique de Canada Rapp. des progrès pour 1847/48. Montreal 1849. 8., desgl. pour 1848/49. Toronto 1850. 8., erster von Logan, auch englisch vor. Der Chemiker Hunt gibt eine Analyse der Mineralwässer. Steinkohlen fehlen, Kupfer wird ausgebeutet. Das verhältnißmäßig kalte und sehr wechselnde und excentrische Klima suchen alle Canadier möglichst günstig darzustellen. Quebec hat indeß Sommer wie Paris von + 75° F. und Winter wie Petersburg von — 30° F. Außer obigen Werken gibt Winder im Rapport du Comité special sur l'état de l'agriculture du Bas-Canada. Toronto 1850. 8. p. 104—113 Näheres über das Klima Canadas.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

J. de Lipszky, Mappa generalis regni Hungariae partiumque adnexarum Croatiae, Slavonicae et confinorum militarium magni item principatus Transylvaniae. Mit einem Repertorium. Pest 1806.

J. M. Ziegler, Hypsometrischer Atlas. Mit Erläuterungen aus Höhenverzeichnissen. Winterthur 1856.

Black's Atlas of Northamerica. Edinb. 1856.

Perrin DuLac, Voyage dans les deux Louisianes et chez les nations sauvages di Missouri en 1801 —1803. Par. 1805.

S. Osborn, Quedah: or stray leaves from a Malayan Journal. Lond. 1857.

Fr. Law Olmsted, A journey through Texas; or a winter of saddle and camp life on the Border Country of the United states and Mexico. New York 1857.

— —, A journey to the Sea-Board Slave-States. New Edition. New-York 1856.

Th. E. Mckenney, Sketches of a tour to the lakes, of the character and customs of the Chippeway Indians. Baltimore 1827.

L. v. Lowtzow, Die Nordsee. Genaue Beschreibung der angrenz. Küsten, der Wassertiefen &c. Hamburg 1857.

J. Leslie, Discovery and adventure in the polar seas and regions. Lond. 1853.

C. Lach Szyrma, Revelations of Siberia. Vol. 1. 2. Lond. 1854.

Jonas Hanway, An historical account of the british trade over the Caspian Sea. Vol. 1. 2. Lond. 1754.

F. Gori, Viaggio pittorico-antiquario da Roma a Tivoli e Subiaco sino alla famosa grotta di Collepardo. Roma 1855.

J. P. Ferrier, Caravan Journeys and wanderings in Persia, Afghanistan, Turkistan and Beloochistan. Transl. by C. W. Jesse. Ed. by H. D. Seymour 2. edit. Lond. 1857.

J. Eyre, Travels, comprising a journey from England to Ohio. New York 1851.

P. Domenech, Journal d'un missionnaire au Texas et au Mexique, 1846—1856. Paris 1857.

Der Bodensee und seine Umgebungen. Abth. 1. 2. 3. Stuttg. 1856.

Benwell, An Englishman's travels in America; his observations of life and manners in the free and slave states. Lond. 1857.

J. Atkins, A voyage to Guinea, Brasil and the West-Indies. Lond. 1735.

W. Rey, L'Amérique protestante. Vol. 1. 2. Paris 1857.

Ch. Ployen, Erindringer fra en Reise til Shetlandsoerne, Orkenoerne og Skotland i Sommeren 1839. Kjobenhavn 1840.

Ed. Money, Twelve months with the Bashi-Bazouks. Lond. 1857.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 25. November.

Nr. 64. 1857.

Historische Classe.

Neue Schriften über Canada.

(2. Artikel.)

Nr. 6 Fortsetzung.

(Schluß.)

Kein Land, selbst Nordamerika nicht, zeigt neuerdings eine solche Zunahme der Bevölkerung als Canada. Von 696,000 E. im J. 1829 hatte die Bevölkerung sich 1851 auf 1,842,265 E. vermehrt; — ein Zuwachs von 59. 34% in 10 Jahren, — und ist jetzt 2,300,000 E.; Obercanada hatte, statt 77,000 E. im Jahre 1811, 1851: 952,000 E., — ein Zuwachs von 1100 Proc. in 40 Jahren, und in den 10 Jahren 1841 — 1851 von 104%; in den Ver. Staaten betrug er nur 35. 27%, in Großbritanien nur 13. 20%. In Untercanada, wo die Zunahme geringer ist, stieg die Bevölkerung doch von 511,917 E. im Jahre 1831 auf 1,048,000 im Jahre 1854. Die Zunahme der Bevölkerung in den einzelnen Grafschaften und Städten ist ähnlich. Toronto hatte z. B. 1832 nur 4000 E.; 1843: 13,000; 1851: 40,000 u. hat jetzt wohl 50,000 E. Mit der Zunahme derselben stieg natürlich auch der Werth des steuerbaren Vermögens, — in Obercanada nach Teuscher 1825: L. 2,256,874, 1847 aber 8,567,000 — und eben so der Werth selbst des wilden Landes; in der Grafschaft Oxford z. B. per Acre von 2 Sh. 6 D. im Jahre 1795 auf 6 — 10 D. im Jahre 1850, in Norfolk von 1 Sh. 6 D. im J. 1796 auf 10 D. im Jahre 1850; cultivirtes Land aber auf 21 D. Vgl. auch Kohl S. 265 fgg.: Geschichte eines Stückes Land. Ueber die Anzahl der Indianer gibt keiner speciellere Nachrichten. 1841 rechnete man in Obercanada 11,143, in Untercanada noch 3,400. Nach dem Vf. des Conquest of Canada I. p. 177. sind seit der Ankunft der Europäer $\frac{3}{4}$ der Rothhäute verschwunden. Der Report of the committee to inquire into the state of the Indians, aus welchem Smith einiges auszieht, liegt uns nicht vor. Etwa die Hälfte der vermessenen Ländereien hat man ihnen gegen die geringe Jahresrente von 6,654 L. 20 Sh. abgenommen. Von den eingewanderten Europäern haben die Nachkommen der Franzosen sich erst unter englischer Herrschaft stark vermehrt; 1759 nur 17,000, waren sie 1831 schon 400,000 stark. Die Zahl der Einwander, 1847 am stärksten, – nämlich 90,150, – fiel 1848 auf 27,939, stieg 1854 aber wieder auf 53,183. 1851 gab es:

In Untercanada: Eingeborne franz. Abkunft 669,528; nicht frz. Abkft. 125,580; a. Engl. u. Wales 11,230; a. Schottl. 14,565; a. Irland 51,499; a. d. Ver. Staaten 12,482; a. Deutschland u. Holland 159; a. Frankreich u. Belgien 359; Neger 18; Indianer 4058; in Obercanada: Eingeborne franz. Abkft. 26,417; nicht frz. Abkft. 526,093; a. Engl. u. Wales 82,699; a. Schottl. 75,811; a. Irland 176,267; a. d. Ver. St.

43,732; a. Deutschl. u. Schottl. 9957; a. Frankr. u. Belgien 1007; Neger 2095; Indianer 3065 u. s. w.*)

In Obercanada bilden die Eingebornen $\frac{1}{15}$, die eingewanderten Irländer über die doppelte Zahl der aus jedem andern Lande Eingewanderten; in Untercanada sind jene wie 8 : 1 der ganzen Bevölkerung; die Irländer 4mal so stark als die Eingewanderten jedes andern Landes. Der Deutschen waren 1854: 11,060. Teuscher gibt über diese nähere Nachrichten. Belehrend sind auch die Première et second Rapports du Comité speciale pour s'enquerir des causes qui retardent la colonisation des Townships de l'est du Bas-Canada. Quebec 1851. 8., welche uns vorliegen. Es wanderten aber seit 5 Jahren auch 10,000 Personen aus Montreal und noch 5,000 aus Quebec und sonst aus. Der Rapport du Comité special de l'assemble legislat. p. enquerir des causes et de l'importance de l'émigration du Bas-Canada vers les états unis. Montreal 1849. 8. p. 8, untersucht die Ursachen und die Mittel, dem vorzukehren. Anleitung für Auswanderer aus Europa nach Canada mit Angabe der Preise der Ueberfahrt, und des Landes in den verschiedenen Grafschaften findet man bei Teuscher und Murray.

Der Habitant in Untercanada mit seinen alten Feudal-Einrichtungen bildet den geraden Gegensatz in seiner unveränderten Altväterlichkeit gegen den rührigen, ökonomischen Anbauer in Obercanada, der vom ärmlichen Tagelöhner sich so zum bedeutenden Wohlstande emporschwingt, während dieser stehen bleibt. In die Verhältnisse dieser Seigneurien gewähren die Rapports du Comité special de l'ass. legislat. au sujet de la tenure seigneuriale. Quebec 1851. 8. fg. manche Einsicht.

Was die religiösen Verhältnisse betrifft, so ist die Hälfte der Einwohner katholisch, so die französischen Canadier und die irischer Abkunft sind; $\frac{1}{7}$ gehört der englischen Hochkirche an, $\frac{1}{8}$ sind Methodisten (davon $\frac{1}{15}$ Wesleyaner), $\frac{1}{37}$ Baptisten. Es waren von 1,842,265 E. 1851:

in Untercanada: Katholiken 746,866; v. d. Engl. Hochkirche 45,402; v. d. Schott. Kirche 4047; Freie Presbyt. 267; andere Presbyt. 29,221; wesleyanische 5799; bischöfl. 7; andere Methodisten 15,377; Baptisten 4,493; Lutheraner 18; Protestant. 10,475; Juden 348, u. s. w.;

in W. od. Obercanada: Katholiken 167,695; v. d. Engl. Hochkirche 223,190; v. d. Schott. Kirche 71,540; freie Presbyt. 79,096; andere Presbyt. 53,512; wesleyanische 109,040; bischöfl. 49,636; andere Methodisten 49,180; Baptisten 45,353; Lutheraner 12,089; Protestanten 1733; Juden 103, u. s. w.

Ueber das Schulwesen Canadas, über welches die Angaben bei Wappaeus S. 385 und 401 äußerst dürftig sind, liegen uns mehrere belehrende Berichte vor: Rapport Annuel sur les Ecoles Normales Modeles et Elementaires du Haut-Canada pour 1848, par le Superintendent en Chef (Ryerson). Toronto 1849. Fol.; desgl. pour 1849. Toronto 1850. Fol.; desgl. pour 1850. Quebec 1852. 4. Report of the Superintendent of education (Meilleur) for Lower Canada for 1846—47. Montreal 1848. 8. u. Rapport sur l'education dans le Bas-Canada, suivi de Tableaux statistiques pour 1849—50. Toronto 1851. 8. u. Return of the University of Toronto. Toronto 1851. Fol. Wir führen nur an, in ganz Canada gab es 1853: 5479 Schulen mit 303,020 Schülern, 1 auf $6\frac{1}{3}$ E., — in Großbritannien nur 1 auf $8\frac{1}{2}$ E. In Untercanada erschienen 1854: 43 französische und englische Zeitungen, in Ober- oder West-Canada 114. Die Industrie ist noch zurück; der Handel Canadas hat aber mit der Bevölkerung zugenommen und stieg in einem Jahre um 57%; von L. 8,898,524 im J. 1852 auf L. 13,945,684 im J. 1853; die Einfuhr 1834 nur 1,063,645 L., war 1853 auf 7,995,359 L., die Ausfuhr im J. 1834 nur 1,018,922 L., im J. 1853 auf 5,950,325 L. 15 Sh. gestiegen; die Zolleinkünfte 1853 auf 986,597 L. Die einzelnen Handelsartikel können wir hier nicht aufführen. Der Reciprocitätsvertrag, der zu Washington d. 5. Juni 1854 mit den Ver. Staaten abgeschlossen, hat den Handel noch bedeutend gehoben. Die Ausfuhr nach den Ver. Staaten,

*) Diese Zahlen sind aber nicht zuverläßig. Farbige (coloured) rechnete man 1851 in Obercanada schon 9000 (Kohl S. 320).

1849 nur 1,481,082 D., war 1853 schon auf 10,726,455 D. oder L. 2,681,363, 15 Sh., die Einfuhr von 4,243,724 auf 11,782,147 D. oder L. 2,945,536, 17 Sh. gestiegen. Wappäus S. 408 gab die Ausfuhr nach den Ver. Staaten nur zu ¼ Million an. Acht Banken, davon 2 mit je einer Million, 2 mit ½ Mill. L. Capital, unterstützten den Handel. In 19 Jahren hatte keine einzige davon banquerott gemacht, während in Nordamerika 367 ihre Zahlungen suspendirten.

Wichtig für den Handel sind die Canäle, Eisenbahnen und andere öffentliche Werke. Die Rapports du Commissaire des Travaux publiques pour 1848. Montreal 1849. Fol., desgl. pour 1849 Toronto 1850 Fol. u. p. 1850 Toronto 1851 Fol. geben mehrere Nachrichten darüber. Der Welland-Canal kostet nach Smith 1,299,186 L. Die Brutto-Revenuen waren 1853: L. 65,034. Es passirten ihn 2,742 britische Segelschiffe und 917 britische Dampfer und 2705 amerikanische Segelschiffe und 349 amerikanische Dampfer, zusammen von 9,005,516 Tonnen Gehalt. Ihn übertreffen jetzt die St. Lorenz-Canäle, die nach Smith 1,364,450 L. kosten, und 1853 24,001 Brutto-Revenuen gaben. Der Rideau-Canal, ein Werk der englischen Regierung und auf ihre Kosten erbaut, war mehr zu militärischen Zwecken angelegt, und nicht den Handelsverkehr zu erleichtern, obwohl er früher dazu diente. Ueber die Eisenbahnen geben die Rapports sur les chemins de fer et les lignes telegraphiques, der 8te 1851. Fol. Auskunft. Es sind besonders 3 Hauptlinien. Mittelst der einen denkt man sogar Europa über Canada mittelst des Lorenzflusses und der Seen mit Ost-Asien zu verbinden. Mac Donell in obigem Rapport p. 118 sucht die Thunlichkeit einer solchen Eisenbahn zu zeigen. Statt auf Soldaten und Luxusbauten, sieht man, verwendet man in Canada das Geld auf nützliche Werke. Die Kosten der letztern Eisenbahnen wurden auf 8,750,000 L. angeschlagen. Canada erfreut sich freilich einer freien Municipalverfassung, namentlich Obercanada, und einer Repräsentativ-Verfassung. Die Minister müssen das Vertrauen des Landes haben oder abtreten. Der Legislativ-Council aus 44 Mitgliedern, wird von der Krone auf Lebenszeit ernannt, das House of Assembly von 130 Mitgliedern, vom Volke auf 4 Jahre erwählt. Die Staatseinnahmen betrugen 1853: 1,320,659 L. 8 Sh., die Ausgaben 869,871 L. Die Landtaxe betrug nur 1 Pence von 1 L. Werth, das cultivirte Land zu 1 L, das uncultivirte nur zu 4 Sh. per Acre geschätzt. Die Staatsschulden betrugen, aber mit den Garantien der Eisenbahnen und dem Municipal-Loanfond, 9,650,606 L. England bezieht nichts von Canada, und hält auf seine Kosten noch das wenige Militär. Das Beispiel Nordamerika's läßt die gesetzgebende Versammlung immer auf Reduction der nach europäisch-monarchischem Zuschnitt zu reich dotirten Stellen dringen. Das Budget de certains depenses du Gouv. Civil de Canada pour 1851. Fol., und die Rapports du Comité de l'Assemblée legislative nommé pour s'enquerir du Revenue public et des depenses de la Province. Toronto 1850. Fol. gewähren manche Einsicht in die finanziellen Verhältnisse, wie der Rapport des Commissaires chargés de s'enquerir de la conduite, discipline et regie du Penitentiaire Provincial. Montreal 1849. Fol. eine Einsicht in die Strafanstalten, und der Rapport du Comité special de l'Assemblé legislative, pour remedier aux maux result. de l'intemperance. Montreal 1849. 8. Nachricht von den Versuchen gibt, auch in Canada den Verbrechen, die vielfach aus Unmäßigkeit entstehen, sittlich entgegen zu wirken. Wir führen diese Schriften an, weil sie und ähnliche die wahren Quellen der Geschichte der Gegenwart sind, in Bibliotheken aber nur zu oft fehlen, während für unbedeutende, theuere Reisebeschreibungen oft viel Geld unnütz verschwendet wird.

Dr. Plath.

K. Hof= und Staats=Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

R. W. Emerson, English traits. Lond. 1856.

Ch. Didier, Séjour chez le grand chérif de la Mekke. Par. 1857.

L. Bechstein, Villa Carlotta. Poetische Reisebilder vom Comersee und aus den lombardisch=venetianischen Landen. Weimar 1857.

J. Golovin, Stars and stripes, or American impressions. Lond. 1856.

E. Fromentin, Un été dans le Sahara. Par. 1857.

A. Chaho, Reise in Navarra während des Aufstandes der Basken. Deutsch von L. v. Alvensleben. Grimma 1836.

Ami Boué, Recueil d' itinéraires dans la Turquie d'Europe. Vol. 1. 2. Vienne 1854.

Dr. H. Barth, Reisen und Entdeckungen in Nord= u. Central=Afrika in den Jahren 1849—1855. Bd. 1. Gotha 1857.

H. M. Baird, Modern Greece: a narrative of a residence and travels in that country. New York 1856.

Pananti, Narrative of a residence in Algiers. Lond. 1818.

R. Mc Clure, Discovery of the North-West Passage, 1850—54, ed. by Capt. Osborn. Lond. 1856.

M. Laird and B. A. K. Oldfield, Narrative of an expedition into the interior of Africa, by the river Niger. Vol. 1. 2. Lond. 1837.

The life of Col. John Chs. Fremont, and his narrative of explorations and adventures in Kansas, Nebraska, Oregon and California. The memoir by S. V. N. Smucker. New York 1856.

M. Zallony, Voyage a Tine, l'une des iles de l'Archipel de la Grèce, suivi d'un traité de l'Asthme. Par. 1857.

Mag. Thietmari peregrinatio. Ad fidem codicis Hamburgensis cum aliis libris manuscriptis collati edidit, annotatione illustravit, codicum recensum .. adjecit J. C. M. Laurent. Hamburg 1857.

J. G. Strain, Sketches of a journey in Chili, and the Argentine provinces in 1849. New York 185?.

Sketches of the eastern districts of the cape of good hope as they are in 1842. Graham's Town 1842.

H. J. F. Parrat, Les 36,000 ans de Manethon. Porrentruy 1855.

A. A. von Stiernman, Matrikel öfwer Swea Rikes Ridderskap och Adel, uppå des begäran wid 1751 års Riksdag. Del 1. 2. Stockholm 1754.

J. Voigt, Geschichte des deutschen Ritterordens in seinen zwölf Balleien in Deutschland. Bd. 1. Berl. 1857.

Dr. J. M. Watterich, die Gründung des deutschen Ordensstaates in Preußen. Leipz. 1857.

G. Fr. Schömann, Opuscula academica. I. Historica et antiquaria. Berol. 1856.

Dr. Dulitz, Ueber die griechischen Hofmeister. Graudenz 1854.

J. G. Wilkinson, The Egyptians in the Time of the Pharaohs: being a companion to the *crystal* Palace Egyptian Collections. Lond. 1857.

H. M. Westropp, Epochs of painted vases: an introduction to their study. Lond. 1857.

J. G. Seidl, Ueber den Dolichenus=Cult. Wien 1854.

Duncan Mc Pherson, Antiquities of Kertch and researches in the Cimmerian Bosphorus. Lond. 1857.

Quatremère de Quincy, Restitution du bûcher d'Héphestion décrit par Diodore de Sicile, Liv. XVII. Par. 1828.

— —, Restitution conjecturale ou Dêmos de Parrhasius d'après la description de Pline (Liv. 35. Ch. 10). Par. 1828.

E. Paulus, Die Römerstraßen mit bes. Rücksicht auf das römische Zehentland. Stuttg. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 27. November.

Nr. 65. 1857.

Historische Classe.

Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V. Mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. Einleitung zum ersten Band. Wien 1857.

Unsere Anzeigen haben den Band Urkunden, welcher dieser geschichtlichen Einleitung gleichsam zur Folie dient, seiner Zeit des näheren berührt und auf die Wichtigkeit und Reichhaltigkeit dieser neuen Quellensammlung der kaiserl. Akademie der Wissenschaften hingewiesen; vgl. Jahrgang 1854, N. 7, 8, 9. Die damals vom Herausgeber zugesagte Einleitung liegt nun vor. Konnte er auch dieselbe nicht so vollendet ausführen, als es ursprünglich im Plane lag — denn theils war es ihm selbst nicht möglich, alle jene noch unbekannten Acten und Originalwerke durchzumustern, von denen er bereits Kenntniß erlangt hatte, theils steht die Veröffentlichung der ersten Abtheilung der Monumenta Habsburgica, als einer wesentlichen Ergänzung für diese Studien noch stückweise in Aussicht — so ist sie doch sowohl durch den Reichthum des vorhandenen Materials als durch die mühsame Sonderung und und Beleuchtung desselben von wissenschaftlicher Bedeutung.

Es liegt in der Natur einer solchen Arbeit, welche mehr untersucht, scheidet und ordnet, als fertiges darstellt und bildnerisch gruppiert, daß sie eben auch diesen Charakter in der Form und Sprache beurkundet.

Eine historische Einleitung ist noch keine Geschichte selbst; sie fördert vor allem die Thatsachen scharf und greifbar an's Licht und stellt außer Zweifel, was geschehen ist und warum es geschehen ist. Die flüßige kunstgerechte Erzählung folgt dann erst als das zweite Ergebniß, und ist darum in vielen Fällen, wenn nicht das leichtere, doch das angenehmere Geschäft.

Die Vorzüge einer solchen Diatribe, gleichsam einer Analyse verborgener und verwickelter Fäden, bestehen in der Genauigkeit des Quellenstudiums, in sorgfältiger Vergleichung der einzelnen Berichte, in ausgezeichneter Bekanntschaft der Zeitverhältnisse und ihrer Träger und Triebfedern, in sicherem Urtheil und gerechter Markscheidung der ersten Ursachen und der letzten Erfolge.

Man wird, wenn man selbst gerecht zu sein vermag, nicht umhin können, dem um die Geschichte jener Periode so hoch verdienten Verfasser, welcher gegenwärtig bemüht ist, in Spanien, in den Archiven von Simancas, seine Studien zu ergänzen, wenn anders die Zustände dieses Landes solchem Streben die Thüre öffnen, jenes Lob zuzuerkennen, welches die genannten Vorzüge bedingen.

Zu den Quellen, welche er hier noch weiter benutzt hat, gehören vor allem die so wichtigen Aufzeichnungen des Venetianers Marino Sanuto,

des Jüngeren *), welche 58 Foliobände vom J. 1496—1533 ausfüllen. Die Urschrift bewahrt das Wiener Archiv, eine treffliche Abschrift die Marciana in Venedig.

Wer jene Periode, den Ausgang des 15. und den Anfang des 16. Jahrhunderts selbst nur oberflächlich überlesen hat, wird sich des Wirrsals und der Verknotung erinnern, in der sich damals, namentlich Burgunds und Italiens wegen, die europäischen Staatsverhältnisse abzedbeln. Man kann wirklich nicht sagen, daß in allen diesen politischen Spielen, in dem ewigen Wechsel der Coalitionen und Parteiungen sich irgend etwas wahrhaft Großes und Erhebendes kundgibt. Die geistigen Bewegungen und jene Momente, welche wir welthistorische nennen, Momente, welche das genus humanum in seiner Bahn zur edeln Menschlichkeit befördern, diese liegen damals in ganz anderen Kreisen, als im intriguanten Wetteifer der Ambassadeurs und in der ruhelosen Eifersucht der Kabinette. Damals eben beginnt jene untröstliche Zeit der geheimen Politik, welche schon die Genossen jenes Jahrhunderts nicht selten äußerst treffend und nicht ohne Bitterkeit berühren; und die Zeit der Verträge, welche man schließt, um sie zu brechen. Invalida sunt inter principes pacta, nihil servatur, nisi quod necesse est et utile, honestati raro locus — so äußerte sich schon Aeneas Silvius als orator bei Kaiser Friedrich III. Wer diese Art Moral in der Welt erkannt hatte, mußte natürlich auch seine eigene Politik, im Falle es galt, danach einrichten.

Obwohl der Zeitraum, welchen die Einleitung begreift — eigentlich ein Ueberblick der europäischen Verhältnisse, aus denen heraus der spanische Karl zum Kaiser aufstieg — dessen Großvater, den Kaiser Maximilian I. mit in den Vordergrund stellt und somit dem deutschen Historiker die deutsche Sache mehr als nahe liegt, so bestimmte doch vieles den Verfasser, diesen Standpunkt bei Seite liegen zu lassen. Er sagt darüber unter andern: „Den deutschen Standpunkt bei der Betrachtung wird man vielleicht vermissen. Er gehörte nicht zur Aufgabe und ich konnte mich nicht gezogen fühlen, näher einzutreten, als der gegenwärtige Zweck verlangte. Es ist eine deprimirende Erscheinung, überall, wo der deutsche Einfluß bei Entscheidung europäischer Fragen maßgebend sein konnte, das Gegentheil eintreten zu sehen. Wo im Mittelpunkt der Ereignisse die Passivität, das Zuspätkommen, das Nachsehen zu Tage trat, war es an der Stelle, darauf hinzuweisen, wie aller Schaden und alle Einbuße für Kaiserthum und Nation gemeinsam waren". Vorw. p. XVII.

So weit reicht schon deutsches Ungeschick und deutsches Mißgeschick zurück!

Der Verfasser hat den Stoff nach folgenden Partieen geordnet:

I. Ursprung und Bedeutung der Rivalität der Häuser Burgund-Habsburg und Orleans-Valois.

II. Die europäischen Verwickelungen.

III. Norm für die Politik der europäischen Mächte.

IV. Frankreich gegenüber der Coalition von 1495.

V. Bündniß der erbfeindlichen Häuser Burgund und Orleans.

VI. Frankreich im Bunde mit Aragon — Neapel; Burgund mit England.

VII. Erneuerter und erweiterter Bund der rivalisirenden Häuser.

VIII. Die heiligen Ligen.

IX. Frankreich im Bunde mit England.

X. Die Rivalen Franz und Karl im Bunde.

XI. Erneuerte Coalition gegen Frankreich; betrieben durch England.

XII. Die allgemeine Friedens-Union.

XIII. Die Kaiserwahl.

XIV. Der Friedensbruch.

XV. Die Conferenzen zu Calais.

Besonders lehrreich und tiefblickend sind die Betrachtungen des II. und III. Capitels. Sie lassen,

*) Im Gegensatz zu dem älteren Marino Sanuto, dem berühmten Währmann für die Geschichte der Kreuzzüge.

so zu sagen, von oben hinabschauen auf das europäische Theater und die Rollen bestimmen, welche den Einzelnen am ehesten zuzukommen scheinen; zugleich aber zeigen sich bereits jene Verhältnisse und zwingenden Hindernisse, welche dem Gange des Drama's eine ganz andere Peripetie, einen ganz andern Ausgang bereiten, als wir glauben oder wünschen möchten.

Es scheint uns gerecht, gerade aus diesen Abschnitten einige Gedanken und Durchblicke des Verfassers auszuheben.

Nachdem derselbe die Stellung der rivalisirenden Häuser Burgund-Habsburg und Orleans-Valois und die großen Streitfragen jener Periode — die sich bekanntlich um Burgund, Neapel, Roussilon, Navarra und Mailand bewegten —, erörtert und die daraus hervorgehenden europäischen Collisionen gezeichnet hat, Collisionen, welche in der Wechselstellung des Pabstes und des Kaisers unter sich, wie gegenüber dem europäischen Staatensystem, in den nationalen Bestrebungen und den dynastischen Absichten, in dem großen Scheidungsprozesse des Kirchenthums und des weltlichen Staates — lauter tief liegenden und hundertjährigen Actionen der abendländischen Culturwelt — ihre Wurzel und Nahrung hatten, kommt er auf die Politik der europäischen Mächte zu sprechen, denen es damals vor allem zukam, an der Lösung der verschlungenen Probleme zu arbeiten.

Die Rolle, heißt es S. 19, bei Durchfechtung der europäischen Fragen voranzugehen, lag vorerst und zumeist in den Händen von Frankreich und Spanien, nicht allein, weil sie am weitesten in der Consolidation fortgeschritten waren, sondern weil ihre innere wie äußere Politik mit dem Bedürfniß und dem Sinne der beiden Nationen im Einklang war. Denn wie in Ersterem Ludwig's XI. innere Politik der Einigung a tout prix dem ersten Bedürfnisse des Staates entsprach, so fanden die Eroberungsgelüste der folgenden Könige stets ihre Stütze in dem Geiste der grande nation; und in Letzterem war die Protection des heiligen Stuhls, die Verwendung der geistlichen Inquisition zur Stärkung der Staatsgewalt, und die Kriege gegen die Ungläubigen nicht minder im Sinne der Nation, die Jahrhunderte gegen letztere gekämpft, ihre Einigung eben erst durch Ueberwindung derselben gefunden und die unchristlichen Elemente noch auszuscheiden oder sich zu verschmelzen bemüht war. Die Tendenz beider Staaten und Regierungen war im Grunde dieselbe, wenn auch in Form und Verfahren verschieden. Beide Cabinete wechselten, an Schlauheit und Feinheit sich überbietend, gegen die Person des Papstes zu Zeiten die Rolle des Beschützers und Bedrohers, nur daß das spanische, durch die Aggression Frankreichs von Anfang in Vortheil gesetzt, durch stetigeres Festhalten an der Form der Protection, so wo überhaupt durch eine mehr verdeckte und consequente Politik meist glücklicher war, die Kräfte Europa's sich zu verbünden. . . .

Eine nationale Einigung oder ein Ueberwiegen einer weltlichen Macht in Italien wollten Frankreich und Spanien so wenig wie der Kaiser, weder zum Vortheil, noch zum Nachtheil der päpstlichen Macht; also konnten die Päpste der Mitwirkung jener Mächte stets sicher sein für Herabdrückung jeder in Italien präponderirenden. Ebenso waren der Papst sowohl, als jeder Einzelstaat und jede Liga gegen eine nationale Einigung Deutschlands im Interesse des Kaiserthums: zu diesem Zweck reichten sich alle die Hand, und das Fürstenthum wie jede Opposition konnte deren stiller oder offener Mitwirkung sicher sein, so lange nicht die Abgrenzung der gegenseitigen Ansprüche gesetzlich fixirt und durch starke Compensation garantirt war. Dahin drängte unabweislich das gemeinsame Interesse der Nation und des Kaiserthums.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Historica.

J. Becker, Der Merovingische Kirchhof zu La Chapelle St. Eloi und die Antiquitätenfabrik zu Rheinzabern. Frankf. a. M. 1856.

J. Arneth, Beschreibung der zum k. k. Münz- und Antiken-Cabinet gehörigen Statuen, Büsten, Reliefs, Inschriften, Mosaiken. 6. Aufl. Wien 1856.

J. H. Krause, Pyrgoteles oder die edlen Steine der Alten im Bereiche der Natur und der bildenden Kunst. Halle 1856.

G. Asquini, Del Forogiulio dei Carni lettera. Verona 1827.

— —, La giardiniera suonatrice o sia illustrazione di un antico sepolcro scoperto in Osopo. Verona 1830.

A. Nibby, Degli orti Serviliani. Roma 1835.

Ch. Walz, Turibuli Assyrii descriptio. Tübing. 1856.

E. L. Tocco, Analisi antico-moderna del Lago Tucino e suo emissario. Roma 1856.

H. Sauppe, Inscriptiones Macedonicae quatuor. Weimar 1847.

H. Cohen, Description générale des monnaies de la république romaine. Par. 1857.

J. Arneth, Beschreibung der im k. k. Münz- und Antiken-Cabinet zur Schau ausgelegten Münzen und Medaillen. Wien 1845.

Die englischen Wochenblätter. Eine Studie. Berlin 1857.

Polsberw, De rebus Chersonesitarum et Callatianorum. Berl. 1838.

de Klerck, De L. Munatio Planco. Traj. ad Rh. 1856.

Dr. A. Vogel, Der Kaiser Diokletian. Ein Vortrag. Gotha 1857.

G. Robertson, Ricerche storiche su l'India antica. Vol. 1. 2. Milano 1827.

Dr. H. B. Ch. Brandes, Das ethnographische Verhältniß der Kelten und Germanen nach den Ansichten der Alten und den sprachlichen Ueberresten dargestellt. Leipz. 1857.

F. D. Gerlach, Marius und Sulla oder Kampf der Demagogie und der Oligarchie. 2. Aufl. Basel 1856.

G. F. Hertzberg, Das Leben des Königs Agesilaos II. von Sparta. Halle 1856.

Dr. W. H. Pfitzner, Allgemeine Geschichte der römischen Kaiserlegionen bis Hadrian. Parchim 1854.

Fléchier, Histoire de Théodose le Grand. Tours 1850.

Dr. A. Imhof, T. Flavius Domitianus. Ein Beitrag zur Geschichte der römischen Kaiserzeit. Halle 1857.

W. M. Leake, On some disputed questions of ancient geography. Lond. 1857.

A. Weber, Indische Skizzen. Vier Vorträge und Abhandlungen. Berl. 1857.

Dr. M. Uhlemann, Handbuch der gesammten ägypt. Alterthumskunde. Th. 1. Geschichte der Aegyptologie. Leipz. 1857.

W. Menzel, Geschichte der letzten 40 Jahre (1816 — 1856). Lief. 1. Stuttg. 1857.

W. H. Russell, The British Expedition to the Crimea. No. 1. 2. Lond. 1857.

E. Pick (de Isère), Les Fastes de la guerre d'Orient. Histoire politique, militaire et maritime des campagnes de Crimée. Nouvelle édition (5.). Par. 1857.

General Kmety's narrative of the defence of Kars: with a plan of the battle on the 29. of Sept. 1855. 3. edit. London 1857.

S. de Zaklitschine, Kars et le Général Williams. Malte 1856.

J. Jones, Tagebuch der in den Jahren 1811 u. 1812 von den Verbündeten in Spanien unternommenen Belagerungen. A. d. Engl. Berl. 1818.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 30 November.

Nr. 66. 1857.

Historische Classe.

Actenstücke und Briefe zur Geschichte Kaiser Karl V. etc.

(Schluß.)

So waren Italien und Deutschland durch die europäische Stellung ihres Hauptes unter sich und mit dem Universalstaat in analoger, doch grundverschiedener Lage... Indes die Päpste im Kirchenstaat der kleinen Vasallen nicht Herr werden, im übrigen Italien der Präponderanzen sich nicht erwehren konnten ohne jenes Gleichgewichtssystem, mit dessen Verrückung auch gleich ihre Gewalt fundamental erschüttert war; — suchten und fanden sie im fernen Ausland willigere Stützen, um in nächster Nähe die Vasallen zu bewältigen oder einen zu mächtigen Nachbar herabzudrücken. Die Aristokratie, Demokratie und Monarchie hatten volle staatliche Repräsentation. Diese Elemente in friedliche Compensation zu gemeinsamer Kraftentwicklung nach Außen zu bringen und damit die Selbständigkeit der Nation zu retten, war, wie im europäischen Gesammtstaat, nur mehr auf föderativem Wege möglich, als bei der von Osten, Norden und Westen drohenden Gefahr das Nationalgefühl aufgestachelt war, um, wenn die formale Bahn ihm geöffnet wurde, die positive Einigung zu vollziehen. Statt dessen trat der Versuch, durch ausländische Macht die Absolutie auf geistlichem und weltlichem Gebiete wieder herzustellen, mit dem nationalen Bedürfniß in diametralen Gegensatz: er hätte nur durch ein Aufgehen des Einzelstaates im universalen gelingen können; und mit dem Scheitern des letzteren und mit der ausländischen Präponderanz mußten die Einigung und die Selbständigkeit der Nation mit einander zu Grunde gehen.

Gerade umgekehrt in der ähnlichen Lage waren die Verhältnisse der Kaiser bei ihrer dreifachen Stellung. Während im weiteren europäischen Kreise die Rechte des Reichs verschollen, obwohl nicht gerade aufgegeben waren, also von daher dem Kaiserthume keine Stützen für Machterneuerung erwachsen konnten, vielmehr Opposition von Seiten des auf die erstarkenden Nationalitäten gestützten Königthums im Bunde mit dem Papstthum: fanden sie im engsten Kreise des eigenen Sonderstaates den festesten Stütz- und Krystallisationspunkt für Machterweiterung, zunächst innerhalb des zweiten Kreises, im Reiche, wozu ihnen als Inhabern der höchsten Würde die keineswegs verschollenen, obwohl mehr idealen Rechte zu realer Geltung zu bringen, ihr Territorium zu vergrößern, Familienverbindungen und Conföderationen zu stiften Anlaß und Gelegenheiten genug sich ergaben. Auf diesem Wege war eben das Haus Habsburg seit seinem Emporkommen am consequentesten zu dem Erfolge gelangt, durch Benutzung jener Gunst der Stellung die Hausmacht zu erweitern, den Sonderstaat zu consolidiren, und dagegen dem Kaiserthum zum Ersatz des geschwundenen Reichsgutes die dynastische Stütze zu gewähren, welche gemäß der wachsenden Geltung des erbmonarchischen Princips dauernder und stetiger zu stärken geeignet

war, als die Mittel, welche die Ausübung der kaiserlichen Rechte bot. Denselben Weg verfolgte der Kaiser Maximilian I. auf europäischem Gebiet mit nicht minderem Glück, seit die aggressive Politik der französischen Könige ihm fördernde Conjuncturen bereitete. Einigten sich nun in ähnlicher Weise wie im Sonderstaat die Kräfte des Reichs um ihr Oberhaupt, so war es in geschickter Benützung derselben Conjunctur ein Leichtes, wenn auch nicht das gesammte Europa bewältigend die Universal-Monarchie aufzurichten, doch bei Reconstituirung des europäischen Gesammtstaates dem Kaiser den Einfluß, die Stellung und Macht zu sichern, wie sie seiner und der Nation würdig waren. Denn auch die deutsche Nation war ihrer Selbständigkeit bewußt geworden, und voll der regsten und tüchtigsten Kräfte, voll der trefflichsten Elemente eines starken, lebensvollen, wehrhaften Staates, war sie fähig, um ihren Kaiser geschaart, in der europäischen Staatenfamilie die erste Stelle einzunehmen und bei Entscheidung europäischer Fragen das erste Wort zu reden. Dafür kam freilich Alles darauf an, daß sich für diese reichen und tüchtigen Kräfte der Einigungspunkt fand: eine Aufgabe, deren Schwierigkeiten ähnlich denen im europäischen Gesammtstaat wie in Italien waren, aber mit nichten die gleichen.

War in Letzterem die nationale Einigung kaum noch anders möglich, als in föderativer Form, so waren in Deutschland noch Chancen genug für den lebensvollen Organismus eines einheitlichen Gesammtstaates. Zwar der Einzelstaat war hier bereits in siegreichem Uebergewicht, aber noch nirgends so abgeschlossen und so von dem Oberhaupte abgefallen, wie in ganz Italien die weltliche Macht von dem geistlichen Haupte, oder wie in Europa das emancipirte Königthum vom Kaiser. Dieser war im Reich als Quelle alles Rechtes nicht bloß in der Idee noch anerkannt, und wie dort die Macht der Nationalität das Königthum stützte, so stand sie auch ihm zur Seite für die staatliche Einigung, wenn die widereinander ringenden Kräfte im Gesammtverband durch richtige Compensation ihre Befriedigung fanden. . .

Der Sinn der Nation war nicht dem partikularen Staat als solchem zugewendet, sondern dem ihrem Charakter und ihrer Entwickelungsstufe zusagenden gemischten Staat, den das Erbfürstenthum damals in Vertretung der lebenskräftigen Theile am vollständigsten repräsentirte. Eine ähnliche Vollständigkeit der Repräsentation war es, was dem Gesammtstaat das sieghafte Uebergewicht über den particularen zu sichern und die Einigung zu raschem Erfolg zu fördern geeignet war, als die europäische Conjunctur dem Reichstag zu Worms die Aufgabe stellte, die Kräfte des Reiches zur Richtung nach Außen um das Oberhaupt zu concentriren.

Auf dauernde Weise die Kräfte des Reichs zu einigen, arbeitete man längst vergeblich: es standen sich zu stark die Principien entgegen. Zuletzt machte man in einem Theile desselben den Versuch, die widereinander liegenden Staatselemente des Ritterthums und Bürgerthums mit dem Fürstenthume unter dem kaiserlichen Oberhaupt in friedlichem Gegengewicht zu einigen *). Dies gelang in jenem südwestlichen Winkel, wo die fürstlichen Territorien nicht Umfang und Stärke genug gewonnen hatten, die Städte und Ritter zu bewältigen; wo diese beiden in ihren Sondereinigungen nicht mehr hinlänglich geschützt waren; wo mit der Schutz- und Friedensbedürftigkeit der kleineren Reichselemente das Bedürfniß des Kaisers für seine vorderen Erblande zusammentraf: und so fand sich auch da der Einigungspunkt durchs gemeinsame Bedürfniß eben im Conflikt mit dem größeren Fürstenthum. Es war gleich in Aussicht genommen, diesen Versuch auf das Ganze auszudehnen. Das mußte freilich beim großen Fürstenthum auf Schwierigkeiten stoßen; und als die große Conjunctur zu rascher Einigung drängte, wurden durch sein Ueberwiegen die Wormser Ordnungen so hocharistokratischer Natur, daß sie bei dem Theile der Nation, der noch nicht dem Fürstenthume unterworfen war, nur schwer Eingang fanden. Kaum war den Städten, weil sie Geldmittel hatten, die man ihnen nicht abzwingen konnte, eine schwache Vertretung vergönnt; das Ritterthum und der niedere Adel waren gar nicht bedacht: die große politische Bedeutung, welche diese geeinigt und gestärkt

*) 1488. Der schwäbische Bund.

als compensirendes Element haben, und die Belebung, die ihr Beiziehen der neuen Schöpfung als Organismus geben mußte, war ganz verkannt. Lag es im Interesse des Fürstenthums, den Elementen, die zur Abschließung und Stärkung des Einzelstaates gehörten, keine selbständige Vertretung im Gesammtstaat einzuräumen, so lag für letzteren eben in diesem Punkt die Cardinalfrage, von deren Entscheidung das Ueberwiegen des einen oder des andern abhing. Das Interesse der Gesammtheit und des Kaisers giengen aber hierin Hand in Hand für Gedeihen im Innern und Machtentfaltung nach Außen. Wie es unbestreitbar ist, daß zu jeder Zeit die wahre Demokratie als Staatselement der Monarchie zu kräftigster Stütze gedient hat, und wo sie fehlte oder herabgedrückt war, die Aristokratie zur stärksten Feindin des Monarchen wie des Staates emporwucherte: so sehr verlangte das Interesse des Kaiserthums, durch Einigung und Stärkung aller jener schutz- und friedebedürftigen Elemente wider die zur Oligarchie vordringende Hocharistokratie ein Gegengewicht zu schaffen, das zugleich das organische Leben des Gesammtstaates, seinen Sieg über den partikularen und damit die europäische Stellung des Kaisers und der Nation der Würde beider gemäß begründen mußte. Lag die Befugniß zu solchem Vorgehen vollkommen im kaiserlichen Rechte, so war die Ausführung und Benützung der Consequenzen für Stärkung der kaiserlichen Macht ganz besonders erleichtert durch die Persönlichkeit des Kaisers Maximilian I., der bei Rittern und Bürgern beliebt, in Feldherrntüchtigkeit und jeder Waffenkunde bereits bewährt, mit den vom befriedigten Bürgerthum bewilligten Geldmitteln aus den in überreicher Fülle vorhandenen trefflichen Elementen tapferer Kriegsleute und tüchtiger Führer das stattlichste Reichsheer zu bilden und für das gemeinsame Interesse des Kaiserthums und der Nation zu verwenden mehr als hinlänglich befähigt war. —

Wie nun eben dieses gemeinsame Interesse von Volk und Kaiserthum, theils unter dem Gewicht der europäischen Verhältnisse, theils durch die Sonderstellung der einzelnen Stände des Reichs und die fast blinde Jagd nach dem nächsten halben und unsicheren Gewinn leider immer und mehr und mehr in Schatten trat, wie dann damals die Regierung von England mit ganz eigener Klugheit sich in die Fragen des Continents zu mischen anfängt, wie die ruhmreiche Republik Venedig noch für eine Zeit trotz der Coalitionen die erste Rolle im Wettkampfe spielt und getragen durch eine feste, von Vaterlandsliebe erfüllte Politik neben dem inneren Frieden den Primat auf der italischen Halbinsel behauptet, wie endlich die Schweiz, das „wehrhafteste Glied„ des Reiches durch die Wormser Bedingungen von Kaiser und Reich ab und zu Frankreich gedrängt wurde, um dann selbst ohne einheitliche Politik, dem Wechsel der Parteien anheimzufallen und zum „Werbeplatz für fremden Solddienst“, zum „Tummelplatz ausländischer Intriguen“ zu werden, dies entfaltet die weitere Darstellung des Verfassers, welche wir den Freunden der Geschichte hiemit empfohlen haben wollen.

Th.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

E. T. Perrens, Deux ans de révolution en Italie (1848—1849). Par. 1857.

J. Ch. v. Engel, Geschichte des Freistaates Ragusa. Wien 1807.

G. N. Doglioni, Historia Venetiana. Venetia 1598.

C. Cantu, Ezelino da Romano. Torino 1852.

E. Rubieri, Apologia di Giovanni da Procida. Firenze 1856.

N. Machiavelli, Scritti inediti, tratti dal carteggio officiale da esso tenuto come segretario dei Dieci, e risguardanti la storia e la milizia (1499—1512), illustrati da G. Canestrini. Firenze 1856.

C. Balbo, Storia d'Italia. Firenze 1856.

Fr. Mar. Appendini, Notizie istorico-critiche sulla antichita, storia e letteratura de' Ragusei. Vol. 1. 2. Ragusa 1802 — 1803.

P. Carlo Annoni, Saggi di patria archeologia col raffronto di monumenti inediti. Fasc. 1. Milano 1856.

d'Hervey Saint-Denis, Histoire de la révolution dans les Deux-Siciles, depuis 1793. Par. 1856.

Fr. Predari, Bibliografia enciclopedica Milanese. Milano 1857.

Th. Allason, Picturesque views of the antiquities of Pola in Istria. Lond. 1819.

M. P. de Haulleville, Histoire des Communes Lombardes depuis leur origine jusqu' à la fin du XIII siècle. T. I. Par. 1857.

Fel. Turotti, Storia d'Italia continuata da quella di Carlo Botta, dal 1814 al 1854. Vol. 1. 2. 3. Milano 1856.

Vallet de Viriville, Essais critiques sur les historiens originaux de Charles VII, roi de France. Par. 1857.

P. Mattei, Historia di Francia e delle cose memorabili occorse nelle Provincie straniere negli anni di pace del regno . . Henrico IV. Venet. 1629.

Dufresne de Beaucourt, Un dernier mot à M. Henri Martin. Par. 1857.

Cullerier, De quelle maladie est mort Francois I. Par. 1856.

E. Stähelin, Der Uebertritt König Heinrichs IV. von Frankreich zur römisch-katholischen Kirche. Basel 1856.

J. F. A. Perrot, Lettres sur Nîmes et le midi. Vol. 1. 2. Nismes 1840.

L'histoire et chronique de Normandie. Rouen 1610.

J. A. Cavoleau, Statistique ou description générale du département de la Vendée. Annotée et augmentée par A. D. de la Fontenelle de Vaudoré. Fontenay-Le-Comte 1844.

Hil. Alex. Briquet, Histoire de la ville de Niort. T. 1. 2. Niort 1832.

L. Buron, La Bretagne Catholique. Par. 1856.

Cochet, Sépultures gauloises, romaines, franques et normandes, faisant suite à „la Normandie souterraine". Par. 1857.

B. Jollivet, Les Côtes-du-Nord, histoire et géographie de toutes les villes et communes du département. T. 1. 2. 3. Guingamp 1856.

Laurent (de l'Ardèche), Réfutation de mémoires du maréchal Marmont, duc de Raguse. Par. 1857.

P. de Damas, Souvenirs religieux et militaires de la Crimée. Par. 1857.

Le Maréchal Marmont Duc le Raguse devant l'histoire, examen critique de ses mémoires. Par. 1857.

Fr. Joh. Meyer, Fragmente aus Paris im 4. Jahre der französ. Republik. Th. 1. 2. Hamb. 1797.

Al. Cordier, Martyrs et bourreaux de 1793. Vol. 1. 2. 3. Par. 1856.

Th. Barrau, Histoire de la révolution française (1789 — 1799). Par. 1856.

Th. Carlyle, The french revolution: a history. Vol. 1. 2. Lond. 1857.

H. v. Sybel, Ueber den Stand der neueren deutschen Geschichtschreibung. Marburg 1856.

C. Jürgens, Studien zur deutschen Geschichte u. Politik. Bremen 1856.

J. Wolf, Geschichte und Beschreibung der Stadt Duderstadt, mit Urkunden. Göttingen 1803.

J. A. v. Schultes, Historisch-statistische Beschreibung der Herrschaft Römhild. Mit einem Urkundenbuch. Hildburghausen 1799.

Ph. Hoffmeister, Philipp des Großmüthigen Nachfolger. Als Beitrag zur Geschichte der Reformation. Lief. 1. 2. 3. Cassel 1856.

Dr. Ph. A. F. Walther, Der Darmstädter Antiquarius. Geschichts- und Sittenbilder aus Darmstadts vergangenen Zeiten. Darmstadt 1857.

J. S. Seibertz, Quellen der Westfälischen Geschichte. Lief. 1. Arnsberg 1857.

Dr. L. S. Obbarius, Rudolstadt, sein Fichtennadeldampfbad und seine Umgebungen. Rudolst. 1855.

F. H. Th. Apfelstedt, Heimathskunde des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen. Heft 1. 2. 3. Sondershausen 1856.

F. Ilwof, Beiträge zur Geschichte der Alpen- und Donauländer. I. Ueber die ältesten Bewohner Norikums. Gratz 1856.

Dr. Th. Flathe, Die Mark Meißen. Leipz. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 2. Dezember.

Nr. 67. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Mémoire sur l'Ensilage rationnel, systéme nouveau pour conserver les grains d'après les données positives de la science et de la pratique, sans dechet, sans perte de qualité, sans travail et à moindres frais que dans tout autre systéme. Presenté à l'Académie des sciences par M. L. Doyére, exprofesseur à l'institut agronomique, professeur d'histoire naturelle appliquée à l'école centrale des arts et manufactures, charge de cours pour les sciences physiques au Lycée impérial Bonaparte. Paris, Imprimerie de Paul Dupont. 1856.

Eine vollkommen entsprechende Aufbewahrung des Getreides für längere Perioden gehört unter die Probleme, welche zu jeder Zeit im hohen Grade die Aufmerksamkeit der Gelehrten und Praktiker auf sich gezogen haben. Es ist namentlich die neueste Zeit, welche die Thätigkeit geistreicher Forscher der Lösung dieser Aufgabe zugewendet hat.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat eine Reihe von Jahren der Entwicklung seiner Ideen über diesen Gegenstand gewidmet, und ist nach gründlichen Studien zu der Ansicht gelangt, daß unter allen gebräuchlichen Arten der Aufbewahrung die unterirdische, in Silo's, als die geeignetste anzuerkennen sei.

Schon im Jahre 1852 wurde dem Verf. die erwünschte Gelegenheit geboten, im Auftrage der französischen Regierung Spanien und das nördliche Afrika zu bereisen, wo bekanntlich von jeher und noch heutzutage die unterirdische Aufbewahrung des Getreides in allgemeiner Anwendung steht. In Spanien und Afrika traf der Verf. ungeheure unterirdische Speicher, welche mühsam mit Meißel und Hammer in den festesten Felsengründen zunächst an größeren Städten ausgearbeitet sind. In Alcala del Guadayra bei Sevilla befinden sich 16 derartige Felsenhöhlungen, deren jede 3000 Hektoliter Weizen faßt. Sie dienen heute noch, um Getreide aufzubewahren.

Während seines Aufenthaltes in Tanger hat der Verf. vollkommen gut conservirtes Getreide angetroffen, welches 27 Jahre lang in ähnlich construirten Silo's aufbewahrt worden war. In der Umgebung von Almendralejo und Villafranca de los barros befinden sich 2500 Silo's, welche nach einer ungefähren Schätzung 300,000 Hektoliter Getreide aufnehmen können.

Daß die Versuche der unterirdischen Aufspeicherung in Frankreich früher theilweise ein so ungünstiges Resultat ergeben, ist in dem Umstande begründet, daß man die Terrainverhältnisse nicht gehörig berücksichtigte. In porösem Boden, welcher das Wasser hindurchfiltriren läßt, ist die Anwendung von Silo's zu einer geeigneten Conservirung des Getreides natürlich eine Unmöglichkeit.

Ein wichtiges Moment für die unterirdische Aufspeicherung ist der ursprüngliche Wassergehalt oder der Feuchtigkeitsgrad der Getreidekörner vor ihrer Aufbewahrung. In dieser Beziehung hat sich der Verf. ein großes Verdienst erworben, indem er den Begriff der bisher so allgemeinen Ausdrücke „feuchtes und trocknes Getreide" durch Zahlen, welche er aus vielfältigen Versuchen gewonnen, feststellte. Der geringste Wassergehalt wurde an einer Getreidesorte unmittelbar nach der Ernte in Cordua, zu 8 Proc., beobachtet. In Castilien, Andalusien und Estramadura betrug der Wassergehalt 9 bis 12 Proc. Weniger trocken ist das algirische Getreide; es enthielt nach den angestellten Versuchen 15 Proc. Wasser. Der Verf. gelangt zu dem Resultate, daß Getreide unter 16 Proc. Wassergehalt als trocknes, dagegen über 16 Proc. als feuchtes zu betrachten sei. Letzteres muß vor der Aufbewahrung in Silo's künstlich getrocknet werden, wozu der Verf. eine zweckmäßige Vorrichtung ausführlich beschreibt.

Demnach ist es einleuchtend, daß wenn eine zweckentsprechende Aufbewahrung des Getreides erzielt werden soll, ein Versuch zur Wassergehaltsbestimmung vorausgehen müsse, um zu entscheiden, ob das Getreide unmittelbar oder nach vorhergegangener künstlicher Austrocknung in die Silo's gebracht werden könne. Nach unserer Ansicht sind bei einer so hochwichtigen Frage jedenfalls die Mittel, welche uns die chemische Technik darbietet, allen andern vorzuziehen, um so mehr, da die Bestimmung des Wassergehaltes durch vollkommenes Austrocknen bei 100° C. im trocknen Luftstrome nach den neueren Hilfsmitteln der Wissenschaft nicht mehr zu den schwierigen Operationen gehört. Wenn der Verf. zu einer vorläufigen einfachen Bestimmung des Wassergehaltes ein vereinfachtes Saussüre'sches Hygrometer in Vorschlag bringt, so können wir daher hierin mit ihm nicht übereinstimmen.

Nachdem der Verf. die bisherigen Methoden der unterirdischen Aufbewahrung des Getreides einer genauen Kritik unterworfen und ihre Unzulänglichkeit durch Gründe dargethan hat, kömmt er zur Begründung seines eigenen rationellen Systemes der unterirdischen Getreideaufspeicherung. Es besteht im Allgemeinen darin, Silo's zu konstruiren, welche von der äußeren Luft und der Feuchtigkeit des Bodens nicht afficirt werden. Da dieser Zweck in einem porösen Terrain durch Ausmauern nicht erreicht werden kann, so schlägt der Verf. vor, Silo's aus dünnem Eisenblech, welches mit einem Asphaltfirniß überzogen ist, zu fertigen. Hierdurch allein wird eine vollkommene Impermeabilität und ein hermetischer Verschluß erzielt. Den Einwurf, den man gegen dieses System auf den ersten Blick hinsichtlich der Kosten machen zu müssen glaubt, widerlegt der Verf. durch den angeführten Kostenbetrag eines in der Nähe von Paris nach seinem Systeme construirten Silo's. Ein Silo von 500 Hektolitern aus Eisenblech von 3 Millimeter Dicke kostet 2250 Fr., oder 4 Fr. 50 Cent. auf den Hektoliter. Wenn man bedenkt, daß es vielleicht wohl möglich wäre, die Dicke des Eisenbleches noch zu verringern, so muß, vorausgesetzt daß auf solche Weise der Zweck vollkommen erreicht werde, dieser Preis allerdings als ein verhältnißmäßig sehr geringer erscheinen.

Es ist mit Recht als ein Nachtheil der bisherigen Silo's bezeichnet worden, daß man das darin aufbewahrte Getreide während der ganzen Dauer der Aufspeicherung sich selbst überlassen muß, ohne es überwachen und die allenfalls eingetretenen Veränderungen beobachten und durch getroffene Maßregeln beseitigen zu können. Um sich von dem Verhalten des Getreides in den Silo's zu überzeugen, müßte man eine vollständige Entleerung des unterirdischen Speichers vornehmen, was natürlich nicht ohne große Unbequemlichkeit und nicht ohne bedeutende Arbeitskräfte ausgeführt werden kann. Der Verf. glaubt mit seinem rationellen Systeme der unterirdischen Aufspeicherung auch diese Schwierigkeit gehoben zu haben. Zu dem Ende sollen an der oberen Deckwandung des Silo's mehrere Oeffnungen in dem Eisenbleche angebracht werden, durch welche mittelst einer Sonde von allen Theilen des Silo's Proben des Getreides herausgehoben werden können. Es unterliegt keinen Schwierigkeiten, die Oeffnungen im Eisenbleche nach herausgehobener Probe mit derselben hermetischen Genauigkeit zu schließen, als dies bei den Oeffnungen an Dampfmaschinen gewöhnlich ist.

Uebrigens sind es nicht nur Vorschläge, welche

in dem hier besprochenen Werke dargelegt werden, sondern der Verf. ist auch im Stande, die Richtigkeit seiner Ideen durch mehrere Ausführungen seines Systemes in etwas größerem Maßstabe zu beweisen.

Auf seine Veranlassung hat sich eine Gesellschaft von hervorragenden Männern der Wissenschaft und Praxis constituirt, auf deren Kosten, fern von aller Spekulation, unter der Leitung des Verfs. 6 Silo's nach dem neuen Systeme construirt worden sind; vier derselben, jedes zu 5 Hektolitern, sind seit mehr als einem Jahre mit Getreide gefüllt.

Die Beobachtungen, namentlich hinsichtlich der Temperaturgrade des Getreides und des umgebenden Bodens sind von hoher Wichtigkeit. 7 Thermometer, in verschiedene Tiefen des Getreides eingesenkt, zeigten, daß das Getreide binnen kurzer Zeit die Temperatur des Erdbodens, welche ebenfalls mit 7 Thermometern in verschiedenen Tiefen untersucht wurde, angenommen hatte, dann aber, gleichsam als todter Körper, keine anderen Temperaturvariationen erfuhr, als solche, welche das umgebende Terrain bedingt. Durch dieses System der Conservirung wird also die gefährlichste Ursache des Verderbnisses, eine spontane Temperaturerhöhung, vollständig aufgehoben.

Der einzige Vorwurf, welchen man den hier mitgetheilten Resultaten machen könnte, ist die Kürze der Zeit, während welcher die Versuche fortgesetzt worden sind. Alle Nebenumstände sind indes vom Verf. so umsichtig berücksichtigt worden, daß es kaum zu bezweifeln ist, es werde das Getreide, welches sich bisher über ein Jahr im unveränderten Zustande erhalten hat, auch in einer längeren Reihe von Jahren bei dieser Methode der Aufbewahrung keine Deteriorirung erleiden. Wir sehen mit Vergnügen einem ferneren Berichte des geehrten Verfs. über die Fortsetzung seiner interessanten Beobachtungen und Versuche entgegen.

A. Vogel.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Mathematica.

Ch. Briot, Cours de cosmographie ou éléments d'astronomie 2. édition. Par. 1856.

J. Witt, Aufgabe aus der wichtigen Lehre von den pythagorischen Zahlen; ein kleiner Beitrag zur unbestimmten Analytik. Itzehoe 1856.

J. Collins, Commercium epistolicum de analysi promota . . publiée par J. B. Biot et F. Lefort. Par. 1856.

J. Hodgson, The doctrine of fluxions founded on Sir Isaac Newton's method. Lond. 1758.

J. A. Laur, Praktische Geodäsie. A. d. Franz. übertragen von O. Strubberg. Bd. 1. Leipz. 1857.

Duhamel, Lehrbuch der analytischen Mechanik. Nach der 2ten Auflage des Originals frei in's Deutsche übertragen von Dr. O. Schlömilch, 2te gänzl. umgearb. Aufl. Lief. 1. Leipz. 1857.

G. Adams, Geometrical and graphical essays. Lond. 1791.

K. v. Littrow, Ueber lichte Fäden im dunkeln Felde bei Meridian-Instrumenten. Wien 1856.

C. N. Sasso, Storia de monumenti di Napoli e degli architetti che li edificavano dallo stabilmento della monarchia sino ai nostri giorni. Fasc. 1. 2. Napoli 1856—57.

M. W. v. Weber, Die Schule des Eisenbahnwesens. Leipz. 1857.

Dr. P. van Galen, Bahnbestimmung des Kometen III. 1846, für die Wiedererscheinung in den Jahren 1851 und 1857, mit Rücksicht auf die Störungen der Planeten. Rotterdam 1857.

K. v. Littrow, Drei Quellen über den Kometen von 1556. Wien 1856.

Dr. A. F. Dittmann, Die Erde ein Himmelskörper. Kiel 1856.

M. de Mayora, Réfutation de la base établie par Newton a la force de l'attraction universelle. Barcellona 1856.

Physica etc.

A. Poppe, Chronologische Uebersicht der Erfindungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Physik, Chemie, Astronomie und industriellen Technik von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Frankf. 1856.

Die gesammten Naturwissenschaften. Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet, von Dippel, Gottlieb . . . Eingeleitet von Masius. Lief. 1. 2. Essen 1857.

G. Sandberger, Der Erdkörper, ein kosmisches Ganzes. Hannov. 1856.

Gloesener, Mémoire sur la réfraction. Liége 1846.

J. Gavarret, Traité d'électricité. T. 1. Par. 1857.

Fr. Zantedeschi, Ricerche sulle leggi della capillarità. Venezia 1856.

M. Vessélovsky, Epoques des débâcles et de la prise par les glaces de la Dwina, à Arkhangel. 1856.

J. F. J. Schmidt, Die Eruption des Vesuv im Mai 1855, nebst Beiträgen zur Topographie des Vesuv, der phlegräischen Crater, Roccamonfina's und der alten Vulkane im Kirchenstaate. Olmütz 1856.

Nomos: an attempt to demonstrate a central physical law in nature. Lond. 1857.

H. Scoutetten, L'ozone ou recherches chimiques, météorologiques, physiologiques et médicales sur l'oxygène électrisé. Par. 1856.

Fr. v. Rougemont, Geschichte der Erde nach der Bibel und der Geologie. Stuttg. 1856.

W. H. Miller, Lehrbuch der Krystallographie. Uebers. und erweitert von J. Grailich. Wien 1856.

H. Karsten, Ueber die Vulkane der Anden. Berl. 1857.

E. J. Reimann, Das Luftmeer. Mit einem Vorworte von E. A. Roßmäßler. Gotha 1857.

J. Fournet, Sur la congélation de la vapeur vésiculaire et sur les flèches glaciales. Par. 1856.

Th. du Moncel, Ruhmkorff's Inductions-Apparat und die damit anzustellenden Versuche. Nach dem Franz. bearbeitet von C. Bromeis und J. F. Bockelmann. Frankf. 1857.

A. Goebel, Untersuchung eines am 29. April u. 11. Mai 1855 auf Oesel niedergefallenen Meteorsteins. Dorpat 1856.

W. A. F. Zimmermann, Calorik oder die Lehre von der Wärme. Berl. 1857.

K. Schräder, La rotation souterraine de la masse ignée, ses causes et les conséquences. Par. 1856.

Otto Graham, Ausführliches Lehrbuch der Chemie. 3. umgearb. Aufl. Bd. 1. Braunschweig 1857.

Ladrey, Recherches sur les formes cristallines et des propriétés chimiques et physiques de l'acide titanique. Dijon 1854.

A. Helfferich, Die neuere Naturwissenschaft, ihre Ergebnisse und ihre Aussichten. Triest 1857.

L. Choulant, Die Anfänge wissenschaftl. Naturgeschichte und naturhistor. Abbildung im christl. Abendlande. Dresden 1856.

Dr. G. Hartwig, Das Leben des Meeres. Lief. 1 — 3. Frankf. 1857.

J. W. Griffith and A. Henfrey, The micrographic dictionary; a guide to the examination and investigation of the structure and nature of microscopic objects. Lond. 1856.

Naturhistorisk Tidsskrift. Udgivet af Henrik Kroyer. Bind 1 — 4. Ny Raekke Bind 1. 2. Kjobenhavn 1836 — 46.

Dr. F. H. Troschel, Das Gebiet der Schnecken zur Begründung einer natürlichen Classifikation untersucht. Berl. 1856.

G. Tugwell, A manual of the Sea Anemones commonly found on the English Coast. Lond. 1856.

T. Thorell, Recensio critica aranearum Suecicarum quas descripserunt Clerckius, Linnaeus, de Geerus. Upsaliae 1856.

G. B. Sowerby, The conchological illustrations or upwards of 1590 coloured figures of 1060 recent shells. Part. 1—200. Lond. 1811.

Dr. H. A. Pagenstecher, Trematodenlarven und Trematoden. Helminthologischer Beitrag. Heidelberg 1857.

Dr. L. Imhoff, Versuch einer Einführung in das Studium der Koleoptern. Basel 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 4. Dezember.

Nr. 63. 1857.

Historische Classe.

Relations des ambassadeurs Vénitiens sur Charles-Quint et Philippe II; par M. Gachard, membre de l'Académie etc. Bruxelles, Gand, Leipzig. C. Muquardt. 1856. 8.

Seitdem die Aufmerksamkeit der historischen Forschung auf die Staatsberichte gelenkt worden ist, welche die Venetianischen Gesandten bei den Höfen Europas und des Orients nach einem alten Gesetze v. J. 1268 *) dem Senate nach ihrer Rückkehr vorzulegen hatten, und seitdem man aus diesen merkwürdigen Actenstücken gleichviel Nutzen für die Ge-

*) Das Gesetz lautet in correcter Sprache also: M.CC.LXVIII, die IX. Decembris in Maiori Consilio.

Ambassatores in eorum reditu teneantur dicere prodem et honorem Venetiarum, si sciverint, et facere scribi.

Capta fuit pars quod, quandocunque aliquis vel aliqui missi fuerint in aliqua ambassaria solemni per dominum Ducem et Commune Venetiarum, teneantur in eorum reditu facere poni in scriptis quae sibi responsa fuerint super dicta ambassata et quidquid sciverint vel audiverint dici in ipsa via, quod credant esse ad proficuum et honorem Venetiarum, infra XV dies, postquam Venetiis venerint.

Diesem folgte zur Ergänzung eine weitere Bestimmung des Inhalts: M. CC. XCVI, die XXIV. Julii.

Quod dent consilium infra XV dies ambaxiatoribus redeuntibus.

Capta fuit pars: cum hactenus esset consuetudo, quod ambaxatores, qui mittuntur per Dominum Ducem ad aliquas partes, in suo reditu referebant ambaxatas suas in illis consiliis, in quibus factae erant suae Commissiones et nunc referant eas solum domino Duci et Consiliariis, — capta fuit pars, quod de caetero iniungatur omnibus ambaxatoribus, qui ibunt ad aliquas partes per Dominum Ducem et Commune Venetiarum, quod in suo regressu infra XV dies teneantur referre suas ambaxatas in illis consiliis, in quibus factae fuerint suae Commissiones, et iniungatur Consiliariis, quod debeant sibi dare consilium infra dictum terminum XV dierum.

Vgl. Barozzi l. l. I. 1. p. 4. Romanin storia documentata di Venezia II, p. 353 sq. Ranke, Fürsten und Völker von Süd-Europa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. I. Vorrede p. X.

Wie überall dem Gesetze der Gebrauch voranging, so natürlich auch hier. Ausreichende Belege hiefür bieten jetzt die „Fontes rerum Austriacarum im XII. u. XIII. Bande — Urkunden

schichtschreibung, wie sicherlich Vergnügen an der meist feinen und gewandten Darstellung geschöpft hat, ist auch der Eifer und die Thätigkeit in stetem Wachsen begriffen, die Zahl dieser diplomatischen Schriftstücke durch Veröffentlichung neuer Berichte zu vermehren.

Die Hauptsammlung, welche durch Eugenio Albèri seit 1839 in Florenz unter dem Titel erscheint, **Relazioni degli ambasciatori Veneti**, umfaßt bekanntlich das sechszehnte Jahrhundert und zwar nach drei Serien; die erste bezieht sich auf die europäischen Staaten außer Italien, die zweite auf die Staaten Italiens, die dritte auf das osmanische Reich. Von jeder Serie sind bis 1855 drei Bände erschienen. In einem Supplementband wird außer anderen auch eine Relation des fünfzehnten Jahrhunderts Platz erhalten, welche unterdessen Herr Foucard im Venediger Archiv aufgefunden hat. Die Seltenheit dieser Relationen aus dem vorhergehenden Zeitalter wird in dem Verluste gesucht, den ein zerstörender Brand dem Staatsarchive der Republik verursacht hat. Ihnen voraus giengen die **Relations des Ambassadeurs Vénitiens sur les affaires de France au XVI siècle, recueillies et traduites par M. N. Tommaseo. T. I. II. Paris 1838** (in der **Collection de documents inédits sur l'histoire de France**).

Wie diese Sammlungen für das 16. Jahrhundert angelegt sind, so will nun eine ganz neue literarische Unternehmung das 17. Jahrhundert übernehmen. Unter dem Titel **Relazioni degli stati Europei lette al senato dagli ambasciatori Veneti nel secolo decimosettimo raccolte ed annotate da Nicolò Barozzi e Guglielmo Berchet** sind bereits einige (fünf) Lieferungen erschienen (in Venedig 1856 und 1857). Auch diese Sammlung wird in Serien zerfallen, welche die vorzüglichsten Staaten Europa's: Spanien, Frankreich, England, Deutschland, Italien und die Türkei verfolgen werden. Die beigefügten Einleitungen und historischen Notizen entsprechen gleichfalls der Methode jener ersten Sammlung. Die Namen der Männer, welche sich für dies Unternehmen mit thätiger Beihilfe erklärt haben, bürgen für gute Erfolge. Vgl. **Archivio storico Italiano. Nuova serie II, 1. 1855, p. 270.** Es wird sich seiner Zeit Gelegenheit ergeben, auf diese Sammlung zurückzukommen, und zugleich auf den Reichthum hinzuweisen, welchen die Münchner Bibliothek auch in diesen Quellen handschriftlich besitzt.

Obiges Buch des Herrn Gachard, welches in seiner Abhandlung **les monuments de la diplomatie vénitienne considérés sous le point de vue de l'histoire moderne en general, et de l'histoire de la Belgique** (im 17. Bande der Memoiren der belgischen Akademie) einen trefflichen Vorläufer hat, ist eine Art Uebersetzung und eine eingehende Analyse von mehreren diplomatischen Berichten Venetianischer Gesandten, welche am Hofe Karl V. und Philipp II. beschäftigt waren und deren Mittheilungen somit speciell für die belgische Geschichte Interesse haben.

Es sind dies die Relationen 1) von *Federico* Badoero vom Jahre 1557, 2) von Michele Suriano vom J. 1559, 3) von Antonio Tiepolo vom J. 1567, 4) eine weitere vom J. 1572 von einem Manne aus dem Gefolge Tiepolo's (**da un cortigiano del Tiepolo**), 5) eine anonyme vom J. 1577, 6) von Tommaso Contarini vom J. 1593, 7) von Francesco Vendramino vom J. 1595.

Die **Appendices** geben I. nach einem Manuscripte des Brüsseler Archivs den **État de la maison de Philippe II, pendant son séjour aux Pays-Bas, en 1558**; II. eine Darstellung des Wirkens Emmanuel-Philiberts von Savoyen (nach den Relationen vorzüglich, die theilweise bei Albèri veröffentlicht sind), und III. eine Darlegung des wesentlichen Inhalts der Relation von Marc-Antonio da Mula über Philipp II. vom J. 1559, die gleichfalls bei Albèri (I, 3, p. 391 sqq.) zu finden ist. Denn erst nach vollendetem Drucke kamen Herrn Gachard die letzten Publicationen der Florentiner zu Gesichte, weshalb er auch die Berichte von Badoero und Suriano anfangs für unbekannte ausgeben zu dürfen

---

zur älteren Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante". Vgl. namentlich Band XIII (II) No. CCLVII, p. 215 sqq.; No. CCXCIX, p. 351 sqq.

glaubte. Es wäre überhaupt sehr wünschenswerth, wenn sich der Buchhandel jenseits der Alpen mehr nach deutscher Weise beschleunigte und, wie wir wenigstens mit Venedig und der Lombardie zu schnellerem Austausch gelangt sind, so auch namentlich Toskana sich entschlöße, regelmäßige Büchersendungen auf dem nun an sich so erleichterten Wege zu uns gelangen zu lassen. Denn in der Regel sind wir erst nach 1—2 Jahren im Besitz der dortigen literarischen Erzeugnisse.

Herr Gachard begleitet die fast vollständige Uebersetzung der Urschriften mit historischen und sachlichen Erklärungen, welche die Berichte selbst vielfach ergänzen oder auch berichtigen.

Wie nothwendig auch für diese Urkunden die philologische Kritik ist, und wie gut es wäre, wenn überall gleich anfangs mehrere und verschiedene Abschriften, von denen man sich Kunde verschaffen kann, zur Herstellung eines sichern Textes verwendet würden, mag bei dieser Gelegenheit in einem schlagenden Beispiele dargethan werden.

In einer auch sonst wichtigen Stelle im Berichte des Federico Badoero heißt es bei Albèri I. l. I, 3, p. 291: Tuttavia vi (nämlich in den Niederlanden) si trova gran quantità di luterani e anabattisti; la Gheldria n'è specialmente infettata; nella Brabanzia ne sono molti, e sopratutto in Anversa, ma più ne hanno l'Olanda e l'Artois; e per tal peccato son condotti ad abnegare, o vogliam dire abiurare: della qual pena per la ritrattazione non vengono liberati, ma ella è commutata nel tagliar lor la testa.

Hiezu bemerkt der Herausgeber: per intendere questo periodo, che è costante nei diversi Codici da noi conosciuti, si avverta che *esser condotti ad abiurare* significa esser bruciati vivi: con ciò s'intende la commutazione della pena col taglio della testa.

Bei Gachard p. 80 lautet die betreffende Stelle: e per tal peccato sono condotti ad annegare: della qual pena per la retrattatione vengono liberati, ma ella è mutata nel tagliarlor la testa. Dies gibt er folgendermaßen wieder: pour cette hérésie, ils sont condamnés à périr par le feu; mais ils peuvent se racheter de cette peine en se rétractant, et alors on leur coupe la tête.

In der Note heißt es dann: il doit y avoir ici quelque inexactitude dans la copie du texte, et, au lieu *d'annegare*, je crois qu'il faut lire: *abbruciare*. En effet, par le placard du 10 juin 1535, les anabaptistes étaient condamnés à être brûlés vifs, s'ils obstinaient dans leur erreur: s'ils la reconnaissaient avant de mourir, les hommes avaient la tête tranchée, et les femmes étaient enterrées vives.

Mit der ersten Art der Deutung wird sich kein Grammatiker und Kenner der Gesetze der Hermeneutik befreunden, mit der Conjectur aber in der zweiten Art kein Kritiker und Kenner der diplomatischen Regeln für Herausgabe von urkundlichen Texten. Wer die Sätze im Zusammenhang liest, muß finden, daß etwas fehlt. Der Tod traf jeden Ketzer; der Feuertod, wenn er auf seinem Glauben beharrte, der Tod durch das Beil, wenn er denselben abschwor! Das war das Gesetz der belgischen Inquisition, und dies mußte auch unsere Stelle dem Sinne nach ausdrücken. Es mangelt demnach der erste Theil und eine richtige Beurtheilung müßte in allen jenen Abschriften, etwa nach — per tal peccato son — eine Lücke annehmen, so daß mit condotti der zweite Theil des fraglichen Gesetzes für unsere Stelle begänne.

Eine solche Ansicht erhält nun ihre volle Bestätigung, wenn man eine bis jetzt unbekannte Quelle zu Rathe zieht. Jene Relation findet sich nämlich auch im Codex Italicus Monacensis No. 2, der einer Reihe von 7 Handschriften angehört, die aus der Welser'schen, nachher Augsburger Bibliothek nach München gekommen sind. Ist uns der Werth dieser sorgfältigen Copieen schon an sich klar geworden, so mag jetzt der Auszug der fraglichen Stelle aus diesem Codex dies auch anderwärts bewirken. Hier heißt es nun Fol. 147ᵇ — 148: tuttauia si troua

gran quantità di Luterani e Anabatisti. La Gheldria è tutta infettata; nella Brabantia ne sono molti specialmente in Anuersa, ma più ne hà Olanda et Artois, et per tal peccato sono condannati et in Olanda condotti ad annegare; della qual pena per la retrattatione non uengon liberati, ma ella è comutata nel tagliarli la testa.

Damit ist nun der Streit geschlichtet, die Stelle selbst aber thatsächlich erweitert und berichtigt. Daß in condannati, wo es sich von Ketzerei handelt, nur der schreckhafte Tod auf dem Scheiterhaufen verstanden werden konnte, ist nach damalig christlichem Verfahren leider unzweifelhaft Die Lesart jener anderen Copieen insgesammt führt auf eine Handschrift zurück, deren Abschreiber von con-dannati auf condotti abgeirrt war, während dem Münchner Codex ein vollständiges Original vorlag. Wenn bei Herrn Gachard das *non* vor vengono liberati fehlt, so ist dies offenbar nur Versehen des früheren oder letzten Abschreibers. Der Gegensatz sowohl als der Sinn überhaupt heischt die negative Partikel nothwendiger Weise.

Th.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

Dr. W. E. Giefers, Geschichte der Wefelsburg und des Bischofs Theodor von Fürstenberg „Memorialbüchlein". Paderborn 1855.

Mahul, Cartulaire et archives des communes de l'ancien diocèse et de l'arrondissement administratif de Carcassonne. Vol. 1. Carcassonne 1857.

Fr. Springer und R. v. Waldheim, Oesterreichs kirchliche Kunstdenkmale der Vorzeit. Lief. 1. St. Maria Stiegenkirche in Wien. Wien 1856.

Dr. B. Dudik, Des Herzogthums Troppau ehemalige Stellung zur Markgrafschaft Mähren. Wien 1857.

J. Orosz, Graf Stephan Széchenyi als Schriftsteller. Pesth 1832.

J. Mehler, Ursprüngliche chronologische Geschichte Böhmens. Th. 1. 2. Prag 1806.

Dr. A. Jäger, Die Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich in den Jahren 1813 — 1816. Wien 1856.

B. Balbinus, Historia de ducibus ac regibus Bohemiae. Prag 1735.

G. A. Montebello, Notizie storiche, topografiche e religiose della Valsugana e di Primiero. Roveredo 1793.

Dr. Cl. Lette, Ueber die Verfassungszustände in Preußen. Berl. 1857.

Fr. Knuth, Chronik von Gransee. Berl. 1840.

Dr. D. Gralath, Versuch einer Geschichte Danzigs. Bd. 1. 2. 3. Königsb. 1789.

Die Wasserversorgung Berlins und die neuen Wasserwerke in ihrer Bedeutung für die Häuslichkeit und das Familienwohl. Berl. 1857.

Cl. Frantz, Geschichten und Zustände aus der Vorzeit Mühlhausens bis zur Auflösung der freireichsstädt. Verfassung 1803. Mühlhausen 1856.

Preußens Beamtenthum und seine Finanzen. Berl. 1857.

M. P. Toeppen, Critica de historia Borussiae antiqua. Reg. Boruss. 1847.

R. Mittermüller, Das Kloster Metten und seine Aebte. Straub. 1856.

J. v. Hefner, Der römische Mosaik-Fußboden in Westerhofen. München 1857.

Alph. de Candolle, Notice sur la vie et les ouvrages de M. de Martius. Genève 1856.

Die Römer-Villa zu Westenhofen. Ingolstadt 1857.

Beschreibung des Fürstenthums Welsch-Neuenburg und Vallengin. Berl. 1783.

H. Runge, Der Berchtolds-Tag in der Schweiz. Eine mythologische Skizze. Zürich 1857.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 7. Dezember.

Nr. 69. 1857.

Historische Classe.

Constantinople et la Turquie. Tableau historique, pittoresque, statistique et moral de l'Empire Ottoman. Par Louis Enault. Paris 1855.

Dieses Buch, eine der durch den letzten Krieg und die orientalische Frage hervorgerufenen Schriften, ist das Werk eines Mannes, der Constantinopel und die Türkei zu jener Zeit besucht und zum Gegenstand, wenn auch nicht gerade gründlicher, doch umfassender Studien gemacht, und der an ein Wiederaufleben des türkischen Reiches durch die begonnene Reform seiner Institutionen im Geist abendländischer Gesittung wirklich glaubt. Daß er hiebei namentlich den Einfluß französischer Gesittung im Auge hat, und in den Vordergrund stellt, läßt sich von einem Franzosen wohl kaum anders erwarten.

Den Zweck seines Buches bezeichnet er in der Vorrede also: „Ich habe versucht, das Gemälde des ottomanischen Reiches zu entwerfen, die raschen Fortschritte der osmanischen Race, ihre flüchtigen Glücksfälle und ihr Sinken, welches Alles zu beschleunigen schien, zu schildern; dann habe ich das seltene Schauspiel einer Nation, welche ihre Ruinen wieder aufbaut und sich zu regeneriren trachtet, darstellen wollen. Ich habe den Augenblick auch günstig gefunden, um einige Züge jenes inneren, lange verschleierten Lebens der Türkei zu scizziren, nun da die Bande einer engen Allianz, indem sich zwei lange feindliche Gesittungen einander nähern, den Orient und Occident vielleicht bis zur Verschmelzung vereinigen und die alten türkischen Sitten in den blassen Hintergrund historischer Erinnerung verweisen werden".

Ueber den persönlichen Standpunkt des Autors bei Behandlung seines Thema's sagt der Schluß der Vorrede: „Ich kann eine tiefe Sympathie für diejenigen, deren Schicksale ich beschreibe, nicht verläugnen. — Ich schulde sie nicht bloß ihrem Unglücke; sie wurde mir eingeflößt durch ihre gastfreundlichen Tugenden, durch ihre nie berechnende Großmuth, durch den würdigen Ernst ihres Charakters, ihre fromme Ergebung in Gott und die Gerechtigkeit ihrer unterdrückten Sache. Vielleicht mischt sich noch darein, ohne mein Wissen, das Gefühl gemeinsamer Gefahren, gleicher Interessen und Anstrengungen; vertheidigen wir denn nicht mit ihnen die zwei größten Dinge dieser Welt: die Unabhängigkeit der Nationalitäten und die Freiheit des Gewissens"? —

Den historischen, kaum aus anderen, als den gewöhnlichen Quellen geschöpften Theil, der in 18 Capiteln mit dem Vertrage von 1841 abschließt, können wir füglich übergehen und nur bemerken, daß schon je die älteren Beziehungen der türk. Politik zu Frankreich eine ziemlich ideale Auffassung erfahren. So heißt es Cap. XII. p. 156 seq. „Die Verhandlungen der Pforte mit Frankreich bilden eines der wichtigsten Ereignisse der Regierung Suleimans (des Prächtigen). Es darf füglich befremden, daß die ersten und furchtbarsten Gegner des Islam im

Abendlande auch seine ersten Verbündeten geworden. Hierin liegt ein der Beachtung und des Studiums würdiges Problem. — Die Verträge Suleimans mit Franz I. sind mehr als eine diplomatische Thatsache, sie sind das Symptom einer Umwandlung im europäischen öffentl. Recht, ein Verrücken des bisherigen Schwerpunktes dieses Welttheiles. Das Gleichgewicht der Kabinette wird an die Stelle der großen, durch Luther zerrissenen, katholischen Gemeinschaft gesetzt... Nicht gegen die Einheit des Glaubens, die nicht mehr existirt, sondern gegen die des Reiches berief Franz I. die Türken in sein Bündniß. Er warb sie für die Sache der europ. Gesittung. Indem Europa heute die Türken, Namens seines gestörten Gleichgewichtes, vertheidigt, zahlt es nur eine alte Schuld an diejenigen ab, die, freilich ohne es zu wissen, mit Frankreich an der Einsetzung dieses Gleichgewichtes gearbeitet".

Und etwas weiter, p. 158, 59. „Man hat Frankreich öfters den Streiter Gottes genannt; es unterhandelt für ihn, nachdem es gefochten. Kaum aus dem Gefängnisse befreit, verlangte und erhielt Franz I. die Freiheit der heiligen Stätten — das hieß, die großen Ueberlieferungen der Politik Karls der Großen erneuern... Der dauerndste Gewinn dieser Allianz war die Wiedereröffnung des Orients, der seit den Kreuzzügen dem Westen verschlossen geblieben. Frankreich stipulirte für sich und seine Verbündeten: Sicherheit der Flagge, ausschließliche Gerichtsbarkeit der Consuln für christliche Kaufleute; Cultus-, Testir- und theilweise Tributfreiheit, Befreiung der Sklaven und Gefangenen, selbst der Renegaten 2c., kurz, es gründete die bürgerliche und Handelsfreiheit im Orient". —

Als Probe des schimmernden, eben nicht streng historischen, gleichsam au clair-obscur gehaltenen Styles dieser „Gemälde", möge, noch aus dem geschichtlichen Theil, hier die Schilderung der ersten Berührung Constantinopels mit einem Volke folgen, der auf die Geschicke dieser seitherigen Hauptstadt des türkischen Reiches so einflußreich geworden. Cap. VIII. p. 99 seq. „Einige Zeit nach dem Schisma des Photius sah Constantinopel in die Gewässer des goldenen Hornes die Vorhut einer Nation eintreten, die in der Zukunft mehr als einmal in seine Geschichte sich verflechten wird. Die Rurikschs (sic) von Rurik, einem ihrer Häuptlinge so genannt, waren Wilde unter den Wildesten. Sie erschienen zum erstenmal im Bosphorus im J. 805, unter der Regierung Michaels III. Sie kamen von den Wüsten des eisigen Skythiens. Große und kräftige Männer, stieg das rothe Blut ihnen in die Wangen, und ihr ganzes Aussehen hatte etwas Furchtbares. Ihre Kleidung bestand aus dem Felle der Thiere ihrer Wälder und ihre Nahrung aus dem gerösteten Fleische ihrer Pferde. Sie beteten ungeheuerliche Götter an, denen, 8 Jahrhunderte nach dem ungesäuerten Brode Christi, sie noch Menschenopfer darbrachten. Auf Einbäumen, ausgehölten Buchen oder Tannenstämmen, rohen Barken ohne Deck, bald mit Rudern, bald mit Segel fahrend, schifften sie in den Bosphorus durch die Mündungen des Euxinus ein. Die Abwesenheit der kaiserlichen Truppen benutzend, drangen sie in das Herz der Stadt. Man dachte nicht daran, sie zu bekämpfen. Alle, das Volk, der Clerus, der Hof selbst, in langem Zuge und mit heiligen Gesängen, giengen auf die Kirche der Blachernen zu. Dort hatte man in alten Zeiten den Schleier der Jungfrau Maria niedergelegt, jenen blauen Masarah, den die Frauen Bethlehem's und Nazareth's noch heute tragen. Der Patriarch nahm den Schleier und tauchte ihn in das Meer. Plötzlich erheben sich die bewegten Wellen, der Sturm folgt auf die Meeresstille, die Barken werden zertrümmert oder verschlungen und Constantinopel ist befreit. Die Geschichte hat ihre poetischen Tage so gut als die Legende. Einige Barbaren entgiengen dem Schiffbruch, aber durch das Wunder erschreckt, bekehrten sie sich zum Christenthum... Seitdem haben die Rurikschs noch oft, aber immer ohne Erfolg, versucht, nach Constantinopel zurückzukehren. Brauche ich beizufügen, daß die Rurikschs heutzutage die Russen heißen"?

Wir kommen nun auf den 2. unstreitig wichtigeren Haupttheil, welcher die Ansichten des Autors über die Möglichkeit, die Gesetzlichkeit und die Beschaffenheit der angestrebten Reformen enthält, wie sie im Hatti-Sherif von Gulhané und dem Tansimat vor-

gezeichnet sind. Was zunächst den politischen und legalen Charakter derselben betrifft, so bemerkt der Verfasser: Die Reform in der Türkei hat das Besondere und Glückliche für sich, daß sie im Gedanken des Herrschers entstanden (und nicht durch den Willen des Volks verlangt oder erzwungen ist). Sie ist das Ergebniß des Studiums und der Vernunft; man konnte sie langsam sich entwickeln und reifen lassen; man wird sie erst zu ihrer Zeit ernten. Hier ist der Fürst liberal und das Volk reaktionär. Die Bewegung und der Widerstand sind verrückt . . . Die gesetzgebende Gewalt existirt in Wahrheit nirgends in der Türkei. „Der Sultan gehorcht dem Gesetz, durch welches das Volk sich selbst gehorcht", sagt Sadi. Allein, gleichwie der Sultan der einzige Träger des (kanonischen) Gesetzes und dessen unbeschränkter Vertreter ist, so ist er auch der Ausleger desselben, sobald sich's darum handelt, es in der Regierungsgewalt auszuführen. Aus dieser dreifachen Macht ergibt sich für ihn die Möglichkeit, das Gesetz zu modificiren, vorausgesetzt, daß er dessen Geist nicht entstelle. Dies ist die einzige Schranke, vor welcher er stille stehen muß. . . Die Fortschrittspartei in der Türkei sieht noch heute in der neuesten Gesetzgebung keine radicale Neuerung bezüglich der alten Grundsätze, sondern nur eine auf den alten Institutionen der Monarchie fußende Reform, eine mit den gesundesten Principien der Ueberlieferung übereinstimmende Reorganisation. Das ist einer der bezeichnenden Züge der türkischen Reform, unter allen denen, welche Europa in den letzten 50 Jahren umgekehrt. In dem Sinne lautet auch die Einleitung zu dem am 3. Nov. 1850 promulgirten Hatti-Sherif. . . „Seit 150 Jahren haben eine Reihenfolge von Zufällen und verschiedene Ursachen bewirkt, daß man aufgehört hat, dem geheiligten Gesetzbuch und den ihm entfließenden Verordnungen gemäß zu handeln, und die Folge war, daß die frühere Wohlfahrt und Kraft in ihr Gegentheil umgeschlagen sind. . . . Betrachtet man aber die geographische Lage der ottoman. Provinzen, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Tüchtigkeit und Intelligenz der Einwohner, so wird man überzeugt sein, daß wenn man die geeigneten Mittel anzuwenden sucht, der angestrebte Erfolg in einigen Jahren erreicht werden kann. Im Vertrauen auf die Hilfe des Höchsten und die Verwendung des Propheten finden wir daher für gut, durch neue Institutionen unseren Unterthanen ohne Ausnahme die Wohlthat einer guten Verwaltung zuzuwenden zu suchen".

Den Inhalt des Tansimats (des allgemeinen Namens für den Inbegriff dieser Reformen) können wir als bekannt voraussetzen und uns daher mit dem kurzen Resumé begnügen: Sicherstellung des Lebens, der Ehre und des Vermögens; Fixirung der Auflagen und ihrer ordentlichen Erhebung; Regelung des Aushebens und des Heeresdienstes. Ebenso mit Andeutung der Eintheilung desselben in: Allgem. Regierung; Verwaltung (im eigentlichen Sinn) und Finanzen; richterliche Aemter; Armee. Was nun die eigentliche innere Lebensfrage der neuen Türkei betrifft, die Ausführbarkeit des Tansimats, so anerkennt auch unser Verfasser, daß der Schwerpunkt des Widerstandes wesentlich in der religiösen Gesellschaft, in der Reaction Seitens der Ausleger des Gesetzes, der Mufti und ihres Hauptes, des Scheik-al-Islam, zu finden sein dürfte, namentlich in ihrer Eigenschaft als rechtsprechende Corporation. Er sagt in dieser Beziehung: „Die Khalifen, welche ursprünglich alle Gewalten in ihrer starken Hand vereinigt hatten, entäußerten sich bald ihres richterlichen und priesterlichen Amtes zu Gunsten der Mitglieder des Ulema, der Doktoren islamitischer Gottesgelehrtheit. Um ihren Befehlen die rascheste Ausführung zu sichern, pflegten sie von letzterem eine Erklärung der Uebereinstimmung ihrer Entscheidungen mit dem Koran, den sie stets achten mußten, zu verlangen. Diese Erklärung hieß der Fetwa. Durch die Verweigerung einer solchen konnte das Ulema die Machtvollkommenheit eines ängstlichen Sultans paralysiren. Der Priester war mächtiger als der Fürst. . . Die ganze Hierarchie des Ulema oder der Mufti zerfällt in 2 Classen, die geistliche, welche die Diener des Cultus, und die richterliche, welche die Ausleger des Gesetzes begreift. Letztere ist die reichere und mächtigere. „Die Geistlichkeit, als solche, sagt Hammer, genießt vielleicht nirgends geringeren Einfluß, als in der Türkei. Die Gesetzeskundigen dagegen haben in keinem Reiche, China ausgenommen, mehr An-

sehen und üben in den politischen Angelegenheiten eine größere Macht aus". — . . . „Das Ulema, wie Alles, was auf Praxis beruht und seine Gewalt nur aus der ausschließlichen Kenntniß der Förmlichkeiten schöpft, ist dem Fortschritt feindlich. . . Es stützt sich auf eine mächtige Hierarchie und auf die ungeheuren, ihm zur Verfügung stehenden Reichthümer der Moscheen. Es findet zwei Hilfskörper in dem mißtrauischen und trägen Geist eines unbewegten Bürgerthums, und in dem Fanatismus, den namentlich der Derwisch-Orden im Volke anregen kann".

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

A. Morin, Abriß der politischen Geschichte der Schweiz. Deutsch von Th. Beck. Lief. 1. Leipz. 1857.

L. Serristori, Illustrazione di una carta del mar nero del 1351 e ricordi sul Caucaso, sulla Spagna, sul Marocco. Firenze 1856.

W. J. Baron d'Ablaing van Giessenburg, De duitsche Orde. Geschiedenis, indeeling, Statuten. Haag 1857.

Geschichte des Neuenburger Royalisten-Aufstandes. Zürich 1857.

Gast's Tagebuch. In Auszügen behandelt von Tryphius. Uebers. u. erläut. von Buxtorf-Falkeisen. Basel 1856.

A. de Gasparin, Un mot de plus sur la question de Neuchatel. Genève 1857.

Doro d'Istria, La Suisse allemande et l'ascension du Moench. Vol. 1. 2. 3. 4. Par. 1856.

P. D. Rosio de Porta, Compendio della storia della Rezia si civile, che ecclesiastica. Chiavenna 1787.

H. v. Liebenau, Die geschichtlichen Ursachen der Entstehung einer schweizerischen Eidgenossenschaft. Luzern 1857.

P. Nijhoff, Registers op het Archief, afkomstig van het voormalig Hof des Vorstendoms Gelre en Graafschaps Zutphen. Arnheim 1856.

C. Commelin, Beschryving van Amsterdam. Amsterdam 1693.

F. Allan, De stad Utrecht en hare geschiedenis. Amsterd. 1856.

P. A. Huybrecht, Histoire politique et militaire de la Belgique 1830—1831. Bruxell. 1856.

J. C. de Jonge, De Unie van Brussel des Jaars 1577. Gravenhage 1825.

J. Kortebrand, Beschryving der Stad Rotterdam. Amsterd. 1789.

Vandervynckt, Histoire des troubles des Pays-Bas sous Philippe II, ouvrage corrigé et augmenté par J. Tarte. T. 1. 2. 3. Bruxelles 1822.

Rob. Bourke, Parliamentary Precedents. Being decisions of the right Hon. Charles Shaw Lefevre, Speaker of the house of Commons, on peints of Order, rules of debate and the general practice of the house. London 1857.

R. Weaver, Monumenta antiqua or the stone monuments of Antiquity yet remaining in the british isles. Lond. 1840.

Ch. M. Smith, Curiosities of London Life; or phases physiological and social of the Great Metropolis. New edit. Lond. 1857.

R. Sims, A manual for the Genealogist, Topographer, Antiquary and Legal Professor, consisting of Descriptions of public Records; parochial and other registers. London 1856.

On the portraits of Mary, queen of Scots. With remarks on an original picture of that princess, recently discovered. Lond. 1845.

J. Noake, Notes and Queries for Worcestershire. Lond. 1856.

W. Nimmo, General history of Stirlingshire. Edinb. 1777.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 9. Dezember.

Nr. 70. 1857.

Historische Classe.

Constantinople et la Turquie etc.

(Schluß.)

Wie löst nun unser Verfasser, der die Durchführbarkeit der Reform voraussetzt, diese von ihm, wie man sieht, wohl constatirte Schwierigkeit? Er löst sie eben nicht, sondern schneidet den Knoten, nicht wie ein Alexander, sondern — wir möchten sagen — mit gallischem Leichtsinn einfach mit den Worten durch: „Heutzutage, wo die Regierungsgewalt stark ist, ist das Fetwa nur mehr eine Formalität und der Mufti ein reich besoldeter Beamter“.

Was endlich die Beschaffenheit der Reform-Maßregeln angeht, wie sie durch den Hatti-Sherif von 1850 wohl zuerst systematisch geordnet, allein bekanntlich in einzelnen Zweigen schon früher eingeleitet, ja bereits unter der Regierung des Vorgängers des jetzigen Sultans angebahnt worden, so wollen wir aus dem Buche des Hrn. Enault noch Einzelnes anführen, was gerade die zwei wundesten Flecken der früheren türk. Zustände berührt, die Willkühr in der Verwaltung und Justiz und den niederen Bildungsstand des türk. Volks im Allgemeinen. Es mögen demnach folgende Notizen aus dem Strafgesetzbuch von 1850 und aus dem Ferman über die Reorganisation der Studien im türk. Reich v. 1845 hier eine Stelle finden.

Nachdem in der Einleitung zum Strafgesetzbuch alle Unterthanen, ohne Unterschied ob Moslims oder Rajahs, als vor dem Gesetz gleichberechtigt erklärt werden, besagt Art. 1 des Näheren: Da der Großherr sich verpflichtet hat, keinen Verbrecher weder öffentlich, noch im Geheimen, weder durch Gift noch durch eine andere Todesart hinrichten zu lassen, ehe seine Schuld vor dem Gesetz erwiesen und er durch dasselbe verurtheilt worden, so wird keinem Beamten des Reiches oder wer er sei, gestattet, irgend Jemanden das Leben zu nehmen; selbst ein Vezier darf in Ansehung des geringsten Hirten nicht so handeln, und im Falle des Zuwiderhandelns wird er selbst mit dem Tode bestraft. — Jede Anklage, welche die Todesstrafe nach sich ziehen kann, soll öffentlich von dem Scheik-al-Islam verhandelt werden, wenn das Verbrechen in der Hauptstadt begangen worden. Wenn in der Provinz, von dem Munizipalrath des Landes. In beiden Fällen soll das Urtheil vor der Vollziehung der Bestätigung des Sultans untergelegt werden.

Art. 3. Jede Injurie oder Thätlichkeit von Seiten eines Kawassen, oder irgend eines Beamten der Regierung, soll vom Justizrath abgeurtheilt und mit Gefängnißstrafe belegt werden.

Art. 4. Da S. H. darauf verzichtet, das Eigenthum irgend eines Privaten in Beschlag zu nehmen, so ist Niemanden mehr erlaubt, sich fremdes Gut anzueignen, oder Jemanden zu veranlassen, sein Eigenthum zu veräußern, um sich desselben widerrechtlich zu bemächtigen. Jeder Zuwiderhandelnde wird zum Ersatz des geraubten Gutes angehalten; außerdem, wenn er ein Beamter der Regierung ist,



soll er seiner Stelle entsetzt und auf ein Jahr aus der Hauptstadt verbannt werden.

Art. 5. Da alle, Ulemas, Veziers, Beamten der Regierung, Offiziere der Truppen &c. vom Staate hinlänglich besoldet sind, so wird jeder Akt der Erpressung ihrerseits mit 3jähriger Galeerenstrafe und dem Verlust ihres Amtes bestraft. — Gehört der Schuldige zum Finanzdepartement, so soll die Strafe 5 Jahre betragen.

Endlich Art. 14 und letzter. Da alle Unterthanen des Sultans, ohne Ausnahme, zu den Wohlthaten dieser Anordnungen berufen sind, so ist es auch die Pflicht eines Jeden, darüber zu wachen, daß ihrer Ausführung von keiner Seite her ein Hinderniß in den Weg gelegt werden könne, sowie auch jedem Einzelnen der Weg offen steht, sich Gerechtigkeit zu verschaffen.

Wir enthalten uns jeder Bemerkung über das Charakteristische dieser Bestimmungen; wir glauben, sie sprechen für den Kenner türk. Verhältnisse von selbst. Hinsichtlich der Civil-Justiz übergeht der Verfasser nicht die bekannte, tief eingreifende, internationale Neuerung. Er sagt: „Seit der Reform hat der schriftliche Beweis den Vorzug vor dem Zeugenbeweis in Civilsachen. In jeder Sache und vor jedem Tribunal wird das Zeugniß eines Christen gegen das eines Moslims zugelassen. Das war der letzte, noch übrige Schritt, um zur vollkommenen Gleichheit, zur Würdigung des richtigen Standpunktes vor dem Recht zu gelangen“.

Ad 2. Den Abschnitt über den öffentl. Unterricht leitet der Verfasser mit folgender allgemeinen Betrachtung ein. „In Griechenland gibt es ein Sprichwort: Unwissend, wie ein Türke! Freilich darf man den griechischen Sprichwörtern nicht immer trauen, wenn sie von den Türken reden. Das Wissen des Orients läßt sich mit dem unseren nicht vergleichen. Man stößt da auf eine ganz verschiedene Ideen-Ordnung. . . Ganz richtig bemerkt Eugen Boré: Wenn wir den Türken ihre Unwissenheit vorwerfen, so müssen wir uns verstehen. Ohne Zweifel wissen sie nicht, was unsere Kinder auf der Schulbank lernen, allgem. Geschichte, Erdbeschreibung, Naturlehre &c., aber sie haben ihre eigenen Lehrgegenstände und verwenden auf den Unterricht unstreitig mehr Zeit, als wir selbst. Wenn ihre Kenntnisse nicht ausgebreiteter sind, so ist es, weil sie nichts außer dem Koran anerkennen. . . Der Elementarunterricht ist in Anatolien wenigstens ebenso verbreitet als in gewissen zurückgebliebenen Bezirken Frankreichs. Die Zahl derjenigen, welche lesen können, ist beträchtlich, obwohl die Schwierigkeit des Lesenlernens im Türkischen, Arabischen und Persischen ungleich abstoßender sind, als im Französischen und den andern europäischen Sprachen. Ebenso verhält es sich mit dem Schreiben, das in eine Anzahl Zweige (der Verf. zählt deren 6 auf) sich spaltet, je nachdem von Abschriften des Korans, von Gerichtsakten, von Handelsbüchern u. s. w. die Rede ist“.

Ueber den 1845 angeordneten neuen Studienplan äußert der Verf. u. A.: Vor dieser Zeit hatte der in den Händen des Ulema concentrirte öffentl. Unterricht fast nur einen religiösen Charakter. Der Sultan hat gewollt, daß er werde, was er in der modernen Gesellschaft sein muß, ein Noviciat des öffentl. Lebens, die Vorbereitung zu einer *thätigen* und praktischen Laufbahn. Der Elementar-Unterricht wurde für obligatorisch und unentgeltlich erklärt. Er begreift Lesen, Rechtschreibung, Rechnen, Moral u. Religion. Es gibt dermalen in Constantinopel ungefähr 400 Primärschulen, die von 25,000 Schülern beider Geschlechter besucht werden. Nach 4—5 Jahren kann der Zögling in die Jugendschulen aufgenommen werden, deren Lehrkreis u. A. begreift: die allgem. und Landesgeschichte, Erdbeschreibung, die Elemente der Geometrie, Stylübungen &c. Auch hier ist der Besuch durchaus unentgeltlich, da die Besoldung der in oder außer dem Ulema gewählten Lehrer, ja selbst die Kosten für den Ankauf der Bücher und Schulmaterialien der Zöglinge lediglich vom Staate getragen werden. Darüber hinaus bestehen in Constantinopel noch eine Anzahl Specialschulen, die zum Theil nach einzelnen Moscheen benannt werden; so eine Ackerbauschule, eine Veterinärschule, verschiedene Militär-Akademien, ein medizin. Institut, endlich eine Normalschule. Die Spitze all dieser Anstalten bildet die ebenfalls 1845 gegründete ottomanische Universität,

(über die sich der Autor nicht näher, wie es erwünscht wäre, ausläßt). Die Zahl der Bibliotheken ist sehr groß. Etwa 1000 in Constantinopel allein sind Privateigenthum gewisser Moscheen, Collegien oder Schulen. 40 sind öffentlich und an 5 Tagen der Woche dem Publikum zugänglich und werden namentlich zur Fertigung von Auszügen oder Abschriften der Pergamentmanuscripte, aus denen sie fast allein bestehen, benutzt. Sie sind alle mit Catalogen versehen. Die berühmteste ist die der Serai, die auch eine Anzahl griechischer und lateinischer Handschriften besitzt, deren Werth noch unbekannt ist, da sie in letzter Zeit den Christen verschlossen war.

Die einzige türkische Presse scheint die 1727 eingesetzte und 1783 erneuerte kaiserl. Druckerei in Constantinopel zu sein. Ihre nicht zahlreichen Erzeugnisse betreffen fast nur Schul- und Lehrbücher. Daneben bestehen freilich in Constantinopel 2 türkische Zeitungspressen, sowie mehrere andere in verschiedenen Sprachen für die Hauptstadt sowohl als die Provinzen.

Schließlich sei uns noch vergönnt, insofern der sociale Zustand der Frauen mit der fraglichen Regeneration der türkischen Nation in Beziehung steht, mit zwei Worten der Ansicht des Verfassers über die Zukunft der Polygamie in der Türkei zu erwähnen, und endlich, als ein vielleicht minder bekanntes Curiosum, die von ihm nachgewiesene, wenn auch entfernte Verwandtschaft des regierenden türkischen Kaisers mit dem Kaiser der Franzosen aufzuführen. In Bezug auf ersteres meint Hr. Enault: Mahomet fand bei den Arabern die im Orient unvordenklich bestehende Vielweiberei vor. Er duldete sie eher, als daß er sie autorisirte; jedenfalls ermuthigte er sie nicht. Er sagt irgendwo: „Der Mann, der eine einzige Gefährtin nimmt, ist zu loben“. Und anderswo: Heirathet nur 2, 3 oder 4 Frauen. Könnt ihr nicht alle anständig erhalten, so nehmet nur eine“. . . In der That machen $\frac{1}{5}$ der türk. Bevölkerung keinen Gebrauch von der im Koran gewährten Erlaubniß. In Constantinopel haben die öffentlichen Beamten, die Männer, welche an der Spitze der Reform stehen, alle nur Eine legitime Gattin. . . Man könnte die Polygamie abschaffen. Zur Stunde besteht sie in den türkischen Sitten nur mehr als Ausnahme. . . Es ist möglich, daß eines Tages die Polygamie völlig verschwindet. Hat sie ja jetzt schon nur noch einen schwachen Boden! Die Absonderung und der Schleier dürften dagegen, als in den Gewohnheiten und in der Religion des Volkes wurzelnd, fortbestehen. . . Dann wird aber auch die Stellung der türkischen Frau sich heben, denn ist es nicht ein menschliches und sociales Gesetz, daß der Besitz die Frau erniedrigt, wenn er durch ihre freie Wahl nicht geadelt wird“?

Man vergleiche einen auch sonst interessanten Aufsatz in der Revue des deux Mondes. 1855. Band II. p. 1201—1233, worin Christine Fürstin Belgiojoso ihr durch langen Aufenthalt im Orient gegründetes Urtheil auch nach dieser Seite hin abgibt.

Die erwähnte verwandtschaftliche Beziehung, durch mütterliches französisches Blut vermittelt, welchem der Verfasser einen Einfluß auf die reformatorische Natur der beiden jüngsten Sultane zuzuschreiben geneigt ist, wird von ihm Cap. XVIII. p. 210 in folgender Weise dargethan. Mahmud II. (der Vater des jetzigen Sultans) schien zuerst nur darauf bedacht, seine Macht zu befestigen; allein er vergaß nie seine Reform-Projekte, welche die Rathschläge seiner Mutter tief in seine junge Seele eingegraben hatten. Die Mutter des Padischa war franz. Ursprunges. Sie war eine Creolin aus Martinique, Fräulein Aimée Dubuc de Rivery, eine Verwandte von Josephine de la Pagerie, Großmutter des jetzigen Kaisers der Franzosen. Fräulein Aimée v. Rivery, zu einem so seltsamen Schicksale bestimmt, kam nach Frankreich im Alter von zehn Jahren. Sie erhielt ihre Erziehung zu Nantes im Kloster der Damen von der Heimsuchung Maria. Mit achtzehn Jahren gieng sie wieder zu See, um nach Martinique zurückzukehren. Das Schiff faßt ein Leck und scheitert. Die junge Creolin wird aber gerettet und von einem Schiff, das nach Majorca segelt, aufgenommen, was eben nicht der gerade Weg war, um von Nantes nach Martinique zu steuern. Sie stoßen auch richtig auf einen Corsar, der Bemannung und

Passagiere in Beschlag nimmt. Fräulein v. Rivery wurde nach Algier gebracht, vom Dey angekauft und von ihm dem Sultan zugesandt. Abdul Hamid erkor sie zu seiner Favoritin, und durch die Geburt Mahmuds ward sie zur Validé, d. h. Sultanin-Mutter und also zur Großmutter des regierenden türkischen Kaisers.

Wir beenden hiemit die Anzeige des unterhaltenden Buches, nicht ohne das Bedauern zu unterdrücken, daß gerade die gelungensten Partieen (im 2. und 4. Theil), die malerischen Schilderungen Constantinopels, des türkischen Lebens und der Sitten, als außer den strengen Bereich dieser Blätter fallend, der Besprechung sich entziehen, um den historisch wichtigeren, aber für den Ruhm des Verfassers vielleicht minder günstigen, den Platz zu räumen.

A. M.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Encyclopaedia.

J. H. Newman, The office and work of universities. Lond. 1856.

H. Rigault, Histoire de la querelle des anciens et des modernes. Par. 1856.

A. P. Vretos, Neohelliniki Philologia. Neugriechische Philologie. Th. 1. Athen 1854.

Dr. M. Friedländer, Der einheimische und ausländische Rechtsschutz gegen Nachdruck und Nachbildung. Leipz. 1857.

Catalogus van de Bibliotheek der Stad Amsterdam. Deel I. Amsterd. 1856.

Catalogues de la Bibliothèque Impériale. Publiés par ordre de l'Empereur. I. Catalogue de l'histoire de France. T. 1. 2. 3. 4. Paris 1855—1857.

M. Villemain, Choix d'études sur la littérature contemporaine. Par. 1857.

Dr. G. L. Baden, Dansk-Norsk Historisk Bibliothek. Odense 1815.

P. Cassel, Erfurt und die Zäunemannin. Eine literarhistorische Skizze. Hannover 1857.

K. Barthel, Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im Mittelalter. Braunschweig 1857.

E. H. Gaullieur, Etudes sur l'histoire littéraire de la Suisse française particulierement dans la seconde moitié du XVIII siècle. Genève 1856.

J. G. Findel, Die classische Periode der deutschen Nationalliteratur im 18. Jahrhundert. Lief. 1. Leipzig 1857.

Mélanges d'histoire litteraire par G. Favre, avec des lettres inédites d'Auguste-Guillaume Schlegel et d'Angelo Mai. Recueillis par sa famille et publiés par J. Adert. Vol. 1. 2. Genève 1856.

G. H. M. Delprat, Verhandeling over de Broederschap van Geert Groote en over den invloed der Fraterhuizen op den wetenschappelijken en godsdienstigen toestand. Arnheim 1856.

Dr. J. A. Voigt, Mittheilungen über das Unterrichtswesen Englands und Schottlands. Halle 1857.

M. J. W. Holtrop, Monumens typographiques des Pays-Bas au XV siècle. Collection de fac-simile d'après les originaux à la Bibliothèque Royale de la Haye et ailleurs. Livr. 1. Haag 1857.

Ch. Klein, Sur Gutenberg et le fragment de sa presse. Mayence 1856.

G. Amati, Ricerche storico-critico-scientifiche sulle origini, scoperte, invenzione e perfezionamenti. T. 1—5. Milano 1830.

Memorie Valdarnesi. T. 1—4. Pisa 1835—1855.

Cambridge Essays, contributed by Members of the University. London 1855, 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 11 Dezember.

Nr. 71. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Gasometrische Methoden von Robert Bunsen. Mit 60 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg u. Sohn. 1857.

Wenn wir die Frage aufwerfen, wodurch es der jüngsten Zeit ermöglicht worden, auf dem Gebiete der Naturforschung so große Fortschritte zu machen, eine ganze Vorzeit in ihrer raschen Entwicklung in wenigen Decennien zu überflügeln und mit immer gesteigerter Energie das sich dem vorwärts dringenden Blicke weiter öffnende unermeßliche Material in größern und größeren Zügen zu überwältigen, so kann es uns sogleich als auffallendes Merkmal dieses ersprießlichen Gedeihens nicht entgehen, daß gerade dadurch, daß der einzelne Forscher sich ganz dem Specialstudium hingab — gleichsam untergehend als Individuum in der Gemeinschaft der Forscher überhaupt, — es allein möglich war zu jener Tiefe der Wissenschaft durchzudringen, wie sie der Charakter unserer Zeit ist. „Non omnes omnia possumus; laudato ingentia rura, exiguum colito!“ Nur durch die Forschung im Einzelnen war es denkbar, jene Intensität zu gewinnen, welche die großen Männer der neuesten Zeit auszeichnet. Wir dürfen nur an Berzelius Löthrohrbuch, an v. Kobell's Tabellen, an Mohr's Titrirmethode, an Bischof's geologische Chemie, an Liebig's organische Analyse und viele andere erinnern, um uns zu überzeugen, daß gerade in der Chemie die Specialforschung Epoche macht in unserer Kenntniß, und plötzlich ein neues Licht über ein Feld verbreitet, welches von nun an eröffnet vor unserem Blicke daliegt. Hiemit soll aber nicht gesagt sein, daß sich die Thätigkeit dieser Männer immer erschöpfen müßte in einem speciellen Unternehmen, und sie nicht außerdem der Wissenschaft im Allgemeinen die größten Dienste geleistet haben.

Ungeachtet seines weltbekannten Namens hat es Bunsen nicht für zu gering erachtet, seine Thätigkeit dem Gebiete gasometrischer Bestimmungen, welches bisher stiefmütterlich von der Wissenschaft behandelt worden war, zu widmen, und hat so eine neue Aera für diese Art der Forschung eröffnet. Das vorliegende Werk enthält Bunsen's theils ganz neue, theils in verschiedenen Journalen schon veröffentlichten Arbeiten in einer abgerundeten Zusammenstellung; durch sein Erscheinen ist der Zeitpunkt gegeben, welcher die Gasanalyse den übrigen analytischen Methoden ebenbürtig gemacht hat.

Mit Recht räumt der Verf. den Beobachtungsmitteln als dem rein experimentellen Theil den ersten Abschnitt ein, indem er zunächst von scheinbar sehr einfachen Operationen, dem Auffammeln, Aufbewahren und Messen der Gasarten handelt, — Operationen, auf welchen übrigens schon von vorneherein das ganze Gelingen der Analyse beruht. Durch seine zahlreichen Arbeiten in diesem Fache hat der Verf. ausgedehnteste Gelegenheit gehabt, die Wichtigkeit des propädeutischen Theiles kennen zu lernen.



Vor Allem ist es nöthig, die gesammelten Gase in einem gegen Diffusion geschützten Verschluße durch Einschmelzen in Glasröhren oder Glasfläschchen von 40 bis 60 CC. aufzubewahren. Auf den ersten Seiten berichtet der Verf. über die auf seinen isländischen Reisen und auch außerdem gesammelten Erfahrungen bezüglich der Mittel, das Gas unter verschiedenen durch die Beobachtungsorte erschwerten Verhältnissen, wie an Kratern, Geisern, Kochquellen, Gesteinplatten, Gletscherklüften, Schachtöfen, Sümpfen 2c. zu sammeln. Beim Zuschmelzen der Sammelgefäße ist es wesentlich, durch Abkühlung oder künstliche Verminderung des Drucks ein Aufblasen zu vermeiden.

Als ein eigenthümliches Werkzeug ist der Bunsen'sche Kautschukhahn zu erwähnen, dem man wohl diesen Namen mit Recht beilegen darf, da derselbe, wenn vielleicht auch in Laboratorien schon hie und da angewendet, durch Bunsen eine für Gasometrie nicht minder wichtige Bedeutung gewonnen hat, als Mohr's Quetschhahn in der Titrirmethode. Er besteht aus einem einfachen Kautschukröhrchen, in das zwei Glasröhren einmünden; zwischen ihnen innerhalb der Kautschukröhre befindet sich ein Stückchen Glasstab, so daß durch Anlegung einer Ligatur von außen leicht die Gasausströmung vermittelt und regulirt werden kann. Diese Methode eines leicht zu bewerkstelligenden Verschlusses ist bei Gasanalysen um so anwendbarer, als meistens nur eine kürzere Aufbewahrung dadurch bezweckt wird, während für längeres Aufbewahren dieser Verschluß nicht geeignet ist, da es leider noch nicht gelungen, einen längere Zeit haltbaren vulkanisirten Kautschuk zu liefern.

Eigenthümlich ist die Methode, nach welcher der Verf. die Bestimmung der Luft im Wasser vornimmt. Er setzt dabei ein mit Wasser gefülltes graduirtes Rohr mit dem zu untersuchenden Wasser mittelst seines Kautschukhahnes in Verbindung und erhitzt nun das Wasser in der graduirten Röhre zum Sieden, wobei dessen Dämpfe durch das andere mit einer Kautschukröhre versehene Ende entweichen. Nachdem solcher Weise das Rohr nur noch mit Wasserdämpfen erfüllt ist, wird seine obere Oeffnung verschlossen und die Ligatur zwischen ihm und dem zu untersuchenden Wasser geöffnet, das nun sogleich in Folge des leeren Raum's zu sieden beginnt und seinen Gasgehalt, nach Bunsen, vollständig abgibt.

Von besonderem Nutzen sind des Verf's Angaben über die Wahl eines Gaslaboratoriums. Wie vertraut derselbe auch mit der Technik seines Gegenstandes ist, bezeugen seine werthvollen Fingerzeige bei der Ausführung der Apparate und Instrumente, so über das Einschmelzen der Platindrähte im Eudiometer, und namentlich seine sinnreiche und einfache Methode des Graduirens von Röhren. Er bedient sich dabei nicht einer Eintheilung nach Volum, sondern versieht seine Röhren mit einer einfachen Längentheilung, die er auf die Art ausführt, daß er mit einem Stangencirkel eine gleichfalls auf einer Röhre befindliche Normaltheilung copirt. Indem nun die eine Spitze des Cirkels in den Wachsüberzug der zu ätzenden Röhren einreißt, gleitet die andere Spitze auf der Theilung von Strich zu Strich fort. Zur Theilung einer gegebenen Länge in eine gegebene Anzahl gleicher Theile bedient sich der Verf. des bei der Thermometertheilung verwendeten Convergentensystemes, indem er dasselbe, gleichfalls in Glas geätzt, anwendet. Das Calibriren der nach Längenmaaßen getheilten Röhren bewerkstelligt Bunsen erst nachträglich durch Nachmessen mit Quecksilber aus einem Maaßröhrchen und verzeichnet das zu jedem Theilungsintervall gehörige Volumen einer jeden Röhre in einer besonderen sogenannten Calibrirungstabelle. So weitläufig ein solches Verfahren auch erscheint, so entspricht es doch dem Zwecke außerordentlich, gewährt eine große Sicherheit und bringt namentlich den wesentlichen Vortheil mit sich, daß man den negativen Druck, d. h. die im Wasser befindliche Quecksilbersäule direkt an dieser Theilung ablesen kann. Eine der fühlbarsten Schwierigkeiten bei Gasmessungen war immer das durch die nicht ebene Gestalt des Quecksilbers erschwerte Ablesen, welcher Fehler, wenn man nämlich den höchsten Punkt des Meniscus im Fernrohre einstellt, sich offenbar bei der oberen Oeffnung der graduirten Röhre in umgekehrter Stellung verdoppeln muß. Bunsen begegnet dem Nachtheile auf einfachem Wege durch Bestimmung des Fehlers ein für allemal für jede Röh-

re, indem er auf das Quecksilber Sublimatlösung gießt, wodurch das Quecksilber an den Wänden abhärirt und sich horizontal stellt. Diesen Fehler, den Bunsen sehr passend den Fehler des Meniscus nennt, benutzt er nun als eine Constante bei der Reduction aller in der Röhre, für die derselbe bestimmt wurde, gemessenen Gasvolumina.

Indem man das Thermometer in den unteren Schenkel des Barometers einklemmt, ist ein Ablesen aller nöthigen Beobachtungen mit dem unverrückten Fernrohre gestattet.

Durch die Einführung des erwähnten Verfahrens beim Messen gewinnt nun die gewöhnliche Formel zur Reduction auf 0°, indem der Verf. die Volumina stets auf 1^m Druck reducirt, (was auch wegen des einfachen Divisors sehr praktisch ist) folgende Gestalt:

$$v^1 = \frac{(v+m)\ b - b_1 - b_2)}{(1+0{,}00366\,t^0)}$$

worin b = Barometerstand,
b_1 = negativer Druck,
b_2 = Tension des Wasserdampfes,
t = Temperatur,
m = Fehler des Meniscus,
v = Volumen aus der Correctionstabelle.

Der zweite Abschnitt ist der eigentlichen gasometrischen Analyse gewidmet.

Gleich am Eingange treffen wir auf die Betrachtung, durch welche es der Verf. ermöglicht, die Zusammensetzung und Verdichtung eines aus 4 Elementen bestehenden Gases durch eine einzige Detonation zu ermitteln, und zwar dadurch, daß er zu den älteren drei Gleichungen noch eine vierte, der das Wasserdampfvolumen nach der Verbrennung zu Grunde liegt, hinzunimmt. Die Discussion dieses Gegenstandes ist eine sehr einfache. Nimmt man dabei an, daß in einem Volumen eines solchen Gasgemenges von vier Elementen

x Vol. Kohlenstoffdampf,
y Vol. Wasserstoff,
z Vol. Sauerstoff und
n Vol. Stickgas

enthalten seien, so handelt es sich also darum, die vier unbekannten Werthe x, y, z, n zu finden. Man bezeichnet nun noch mit

C = Contraction bei der Verbrennung,
Y = gebildeten Wasserdampf,
X = gebildete Kohlensäure,
S = ausgeschiedenen Stickstoff.

1) Es liefert aber nun offenbar jedes in dem V Volumen Gas enthaltene Volum 2 Volumina Kohlensäure, (da 1 Vol. $CO_2 = \frac{1}{2}$ Vol. C + 1 Vol. O), man erhält also im Ganzen für die gebildete Kohlensäure:

$$X = 2xV, \quad x = \frac{X}{2V}$$

2) Eben so erhält man von jedem in einem Volumen Gas enthaltenen Volumen Wasserstoff ein Volumen Wasserdampf,
(da 1 Vol. HO Dampf = $\frac{1}{2}$ Vol. O + 1 Vol. H).
Man hat also im Ganzen für das gebildete Wasser:

$$Y = yV.$$

3) Jedes in einem Volumen des Gases enthaltene Volumen Stickgas liefert bei der Ausscheidung wieder ein Volumen, also das in V Vol. enthaltene Stickgas

$$S = n.V.$$

Vor der Detonation bestand nun das im Eudiometer befindliche Gas aus dem zur Analyse verwendeten V und dem hinzugefügten Sauerstoff. Nach der Verpuffung wird sich jedoch das rückständige Volumen aus folgendem zusammensetzen, nämlich: aus dem zugefügten Sauerstoff minus dem für die Verbrennung von xV Vol. Kohlenstoff zu Kohlensäure nöthigen 2xV Sauerstoff, ferner minus dem zur Wasserbildung nöthigen $\frac{1}{2}$yV. Dafür wird sich aber wieder hinzufügen das Vol. der neugebildeten Kohlensäure = 2xV. und ebenso der im Gase ursprünglich enthaltene Sauerstoff = zV., und auch das in dem Gase frei gewordene Stickgas = nV. So erhält man also für das rückständige Volumen:

Nach der Verbrennung

$$= O - 2xV - \tfrac{1}{2}yV + 2xV + zV + nV$$
$$= O - \tfrac{1}{2}yV + zV + nV,$$

oder wenn man die beobachteten Mengen der gebildeten Gase mit der obigen Bezeichnung substituirt:

nach der Verbrennung $= O - \frac{Y}{2} + zV + S$.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Physica.

Dr. Th. v. Heuglin, Systematische Uebersicht der Vögel Nord-Ost-Afrika's. Wien 1856.

G. Koch, Die Schmetterlinge des südwestlichen Deutschlands. Cassel 1856.

Dr. Th. Bilharz, Das electrische Organ des Zitterwelses anatomisch beschrieben. Leipz. 1857.

Dr. H. C. L. Barkow, Syndesmologie der Vögel. Abth. 1. Breslau 1857.

F. A. Kolenati, Die Parasiten der Chiropteren. Dresden 1857.

Dr. Schwendener, Die periodischen Erscheinungen der Natur, insbesondere der Pflanzenwelt. Zürich 1856.

Dr. N. Pringsheim, Zur Kritik und Geschichte der Untersuchungen über das Algengeschlecht. Berlin 1857.

Dr. C. v. Ettingshausen, Bericht über das Werk Physiotypia plantarum austriacarum. Wien 1856.

C. G. C. Reinwardt, Plantae Indiae Batavae Orientalis . . . dig. et ill. G. H. de Vriese. Fasc. 1. Lug. Bat. 1856.

G. Mettenius, Ueber einige Farngattungen. I. Polypodium. Frankfurt 1857.

A. Pokorny, Die Vegetationsverhältnisse in Iglau. Wien 1852.

Th. Jensen, Bryologia Danica eller de danske Bladmosser. Kjobenhavn 1856.

Dr. H. Hoffmann, Witterung und Wachsthum oder Grundzüge der Pflanzenklimatologie. Leipz. 1857.

Dr. H. R. Göppert, Die officinellen und technisch-wichtigen Pflanzen unserer Gärten. Görlitz 1856.

A. Jordan, Mémoire sur l'Aegilops triticoides. Paris 1856.

C. Rey, De l'influence du vent sur la forme des nuages. Lyon 1856.

J. A. Schmidt, Flora von Heidelberg. Heidelb. 1857.

Hugh Miller, The testimony of the rocks; or Geology in its Bearings on the two theologies, natural and revealed. Lond. 1857.

— —, The Old Red Sandstone. Lond. 1857.

H. Landrin, Du plomb, de son état dans la nature, de son éxploitation, de sa métallurgie et de son emploi dans les arts. Par. 1857.

H. Schinz-Geßner, Der Torf. Seine Entstehung, Natur und Benutzung. Zürich 1857.

Report of the transactions of the Pennsylvania state agricultural Society. Vol. 1. 2. 3. Harrisb. 1854—56.

V. Rendu, Ampélographie française, comprenant la statistique, la description des meilleurs *cépages*, l'analyse chimique du sol 2. édit. Par. 1857.

Arth. Hill. Hassall, Adulterations detected; or, plain instructions for the discovery of frauds in food and Medecine. Lond. 1857.

J. A. Barral, Drainage des terres arables. 2 edition. T. I. II. Par. 1857.

Report of the Indiane State Board of Agriculture. 1851—1853. Indianopolis 1852—1854.

G. J. Mulder, Die Chemie des Weines. A. d. Holl. von K. Arenz. Leipz. 1856.

Dr. J. F. C. Hessel, Die Weinveredlungsmethoden des Alterthums, verglichen mit denen der heutigen Zeit. Marburg 1856.

H. Hanstein, Die Familie der Gräser in ihrer Bedeutung für den Wiesenbau. Wiesbaden 1857.

A. Jordan, De l'origine des diverses variétés ou espèces d'arbres fruitiers. Par. 1853.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 14. Dezember.

Nr. 72. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Gasometrische Methoden von Robert Bunsen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die stattfindende Contraction des Gases bei der Verbrennung ist nun aber offenbar das ursprüngliche Volumen minus dem Rückstande und bezeichnet man dieselbe mit C, so erhält man dafür:

$$C = (V + O) - (O - \frac{y}{2} + zV + S)$$

$$= V + \frac{y}{2} - zV - S.$$

Nach der Auflösung für z erhält man für das Volumen des unbekannten Sauerstoffs:

$$z = 1 + \frac{y}{2V} - \frac{S}{V} - \frac{C}{V}$$

Die Bestimmung des Werthes S in diesem letzten Ausdrucke, wie des x für die Bestimmung des C geschieht in bekannter Weise mittelst der Kalikugel und Detonation mit überschüssigem Wasserstoffgase. Neu ist jedoch die Ermittlung des Werthes y oder des Volumens des gebildeten Wasserdampfes. Zu dem Zwecke wird das Eudiometer in einem gläsernen Cylinder hineingebracht, der auf einen eisernen Kessel befestigt ist und durch welchen die aus dem siedenden Wasser entwickelten Dämpfe streichen, wobei dem Verdampfen des Wassers die negative Säule in dem Eudiometer zu statten kömmt.

Als Beispiel einer derartigen Analyse dient das aus vier Theilen schwefelsauren mit einem Theil Methylalkohol entwickelte Gas.

Für Gasgemenge, die keinen Sauerstoff enthalten, gibt die Formel Z = O gesetzt:

$$O = 1 + \frac{y}{2V} - \frac{C}{V} - \frac{S}{V}$$

und da Y = yV

$$O = 1 + \frac{y}{2} - \frac{C}{V} - \frac{S}{V}$$

und $y = 2\left(\frac{C}{2} + \frac{S}{V} - 1\right)$

welche Gleichung dazu dienen kann, den Wasserstoffgehalt zu finden, ohne das Volumen des Wasserdampfes (= Y) bestimmen zu müssen.

Für die Analyse solcher Gase, die keinen durch Sauerstoff verbrennbaren Bestandtheil enthalten, wird Wasserstoffgas zugelassen. In diesem Falle erhält man offenbar, wenn H das zugefügte Wasserstoffvolumen bezeichnet,

vor der Verbrennung = V + H

und nach der Verbrennung wird man als Rückstand erhalten: nV Stickgas + H — 2zV. Denn würden die Gase einfach aus ihrer Verdichtung heraustreten, so hätte man

$$nV + zV + H,$$

von diesen treten aber zV Sauerstoff und 2zV Wasserstoff zu Wasser zusammen, welches sich verdichtet, und man hat also für das Volumen des trocknen Gases:

$$nV + H - 2zV.$$

Subtrahirt man nun wieder den Rückstand vom Volumen nach der Wasserstoffzufügung, so hat man für die Contraction:

$$C = V + H - (nV + H - 2zV)$$
$$= V - nV + 2zV$$
$$= V(1 + 2z - n)$$

und da $Vn = S$ ist, $C = V - Vn + 2zV$
$$= V - S + 2zV$$
oder $Z = \frac{C + S - V}{2V}$

Vom Verf. stammt ferner auch die Anwendung verschlossener Eudiometer her; solche werden hergestellt, indem man die Rohrmündung auf einen mit vulkanisirtem Kautschuk überzogenen Kork paßt, der jedoch, um ein Anhängen von Luft zu vermeiden, mit Quecksilberchlorid getränkt ist.

Von Interesse ist die neue Art und Weise, wie der Verf. die Gasgemenge entzündet; hiezu wird eine mit Seidenzeug und Amalgam geriebene Porcellanröhre als Elektrisirmaschine benützt; zur äußeren Belegung der übrigens nur 3'' hohen Leidnerflaschen dient Platinfolie.

Als analytisches Beispiel eines aus Stickgas und Sauerstoffgas bestehenden Gases dient das Stickoxydul; dabei ist es von Wichtigkeit, daß dasselbe nach dem Verf. nicht wie man gewöhnlich angenommen, durch einfache Mischung von Wasserstoffgas inflammabel wird, sondern einen vorherigen Zusatz von Knallgas verlangt.

Für die Absorption von Gasen benützt der Verf. mit Recht allgemein die Absorptionsmittel in Gestalt von Kugeln, die mittelst Platindraht dem Gase zugefügt und entweder in Kugelformen gegossen oder nach Umständen gepreßt worden. Diese Kügelchen können auch für die Absorption durch Flüssigkeiten verwendet werden, indem man Kügelchen von Korkholz oder Papiermaché mit denselben tränkt. Mit Recht verwirft dagegen der Verf. die Anwendung von Absorptionsmitteln in flüssiger Form, für deren Untauglichkeit der IV. Abschnitt überzeugende Beispiele von Absorptionserscheinungen liefert. Bleibt nach Anwendung der verschiedenen Absorptionsmittel noch ein Rückstand von ganz oder zum Theil verbrennbaren Gasen, so gelingt es oft, durch einfache Verpuffung und Messung der gebildeten Kohlensäure- und Wassermenge ihre Zusammensetzung und relative Quantität zu ermitteln.

Der Verf. entwickelt noch zum Schluße dieser allgemeinen Betrachtungen die Gleichung für ein derartiges Gemenge von 4 Gasen; durch Verpuffen des überschüssigen Sauerstoffs mit Wasserstoffgas gelingt es solcher Weise auch noch, ein 5tes nicht absorbirbares und nicht entzündliches Gas, wie Stickgas z. B. zu bestimmen.

Es folgen sodann die Bestimmungsmethoden für die einzelnen Gase. Hier finden wir gleich beim ersten, dem Stickgase, die interessante Neuigkeit, die auch Kolbe beschäftigte, daß durch Erhöhung der Verbrennungstemperatur leicht eine bedeutende Menge Stickgas bei der Detonation in Salpetersäure übergeführt werden könne. Sehr schätzenswerth ist daher die beigefügte Tabelle über die Grenze der Gemische, zwischen welchen man einer solchen Salpetersäurebildung ausgesetzt zu sein, Gefahr läuft. Dem zu Folge sollte man auf 100 Vol. nicht brennbaren Gases nicht mehr, als 26 bis 69 brennbares Gas nehmen. Durch Berücksichtigung der anzuwendenden relativen Mengen gelingt es, aus der Entzündlichkeit oder Nichtentzündlichkeit eines Gases einen sicheren Schluß auf das Vorhandensein von brennbaren Gasen neben Sauerstoff oder von letzterem allein zu machen.

Als Beispiel einer mit elektrolytischen Knallgas ausgeführten Analyse dient das Quellengas einer kleinen Geisergruppe im Norden von Island mit Stickgas 99,48 und Wasserstoff 0,52.

Zur Erzeugung des Wasserstoffgases für gasometrische Zwecke bedient sich der Verf. des elektrolytischen Weges, indem er am + Pole amalgamirten, im Quecksilber schwimmenden Zinkdraht, als — Pol Platinblech benützt; das Gas wird in einem Ziegelapparat über Schwefelsäure getrocknet. Um eine Erhitzung der Leitungsdrähte zu verhindern, steht der Apparat in einem irdenen Cylinder mit Alkohol. Der Verf. führt seine Luftanalysen, um größere Genauigkeit zu erzielen in 1^m langen Eudiometern aus.

zum Beispiele dient eine große Anzahl 1846 in Marburg vorgenommener Analysen der atmosphärischen Luft.

Zur Absorption des Sauerstoffgases gebraucht der Verf. Phosphorkugeln oder mit einer alkalischen concentrirten Lösung von pyrogallussaurem Kali getränktes Papiermaché. Es läßt sich dazu auch unreine, durch trockne Destillation von chinesischen Galläpfeln erhaltene und mit Kali übersättigte Pyrogallussäure anwenden. Der Belegversuch lieferte in der atmosphärischen Luft statt 79,04, 79,14, woraus die vollkommene Brauchbarkeit erhellt.

Zur Entwicklung von Kohlensäure übergießt der Verf. Kreide mit concentrirter Schwefelsäure, und fügt dann nur einige Tropfen Wasser hinzu, um einen gleichmäßigen Strom zu erhalten. Die Absorption geschieht durch feuchte Kalikugeln. Als Beispiel dient die Kohlensäure aus dem großen älteren Soolsprudel der Nauheimer Thermalquelle, die sich hiernach als chemisch rein ergibt.

Die Trennung des Sauerstoffgases und der Kohlensäure in einem Gase wird in einem sogenannten schweren Wetter aus dem Habichtswalde des Braunkohlenwerkes bei Cassel nachgewiesen. (Hier ist ein Druckfehler C statt CO stehen geblieben). Es enthält 2,83 CO, 13,80 O und 83,37 N. Aus dem Verhältniß der in diesem Gemische enthaltenen Gesammtmenge des Sauerstoffs, welche kleiner als in der atmosphärischen Luft ist, folgert der Verf., daß ein Theil des Sauerstoffs als solcher in den Zersetzungsprodukten bleibt.

Die bisher gebrauchten Absorptionsmittel für Schwefelwasserstoffgas muß der Verf. nach seinen Versuchen verwerfen, so namentlich die Anwendung von Metallsalzlösungen, die sich rasch mit einer Decke von Schwefelmetall überziehen und dann nicht mehr wirken. Braunstein und Bleisuperoxyd liefern immer einen zu großen Werth des Schwefelwasserstoffs, da sie beträchtliche Mengen Gas wegen ihrer Porosität verdichten. Bunsen macht deshalb aus dem Braunstein Kügelchen durch Pressen in der Kugelform und tränkt diese mit syrupsdicker Phosphorsäure. Die nach dieser Methode angestellten Belegversuche geben ausgezeichnet genaue Resultate. Der verwendete Schwefelwasserstoff war aus Schwefeleisen erhalten, woraus sich ergibt, daß das Gas auf solche Weise rein dargestellt werden könne.

Der Verf. empfiehlt auch ein Gemeng aus Kohlensäure und Schwefelwasserstoffgas durch Kali zu absorbiren und dieses dann in ausgekochtem, mit Essigsäure angesäuertem Wasser zu lösen. Der Gehalt von Schwefelwasserstoff wird hierauf durch Titriren mit Jodlösung bestimmt. Bei der Reduction der Jodlösung auf Vol. Schwefelwasserstoff Volumen gibt hier der Verf. den Barometerdruck plötzlich zu 0^m, 76 (dem alten Normaldruck) an, da er doch sonst immer die Volumina auf 1^m reducirt.

Schweflige Säure wird ganz wie Schwefelwasserstoff bestimmt.

Zur Absorption von Chlorwasserstoffsaurem Gase eignen sich Wismuthoxyd und Zinkoxyd, noch besser aber schwefelsaure Magnesia, Borax und schwefelsaures Natron. Nach der Absorption durch diese Absorptionsmittel lassen sich dann eventuell noch Schwefelwasserstoff oder schweflige Säure durch Braunstein und Phosphorsäure absorbiren, die Kohlensäure durch Kali.

Bei der Absorption des Wasserstoffgases ist von großer Wichtigkeit die mögliche Verbrennung des Stickgases zu Salpetersäure bei der Detonation mit Sauerstoffgas. War in dem Versuche das Verhältniß des Stickgases zum Knallgas kleiner als 6:1, so muß die Analyse nach dem Zulassen von so viel Luft, daß diese oder eine größere Quantität herauskömmt, wiederholt werden.

S. 99 Z. 1 ist wohl „genau" hinter nicht zu streichen.

Der Verf. bestätigt die Brauchbarkeit des von Le Blanc zur Absorption von Kohlenoxydgas vorgeschlagenen Kupferchlorürs. Noch genauer aber ist nach dem Verf. die Bestimmung des Kohlenoxydgases durch Verbrennen mit Sauerstoffgas und Absorption der Kohlensäure durch Kali. Besteht ein Gasgemenge aus x Kohlenoxydgas und y Wasserstoffgas und ist P das ursprüngliche Volumen beider Gase zusammen, P_1 das Volumen der gebildeten Kohlensäure, so hat man (aus 1 Vol. $CO_2 = \frac{1}{2} C + \frac{1}{2} O$ und

$\frac{1}{2}C + O = CO_2$) $x = P$, da bei der Verbrennung keine Contraction statt findet

und $y = P - P_1$.

Als Controle für die Richtigkeit der Analyse kann man die bei der Verbrennung des Gases beobachtete Contraction C benützen.

Auch bei der Absorption des Grubengases, $\frac{1}{2}$ Vol. C + 2 Vol. H = 1 Vol., macht der Verf. auf eine durchaus nöthige Verdünnung des Gases mit atmosphärischer Luft aufmerksam, um die Temperatur so weit herabzustimmen, daß keine Salpetersäure gebildet wird.

Ist P = Vol. des ursprünglichen Gasgemenges,
$P_2 = CO_2$ nach der Verbrennung,
P_1 = verbrannter O, so hat man:

$$x = P_1 - \left(\frac{2P_2 - P}{3}\right)$$

$$y = \frac{2P_2 - P}{3}$$

$$z = P - P_1$$

Zur Absorption des ölbildenden Gases, 1 Vol. C + 2 Vol. H = 1 Vol., wendet der Verf. eine Lösung von wasserfreier Schwefelsäure in Schwefelsäurehydrat an, womit eine Coakskugel getränkt wird. Um die Explosion weniger energisch zu machen, muß das explosive Gemeng mit dem 20fachen atmosphärischer Luft verdünnt werden. Bestände ein Gasgemenge aus x Elayl, y CO und z Grubengas, so hätte man aus den gefundenen Werthen

P = angewandtes Gas,
P_1 = gebildete Kohlensäure,
P_2 = verbranntes Sauerstoffgas.

$$x = P_1 - P$$

$$y = \frac{2P_1 + 2P - 2P_2}{3}$$

$$z = \frac{4P + 2P^2 - 5P_1}{3}$$

Das Ditetrylgas, 2 Vol. C + 4 Vol. H = 1 Vol., läßt sich durch rauchende Schwefelsäure gleich fast allen Kohlenwasserstoffen absorbiren. Als Beispiel dient das aus 8 Gasen gemengte Leuchtgas aus der Gasfabrik zu Manchester. Nach der Absorption der Kohlensäure und des Schwefelwasserstoffs wurde Elayl und Ditetryl zusammen durch rauchende Schwefelsäure absorbirt und in einer zweiten Probe Kohlensäure- und Schwefelwasserstofffreien Gases mit Sauerstoffgas verbrannt. Der Rückstand nach der Absorption des Elayl und Ditetryl wird gleichfalls mit Sauerstoffgas verbrannt.

Um aus der Verpuffung des Gemenges von Elayl und Dytetryl das Verhältniß beider Gase abzuleiten, hat man, da offenbar 1 Vol. Elayl 2 Vol. CO_2 u. 2 Vol. Contraction liefert; wenn man mit A der Summe der Volumina, mit B die Gesammtmenge der gebildeten Kohlensäure, mit x Elayl und y Ditetryl bezeichnet:

$$x + y = A \text{ oder } y = \frac{B - 2H}{2}$$

$$2x + 4y = B \text{ und } x = A - \frac{B - 2H}{2}$$

indem man nämlich für die Verbrennung der beiden Gase offenbar hat:

1 Vol. Elayl = 1 Vol. C + 2 Vol. H
vor der Verbrennung A = Vol. + O
nach „ „

$$R = 2 \text{ Vol. } (CO_2) + O - 2 V.(O) - 1 V.(O)$$
$$A - R = V. + O - O - V.$$
$$C = 2 V.$$

und für Ditetryl = 1 Vol. = 2 Vol. C + 4 Vol. H
vor der Verbrennung = V + O
nach „ „

$$= 4 \text{ Vol. } CO_2 + O - 4 \text{ Vol. } O - 2 \text{ Vol. } O$$
$$A - R = V + O + 2 V$$
$$C = 3 V$$

oder wenn man das Verhältniß aus der Contraction ableiten will:

$$x + y = A$$
$$2x + 3y = C$$
$$y = C - 2A$$
$$x = 3A - C.$$

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 16. Dezember.

Nr. 73. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Gasometrische Methoden von Robert Bunsen ꝛc.

(Fortsetzung.)

Interessant für die gehörige Würdigung der Anwendbarkeit gasometrischer Analysen ist die weitere Ausführung dieser Betrachtung, indem man 12 Gase neben einander mit Hilfe dieser Methode zu ermitteln und quantitativ zu bestimmen im Stande wäre.

Da die Elemente des Aethyls, 2 Vol. C + 5 Vol. H = 1 Vol., noch stärker condensirt sind, so wird auch noch eine beträchtlichere Verdünnung mit Luft vor der Detonation erfordert, weshalb denn auch die Anwendung meterlanger Eudiometer zweckmäßig und nothwendig erscheint.

Im 3. Abschnitte werden die specifischen Gewichte der Gase abgehandelt. Der Vollständigkeit wegen berührt der Verf. gleich zu Anfang die Abhängigkeit der Gasvolumina von der geographischen Breite, welcher Einfluß jedoch gegen den Einfluß der Temperatur und des Barometers verschwindet. Für gewöhnliche Analysen wurden daher 773 C. C. Luft = 1 grmm. angenommen. Die Definition des specifischen Gewichtes als die Zahl, welche das Gewicht von 773 C. C. in Grammen angibt, ist der praktischen Anwendung außerordentlich angemessen. Bunsen verwendet zur Bestimmung des specifischen Gewichtes der Gase 200 bis 300 C. C. haltende Digerirkölbchen von dünnem Glase, deren Hals nach dem Volumen des Inhaltes getheilt ist. Dieses Volumen wird nun wieder auf 76 C. Druck (nicht 1^m) reducirt und unter abermaliger Berücksichtigung der Temperatur und des Drucks gewogen. Zur Entfernung des Gases aus dem Kölbchen wird es nach Anfügung eines Trockenrohrs unter die Luftpumpe gebracht und so oft entleert, bis man überzeugt sein kann, daß der Inhalt ganz durch Luft ersetzt ist. Des Volumens V_2 Gewicht sei G_2 zu bestimmen:

t_1 = Temperatur der Wage
P_1 = Barometerstand
G = Gewicht des Kölbchens mit dem Gase
G_1 = Gewicht „ „ „ Luft gefüllt

$$G_2 = G - G_1 + \frac{V_1 \, P_1}{773 \times 0{,}76 \times (1 + 0{,}00366 \, t_1)}$$

Auffallend ist die Coincidenz zwischen dem specifischen Gewichte des als Beispiel dienenden Brometylgases mit dem in einem nur 44 C. C. fassenden Kölbchen gefundenen und berechneten spec. Gew.

Von besonderer Wichtigkeit ist noch die praktische Anwendung, welche Bunsen von dem Gesetze macht, daß sich die specifischen Gewichte wie die Quadrate ihrer Ausströmungsgeschwindigkeiten durch enge Oeffnungen in Metallplatten verhalten. Für die Beobachtung dieser gibt der Verf. ein sehr zweckmäßig arrangirtes Instrument an, wodurch es möglich wird, noch eine sehr annähernde Bestimmung des specifischen Gewichtes mit 1 bis 2 Zoll Gas anzustellen. Wegen der Leichtigkeit, mit der dieses Instrument

gehandhabt werden kann, ist es namentlich zu technischen Zwecken, wie z. B. zur specifischen Gewichtsbestimmung des Leuchtgases zu empfehlen.

Der 4. Abschnitt behandelt die Absorptionserscheinungen der Gase. Die von Flüssigkeiten absorbirten Gasmengen sind abhängig:

1) von der substanziellen Natur der Gase und der Flüssigkeiten;
2) von der Temperatur;
3) vom Druck.

Sodann führt der Verf. den Begriff Absorptionscoëfficient ein nnd definirt denselben als das auf 0° u. 76 C. Druck reducirte Volumen, welches 1 Vol. Flüssigkeit unter dem Drucke 0,76 sättigt.

Der Einfluß der Temperatur auf diesen Coëfficienten ist noch nicht dargethan, dagegen ist dargethan, daß sich absorbirte Gasmenge proportional dem Drucke ändert. Man erhält daher den Absorptionscoëfficienten, wenn man beobachtet:

1) das auf 0° reducirte Vol. = V des Gases vor der Absorption unter dem Drucke P;
2) das rückständige Vol. = V_1 ebenfalls bei 0° und unter dem Drucke P_1;
3) das Vol. der absorbirenden Flüssigkeit.

Offenbar ist nun das aufgenommene Vol. = dem Anfangs Vol. minus dem Rückstande oder

$$= \frac{V\,P}{0{,}76} - \frac{V_1\,P_1}{0{,}76}$$

Es betrug nun aber der Druck, bei dem die Flüssigkeit gesättigt wurde, P_1 und dieses Vol. ist nach der obigen Definition des Coëfficienten erst auf 0,76 zu reduciren, so daß man nach dem Gesetze hat für das Vol. bei 0,76:

$$P_1 : 0{,}76 = \left(\frac{V\,P}{0{,}76} - \frac{V_1\,P_1}{0{,}76}\right) : x$$

$$x = \frac{V\,P}{P_1} - V_1,$$

und für das von 1 Vol. Wasser = h_1 aufgenommene Gas

$$L = \frac{1}{h_1}\left(\frac{b\,P}{P_1} - V\right)$$

Ist nun in solcher Weise der Coëfficient gefunden, so erhält man die Gasmenge = G, welche ein Flüssigkeitsvolum = h unter dem Drucke P absorbirt nach dem obigen Gesetze zu:

$$g = \frac{\alpha\,h\,P}{0{,}76}$$

Für die Absorptionserscheinungen in Gasgemengen ist sodann namentlich der Satz von Wichtigkeit, daß die Absorption eines Gemengtheiles proportional ist dem diesem Gemengtheile zukommenden Drucke; diesen Druck bezeichnet Bunsen als den „partiaren", den Gesammtdruck des Gemenges aber als den „totalen".

Für die absorbirte Menge erhält man, wenn v_1, v_2, v_3 die Volumina der gemengten Gase sind und α_1, α_2, α_n ihre zugehörigen Absorptionscoëfficienten bei dem Drucke P oder in der Einheit des aus dieser Summe bestehenden absorbirten Gasgemenges hat man für jedes Gas:

$$U_n = \frac{\alpha_n\ v_n}{\alpha_1\ v_1 + \alpha_2\ v_2 + \ldots \alpha_n\ v_n}$$

und wenn man das eine Gas in so großem Ueberschuß anwendet, daß seine Zusammensetzung durch die Absorption nicht merklich alterirt wird. Es folgt noch die Entwicklung der Formel unter der Berücksichtigung, daß auch dieses Volumen durch Absorption geändert würde.

Von nicht minderer Bedeutung ist aber auch der umgekehrte Fall, nämlich aus der beobachteten Volumveränderung die unbekannte Zusammensetzung des Gasgemenges abzuleiten. Derartige Leistungen nennt der Verf. absorptiometrische. Er entwickelt auch hiefür die Formel und gelangt praktisch zu den für die Mengenbestimmung der einzelnen Gase nöthigen Gleichungen, indem er das absorbirte Gasvolumen für gleich viele verschiedene Preßungen mißt.

Zur Bestimmuug des Coëfficienten bedient sich der Verf. eines äußerst sinnreich construirten Instru-

mentes, Absorptiometer genannt, welches im Wesentlichen aus einer nach Belieben verschließbaren graduirten Röhre besteht, für das luftfreie Wasser und das Gas, und aus einem mit Wasser von constanter Temperatur gefülltem Cylinder.

Es folgen dann die Bestimmungen der einzelnen Absorptionscoëfficienten: Stickstoff in Wasser, Stickstoff in Alkohol, Wasserstoffgas in Wasser, Wasserstoff in Alkohol, Aethylgas in Wasser, Kohlenoxydgas in Wasser, Kohlenoxyd in Alkohol, Grubengas in Wasser und in Alkohol, Methylgas in Wasser, Oelbildendes Gas in Wasser und in Alkohol, Kohlensäure in Wasser und in Alkohol, Sauerstoff in Wasser und in Alkohol, Stickoxydul, Stickoxyd, Schwefelwasserstoff in Wasser und in Alkohol, schweflige Säure, Ammoniak, atmospärische Luft u. s. w. Indes ist das Absorptiometer obiger Construktion offenbar nicht geeignet für Gase, die durch Quecksilber sich zersetzen oder in zu bedeutender Menge von Wasser absorbirt werden, wie z. B. Schwefelwasserstoffgas u. a. Der Coëfficient dieses letzteren wurde auf chemischen Wege bestimmt, als Schwefelkupfer gefällt und aus der Schwefelsäure berechnet. Bei Gasen, die wie die schweflige Säure von Wasser in bedeutender Menge absorbirt werden, wurde das specifische Gewicht der gesättigten Lösung bestimmt und der Gehalt auf das Volumen des Lösungsmittels reducirt.

Noch größere Schwierigkeit mußte natürlich die Bestimmung des Absorptionscoëfficienten des Ammoniaks wegen seiner bedeutenden Löslichkeit machen. Der Verf. begegnet dieser Schwierigkeit ebenfalls durch die Construktion eines sinnreichen Apparates. Derselbe besteht im Wesentlichen aus einem Glasrohre, dessen unterer Theil von dem oberen größeren durch einen engeren Hals getrennt ist, welcher letzterer durch einen eingeschliffenen Glasstab verschlossen werden kann. Auf den Boden dieses mit Wasser gefüllten Gefäßes reicht das Gasentwicklungsrohr. Nachdem das Wasser gesättigt ist, wird der untere Raum durch Verschließen mit dem Glasstabe von dem oberen abgesperrt, und die im oberen Theile befindliche Flüssigkeit ausgeleert, welche nun durch Wasser ersetzt wird. Durch Oeffnen des Glasstabes geht nur die Verdünnung der gesättigten Flüssigkeit mit dem überstehenden reinen Wasser vor sich, worauf das Ammoniak ohne Gefahr der Verdunstung mit Schwefelsäure titrirt werden kann.

Aber auch die Bestimmung des specifischen Gewichtes solcher Lösungen verlangt ein eigenes Verfahren. Der Verf. erreicht seinen Zweck dadurch, daß er die gesättigte Lösung schnell mit einer durch eine Kältemischung abgekühlten Pipette aufhebt und dann nach dem Einfließenlassen in eine größere Menge zuvor gewogenen Wassers wägt. Dr. Carius hat nach den beschriebenen Methoden eine Reihe von Bestimmungen ausgeführt, welche in dem vorliegenden Werk in tabellarischer Uebersicht mitgetheilt werden.

Es folgen nun überraschende Belege für die Richtigkeit der früheren Betrachtungen durch die zum Vergleiche dienenden absorptiometrischen und eudiometrischen Analysen. Von welcher Bedeutung diese Art der Bestimmung zu werden vermag, beweist der Verf. sehr schlagend an den durch die Einwirkung der Alkalien auf essigsaure Alkalien in höherer Temperatur erhaltenen Gase; dasselbe wurde allgemein für Grubengas gehalten, obgleich es sich nach den Versuchen von Kolbe und Frankland eudiometrisch nicht von einem Gemenge aus gleichen Raumtheilen Wasserstoff und Methyl unterscheiden läßt. Der von Dr. Pauli ausgeführte Absorptionsversuch beweist nun aber auf das Unzweifelhafteste, daß dieses Gas weder ein Gemenge von Methyl und Wasserstoff, noch eine mit dem natürlichen Grubengase isomere Substanz, sondern ganz derselbe Stoff ist, welcher den Schlammvulkanen bei Bulganak in der Krimm entströmt.

Man ersieht hieraus die Tragweite dieser sowohl als Reagens, als zu quantitativen Bestimmungen brauchbaren gasometrischen Methoden, zu der Bunsen auf den folgenden Seiten die weitere Anleitung und mechanische Entwickelung gibt. Als Beispiel einer solchen Bestimmung dient das bei der Einwirkung von Schwefelsäure auf Oxalsäure entwickelte Gemisch von gleichen Raumtheilen Kohlensäure und Kohlenoxydgas und ebenso von Kohlenoxydgas und Grubengas, bei denen absoluter Alkohol

als Absorptionsflüssigkeit verwendet wurde. Auch hier kamen die absorptiometrischen Bestimmungen den eudiometrischen bis zur Coincidenz nahe.

(Schluss folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Physica etc..

E. Noel, Pisciculture, pisciculteurs et poissons. Par. 1857.

Dr. C. Trommer, Die Bodenkunde. Berlin 1857.

Andr. Steinmetz, Tobacco: its history, cultivation, manufacture, and adulterations: its use considered with reference to its influence on the human constitution. London 1857.

Th. Hancock, Personal narrative of the origin of the Caoutchouc or India Rubber manufacture in England. Lond. 1857.

B. P. Johnson, Report on the exhilition of the industry of all nations, held in London 1851. Albany 1852.

Dr. E. Engel, Die Baumwollen-Spinnerei im Königreich Sachsen seit Anfang dieses Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Auf Grund amtlicher Unterlagen technisch und nationalökonomisch beleuchtet. Dresden 1856.

Bibliotheca rerum metallicarum. Eisleben 1857.

Entwurf eines Handelsgesetzbuches für die preußischen Staaten. Nebst den Motiven. Lief. 1. Berlin 1857.

Ed. Salvador, Histoire des échelles du Levant, l'Orient, Marseille etc. Par. 1857.

F. G. Schimmelfennig, Das preußische allgemeine Landesgewicht nach dem Gesetze vom 17. Mai 1856, nebst ausführlichen Vergleichungstabellen. Berlin 1857.

Medicina.

R. Virchow, Gesammelte Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medicin. Frankf. 1856.

Dr. Aug. Förster, Die wissenschaftliche Medicin und ihr Studium. Jena 1857.

Ch. F. Harles, Opera minora academica medici, physiologici et antiquarii argumenti. T. I. Lips. 1815.

H. Milne Edwards, Leçons sur la physiologie et l'anatomie comparée de l'homme et des animaux. Vol. 1. Par. 1857.

G. Valentin, Die Einflüße der Vaguslähmung auf die Lungen- und Hautausdünstung. Frankf. 1857.

R. Virchow, Untersuchungen über die Entwickelung des Schädelgrundes im gesunden und kranken Zustande. Berl. 1857.

Dr. H. Reinhard, Das Mikroskop und sein Gebrauch für den Arzt. Leipz. 1857.

Dr. E. Pflüger, Ueber das Hemmungs-Nervensystem für die peristaltischen Bewegungen der Gedärme. Berl. 1856.

Dr. F. Bidder und Dr. C. Kupffer, Untersuchungen über die Textur des Rückenmarks und die Entwickelung seiner Formelemente. Leipz. 1857.

Dr. G. v. Düben, Öfversigt af de Bidrag mikroskopet lemnat till den medicinska diagnostiken. Stockholm 1855.

Dr. Th. Wittmaack, Die Hysterie (Hyperaesthesia psychica sexualis) in pathologischer und therapeutischer Beziehung. Leipz. 1857.

F. Köstl, Der endemische Cretinismus als Gegenstand der öffentlichen Fürsorge. Wien 1855.

M. A. Devergie, Traité pratique des maladies de la peau. 2. édit. Par. 1857.

Ol. Wendell Holmes, Puerperal fever, as a private pestilence. Boston 1855.

J. Ch. M. Boudin, Traité de géographie et de statistique médicales et des maladies endémiques, comprenant la météorologie et la géologie médicales, les lois statistiques de la population et de la mortalité, la distribution géographique des maladies et la pathologie comparée des races humaines. Vol. 1. 2. Par. 1857.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 18. Dezember.

Nr. 74. 1857.

Mathematisch-physikalische Classe.

Gasometrische Methoden von Robert Bunsen ꝛc.

(Schluß.)

Der fünfte Abschnitt handelt von der Diffusion der Gase. Mit einem neuen, dem Bedürfniß augenfällig angemessenen Instrumente sucht der Verf. die Bestimmungen über die verschiedenen Diffusionsgeschwindigkeiten der Gase auszuführen. Als erstes Resultat ergibt sich aus diesen Bestimmungen die Unhaltbarkeit der Annahme, daß sich die Diffusionsgeschwindigkeiten umgekehrt wie die Quadratwurzeln der specifischen Gewichte verhalten. Diese Annahme, welche freilich für feinere Oeffnungen in dünnen Metallfolien Geltung hat, läßt sich nicht auf capillare Röhren anwenden, mit welchen die Diffusion durch Gypswände übereinkömmt.

Der Verf. wirft zur Entwicklung der Diffusionsgesetze folgende Fragen auf:

1) Wirken spezifische Anziehungen der Porenwandungen von Gasen durchströmter Diaphragmen bei den Diffusionserscheinungen mit?

2) Bleibt während der Dauer der Diffusion das Verhältniß der wechselseitig in einander strömenden Gase constant?

3) Stehen wirklich, wie allgemein angenommen wird, die durch Diffusion in einander geströmten Volumina zweier Gase im umgekehrten Verhältnisse der Quadratwurzeln aus ihren specifischen Gewichten?

Direkte Versuche aus den Raumtheilen verschiedener Gase mit darin befindlichem Gypskörper bei verschiedenem Druck führten zu dem Schlußresultat, daß zwischen den Porenwänden des Gypses und den Gasen keine specifische Anziehung stattfinde und daher diese nicht auf die Diffusionserscheinungen einwirken können.

Im Widerspruche mit den bisherigen Theorien fand der Verf. durch zahlreiche mit großer Präcision angestellte Versuche, welche zu erwähnen hier zu weit führen würde, daß innerhalb gewisser Grenzen die Geschwindigkeit, mit der eine Gasart ein poröses Diaphragma durchströmt, proportional ist

1) der Druckdifferenz des Gases oberhalb und unterhalb des Diaphragma's, und

2) einem Reibungscoëfficienten, der von der Natur des Gases und des Diaphragma's abhängt.

Eine beigefügte Tafel enthält die Resultate einer größeren Beobachtungsreihe, in welcher die aus diesen Grundsätzen abgeleiteten Zeiten mit den aus den beobachteten Coëfficienten berechneten verglichen sind und auf das Klarste die Richtigkeit der Schlußfolge beweisen.

Die außerordentliche Anwendung, die der Verf. auch von diesen Beobachtungen zu machen weiß, ist die Frage, zu deren Lösung schon die Absorptionserscheinungen dienten. Man hat nur das Gas zu analysiren, sodann mit atmosphärischer Luft zu dif-

fundiren und abermals zu analysiren. Hat sich dann durch die Diffusion das relative Verhältniß der Verbrennungsprodukte nicht geändert, so ist das Gas offenbar einfach. Als Beispiel dient der schon früher untersuchte Methylwasserstoff.

Der sechste Abschnitt handelt von den Verbrennungserscheinungen der Gase. Der Verfasser betrachtet hier die homogenen Flammen, wie sie bei gleichförmig gemischten Gasgemischen auftreten, als den einfachsten Fall. Er entwickelt zunächst die Formel für die Brechung der Verbrennungswärme aus der der Gemengtheile und legt diesen Rechnungen die Zahlenwerthe der trefflichen Arbeiten von Favre und Silbermann zu Grunde. Von dieser Verbrennungswärme unterscheidet der Verf. dann eine Verbrennungstemperatur, d. i. die im Innern eines verbrennenden Gemenges herrschende Temperatur, welche sich aus der specifischen Wärme der Verbrennungsprodukte ableiten läßt, deshalb sind Regnault's Bestimmungen derselben für die wichtigsten Gase beigefügt.

Die praktische Anwendung, die der Verf. auch von dieser Betrachtung macht, ist die Ableitung der Explosivität eines Gasgemenges und der mechanischen Wirkung dieser Explosion. Hieraus leitet sich der Druck ab, den die Gefäßwände oder Gefäße, in welchen solche Explosionen vor sich gehen, auszuhalten haben, so z. B. für Wasserstoff und Sauerstoff 26,5 Atmosphären, für Ditetryl und Sauerstoff 88,8 Atmosphären. Indeß macht der Verf. noch darauf aufmerksam, daß diese Verbrennungen keineswegs momentan vor sich gehen, sondern daß sie eine merkliche Zeit gebrauchen.

Bei der Anwendung auf die Entzündungstemperatur der Gemenge vergleicht der Verf. ebenfalls seine theoretische Ableitung mit der Praxis. Hier ist als besonders interessant die Beobachtung hervorzuheben, daß von zwei gleichen durch denselben galvanischen Strom zum Erglühen gebrachten Platindrähte der in Kohlensäure befindliche stets eher und stärker, als ein anderer in Sauerstoffgas befindliche erglühte. Daraus folgt, daß das kohlensaure Gas in Folge von Leitung und Strahlung seine Wärme schwieriger abgibt, als Sauerstoffgas. Als weitere Folge ergibt sich, daß die Entzündungstemperatur von dem nicht an der Verbrennung theilnehmenden Gemengtheilen eines Gases influenzirt werde.

In seiner genialen Auffassung spricht der Verf. auch diesem Satze noch eine wichtigere Erweiterung zu, indem er aus demselben den Schluß zieht, daß die chemische Verwandtschaft die Resultirende aller im Bereiche der chemischen Action liegenden Moleküle ist, gleichgiltig ob diese an der Verbindung Theil nehmen oder nicht. Auch auf die katalytischen Zersetzungen dehnt Bunsen diesen Satz aus, die freilich unter diesem Gesichtspunkte eine sehr einfache Gestalt annehmen, und hinter ihrer geheimnißvollen Maske nichts anderes, als die ganz gewöhnliche Verwandtschaft bergen.

Den Schluß dieses an wichtigen Thatsachen und Gesetzen so reichen Werkes bildet noch eine Entdeckung von größter Bedeutung für die Verwandtschaftserscheinungen, nämlich daß dieser Einfluß der nicht an der Verbindung sich betheiligenden, aber darum doch nicht passiven Gemengtheile sich auf die relativen Mengen der sich verbindenden Körper äußert. Wir können es uns nicht versagen, *Bunsen's* eigene Worte über diese schöne Entdeckung anzuführen: Wenn die Theilchen a eines homogenen Gasgemisches die Wahl haben, sich mit den Theilchen b oder c zweier anderer im Ueberschuß vorhandener Gasgemengtheile zu verbinden, so stellt sich zwischen den Anziehungen sämmtlicher Theilchen ein solches Gleichgewicht her, daß die bei wirklich erfolgender Vereinigung von a mit b und c gebildeten Verbindungen (a+b) und (a+c) selbst in einem einfachen Atomverhältniß zu einander stehen, welches von der Menge der unverbunden bleibenden Theilchen abhängt und mit der allmäligen Vermehrung derselben sich sprungweise ändert. Explodirt man z. B. ein Gasgemenge, welches auf je 30 At. O 30 At. HO und 119 CO_2 enthält, so könnten, wenn man mit n alle ganzen Zahlen von 0 bis 30 bezeichnet, n At. HO und 30 — n At. CO_2 gebildet werden. Für das Mengungsverhältniß des angeführten Gasgemisches entsteht auf je 1 At. HO 1 At. CO_2. Vermindert man das vorhandene CO nach und nach, so springt das Atomverhältniß der Verbrennungspro-

dukte, wenn der CO-gehalt von 112 At. auf nahezu 86 At. allmälig herabgesunken ist, plötzlich von HO : CO_2 auf 2 HO : CO_2 über.

Hiezu gehören noch zahlreiche analytische Bestimmungen, aus denen unter angegebenem Einfluß des nicht sich verbindenden Gases die Verhältnisse zwischen CO_2 und HO gebildet werden wie:

$$\dot{H}CO_2,\ \dot{H}\ddot{C}_2,\ \dot{H}\ddot{C},\ \dot{H}_2\ddot{C},\ \dot{H}_3\ddot{C},\ \dot{H}_4\ddot{C},\ \dot{H}_5\ddot{C}.$$

Als Anhang ist dem mit vortrefflichen Holzschnitten gezierten Werke eine Sammlung zur Berechnung gasometrischer Analysen dienender Tafeln beigegeben, nach den neuesten Forschungen Regnaults und des Verfs. selbst bearbeitet. Es erscheint der Bedeutung des Gegenstandes sehr angemessen, daß diese Tafeln auch selbständig für den Gebrauch in Laboratorien dem Buchhandel übergeben sind.

Am Schluße dieses nicht umfangreichen, aber um so inhaltreicheren Werkes angelangt, dessen gründliches Studium uns nicht nur eine erwünschte Belehrung, sondern ein wahres Vergnügen gewesen, wäre es am Orte, unsere speciell motivirte Anerkennung dem genialen Verf. zu zollen. Jedoch haben wir einerseits schon zu Anfang dieser Besprechung unsere Meinung über den hohen Werth des Werkes niedergelegt, andrerseits scheint es uns geziemend, die volle Würdigung dieser verdienstvollen Arbeit einem beredteren Munde zu überlassen. Wenn H. Rose's analytische Chemie mit Recht als die Basis der Analyse unorganischer Körper anerkannt ist, so darf, wie es uns scheint, das vorliegende Werk Bunsens als die Grundlage der gasometrischen Analyse betrachtet und demselben eine jenem Werke ebenbürtige Stelle in der Geschichte der Wissenschaft zuerkannt werden.

A. Vogel jun.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Medicina.

J. Baker Brown, On Scarlatina; its nature and treatment. 2. edit. Lond. 1857.

Dr. G. Swoboda, Die Physopathie oder die Lehre, alle Krankheitsformen auf naturgemäßem Wege zu heilen. Wien 1857.

W. Rau, Lehrbuch der Ohrenheilkunde. Berl. 1856.

T. Puel, De la catalepsie. Par. 1856.

Dr. Pedro Franc. da Costa Alvarenga, Mémoire sur l'insuffisance des valvules aortiques et considérations générales sur les maladies du coeur. Traduit du portugais par Dr. Garnier. Par. 1856.

Dr. Th. O. Heusinger, Studien über den Ergotismus, insbesondere sein Auftreten im 19. Jahrhundert. Marburg 1857.

Noël Gueneau de Mussy, Traité de l'Angine glanduleuse et observations sur l'action des Eaux-Bonnes dans cette affection, précédés de considérations sur les Diathèses. Par. 1856.

W. S. Forrest, The great pestilence in Virginia. Newyork 1856.

Dr. A. Hirsch, Klinische Fragmente. Bd. 1. Königsberg 1857.

G. Grimelli, Il mal di mare. Reggio 1855.

Dr. P. F. W. Vogt, Monographie der Ruhr. Giess. 1856.

J. Paget, Lectures on surgical pathology, delivered at the royal college of surgeons in England. Vol. 1. 2. Lond. 1853.

Dr. E. Blasius, Neue Beiträge zur prakt. Chirurgie. Leipz. 1857.

W. Busch, Lehrbuch der Chirurgie. Bd. 1. Berlin 1857.

Dr. C. Friedinger, Die Kuhpocken-Impfung. Wien 1857.

L. Böhm, Der Nystagmus und dessen Heilung. Berl. 1857.

W. Mackenzie, Traité pratique des maladies de l'oeil. 4. éd. trad. de l'anglais et augmentée de notes par Dr. E. Warlomont et A. Testelin. Par. 1857.

J. Z. Laurence, The diagnosis of surgical Cancer. London 1855.

Dr. W. Treitz, Hernia retroperitonealis. Ein Beitrag zur Geschichte innerer Hernien. Prag 1857.

Dr. J. Braun, Bad Rehme und die chronischen Krankheiten der höheren Stände. Berl. 1857.

Dr. Löschner, Der Sauerbrunnen von Giesshübl in Böhmen, die König Otto Quelle. 3. Aufl. Prag 1855.

C. Schroff, Lehrbuch der Pharmacologie. Wien 1856.

A. Didier, Animal magnetism and somnambulism. Lond. 1856.

J. B. Henkel, Systematische Charakteristik der medizinisch-wichtigen Pflanzenfamilien nebst Angabe der Abstammung sämmtlicher Arzneistoffe. Würzburg 1856.

Dr. A. Lesser, Das Stahl- und Moorbad Langenau in der Grafschaft Glatz. Frankf. 1857.

D. de Jumné, Causerie a propos d'une excursion en mer. Gand 1856.

C. A. W. Richter, Das Alexisbad im Harze und seine Kuranstalten. Quedlinb. 1857.

G. Franceschi, Igèa de' bagni. 2. ediz. Lucca 1820.

Dr. A. Duflos, Chemisches Apothekerbuch. Breslau 1857.

Cartellieri, P., Grundzüge der mediz. Polizei der Mineralquellen und Heilbäder. Prag 1855.

Dr. G. Joseph, Venedig als Winteraufenthalt für Brustleidende. Bresl. 1856.

Th. Herpin, Du chlorate de potasse comme spécifique contre la salivation mercurielle. Par. 1856.

M. Leidesdorf, Das Römerbad Tüffer in Steiermark. Mediz. beleuchtet. Wien 1857.

H. Maunsell, The Dublin practice of midwifery. New edit. Lond. 1856.

Dr. C. T. C. Litzmann, Das Kindbettfieber in nosologischer, geschichtlicher und therapeutischer Beziehung. Halle 1844.

J. L. Casper, Praktisches Handbuch der gerichtl. Medicin. Thanatologischer Theil. Mit Atlas. Berl. 1857.

Encyclopaedia.

Edinburgh Essays. By members of the University. 1856. Lond. 1857.

P. E. Lemontey, Oeuvres. Vol. 1—5. Par. 1839.

Ed. Burke, The speeches on the impeachment of Warren Hastings. To which is added a selection of Burke's epistolary correspondence. Vol. 1. 2. Lond. 1857.

Fr. Bacon, The works, collected and edited by J. Spedding, R. Leslie Ellis and Douglas Denon Heath. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1857.

A description of Europe and the voyages of Ohthere and Wulfstan, written in Anglo-Saxon by King Alfred the Great .. ed. by Jos. Bosworth. Lond. 1855.

Professor Wilson, Works, ed. by his son-in-law Professor Ferrier. Vol. 1—4. Noctes Ambrosianae. Lond. 1855—1856.

J. Wesley, The works, with a life of the author by the Rev. J. Beecham. 11 th. edit. Vol. 1—14. Lond. 1856.

B. Kopitar, Kleinere Schriften sprachwissenschaftl., geschichtl. ethnograph. und rechtshistor. Inhalts. Herausg. v. F. Miklosich. Th. 1. Wien 1857.

L. Figuier, L'année scientifique et industrielle. T. I. Par. 1857.

Mélanges de littérature et d'histoire, recueillies et publiés par la société des bibliophiles français. I. partie. Par. 1856.

Philologia.

R. Caldwell, Comparative grammar of the Dravidian or South-Indian Family of Languages. Lond. 1856.

H. G. Raverty, A grammar of the Pukhto, Pushto or language of the Afghâns. P. 1. Calcutta 1856.

G. O. Piper, Meine Stellung zum chinesischen Alterthum und die Stellung meiner Gegner, der Professoren Schott und Neumann. Bernburg 1857.

A. Bazin, Grammaire Mandarine, ou principes généraux de la langue chinoise parlée. Par. 1856.

A. Gorguos, Cours d'Arabe vulgaire. P. 1. 2. Par. 1849—50.

J. W. Donaldson, The new Cratylus. Cambridge 1839.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 21. Dezember.

Nr. 75. 1857.

Historische Classe.

Histoire des Guerres et des Conquêtes des Arabes en Arménie par l'eminent Chévond, Vardabed Arménien écrivain du huitième siècle. Traduite par Garabed V. Chanazarian et enrichie de notes nombreuses. Paris 1856.

„Jetzt fragt man“, sagt Spittler, „in jeder Geschichte eines Staates gleich darnach, wann und wie ist ein dritter Stand emporgekommen? Wie haben sich die Verhältnisse der Stände unter einander und wie die Verhältnisse der Stände zum Regenten gebildet? Wie ist die gerichtliche Einrichtung geworden? Wie ging's mit Steuern und Finanzen des Reichs“? Alle diese und andere Fragen, welche den europäischen Geschichtschreiber beschäftigen, können in der Geschichte der orientalischen Menschheit entweder gar nicht aufgeworfen werden, oder, wo dies der Fall ist, nur eine unbefriedigende mangelhafte Lösung finden. Das Morgenland kennt keinen Unterschied der Stände in unserm Sinne; dort gibt es bloß Herren und Knechte: das Morgenland kennt keine Rechte der Unterthanen den Fürsten gegenüber; der Machthaber schaltet unbedingt, wie der augenblickliche Vortheil, wie die wechselnde Laune es ihm eingibt. Die Unabhängigkeit des Richteramtes von der ausübenden Gewalt ist wohl niemals, China ausgenommen, in den Kopf eines Orientalen gekommen; die Finanzen waren und sind gewöhnlich zerrüttet; die Erhebung der Steuern ist bloß ein regelmäßig wiederkehrendes Räuberwesen. Der gebietende Hauptmann schickt seine bewaffneten Genossen über die unglücklichen Unterthanen, deren sie sich nur durch Zahlen und Wiederzahlen entledigen können. Alle die andern Ideen und Ansichten, wodurch der westliche Geschichtschreiber über das mannigfach verschlungene dunkle Gewebe der Menschheit Ordnung und Licht verbreitet, sind aber im Oriente niemals heimisch gewesen. Hier weiß man nichts von einer fortschreitenden Erziehung des menschlichen Geschlechts auf dem Wege der Einsicht und Tugend. Hier hat man keine Ahnung von dem letzten Endzwecke des staatlichen Gemeinwesens, von dem physischen und sittlichen Wohlbefinden aller Glieder der bürgerlichen Gesellschaft. Die nothwendige Folge hievon ist, daß wir Europäer an dem ganzen halbbarbarischen, halbüberfeinerten orientalischen Getriebe nur geringen Antheil nehmen; es bewegt sich in einer immer gleichen tödtlich ermüdenden Richtung, der wir nicht zu folgen vermögen, der wir nicht folgen wollen. Wir können uns, um ein Wort unsers Meisters Göthe zu gebrauchen, das orientalische Wesen nicht recht aneignen.

Das Höchste, was in der Historiographie des Ostens erreicht wurde, sind die trockenen Jahrbücher der Chinesen, worin die wahren und amtlich erlogenen Thatsachen bunt untereinander gemengt erzählt werden, aller Anmuth der Rede, aller Umstände entkleidet, aus welchen sie hervorgiengen und in welchen sie allein ihr richtiges Verständniß, ihre Be-

gründung erhalten. Auf den Bewohner des Mittelreiches folgt alsbald der Araber, welcher die Schüler des Kongtse nicht selten, sowohl in der Anordnung des Stoffes und in höherer Einsicht, als in Betreff des universalhistorischen Blickes weit übertrifft; man merkt es dem glaubenstollen Räuber der Wüste sogleich an, daß er in der Schule der Griechen gesessen, ihr aber vor der Zeit entlaufen ist. Weit hinter beiden steht der geschwätzige, phrasendrechselnde Perser, in dessen wässeriger, endloser Rednerei die Thatsachen so selten, gleichwie die Schiffe auf dem Weltmeere einherschwimmen. Die christlichen Asiaten, die Armenier, Syrer und Georgier erreichen aber kaum die bessern Chroniken der Byzantiner. Ihre ältesten Annalen wurden überdies von der christlichen Partheiwuth und dem mönchischen Unverstande der spätern Jahrhunderte, welcher die unläugbarsten Neuerungen und Mißbräuche bereits den frühesten Jahrhunderten der christlichen Kirche aufbürden wollte, so vielfach verändert und verstümmelt, daß wir jetzt in vielen Fällen gar nicht mehr unterscheiden können, ob die Urschrift oder ein frommer Betrug vorliegt. Es thut mir leid hinzufügen zu müssen, daß noch in unsern Tagen die gelehrten Mechitaristen-Mönche zu Venedig eines solchen Betruges, wie es scheint mit gutem Grunde, beschuldigt werden [1]). Bei der Geschichte der Kriege und Eroberungen der Araber in Armenien war kein Grund zu Verfälschungen vorhanden; Glaubenssätze werden hier nicht besprochen und zu feindlichen Ausfällen gegen andere christliche Gemeinwesen war kaum Gelegenheit gegeben. So können wir hoffen, das Buch des Priesters Ghevond oder Leont vollständig und unverändert zu besitzen. Dies Geschichtswerk ist erst vor wenigen Jahren in der berühmten Klosterbibliothek zu Edschmiadsin aufgefunden und vom Herausgeber selbst, wie er uns vor Kurzem sagte, dort abgeschrieben worden. Bruchstücke besaßen bereits die Mechitaristen zu Venedig (Neumann Geschichte der armenischen Literatur, Leipzig 1835 S. 129), welche sie einem andern Leont aus dem 10. Jahrhundert zuschrieben. Aus dem vollständigen Werke ersieht man, daß sein Verf. in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts lebte. Bei der Erzählung der Begebenheiten von 770—71 erklärt nämlich Leont wiederholt: er habe dies und jenes von den Fremden selbst erfahren.

Obgleich der Priester Leont als ein Mann von geringer Bildung und Kenntniß erscheint, obgleich seinem Werke alle die Mängel, welche wir im Eingange unserer Anzeige an den historischen Erzeugnissen des Orients rügten, im vollen Maße anhaften; so ist doch diese Geschichte der Eroberungen und der Herrschaft der Araber in Armenien eine Bereicherung unserer geschichtlichen Kenntniß. Wir erfahren dadurch, wie es im Einzelnen zugegangen bei den Einbrüchen und der Festsetzung der Medianiten — so nennt Leont die Araber — im Vaterlande des Haik und Thorgoma. Das Werk ist auch lehrreich in anderer Beziehung. Man findet hier dieselben Mordschauspiele und Greuel, wie sie uns in der ganzen muselmanischen Geschichte der früheren Jahrhunderte und zu unsern Tagen in Hindostan in so furchtbarer Weise entgegentreten. „Jene dem Tode Entronnenen wurden“, wie Leont sich ausdrückt, „derart geplagt, daß sie die Ermordeten beneiden konnten“. Die hinterlistige Vernichtung der Stammhäuptlinge Armeniens (Leont S. 32 und 33) gleicht vollkommen den Scenen, welche die Muselman im heutigen Indien aufführen. „Ihr Söhne des Westens“, ruft Orme aus, der tüchtige Historiograph der ersten englisch-indischen Kriege, bei Gelegenheit der Erzählung solcher grenzenlosen Menschenmetzelei, „Ihr Söhne des Westens, sehet hier die furchtbaren Uebel, welchen die Sklaven der östlichen Zwingherrschaft unterwor-

1) Die Mechitaristen hatten die Elisä in ihrer Ausgabe, nach welcher ich meine Uebersetzung verfertigte, die 1830 in London unter dem Titel: History of the religious wars between the Persians and Armenians erschienen ist, deshalb so verstümmelt, weil dieser Kirchenvater ein Anhänger des Nestorius war, dessen Lehren er bei jeder Gelegenheit vertheidigt. E. Boré Mémoires d'un voyageur en Orient. Paris 1840 II. 52. Eine Muthmaßung dieser Art hatte ich bereits in den Anmerkungen zu meiner Uebersetzung und in meiner Geschichte der armenischen Literatur, Leipzig 1836. 65, ausgesprochen. Boré hat sie nur durch Einsicht der Handschriften zu Edschmiadsin bestätigt gefunden.

fen sind! Es wird der Geist durch Furcht und Unwissenheit, durch Aberglauben und Wahnwitz verdunkelt; das sittliche Gefühl geht in schlechten Tyrannenkünsten, in Heuchelei und Sinnenlust zu Grunde, und selbst der Körper dieser Unglücklichen unterliegt den recht- und maßlosen Peinigungen. Solch' ein Gegensatz zu den Segnungen unserer staatlichen, religiösen und bürgerlichen Freiheit, — Orme ist ein Engländer — die blutige Errungenschaft der Altvordern, erhöht das Gefühl unseres Glückes und beseelt uns mit neuem Eifer, diesen Segen zu bewahren und zu vermehren".

Schon einige Jahre vor dem Sturze der Sassaniden und der Einverleibung Persiens in das Chalifenreich ergossen sich die Araber zum erstenmal (644 auf 645 u. Z.) über Armenien und wütheten daselbst als barbarische, glaubenstolle Räuberhorden. Großes Unglück hat namentlich Towin oder Dewin, *Δούβιος* und *Τιβιός* im Griechischen, getroffen. Die Stadt, nördlich von Ardaschad, am Fluße Medzamor, wurde gegen das Jahr 350 vom armenischen König Chosrow II. gegründet, der hier seine Residenz aufschlug und sie zur Hauptstadt seiner Staaten erhob. Nach Moses von Choren ward die Stadt wegen ihrer Lage auf einem Hügel so genannt; denn Towin bedeutet nach seiner Angabe im Persischen eine Anhöhe, einen Hügel. Diese neue Stadt vergrößerte sich beträchtlich auf Kosten des ungesunden Ardaschads, und wurde fast sechs Jahrhunderte lang als die Hauptstadt von Armenien betrachtet. Hier residirten die letzten Könige aus dem Hause der Arsaciden und ebenso auch die Statthalter der Könige von Persien, der Chalifen von Damaskus und von Bagdad über Armenien. Von seiner Gründung bis zum Jahre 859 blieb dieser Ort die Hauptstadt des Landes. Auch die Patriarchen verlegten im J. 452 ihren oberpriesterlichen Sitz hierher und blieben daselbst bis zum J. 924. Im J. 641 war es, wo Towin von den Arabern eingenommen wurde. Sie haben die ganze erwachsene männliche Bevölkerung niedergemacht und Weiber und Kinder in die Gefangenschaft davongeführt. Leont gibt die Anzahl dieser Gefangenen auf 35,000 Seelen an, was wohl nicht der Fall war. Uebertreibungen der Zahlen finden sich mehrere in seinem Werke. Nachdem die Fürsten aus dem Hause der Bagratiden, unter dem Schutze der Araber, den Thron bestiegen hatten, kam auch diese Stadt unter ihre Botmäßigkeit. Im J. 921 ließ Aschot, Sohn des Schabuh, ein Prinz aus diesem Hause, sich hier zum Könige ausrufen und regierte daselbst 15 Jahre. Nach seinem Tode fiel Towin in die Hände muselmanischer Emire, von denen in der Geschichte der Kriege zwischen den Griechen und türkischen Seldschuken häufig die Rede ist. Die letztern bemächtigten sich der Stadt, und die Emire von Ani wurden die Herren derselben. Später ward sie von den Georgiern erobert, hierauf durch die Atabeken von Aterbaidschan, endlich von den Mongolen. Seit dieser Zeit hat der Ort mehr und mehr abgenommen, und heut zu Tage ist er ein unbedeutender Flecken im russischen Armenien.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

Hugh Miller, Scenes and legends of the North of Scotland. Lond. 1857.

W. Hazlitt, Oliver Cromwell: a biography from authentic and contemporary sources. Lond. 1857.

A. Carrel, History of the counter-revolution in England, for the re-establishment of popery under Charles II and James II. Lond. 1857.

Rich. Brooke, Visits to memorable fields of battle in England of the fifteenth century. Lond. 1857.

E. Bauer, Englische Freiheit. Leipz. 1857.

Reports of special assistant Poor Law Commissioners on the employment of women and children in agriculture. Lond. 1843.

Report of the Poor Law Commissioners of local taxation. Lond. 1844.

Report from his majesty's commissioners for inquiring into the administration and practical operation of the poor laws. Lond. 1834.

Reports of the Poor Law Commissioners for England and Wales. 1—14. Lond. 1835—48.

Annual report of the Poor Law Board. 1848—55. Lond. 1850—56.

B. Poste, Britannia Antiqua, or ancient Britain brought within the limits of authentic history. Lond. 1857.

Annales of England. Containing the reignes of Henry the VIII, Edward the 6. Queene Mary. Written in Latin by Francis, englished by M. Godwin. London 1630.

R. Lemon, Calendar of State Papers, domestic series, of the reigns of Edward VI, Mary, Elisabeth 1547—1580, preserved in the State Paper Department of her Majesty's Public Record Office. Lond. 1857.

W. James, The naval history of Great Britain, from the declaration of war by France in 1793 to the accession of George IV. A new edition . . by C. Chamier. Vol. 1—6. Lond. 1847.

F. Holle, Der englische Canal. Vollständige Beschreibung der Küsten und Inseln, Sandbänke, Klippen und Riffe. Hamburg 1857.

F. S. Thomas, Historical notes. 1509—1714. Vol. I. comprising Henry VIII to Elizabeth. Vol. II. comprising James I to Anne. Vol. III. comprising notes relating to Scotland and Ireland. Lond. 1856.

St. J. Stephanius, Historiae Danicae libri II. Sorae 1650.

Vedel Simonsen, Udsigt over natjonalhistoriens afdste og maerkeligste Perioder. Deel 1. 2. 3. Kjobenhavn 1813—16.

G. Schonings, Norges Riiges Historie. Deel 1—3. Kjobenh. 1771—81.

M. L. Nathanson, Danmarks Handel, Skibsfart, Penge- og Finantsväsen fra 1730 til 1830. Kjöbenhavn 1832.

P. A. Granberg, Kalmare Unionens Historia. Stockholm 1807.

J. Fr. Bagge, Beskrifning om upstaden Örebro. Stockholm 1785.

C. F. Wegener, Aarsberetninger fra det Kongelige Geheimearchiv, indeholdende Bidrag til Dansk Historie af utrykte Kilder. I. 1—4. Kjobenhavn 1852—55.

J. P. Trap, Statistisch-topographische Beschreibung des Königreiches Dänemark. A. d. Dän. v. Ch. Sarauw. Heft 1. Kiel 1857.

Fr. Prahl, Chronika der Stadt Kiel. Kiel 1856.

P. A. Munch, Historisk-geographisk Beskrivelse over Kongeriget Norge (Noregsveldi) i Middelalderen. Christiania 1849.

Sveriges Riges Grundlagar och constitutionella Statuter samt Norges Riges Grundlov. Stockholm 1855.

M. Busch, Schleswig-Holsteinische Briefe. Bd. 1. 2. Leipz. 1856.

L. Paulini Gothi historiae Arctoae libri tres. Strengnesi 1636.

Diplomatarium Christierni Primi. Samling af Aktstykker, Diplomer og Breve, henhorende til Kong Christiern den Försten Historie. Ved Registrator Hans Knudsen . . udg. af C. F. Wegener. Kjobenhavn 1856.

E. M. Oettinger, Geschichte des dänischen Hofes von Christian II. bis Friedrich VII. Bd. 1. 2. Hamburg 1857.

Dr. J. J. Nordström, Bidrag till den Svenska Samhälls-författningens historia. Afdel. 1. 2. Helsingfors 1839—40.

P. A. Munch, Det norske folks historie. Deel I. II. III. IV. Heft 1—5. Christiania 1852—56.

E. C. Werlauff, Om de Norske Kongers salving og Kroning i Middelalderen. Kjöbenhavn 1832.

K. E. Napiersky, Fortgesetzte Abhandlung von livländischen Geschichtsschreibern. Mitau 1824.

A. W. Hupel, Die gegenwärtige Verfassung der Rigischen und Reval'schen Statthalterschaft. Riga 1789.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 23. Dezember.

Nr. 76. 1857.

Historische Classe.

Histoire des Guerres et des Conquêtes des Arabes en Arménie etc.

(Schluß.)

Herr Chanazarian hat die Uebersetzung mit mehreren Anmerkungen und Erläuterungen versehen, welche Manches zu wünschen übrig lassen. So schreibt er wiederholt Moawias statt Moawia. Bei andern dunkeln Stellen des Werkes sucht man vergebens eine aufhellende Bemerkung. Leont spricht häufig von den Chasiren, innerhalb und südlich des Caucasus; es scheint, daß der Uebersetzer glaubte, sie wären ein Stamm oder eine Abtheilung des armenischen Volkes. Dem ist aber nicht so. Die Chasiren der armenischen Schriftsteller sind die Chasaren unserer westlichen Geschichte. Es haben sich nämlich viele Turko-Skythen, der gothischen und hunnischen, der sarmatischen und bulgarischen Oberherrlichkeit entweichend, weiter gegen Süden innerhalb der Bergschluchten des Kaukasus gezogen, von wo aus sie in die Alpenlandschaften Iberiens und Armeniens Einfälle machten und im Beginne des 3. Jahrhunderts unter mancherlei Namen, vorzüglich aber unter dem der Chasir oder Chaser auftreten [1]). Bei den griechischen und lateinischen Schriftstellern erscheinen sie erst, wenn man nicht das mächtige Volk der Sirachi oder Siракeni, die in denselben Gegenden wohnten [2]), für Chasaren halten will, einige Jahrhunderte später, und zwar unter den wechselnden Benennungen Akatiri, Akatziri und Katziri [3]). Sie zogen unter Kaiser Julianus gegen die Sassaniden [4]), machten mit ihren Gebietern, den finnischen Saraguren, und einem sonst wenig bekannten Volke, Barsilier genannt, vereinigt, in Iberien [5]), Armenien und Persien [6])

1) Mos. Chor. II. 65, S. 298. Tschamtschean, Geschichte Armeniens (in armen. Sprache). Venedig 1784. I. 358. Indschidschean, armen. Alterthümer. Venedig 1835. I. 412. Aus der gleichen Schreibart des Namens im 7. u. 8 Jahrhundert (Tschamtschean II. 371. Indschidschean I. 338) sieht man, daß Moses dasselbe Volk im Auge hatte.

2) Mannert, Norden der Erde 349. Sirachi werden sie in einer Inschrift vom J. 194 u. 3 genannt, wo sie mit den Skythen in Verbindung sind. Πολεμήσας δὲ καὶ Σιραχοὺς καὶ Σκύθας — Böckh, Corp. Inscr. II. 1009.

3) Stritter I. 489. Die Handschriften des Jordanis haben ebenfalls Akatziri (Zeuß „Die Deutschen und ihre Nachbarstämme" 715), nicht, wie im Gedruckten steht, Agazziorum gens. Der Geograph von Ravenna versichert ausdrücklich, die Akatziren sind die Chasaren.

4) Des Peuples du Caucase. Par M. C. d'Ohsson. Paris 1828. 47. Tabari bei Dorn Mémoires de l'Académie de St. Petersbourg VI. 450.

5) Bei Firdusi, Regierung des Lohrasp, wie in der Chronik des Wachtang (Klaproth, Reisen in den Kaukasus II. 64, 86), wird der Name der Chasaren bis in die mythischen Zeiten hinaufgerückt.

6) Priskus 44. Stritter I. 571, zum Jahre 457.

häufige Einfälle, wurden nach den Sagen der Georgier durch wiederholte Kämpfe Herren des ganzen Kaukasus [7]) und besetzten selbst große Länderstrecken südlich des Gebirges.

Als die Muselmanen in die Alpenlandschaft des Kaukasus vorrückten, mußten auch sie, um das eroberte Land zu schützen, ihre Waffen gegen die Chasaren kehren. Man kämpfte im Laufe des 8. Jahrhunderts um die Gegenden Derbend's, in Georgien und Armenien, wo die blutigsten Schlachten geliefert wurden, wiederholt mit abwechselndem Glücke. Bald drangen die Muselman jenseits der Pforte der Pforten bis hoch hinauf in die Bergschluchten des Kaukasus, bald streiften die Chasaren südlich des Araxes weit hinab in die Gauen Persiens [8]). Um dieselbe Zeit erweiterten die Chasaren ihre Herrschaft gen Norden und Südwesten, eroberten Taurien und bezwangen, ungeachtet eines von dem Bischof Johannes geleiteten [9]) langen Widerstandes, die hier an der Südküste der Halbinsel zwischen Balaklava und Sudak wohnenden Ostgothen. Es waren dies eifrige Christen, wie die andern Gothen, höchst wahrscheinlich in der Weise des Arianismus [10]). Reste dieses Volkes mit eigenthümlicher deutscher Sprache und Sitte haben sich hier unter mannigfach wechselndem Drucke bis nach der Mitte des 16. Jahrhunderts erhalten [11]). Später und namentlich zu unserer Zeit konnte man in der Krim, aller Nachforschungen ungeachtet, keine Spuren eines altdeutschen Wesens entdecken [12]).

Die Oberhäupter der Chasaren scheinen bereits im 9. Jahrhundert das verstanden zu haben, was viele Staaten des 19. Jahrhunderts noch nicht begreifen wollen. In dem Chasarenreiche waren nicht bloß die Anhänger einer jeden Religion geduldet, sondern sie erfreuten sich auch gleicher bürgerlicher und staatlicher Rechte. Die Familie des Chakan und die Großen des Volkes hatten sich einstens — die Angaben, wann dies geschehen, sind verschieden — zum Islam bekannt [13]); später sind sie, nach den übereinstimmenden Aussagen der Araber, zum Judenthume übergetreten. Dessenungeachtet war es hier einem jeden gestattet, auf diese oder jene Weise die Seligkeit zu erstreben. Man fand Juden und Christen, Muselman und Anhänger des mittelasiatischen alttürkischen Naturkultus [14]) im friedlichen Verkehre mit einander. Damit der Leidenschaft und Selbstsucht soviel als möglich gesteuert sei, waren Richter und Beamte aus den verschiedensten Religionen aufgestellt; jedem wurde das Recht durch seine Glaubensgenossen gesprochen; für die Streitigkeiten der Anhänger verschiedener Religionen war eine gemischte Behörde angeordnet.

Der Staat der Chasaren suchte sogar seinen Schutz über alle Glaubensformen außerhalb des Landes zu verbreiten, um in den benachbarten Reichen wenigstens allgemeine Duldung zu erzielen. Der Chakan mosaischen Glaubens nahm sich der Christen an, welche in den Ländern der Muselman verfolgt wurden. Als dies nichts fruchtete, ward von den Muhammedanern seines Gebiets, wegen der Unbilde, welche die Christen unter der Herrschaft des Chalifats erleiden mußten, Rache verübt [15]). Dem Chakan selbst, dessen Würde in der herrschenden jüdischen Familie forterbte, ward bloß eine Art religiöser Verehrung gezollt, wie dem Dalai-Lama in Tübet und dem Dairi in Japan; seine Gemahlin ersten Ran-

---

7) Wakhtangs Chronik bei Klaproth a. a. O. II. 64. und St. Martin, Mém. sur l'Arménie II. 189.

8) Die Geschichte dieser Kämpfe gibt Tabary bei Dorn am ausführlichsten. Die Nachrichten der Byzantiner (Stritter III. 72) dürfen nicht übersehen werden; sie dienen zur Ergänzung und Bestätigung der arabischen.

9) Vita S. Johannis ap. Bolland. 5. Jun. 190. 191.

10) Procop. de bell. Goth. IV. 4. Stritter I. 245.

11) Zeuß 432.

12) Die jetzt in der Krim lebenden Deutschen sind erst in neuerer Zeit dahin ausgewandert.

13) d'Ohsson 66.

14) Frähn, de Chasaris in den Mémoires de l'Académie de St. Petersbourg VIII. 590.

15) d'Ohsson 66. Masudi in Klaproth, Magazin asiatique I. 267. El-Masudi's Historical Encyclopaedia. By Alois Sprenger. London 1841. c. 17. I. 407. Fraehn, de Chasaris 590.

ges war gewöhnlich aus dem verwandten ussischen Clane der Barsilier, welche um die Mündungen der Wolga saßen [16]). Die eigentliche Macht des Staates hatten die Großen des Landes, an deren Spitze ein Hausmeier stand, welcher alle Regierungsgeschäfte besorgte; ihm war auch, gleichwie in den Jahrhunderten der Merovinger, die Anführung der Truppen anvertraut [17]). Nicht minder zeugen die übrigen Staatseinrichtungen von einem gewissen ordnenden Verstande. Man erhob direkte und indirekte Steuern, begann Krieg und machte Frieden, nicht nach den Launen des Fürsten, sondern je nachdem es der Vortheil des Staates erheischte. Und so erhielt sich der Staat der Chasaren, wie man unter andern auch aus Leont und den andern armenischen Schriftstellern ersieht, lange Zeit auf einer hohen Stufe der Macht.

K. Fr. Neumann.

16) St. Martin, Mém. sur l'Arménie II. 354. „Der König des Nordens ist der Chakan, d. h. der Herr der Chasaren, und die Königin ist die Chatun, d. h. die Gemahlin des Chakan, aus dem Geschlechte der Barsilier". Diese Stelle in der Geographie des Moses von Chorene ist sicherlich ein späterer Zusatz.

17) Fraehn a. a. O. 613. 619.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

Condizioni intime e misteriose della Russia tratte da documenti autentici. Fano 1855.

B. v. Wichmann, Sammlung bisher noch ungedruckter Schriften zur älteren Geschichte und Kenntniß des russischen Reichs. 1. u. einziger Band. Berl. 1820.

J. Murphy, Russia at te time of the Coronation of Alexander II., being a series of letters addressed from Moscow and St. Petersburgh to the Daily News. Lond. 1856.

C. F. Schultz, Baltische Geheimnisse zur Sittengeschichte Lieflands. Zürich 1857.

A. Sakellarios, Cypriaka oder Cypern in geographischer, archäologischer, statistischer, geschichtlicher, mythologischer und sprachlicher Hinsicht. Athen. 1855.

M. Merian, Das lange bestrittene Candia. Frankf. 1670.

Memoires historiques et géographiques sur la Valachie. Francf. 1778.

Mariti, Geschichte Fikkardin's, Groß-Emirs der Drusen, wie auch der übrigen Groß Emire bis auf das Jahr 1773. A. d. Ital. Gotha 1790.

Quellen für serbische Geschichte. Aus türkischen Urkunden im Originaltext red. und ins Deutsche übertr. von M. J. A. Behrnauer. In das Serb. übers. und herausg. von A. T. Berlic. Heft 1. Wien 1857.

Ch. Vignoles, Observations upon the Floridas. New York 1823.

P. F. Tytler, Progress of discovery on the more Northern coasts of America. New York 1836.

Dr. A. Pfizmaier, Die Zeiten der Fürsten Hoan, Tschuang und Min von Lu. Wien 1855.

— — —, Notizen aus der Geschichte der chinesischen Reiche vom Jahre 572 bis 546 vor Chr. Wien 1856.

G. Lafond de Lurcy, Notice sur le Golfo Dulce dans l'état de Costa-Rica (Amérique centrale). Par. 1856.

G. R. B. Horner, Medical topography of Brazil and Uruguay with incidental remarks. Philad. 1845.

J. Crawfurd, A descriptive dictionary of the Indian Irlands and adjacent countries. Lond. 1856.

Ch. E. Testa, Notice statistique et commerciale sur le régence de Tripoli de Barbarie. La Haye 1856.

Ed. Fraissinet, Le Japon contemporain. Par. 1857.

M. Bordot, Percement de l'isthme de Suez. Par. 1856.

G. A. v. Klöden, Das Stromsystem des oberen Nil nach den neueren Kenntnissen. Berl. 1856.

S. T. Robinson, Kansas, its interior and exterior life; including a full view of its settlement, political history, social life, climate, soil etc. Boston 1856.

The rise and progress of Australia and New-Zealand, in which will be found a colonial directory, increase and habits of the population. London 1857.

Benj. G. Ferris, Utah and the Mormons. New York 1854.

El. Bowen, The pictorial sketchbook of Pennsylvania. Philad. 1852.

Will. Paterson, Central America. From a Ms. in the British Museum, 1701: with a Map. Ed. by S. Bannister. Lond. 1857.

T. C. de Mosquera, Memoir on the physical and political geography of New Granada. Translated from the Spanish by Th. Dwight. New York 1853.

G. R. Minot, The history of the insurrections in Massachusetts. 2. edit. Boston 1810.

H. Yoakum, History of Texas, from its first settlement in 1685 to its annexion to the united states in 1846. Vol. 1. 2. New York 1856.

Fr. Ximenez, Las historias del origen de los Indios de esta provincia de Guatemala. Exactamente segun el texto Español . . . par Dr. C. Scherzer. Viena 1857.

J. Leighton Wilson, Western Africa: its history, condition and prospects. New York 1856.

J. C. L. de Sismondi, Fragments de son journal et correspondance. Genève 1857.

E. Parry, Memoir of Admiral Parry, the arctic navigator. by his son. 2. edit. Lond. 1857.

F. B. Head, The life of Bruce, the African traveller. Lond. 1830.

Gay de Vernon, Vie du maréchal Gouvion Saint-Cyr. Par. 1856.

R. A. Davenport, The life of Ali Pasha, of Tepeleni, Vizier of Epirus: surnamed Aslan, or the lion. Lond. 1837.

Mrs. Francis Cresswell, A memoir of Elizabeth Fry. Abridged from the late Memoir, with alterations and additions. Lond. 1857.

Vertraute und unpartheiische Briefe über Fichte's Aufenthalt in Jena. s. l. 1799.

J. Bergmann, Ueber K. Carl's VI. Rath und Hof-Antiquarius Carl Gustav Heraeus, dessen Stammbuch und Correspondenz. Wien 1854.

T. Ad. Trollope, The girlhood of Catherine de Medici. London 1856.

F. Tichler, Huldrich Zwingli, de kerkhervormer. Deel 1. Utrecht 1857.

L. Spach, Dominique Dietrich, Ammeister de Strasbourg. Strasb. 1857.

— — Frédéric de Dietrich, premier Maire de Strasbourg. Strasb. 1857.

Sammlung historischer Bildnisse. I. Philipp Howard, Graf von Arundel und Marc-Anton Bragadino. Freiburg 1857.

F. Odorici, Il Cardinale Uberto Gambara di Brescia 1487 — 1549. Brescia 1856.

F. Parlatore, Elogio di Fil. Barker Webb. Firenze 1856.

Noticia biographica do conselheiro Ildefonso-Leopoldo Bayard, com varios documentos comprovantes. Par. 1856.

H. Pröhle, Gottfried August Bürger. Sein Leben und seine Dichtungen. Leipz. 1856.

G. H. Lewes, Göthe's Leben und Schriften. Uebers. von T. Frese. Berl. 1857.

J. Gaberel, Voltaire et les Genevois. 2. éd. Par. 1857.

E. Fournier, La Bruyère: quelques notes sur sa vie et ses moeurs. Par. 1856.

G. B. Cheever, William Cowper: his life, piety, genius, poetry and insanity. Lond. 1856.

Dr. J. Ch. Hotzel, Die literarische und staatsmännische Wirksamkeit Dr. Ch. W. Schweitzer's. Jena 1857.

Gneisenau, I. Abth.: Die Jugend und die Zeit der militärischen Entwickelung. Von 1760 — 1806. Berl. 1856.

C. E. Georges, Ern. Fr. Wuestemanni memoria. Gothae 1857.

A. de Lacroix, Histoire privée et politique D'Abd-El-Kader. Par. 1845.

L. Angliviel de la Beaumelle, Vie de Maupertius. Par. 1856.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 23. Dezember.

Nr. 77. 1857.

Historische Classe.

Die große Pest zur Zeit Justinians I. und die ihr voraus- und zur Seite gehenden ungewöhnlichen Natur-Ereignisse. Ein Beitrag zur Geschichte des sechsten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung. Durchaus aus den Quellen bearbeitet von Val. Seibel, Prof. der Phil. u. Geschichte am k. b. Lyceum zu Dillingen. Dillingen 1857.

Niebuhrs Ausspruch, „die Geschichte der Krankheiten ist ein Zweig der Weltgeschichte, der noch gar nicht bearbeitet und doch so wichtig ist. Ganze Abschnitte in der Geschichte werden erklärt durch das Verschwinden und Eintreten mörderischer Epidemieen. Sie sind vom größten Einfluße auf die moralische Welt; fast alle großen Epochen des moralischen Sinkens sind mit großen Seuchen verbunden" — ein Ausspruch, dem Niemand schlechthin entgegentreten wird, hat wohl vorzüglich den Verfasser vorliegenden Programmes bestimmt, die jammervolle Heimsuchung des östlichen Reiches unter Justinian I. durch eine schreckliche Seuche, — schrecklich durch ihre Dauer, Wirkung und Ausdehnung — zum Gegenstande einer Special-Untersuchung zu machen. Zugleich soll die Schrift eine Probe seiner Studien sein, welche eine „gründliche Darstellung der hervorragendsten Epidemieen des Alterthums und des Mittelalters vom culturhistorischen Standpunkte" bezwecken.

Der Vorwurf, welchen sich der Verf. hiemit genommen hat, ist jedenfalls von der Art, daß man ihm hinsichtlich der Bedeutung und Wichtigkeit desselben Glück zu wünschen hat; auch bezeugt die gegebene Probe jenen Fleiß und jenes Bemühen, der Sache auf den Grund zu kommen, welche bei historischen Untersuchungen erste und unerläßliche Pflicht ist. Dabei aber ist nicht zu verkennen, daß gerade in diesem Stoffe noch besondere Schwierigkeiten liegen, deren Ueberwindung nicht auf einmal und an jedem Orte, sondern durch allmählichen Fortschritt nach innen und außen in Aussicht steht. Der Verf. hat richtig erkannt, daß die Geschichte und die historische Darstellung in diesem Falle nur die Thatsachen als solche in Arbeit zu nehmen und die Erscheinungen in und nach der Zeit von ihrem Standpunkte aus zu würdigen hat; nicht minder, daß die Geschichte der epidemischen Krankheiten zunächst ins Gebiet der Iatrologie und Medizin fällt, dann aber nach ihrem Zusammenhange mit den tellurischen Verhältnissen u. dgl. der vergleichenden Naturkunde zukömmt. Der Geschichtschreiber hängt also hier wesentlich vom Tribute einer andern wissenschaftlichen Thätigkeit ab; entbehrt er derselben, so geht ihm selbstverständlich ein nicht unwesentlicher Moment ganz verloren. Erst der somatischen Pathologie vermag die psychologische des Historikers zu folgen.

Eine weitere Schwierigkeit für diese besondere Aufgabe und vorliegende Probe liegt in der Beschaffenheit der Quellen, in dem unkritischen Zustande eines Theils derselben, welcher namentlich auch die Feststellung der Chronologie häufig hemmt oder zwei-

felhaft macht, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Erstlich gilt es, die astronomischen Berechnungen über die kreisenden Weltkörper mit der Ueberlieferung in Einklang zu bringen; dann aber die historischen Aeren der verschiedenen Schriften zu bestimmen. Endlich verlangt die Genauigkeit und Sicherheit der eigenen Annahmen eine ebenso sorgfältige als mühsame Vergleichung der Berichterstatter. Diese fußen, wie es in der Natur der Sache liegt, einer auf dem andern, aber mit dem Unterschiede, daß der eine prüfend und selbständig verfährt, der andere geradezu abschreibt. Letzteres, offenbar das schnellste und bequemste, kommt zu allen Zeiten vor und die prolifike Mehrung moderner Handbücher bietet dazu sattsame Beispiele. Wie nun die Annalisten des Mittelalters in ganz auffallender Weise unter sich in Berührung stehen und man häufig zuletzt auf eine eigentliche Quelle zurückgeführt wird, so hat dies auch bei den byzantinischen Chronographen statt. Diese kommen bei der vorliegenden Untersuchung vornämlich in Betracht. Hier aber ist vieles, ja fast alles noch zu thun. Erst wann uns die angekündigte Arbeit von Deutschlands erstem Kenner byzantinischer Literatur vorliegt, an welche derselbe, wie wir wissen, nun die diaskeuastische Hand anlegt, kann aus den Byzantinern der ersten Folge bis zu den Komnenen ein rechtes Ergebniß für die Geschichtschreibung gewonnen worden.

Was hier in Aussicht steht, mag der Kundige aus den Bemerkungen herauslesen, welche in diesen Anzeigen Jahrgang 1854. Bd. XXXIX. III. No. 19 u. dff. von ihm niedergelegt worden sind.

So viel nun auch in diesen Studien erst der Zukunst anheim fällt, so muß gerade eine solche Monographie immer erwünscht sein. Sie lehrt im Einzelnen den allgemein richtigen Weg finden und gibt so Kunde und Muth für die Fortsetzung und Vollendung des ganzen Stoffes. Der Nutzen ist zwar zuvörderst mehr subjectiver Natur, aber eben dadurch gewinnt dann auch die Sache selbst.

Herr Prof. Seibel hat, so viel ihm an Quellen zugänglich und an Hilfsmitteln bereit war, sorgsam und mit lohnendem Erfolg benützt und neu verglichen, woraus Le Beau und Gibbon vor ihm geschöpft haben. Freilich heischen solche Studien gar viel kostbare oder seltene Werke, und es bleibt stets rathsam, sich wo möglich öfter aus einem großen bibliothekarischen Arsenal ausgiebige Zubehör zu erholen.

Für die Chronologie jener Zeit wird der Essai de chronographie Byzantine de 395 à 1057 par M. Edouard de Muralt. St.-Petersbourg 1855 immerhin Dienste leisten. Andere Werke, welche diese und ähnliche Naturerscheinungen vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus beleuchten, wie Pingré's Cometographia, Daubeny's description of earthquaks, Lyell's Geology geben die neueren Herausgeber Gibbons an die Seite.

Unter den begleitenden Anmerkungen des Vfs. haben manche viel für sich, so z. B. ist es eine wahrscheinliche Verbesserung, wenn er bei Theophanes p. 192, ed. Paris. statt ἰνδικτιῶνος δ' liest ἰνδ. ιδ'. Andere müssen noch näher untersucht werden, wie über das Pompejopolis Mysiens. Es wird zu prüfen sein, ob nicht damals der geographische Begriff dieses Namens eine Veränderung oder Ausdehnung erfahren hat, wie z. B. der Name Armenien über das alte Cilicien hin sich erstreckte — vgl. Fontes rerum Austriacarum. t. XII. p. 373 sqq. —, oder wie wenn im byzantinischen Mittelalter Thracien Macedonien, dieses aber Thessalien hieß, während Thessalien die große Walachei, Akarnanien und Aetolien die kleine Walachei benamst war; vgl. Tafel de Thessalonica CVI und 23; 490 sqq.

Minder glücklich, weil minder begründet, sind einige mehr allgemeine Raisonnements des Vfs. So, wenn er S. 37. 38 die moralischen Folgen der großen Pest in Constantinopel — nach Prokop — mit dem unvergleichlichen Bericht des Thukydides zusammenstellt und über die heidnische und christliche Welt dabei zu Gericht sitzt und sagt:

„Bedeutsam erscheint der Umstand, daß die nächsten Wirkungen dieser Pest auf die Bewohner von Constantinopel ganz anderer Art waren, als jene, welche eine ältere Schwester derselben, die attische

Pest zur Zeit des peloponnesischen Krieges, auf die Athener geäußert hatte... Hier wirkte das furchtbare Unglück zunächst nicht auflösend und demoralisirend, sondern, — wenigstens momentan — emporrichtend und moralisch kräftigend auf die Masse. Die politischen Partheiungen hörten auf; man vergaß des Hasses, mit dem man sich vorher verfolgt; aufgescheucht durch den schreckhaften Anblick der Gegenwart, und vom nahen Tode bedroht, entsagten die Lasterhaften ihren Ausschweifungen und wandten sich den vernachlässigten Vorschriften der Religion zu. — Wenn damals in der oströmischen Hauptstadt nicht ein ähnlicher Geist moralischer und politischer Unbotmäßigkeit in der Masse sich regte, so waren hierin ohne Zweifel die wohlthätigen Wirkungen der christlichen Religion zu erkennen, welche allein durch die Gewißheit eines jenseitigen Lebens, die sie gewährt, in den herben Tagen solcher Prüfungen die Gutgesinnten über sich selbst emporzuheben, die moralisch Gesunkenen aber aufzurütteln und zur Besinnung zu bringen vermag. — Aber freilich waren damals die Wirkungen jenes gewaltigen Mahnrufes nur von kurzer Dauer. Kaum war — so klagt Prokopios, wie in ähnlicher Weise mehrere Berichterstatter aus der Zeit des schwarzen Todes — die Gefahr anscheinend vorüber, als die aus ihren bösen Neigungen gewaltsam Aufgeschreckten aufs Neue in dieselben verfielen und für die kurze Zeit der Entsagung in neuen Ausschweifungen sich zu entschädigen suchten".

Liegt nicht eben in diesen Worten des Christen eine viel größere Anschuldigung gegen die Bekenner der Messiaslehre, als in der ernsten thatsächlichen Schilderung des Hellenen? Und wenn man die Stelle des Prokopius im Ganzen überliest, so kann man kaum mit dem Auszuge, wie er hier verwendet ist, zufrieden sein (vgl. dagegen Le Beau histoire du Bas - Empire IX, 73 ed. St. Martin): er sagt ja geradezu, es sei keine eigentliche und innere Besserung gewesen, sondern nur ein vorübergehender Schreck des Augenblicks: *οὐ τὴν σωφροσύνην μεταμαθόντες οὐδὲ τῆς ἀρετῆς ἐρασταί τινες ἐκ τοῦ αἰφνιδίου γεγενημένοι . . . . . . καταπεπληγμένοι μὲν τοῖς συμπίπτουσι, τεθνήξεσθαι δὲ αὐτίκα δὴ μάλα οἰόμενοι ἀνάγκῃ . . . πάσῃ τὴν ἐπιείκειαν ἐπὶ κακοῦ μετεμάνθανον.* Das ist ein sehr schlechtes Sittenzeugniß des Zeitgenossen! Die Tugend, deren einziger Halt nur die Furcht und gar die Furcht vor dem drohenden Tode ist, ist viel fauler, ekler und erbärmlicher als die Lasterhaftigkeit, welche ein alles vernichtendes Unglück vorübergehend hervorruft. Und welchen Begriff gibt uns noch, was sonst von damaliger Moral inmitten des Verhängnisses berichtet wird, vgl. Le Beau a. a. O. S. 356. 357.

Wie anders ein Gibbon in einem ähnlichen Abschweif: Instead of the mutual sympathie which might comfort and assist the distressed, they dreadfully experience the vices and passions which are released from the fear of punishement: the tottering houses are pillaged by intrepid avarice; revenge embraces the moment and selects the victim; and the earth often swallows the assassin or the ravisher, in the consummation of their crimes. Superstition involves the present danger with invisible terrors; and if the image of death may sometimes be subservient to the virtue or repentance of individuals, an affrighted people is more forcibly moved to expect the end of the world, or to deprecate with servile homage the wrath of an avenging Deity!

Es ist ein arger Fehler, den heute nicht bloß gewisse Theologen, sondern auch gewisse Philologen und Geschichten-„Schreiber" mit Vorliebe begehen, daß sie meinen, das Christenthum erst in Ehren zu zu bringen, wenn sie das sogenannte Heidenthum als ein Dasein in lauter Trostlosigkeit und sittlicher Verkommenheit darstellen. Damit geschieht diesem ein schreiendes Unrecht und wird jenem von seiner Würde u. Majestät offenbar vieles entzogen. Uns erschien das Christenthum immer an sich hehr und erhaben, voll neuen Lebens und beseligender Kraft, ohne daß es uns im entferntesten trieb, die G.öße des Alterthums zu verleugnen und dank- und sinnlos den Baum zu schmälen und zu verachten, der uns, dem spätgebornen Geschlechte, jetzt noch reichere und edlere Früchte bietet, als jenen, die ihn gepflanzt und herangezogen haben.

„Ihr Stolz ist: Christen sein, nicht Menschen"!

Eine ganz curiose Auffassung gibt noch eine Stelle der Schlußbetrachtung: „Stürme solcher Art, heißt es S. 40, welche über ein längst schon alterndes Reich ergiengen und einer Bevölkerung, deren geistige und moralische Kraft in stetem Sinken begriffen war, noch so ungeheuere materielle Verluste zufügten, mußten hier den Gang des äußeren und inneren Verfalls entschieden beschleunigen, den weder die Thätigkeit eines einzelnen fähigeren, durch tüchtige Männer unterstützten Herrschers, noch die momentane Emporraffung der Masse zu hemmen vermochten. Die Folgen jener furchtbaren Stürme sind aber in der Geschichte durch zwei offenkundige Thatsachen ausgesprochen, durch die politische Ohnmacht des byzantinischen Reiches vom Tode Justinians ab, und durch das auffallend schnelle Sinken der byzantinischen Literatur gleich nach Prokopios.

Bedeutsam aber muß es erscheinen, daß zwei große Wendepunkte in der allgemeinen Geschichte durch das Hervortreten welthistorischer Pesten mit ihrem Gefolge von physischen Revolutionen bezeichnet sind: das 6. Jahrhundert, wo mit dem flüchtigen Prunkbilde einer oströmischen Weltherrschaft der letzte Rest des alten Römerthums und der antiken Welt zu Grabe gieng, durch die große Pest unter Justinian, und das 14. Jahrhundert, in welchem die erhabenen Ideen des christlich-germanischen Lebens im Mittelalter, nachdem sie in den Kreuzzügen ihre Verwirklichung und Verklärung gefunden, in den Hintergrund zu treten begannen, durch das Auftreten des schwarzen Todes".

Was hier zum Theil richtig gesagt ist, bedarf keiner Andeutung. Aber für solche Paradora, wie sie hier auf dem Gebiete der Thatsachen vorgetragen werden, kann man ernstlich keinen Beifall verlangen und man sollte sich nie als Mann der Wissenschaft verleiten lassen, der Richtung des Tageswindes zu lieb auch seine Segel aufzuspannen. Die oströmische Weltherrschaft hat noch neun Jahrhunderte nach dieser rasenden Pest gedauert, erst das entwickelt, was ihr eigentliches Wesen ausmacht, und noch viel furchtbarere Angriffe, zum Theil mit bewundernswerther Kraft, zurückgeschlagen. Die christlich-germanische Welt aber, welche an der Verklärung in den Kreuzzügen ziemlich unschuldig ist, hat nicht bloß seitdem Großes und viel Größeres vollbracht, sondern wird, wie wir uns getrösten, noch sicher ihre erhabenen Ideen verwirklichen, zu deren Erfüllung sie nach einem höheren Willen berufen ist.

Th.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bei der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1856/57.

Viertes Quartal. Juli — September 1857.

(Fortsetzung.)

Historia.

Ercol. Ricotti, Della vita e degli scritti del Conte Cesare Balbo. Firenze 1856.

Ch. Rahlenbeck, Notice sur Laurent Ramey. Gand 1853.

R. Prutz, Göthe. Eine biograph. Schilderung. Leipz. 1856.

P. Clement, Trois drames historiques, Enguerrand de Marigny, Semblançay, Le chevalier de Rohan. Par. 1857.

C. Brialmont, Histoire du Duc de Wellington, avec plans, cartes et portraits. Livr. 1—4—6. Brux. 1857.

A. Bernard, Geoffroy Tory, peintre et graveur, premier imprimeur royal, reformateur de l'orthographie et de la typographie sous Francois I. Par. 1856.

P. Allut, Recherches sur la vie et les oeuvres du P. Ménestrier. Lyon 1856.

Dr. J. L. Jacobi, Aus dem Leben des Isaac Casaubonus. Berl. 1854.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 28. Dezember.

Nr. 78. 1857.

Historische Classe.

Esquisse de l'Histoire de l'Arménie, coup d'oeil sur l'Arménie ancienne et sur son État actuel par G. V. Chahnazarian. Paris 1856.

Eine kritische Historie Armeniens und des über die ganze Erde verbreiteten armenischen Volkes würde eine bedeutende Lücke in der orientalisch-christlichen Geschichtswissenschaft ausfüllen. Vorarbeiten hiezu sind in der haikanischen Literatur wie in den Literaturen vieler östlichen und westlichen Nationen, alter und neuer Zeit, in Menge vorhanden. Ein kenntnißreicher und umsichtiger Forscher könnte sie leicht zu einem Ganzen ordnen, und wäre ihm der Genius gegeben, selbst in ein Kunstwerk umgestalten. Ein Werk solcher Art wollte und konnte wohl auch Chahnazarian nicht liefern. Seine Skizze der Geschichte Armeniens ist nicht besser als viele andere Skizzen welche wir bereits besitzen; sie bleibt sogar hinter der Geschichte Armeniens zurück, die man in den bereits vor 40 Jahren erschienenen Denkwürdigkeiten über Armenien von dem Franzosen St. Martin vorfindet.

Die vorliegende Schrift zerfällt in sieben Zeiträume, wovon der Verf. den ersten bereits mit 2350 vor u. Z. beginnen läßt. Die Mythen, welche Moses von Chorene im 5. Jahrhundert nach Christus aus den Volksliedern zusammengestellt hat, werden nämlich von Herrn Chahnazarian als wahrhaftige zweifellose Geschichten erzählt. Daß solch' ein Verfahren von geringem wissenschaftlichen Takt zeugt, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. Man könnte, nach einem von St. Martin entworfenen und von mir erweiterten und berichtigten Plan, die Geschichte des armenischen Landes und Volkes in 24 Abschnitte eintheilen, wobei auch an den betreffenden Stellen die benachbarten Länder die nothwendige Berücksichtigung finden könnten, ungefähr in folgender Weise:

1) Ausdehnung, Grenzen Großarmeniens bei den alten griechischen und andern Geschichtschreibern. — Geognostische Beschaffenheit des Landes. — Physische Geographie Großarmeniens, seine Gebirge und Ströme, deren Zuflüsse und Lauf. — Geographische Ansichten der Alten. — Einheimische Geographie. — Länder, welche an Armenien gränzten und in politischer Abhängigkeit von demselben standen. — Ausdehnung, geographische und natürliche Grenzen und Haupteintheilungen Kleinarmeniens; desgleichen von Komagene, Osrhoene, Mygdonien, Adiabene und Atropatene.

2) Die kaukasischen Länder. — Der Kaukasus; Ursprung seines Namens; Albanien, Iberien und Kolchis. Die Völkerschaften und ihre Sprachen.

3) Mythisches Zeitalter. — Der Ararat. — Prüfung der Sagen über die Arche. — Angaben der heiligen Schrift über die Länder Mosok, Gomer, Aschanez, Riphath und Thorgoma. — Vom Alter des Namens Armenien; fabelhafte Ueberlieferungen der Griechen. — Etymologie dieses Namens nach Bochart (Phaleg et Canaan seu Geographia sacra 1712 p. 16) von Har mini, Berg der Minier. — Ursprung Haiastans, des einheimischen Namens für Armenien.

4) Das assyrische Reich zu Ninive. — Herkunft der ersten Häuptlinge der armenischen Nation. — Bevölkerung der Provinzen Armeniens. — Eroberung Armeniens durch Semiramis. — Die Erbauung Wan's. — Antheil der Armenier und Meder an einem zu dieser Zeit

nach Westen bis gegen Mauritanien unternommenen Zuge. — Von den Völkern Westarmeniens. — Von den Sophenern, insbesondere die Eroberung Syriens durch die Sophenier. — Ihre Kriege gegen David und Salomo. — Geschichte der armenischen Könige bis zum Untergang des zweiten assyrischen Reiches zu Ninive. — Die Keilinschriften.

5) Theilung des assyrischen Reiches nach dem Tode des Sardanapalus. — Neues Königreich Armenien. — Reich der Meder, gegründet durch Arbaces. — Neues Reich von Ninive. — Niederlassungen der Griechen in Cilicien. — Ihre Kriege mit den assyrischen Königen. — Die cilicischen Inschriften und Alterthümer. — Einbruch der Scythen in Asien. — Zoroaster, geboren zu Urmi in Südarmenien. — Seine Religion; der persisch-armenische Kultus. — Zerstörung des Reiches der Meder. — Kriege des Astyages mit den Armeniern. — Die Achämeniden. — Armenien unter dieser Dynastie; es war getheilt in Ost- und Westarmenien. — Ansiedlung der Griechen in Kolchis und am Pontus. — Eroberung Armeniens und der kaukasischen Lande durch Alexander und seine Nachfolger.

6) Herrschaft griechischer Könige über Armenien. — Das Land empört sich. — Armenische Könige in Großarmenien. — Könige in Westarmenien. — Gründung der iberischen Monarchie. — Prüfung der hierauf bezüglichen georgischen Sagen.

7) Ursprung der Parther. — Ihre Sitten, ihre Einrichtungen und Lebensverfassung. — Abstammung des Geschlechtes der Arsaciden. — Die Zeit ihrer Empörung gegen die Seleuciden. — Zunahme ihrer Macht. — Mithridates der Große, König der Parther. — Eroberung Baktriana's. — Das griechische Reich in Baktrien. — Theilungen des Geschlechtes der Arsaciden. — Die Oberlehensherren der Arsaciden in Persien. — Arsaciden in Armenien. — Arsaciden in Baktrien. — Arsaciden im Norden.

8) Persische Königreiche in Kleinasien. — Ansiedlungen der hochasiatischen Völker vor der Ankunft Alexanders. — Das Reich Cappadocien. — Von den Hohenpriestern in Cumana; von den andern souveränen Priesterreichen in Cappadocien. — Der Pontus.

9) Festsetzung der Arsaciden in Armenien. — Herrschaft des Valarsaces. Sitten und Einrichtungen zu dieser Zeit. — Osrhoene. — Regierung des Arsaces. Einbruch der Barbaren aus dem Norden. — Regierung des Artaschir; seine Eroberungen im Westen. — Regierung des Tigranes. — Fortsetzung der Geschichte der Parther; politische Veränderungen im Orient. — Der letzte König Syriens. — Geschichte Iberiens bis zu den letzten Kriegen des Tigranes gegen die Römer.

10) Regierung des Artawaschd. — Neue Macht der Parther. — Die Kriege gegen Crassus. — Eroberungen der Parther und Armenier in Mesopotamien und Klein-Asien. — Zug des Antonius nach Armenien und Atropatene. — Veränderungen in Folge dieses Zuges. — Theilung Armeniens in mehrere Reiche. — Das Reich Ostarmenien. — Geschichte Atropatene's. — Ereignisse in Asien nach dem Tode Phraat IV.

11) Geschichte Ostarmeniens. — Arschak, Bruder des Tigranes. — Geschichte der Könige von Osrhoene. — Abgar; sein angeblicher Briefwechsel mit Christus. — Umwälzungen im Orient. — Eroberung Armeniens durch die Iberier. — Geschichte des Pharasmenes. — Kriege mit den Parthern. — Eroberung Armeniens durch die Parther. — Tiridates. — Einfall der Alanen. — Geschichte Adiabene's. — Untersuchungen über die Ansiedlung der Juden in der Levante. — Die ersten Verkündigungen des Christenthums in Armenien, in Persien und in den kaukasischen Landen.

12) Eroberung Syriens; Pacorus. — Sein Einverständniß und seine Verbindungen mit den Daciern. — Kriege mit den Trajanus im Orient. — Fortsetzung der Parther. — Kriege unter Marcus Aurelius; unter Lucius Verus, Septimius Severus und Caracalla. — Vernichtung des Reiches Osrhoene. — Kriege der Armenier gegen die Völkerschaften im Norden. — Herrschaft der Chosroes in Armenien — Herrschaft des Artaschir, Sohn des Sassan; seine Herkunft. — Reste der Arsaciden in Persien.

13) Armenien unter den Persern, unter Artaschir und Schahpur. — Das römische Armenien. — Artawaschd, König von Armenien. — Eroberung Iberiens durch die Perser. — Rückkehr des Tiridates. — Festsetzung des Christenthums in Armenien. — Ehemalige Religion der Armenier und ihre Gottheiten. — Das Christenthum in Iberien und Albanien. — Kriege der Römer gegen die Perser unter Gallienus, Aurelianus, Probus und Diokletian. — Regierung Chosrow II. — Einfall der Barbaren vom Norden her. — Regierung Tiran's und Arsaces III. — Julianus. — Schahpur, König von Persien. — St. Nerses. — Theilung Armeniens. — Gänzlicher Untergang Armeniens als selbständiger Staat.

14) Armenien unter den Persern. — St. Sahak. — Ursprung des armenischen Alphabets und der armenischen Literatur. — Reisen in das römische Reich. — Uebersetzungen griechischer Werke. — Iberisches und albanisches Alphabet. — Das Armenien unter den Römern. — Empörung der Wartanier — Die Unterwerfung Armeniens und die Christenverfolgung. — Geschichte der Albanier und Iberier. — Der Nestorianismus. — Wahan's Empörung. — Die persische Herrschaft. — Auswanderung der Westarmenier. — Welche großen Dienste sie dem römischen Reiche in Italien und Afrika leisten. — Kriege der Römer mit den Persern unter Nuschirwan. — Kriege in Kolchis. — Geschichte

der Lazen. — Empörung der Armenier und der Völker im Kaukasus unter Hormisdas. — Kriege und Unterhandlungen unter Justinus, Tiberius und Marinus. — Tod des Hormisdas und die letzten Sassaniden.

15) Herkunft der Araber. — Mohammed und seine ersten Nachfolger. — Ihre Kriege gegen die Perser. — Ihr Auftreten in Syrien und Mesopotamien. — Der Eutychianismus. — Ankunft der Araber in Armenien. — Kriege der Armenier und Unterwerfung des Landes. — Kirchengeschichte; Concilien; Literatur. — Geschichte Georgiens. — Die Bagratiden, ihr Ursprung und ihre vielfachen Verzweigungen. — Die Reichsgesetze.

16) Die Chasaren. — Ihre Herkunft und Geschichte. — Sie steigen vom Kaukasus herab. — Ihre Kriege in Armenien gegen die Araber. — Die Araber in Armenien, Aderbaidschan und Schirwan. — Geschichte der Fürstenthümer in Schirwan. — Kolonien der Araber in Schirwan, Armenien und Cilicien. — Innere Einrichtung; Verwaltung und Dienstverhältnisse an der türkischen und kaukasischen Gränze. — Geschichte der Bagratiden in Armenien und Georgien. — Die Mamigonier, Ardsrunier und Kurden. — Empörung der arabischen Häuptlinge gegen die Chalifen. — Babeks Aufstand. — Seine Kriege gegen die Araber. — Armenische und persische Auswanderungen nach dem Westen und Osten. — Armenier und Parsen in Hindostan. — Krieg gegen die Araber in Armenien und Kleinasien.

17) Die Monarchie der Bagratiden in Armenien. — Die Fürsten von Daron; ardsrunische und arsacidische Könige. — Verbindungen der Bagratiden mit den Chalifen. — Ihre Festsetzung im Kaukasus. — Ihre Kriege mit den arabischen Königen im Süden. — Arabische Dynastien, welche sich im Süden festsetzten. — Die griechische Militärgrenze; Niederlassung der Armenier in Georgien und Cilicien. — Geschichte der zu Tauris, Barda, Gandscha und in Schirwan herrschenden Araber. — Die Dilemiten in Atropatene, die Buiden. — Ihre Verbindungen mit den Kurden und Armeniern. — Fortsetzung der Geschichte der Bagratiden und Ardsrunier bis zu ihrer allmähligen Vertilgung. — Die Ankunft der seldschukischen Türken.

18) Zustand Asiens zur Zeit der Ankunft der Seldschuken. — Herkunft der Seldschuken. — Ihr erster Einfall in den Westen. — Kriege mit den Griechen. — Ihre Festsetzung in Armenien und Kleinasien. — Turkmanische Völkerschaften. — Dynastien, welche sie gründen. — Die Ortokiden, die Sokmaniden, die Emirs von Res und Erzerum. — Die Atabeken. — Kriege mit den Georgiern. — Fürsten der Orbelier. — David der Wiederhersteller. — Auswanderung der Armenier.

19) Die Kurden, ihre Herkunft, ursprünglichen Wohnsitze und Zerstreuung; Herkunft der Ajubiten, ihre Theilungen und die verschiedenen Fürstenthümer, welche sie gründen; ihre Kriege mit den Atabeken und den turkmanischen Fürsten. — Die Ajubiten zu Chaleth; ihre Kriege mit den Georgiern; Einbrüche der Charismier; das Reich der Lazier. — Thronbesteigung der Russudan. — Die Tscherkessen. — Die armenische Kirche. — Literaturgeschichte.

20) Ansiedlung der Armenier in Cappadocien, Syrien und Cilicien. — Neue zahlreiche Auswanderungen. — Die Dynastie der Rupenier. — Die Kreuzzüge. — Die Seldschuken von Iconium. — Die Turkman von Cäsarea. — Geschichte der Rupenier. — Eroberung Antiochias durch die Armenier. — Die Rupenier bis zum Einbruch der Mongolen. — Die Griechen und Armenier.

21) Die Mongolen. — Kriege gegen Dschelaleddin. Geschichte Georgiens. — Kriege des Nachkommen Tschingis Chakans in Armenien und Syrien, gegen die Atabeken, die Ajubiten und die Mameluken. — Untergang der Rupenier. — Geschichte Georgiens bis auf Timur. — Das Reich Trapezunt. — Geschichte der Kirche und der Wissenschaften.

22) Auswanderung der Armenier nach Europa, nach den Gestadelandschaften des kaspischen und schwarzen Meeres, der Walachei, Siebenbürgen, Polen, Ungarn. — Geschichte Armeniens, der turkmanischen Herrscherfamilien und der georgischen selbstständigen Fürstenthümer bis zu den Sopoi's.

23) Geschichte Armeniens unter der Herrschaft der Perser und der Türken bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts. — Angaben über die turkmanischen und kurdischen Fürstenthümer dieses Landes und Schirwans. — Peter der Große und der russische Einfluß in Asien. — Die Familie Lazerev und ihr Institut in Moskau.

24) Die Missionen zu den Armeniern; die Jesuiten und die vereinigten Brüder; Galanus, Mechitar; die armenische Sprache in Europa. — Die Kriege der Russen gegen die Türkei nnd Persien. — Einziehung der georgischen Fürstenthümer. — Der Friede zu Turkmantschai und das russische Armenien. — Gegenwärtiger Zustand der armenischen, georgischen und kaukasischen Völker. — Ihr Eintritt in die weströstliche Weltbewegung. — Die Stellung Rußlands im Morgenlande.

Das Land Armenien wird sowohl von den einheimischen als den auswärtigen Schriftstellern mit verschiedenen Namen bezeichnet. Es heißt nach dem mythischen Stammvater der es bewohnenden Nation Haig, Haik, die Gegend oder das Land der Haik, Haiasdan, das Erbtheil Japhets, das thorgomäische oder aramäische Land. Der Namen Armenia, oder nach der arabischen, der türkischen und persichen Aussprache Erminia findet sich selten bei den einheimischen Schriftstellern; desto gewöhnlicher ist diese Benennung des Landes und Volkes bei den Geschichtschreibern und Geographen aller andern Völker der

Erde. Die Georgier nennen wenigstens seit den Zeiten des Mittelalters Armenien, nach der an ihren Grenzen gen Süden liegenden Stadt, Somcheth, ein Name, welcher im Georgischen die drei Pfeiler bedeutet. Wir haben hierüber das Zeugniß Wartans, bei Gelegenheit der Erwähnung eines Ereignisses im zehnten Jahrhundert; dies wird auch von Indschidschean, in der Beschreibung des jetzigen Zustandes Armeniens, bemerkt. Die Armenier dagegen nennen die Georgier Wirk (S. Wraz), die Albanier Achuank, und die Meder Mark (S Maraz).

Von dem Euphrat bis zum Indus und Oxus, von dem schwarzen und kaspischen See bis zum persischen Meerbusen und dem indischen Ocean, wohnten seit dem Beginne der Menschengeschichte, verschiedene, nach Sprache und Religion innig verwandte Stämme, von welchen bald dieser bald jener sich zur Herrschaft emporschwang und die Freiheit der übrigen mehr oder weniger, auf länger oder kürzer gefährdete oder ganz unterdrückte. Assyrer, Babylonier oder Chaldäer, Meder, Perser, Parther und Neuperser sind bloß einzelne Glieder jener großen medo-persischen Völkerfamilie. Diesen glückte es, sich eine Zeitlang zur Herrschaft über die Genossen emporzuschwingen und einen von Ruhm und Glück umstrahlten Namen in der Geschichte zu gewinnen. Nicht so die übrigen Stämme. Sie mußten sich immer mit einer dienenden Stellung begnügen und glücklich schätzen, wenn sie unter dem Schatten des übermächtigen, verwandten Klanes bei ihren angestammten Gesetzen und Gewohnheiten verbleiben, wenn sie unter einheimischen, bald erblichen, bald nach der Willkür der Herren eingesetzten Gebietern, sich im Innern einer Art Ruhe und Selbständigkeit erfreuen durften. Hiezu gehören die Armenier und Kurden, welche unter allen Stürmen die, seit der Thronbesteigung des Cyrus bis zur Gründung der Macht der Sorhi und der Osmanen, in diesen Gegenden wütheten, die Staaten zertrümmerten, ganze Völker und Stämme vernichteten oder verwandelten, eine gewisse Selbständigkeit und Nationalität bewahrt haben. So lange die Herrschaft nicht zu drückend ward, so lange man Armenier und Kurden nach eigenen Gesetzen leben, auf eigene Weise ihr Seelenheil suchen ließ, gehorchten sie und zahlten ohne Murren den auferlegten Tribut. Wollte man aber ihre innern bürgerlichen Einrichtungen oder den Glauben, zu dem sie sich im Laufe der Zeit bekannten, gewaltsam ändern, so standen sie auf wie ein Mann, muthig und unerschrocken gegen übermächtige Unterdrücker. Hievon zeugen die Religionskriege der Armenier gegen den Glaubenseifer der Magier und die Politik der Sassaniden im Laufe des fünften Jahrhunderts; hievon zeugt die Geschichte der Kurden zu allen Zeiten.

Die durch innere Kämpfe und andere Umstände bewirkten Veränderungen der angrenzenden Staaten und Völker blieben nicht ohne Folgen für die verschiedenen Stämme der medo-persischen Völkerfamilie. Jene in Bürgerkriegen unterlegene Partei, das im Kampfe mit fremden Eroberern besiegte Volk mußte auswandern; diese Ausgestoßenen erschienen nun, bald kriegerisch gesinnt, bald in friedlicher, bittender Stellung an den Grenzen des benachbarten Landes. Auch nach Armenien hin wandten sich viele der aus der Heimat Vertriebenen, welche Herr Ch. in einem eigenen Abschnitt zusammenstellt. Wo immer der Verf. von den eigenen Erlebnissen, von den Schicksalen seines Volkes in der Gegenwart spricht, sind wir ihm mit Vergnügen gefolgt und haben manche Belehrung aus seiner Schrift gezogen. Die Anzahl der Armenier im osmanischen Reiche glaubt Herr Ch. über 3,100 000 annehmen zu können. „Diese Annahme ist das Ergebniß vieljähriger Reisen in allen türkischen Ländern, dann der Durchsicht der Archive und vieler Registraturen im Patriarchat zu Konstantinopel". Dessenungeachtet erlaubt man sich diese Schätzung für zu hoch zu halten. Der Armenier im russischen Reiche wären nach Herrn Ch. 500.000 — 550.000; in Persien 120.900 — 150.000; in Oesterreich 20.000 — 25.000; in Indien 1200—1500, so daß man in runder Zahl die armenische Bevölkerung auf Erden nahe an vier Millionen rechnen könnte. Die Annahme von zwei Millionen wird sicherlich der Wahrheit und Wirklichkeit näher kommen. Die Geschichte der armenischen Kolonien in der Krim, in Ungarn und Polen, so kurz sie auch zusammengefaßt wurde, enthält dessenungeachtet viele anziehende und lehrreiche Thatsachen. Der Armenier erzählt (S. 104), wie seine Landsleute in Polen bis zur Herrschaft der Jesuiten daselbst, während des 17. Jahrhunderts, mit großer Zuvorkommenheit und Güte behandelt wurden. Dann hätten aber die Jesuiten solche harte Drangsale über die armen Nachkommen des Haig gehäuft, daß viele Armenier es vorzogen, das Reich zu verlassen und nach der Türkei auszuwandern. Seit dieser Zeit blickten die Armenier vorzüglich nach Rußland. Ein großer Theil befindet sich bereits unter der Herrschaft der Czare; die Uebrigen werden bei dem unvermeidlichen Zusammensturz des osmanischen und persischen Reiches nachfolgen. Das Bildniß des Czars in dem großen Versammlungssaale zu Edschmiadsin führt bereits die Umschrift: Nicolaos Thakawor Haioz; Nicolaos König der Armenier.

K. Fr. Neumann.



Bulletin der kgl. Akademie d. W. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. der k. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 30. Dezember.

Nr. 79. 1857.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Juli 1857.

(Schluß.)

Vom Herrn Zaccaro in Neapel:

a) Nuovo corso di letteratura elementare diviso in due grandi parti. Parte prima. Vol. I. Napoli 1851. 8.

b) Corso compiuto di estetica applicata alle lettere. Vol. I. Ossia seconda parte del nuovo corso di letteratura elementare. Vol. IV. Napoli 1854. 8.

c) Nuova grammatica ragionata per la lingua italiana secondo i principii del nuovo corso di letteratura elementare. Vol. I. Napoli 1854. 8.

d) Introduzione allo studio della lingua latina ossia saggio di una nuova grammatica latina ragionata, divisa in tre parti. Parte I. Vol. I. Napoli 1855. 8.

November 1857.

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

a) Denkschriften der math.-naturw. Classe. 12. Bd. Wien 1856. 4.

b) Sitzungsberichte der philos.-histor. Classe. Bd. XXI. III. Heft. Jahrg. 1856. Oktober. Bd. XXII. I. II. Heft. Jahrg. 1856. Nov. und Dez. Wien 1857. 8.

c) Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftl. Classe. Bd. XXII. I. II. III. Heft. Okt., Nov., Dez. 1856. Bd. XXIII. I. Heft. Januar 1857.

d) Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen. 17. Bd. I. II. 1856. 18. Bd. I. 1857.

e) Fontes rerum austriacarum. Oesterreich. Geschichtsquellen. II. Abthl. Diplomataria et acta. X. Bd. Thl. I. Wien 1857. 8.

f) Fontes rerum austriacarum. Oesterr. Geschichtsquellen. II. Abthl. Diplomataria et acta. XIII. Bd. Thl. II. Wien 1857. 8.

g) Monumenta Habsburgica. Sammlung von Aktenstücken und Briefen zur Geschichte des Hauses Habsburg in dem Zeitraume von 1473—1576. II. Abth. Wien 1857. 8.

h) Almanach der k. k. Akademie. 7. Jahrg. 1857. Wien 1857. 8.

Von der Accademia delle scienze in Neapel:

Memorie. Vol. I. che comprende quelle per gli anni 1852, 53, 54. Fascicolo II. per l'anno 1853. Napoli 1857. 4.

Vom Hennebergischen alterthumsforschenden Verein in Meiningen:

Hennebergisches Urkundenbuch. Herausgeg. von G. Brückner. III. Thl. Meiningen 1857. 8.

Von der fürstl. Jablonowsk'schen Gesellschaft in Leipzig:

Die böhmischen Exulanten in Sachsen. Von Christoph Adolph Pescheck. Leipzig 1857. 8.

Vom historischen Verein des Cantons Bern:

a) Archiv. III. Band III. IV. Hft. Bern 1855. 8.
b) Neujahrblatt 1857. Das Dominikanerkloster in Bern 1269—1400. Bern 1857. 8.

Von der Universität in Heidelberg:

Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 50. Jahrgang. 7., 8. u. 9. Heft. Juli, August u. Sept. Heidelberg 1857. 8.

Von der pfälz. Gesellschaft für Pharmacie in Speyer:

Neues Jahrbuch für Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. VII. Heft VI. Juni. Bd. VIII. Heft I. II. III. Juli, August u. Sept. Speyer 1857. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in München:

Zeitschrift. August VIII, Sept. IX, Oktober X. 1857. München 1857. 8.

Von der Académie royale des sciences in Stockholm:

a) Handlingar. Ny följd. I. Bd. I. Heft. 1855. Stockholm 1857. 8.
b) Handlingar för är 1854. II. Stockholm 1857. 8.
c) Berättelse om Botaniska Arbeten och Upptäckter under aren 1853 och 1854, af N. J. Anderson. Stockholm 1856. 8.
d) Ars-Berättelse om Botaniska Arbeten och Upptäckter under är 1852, af J. Em. Wikström. Stockholm 1857. 8.
e) Om förflutna tiders svenska Ordboks-företag, af Bernh. v. Beskow. Stokholm 1857. 8.
f) Öfversigt of Förhandlingar. 13. Årg. Stockholm 1857. 8.
g) Berättelse om framstegen i insekternas, myriapodernas och Arachnidernas naturalhistoria för 1853 och 1854 af C. H. Boheman. Stockholm 1857. 8.
h) Expositions des opérations faites en Lapponie pour la détermination d'un arc du méridien en 1801, 1802 et 1803. Par Jöns Seranberg. Stokholm 1805. 8.

Von dem Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben, in Ulm:

Verhandlungen. XI. Bericht. Mit 4 Kunstblättern. Ulm 1857. 4.

Von der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien:

Jahrbuch 1856. VII. Jahrg. Nr. 4, Oktober, November, Dezbr. 1857 VIII. Jahrg. Nr. 1 u. 2. Jan. Febr., März, April, Mai, Juni. Wien 1857. 8.

Von der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft in Prag:

a) Wochenblatt der Land-, Forst- und Hauswirthschaft für den Bürger u. Landmann. 7. Jahrgang 1856. Nr. 40 — 52. 8. Jahrg. 1857. 1—26. Prag. 4.
b) Centralblatt für die gesammte Landeskultur. 7. Jahrgang 1856. Nr. 40 — 52. 8. Jahrg. 1857. 1—26. Prag. 4.
b) Amtlicher Bericht über die XVIII. Versammlung deutscher Land- u. Forstwirthe zu Prag im Sept. 1856. Von F. X. Hlssenbaum. Prag 1857. 4.

Von der k. preussischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte. Juli u. August 1857. Berlin 1857. 8.

Von der Société pour la recherche et la conservation de monuments historiques in Luxemburg:

Publications. Année 1856. XII. Luxembg. 1857. 4.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preuß. Staaten in Berlin:

Verhandlungen. Neue Reihe IV. Jahrg. 3. Lieferung. Berlin 1857. 8.

Von der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin, 33. Bd. 1., 2., 3., 4. Heft. Görlitz 1855. 8.

Von dem naturforschenden Verein zu Riga:

Correspondenzblatt. 4. Jahrgang. 1855 — 56. Riga 1857. 8.

Von dem Institut royal météorologique des Pays-Bas in Utrecht.

Meteorologische Waarnemingen in Nederland en zijne Bezittingen 1856. Utrecht 1857. 4.

Von der deutsch-morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

a) Zeitschrift. 11. Bd. III. und IV. Heft. Leipzig 1857. 8.
b) Indische Studien. Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums von Dr. Albrecht Weber. 4. Bd. I. Heft. Leipzig 1856. 8.
c) Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. 1. Bd. Nr. 1. Mithra. Nr. 2. Al-Kindi. Leipzig 1857. 8.

d) Bibliotheca Arabo-Sicula ossia raccolta di testi arabici che toccano la geografia, la storia, le biografie e la bibliografia della Silicia. Messi insieme da Michele Amari. Fasc. I. II. III. Lipsia 1856. 57. 8.

Von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich:

a) Mittheilungen. VIII. Bd. 5. Heft. XI. Bd. 2. 3. 4. 6. Heft. Zürich 1856. 4.

b) I. bis XII. Bericht über die Verrichtungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Vom 1. Juli 1844 — 1. November 1856.

c) Katalog der Bibliothek der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Zürich 1855. 8.

Von der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen:

a) Det k. d. vridenskabernes selskabs skrifter. 5 5 Raekke. Historisk og Philosophisk. Af deling. 2 Bands. 1. Hefte. Kiobenhaven 1856. 4.

b) Supplement aux tables du soleil de M. M. H. Hansen et C. Olufsen par P. A. Hansen. Kiobenhaven 1857. 4.

c) Oversigt over det kong d. V. S. Forhandlinger og dets Medlemmers Arbeeder i aeret 1856. Kjobenhavn 1857. 8.

Von der physikalischen Gesellschaft in Berlin:

Die Fortschritte der Physik im Jahre 1854. X. Jahrgang II. Abthl. Berlin 1857. 8.

Von der Redaktion des Correspondenzblattes für die gelehrten u. Realschulen in Stuttgart:

Correspondenzblatt Nr. 1 — 10. 1857. Stuttg. 8.

Von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher XXIV. 12. Jahrg. 2. Bonn 1857. 8.

Vom historischen Verein in Steyermark:

a) Mittheilungen. VII. Heft. Gratz 1857. 8.

b) Bericht über die VIII. allgem. Versammlung des Vereins am 1. April 1857. Gratz 1857. 8.

Von der Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. 16. Jahrgang. II. Heft. Stettin 1857. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam:

a) Verslagen en Mededeelingen. Afdeeling Natuurkunde Deel 5. Stuk 2. 3. Deel 6. Stuk 1. 2. 3. Afdeeling Letterkunde Deel 2. Stuk 1. 2. 3. Amsterdam 1857. 8.

b) Octaviae querela. Carmen, cujus auctori Joanni van Leeuwen, e vico Zeegwaart, certaminis poetici praemium secundum e legato Jacobi Henrici Hoeufft adjudicatum est in confessu publico die Martii anni 1857. Amsterd. 1857. 8.

Von der Reale accademia delle scienze in Turin:

Memoire. Serie seconda. Tomo XVI. Torino 1857. 4.

Von der Natuurkundige Vereeniging in Nederlandsch-Indie in Batavia:

Natuurkundige Tijdschrift. Deel XII. Derde Serie. Deel II. Aflevering IV. V. VI. Deel XIII. Deel III. Aflevering I. II. III. IV. Batavia 1856. 57. 8.

Von der Geological Society in London:

a) Quarterly Journal. Vol. XIII. Part. II. Nr. 50. May I. 1857. Vol. XIII. Part. III. Nr. 51. Aug. 1857. Lond. 1857. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal. No. CCLIX. No. 1. 1857.) No. CCLXI. No. 11. 1857. Calcutta 1857. 8.

Vom historischen Verein für Oberbayern in München:

a) Neunzehnter Jahres-Bericht für das Jahr 1856. München 1857. 8.

b) Oberbayerisches Archiv für vaterländ. Geschichte. 16. Bd. 3. Heft. 17. Bd. 1. und 2. Heft. München 1857. 8.

Von der k. sächsischen Gesellschaft in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. Mathem.-physik. Classe. 1856. 1857. Leipz. 1857. 8.

Von der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel:

Mittheilungen. VII. Die goldene Altartafel von Basel. Von Wilh. Wackernagel. Basel 1857. 4.

Von der Société impériale des naturalistes in Moskau:

a) Bulletin, année 1856. No. II — IV. année 1857. Moskau 1856. 1857. 8.

b) Jubilé semi-séculaire de la société, le 28. Dec. 1855. Moskau 1856. 8.

c) Rapport sur les travaux de la société par son Vice-Président H. Fischer de Waldheim. Moskau 1855. 4.

Von der Academy of science of St Louis:

Transactions. Vol. I. St. Louis 1857. 8.

Vom Herrn Sabine in London:

Observations made at the magnetical and meteorological observatory at Toronto in Canada. Vol. III. 1846. 47, 48. London 1857. 8.

Vom Herrn Johnson in Oxford:

Astronomical and meteorological observations made at the Radcliffe-observatory Oxford. In the year 1856. Vol. XVI. Oxford 1856. 8.

Vom Herrn Peters in Altona:

Astronomische Nachrichten. 45. Bd. Altona 1857. 4.

Vom Herrn Blasius in Braunschweig:

Fauna der Wirbelthiere Deutschlands und der angränzenden Länder von Mittel-Europa. I. Bd. Naturgeschichte der Säugethiere. Braunschweig 1857. 8.

Vom Herrn Grunert in Greifswalde:

a) Archiv der Mathematik und Physik. 28. Theil. I. II. u. III. Heft. Greifswalde 1857. 8.

b) Theorie der wahren und scheinbaren Bewegung eines Weltkörpers um die Sonne nebst neuen Methoden zur Bestimmung der Bahn aus drei Beobachtungen. Greifswalde 1857. 8.

Vom Herrn Flügel in Dresden:

Al-Kindi, genannt „der Philosoph der Araber. Ein Vorbild seiner Zeit und seines Volkes. Leipzig 1858. 8.

Vom Herrn Zantedeschi in Venedig:

Recherche sul calorico raggiante. Wien 1857. 8.

Vom Herrn Jakschitsch in Belgrad:

Statistique de Serbie. 1 livraison. Belgrade 1855. 8.

Vom Herrn Scheerer in Freiberg:

a) Bemerkungen und Beobachtungen über Afterkrystalle. Braunschweig 1857. 9.

b) Mineralogische Charakteristik des Prosopit. Freiberg 1856. 8.

Vom Herrn Erdmann in Stockholm:

a) Om de iakttagelser öfver vattenhöjdens och vindarnes förändringar. Stockholm. 8.

b) Nägra ord till belysing af den geoliska kartan öfver Fyris-ans Dalbäcken. Mit 4 Karten. Stockholm 1857. 8.

Vom Herrn Pictet in Genf:

Matériaux pour la paléontologie Suisse ou recueil de monographies sur les fossiles du Jura et des Alpes. 7. 8. livrais. Genève 1857. 4.

Vom Herrn P. A. Hansen in Gotha:

Tables de la lune, construites d'après le principe Newtonien de la gravitation universelle. Lond. 1857. 4.

Vom Herrn Fries in Upsala.

a) Monographia hymenomycetum Sueciae. Vol. I. Upsala 1856. 4.

b) Öfversigt af den Skandinaviska Jordens Värktighet. Upsala 1856. 8.

Vom Herrn Scheutz in Upsala:

Conspectus floraè smolandicae. Upsala 1857. 4.

Vom Herrn Hammer in Upsala:

Monographia generis fumariarum. Upsala 1857. 4.

Von den Herren Baron v. Stillfried u. Märker in Berlin:

Momumenta Zolleriana. Urkundenbuch der Geschichte des Hauses Hohenzollern. III Bde. Urkunden der fränkischen Linie. 1332—1363. Berlin 1857. 4.

Vom Herrn de Koehne in St. Petersburg:

Description du musée de feu le prince Basile Kotschoubey d'après son catalogue manuscrit et recherches sur l'histoire et la numismatique des colonies grêques en Russie ainsi que des royaumes du Pont et du Bosphore Cimmérien. Vol. I. II. St. Petersburg 1857. gr. 4.

Vom Herrn Quetelet in Brüssel:

a) Sur le climat de la Belgique. Tom. II. Bruxell. 1857. 4.

b) Annales de l'observatoire royal de Bruxelles. Tom. XI. Bruxelles 1857. 4.

Vom Herrn Bonitz in Wien:

Beiträge zur Erklärung des Sophokles. II. Heft. Wien 1857. 8.

(Schluß folgt.)

Das Inhalts-Verzeichniß des XLV. Bandes liegt bei.

Inhalts = Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1857, Band XLV.

Die Ziffern verweisen auf die Haupt=Nummer des Blattes.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe:

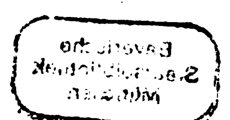
Sitzung vom 3. Mai 1857:

Sitzung vom 4. Juli 1857:



Mathematisch-physikalische Classe:

Historische Classe:



Verzeichniß der in den Sitzungen der drei Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

1857. April. Mai 22.
" " Juni 22. 28.
" " Juli 28. 79.
" " November 79.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1856/57:

Zweites Quartal. Januar — März 1857. 1. 4. 9. 11.

Drittes Quartal. April — Juni 1857. 11. 15. 18. 19. 29. 30. 32. 33. 36. 40. 41. 42. 45. 47. 48. 50. 54. 55. 56. 57. 59. 60. 61. 62.

Viertes Quartal. Juli — Sept. 1857. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 73. 74. 75. 76. 77.